Wilhelm der Große,

Deutſcher Kaiſer und König von Preußen.

Sein Leben und Wirken,

zum Gedächtnis ſeines hundertjährigen Geburtstages

dargeſtellt

von

Berthold Volz.

Mit 107 Text Abbildungen und 9 Beilagen.



Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1897.

Additional material to this book can be downloaded from http://extras.springer.com.

ISBN 978-3-662-22764-0 ISBN 978-3-662-24695-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-24695-5
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1897

Vorwort.

Das Leben Kaiser Wilhelms I. zu schreiben, ist die dankbarste Aufgabe, die ein Geschichtschreiber sich wünschen mag. Denn je tiefer er in seine Aufgabe eindringt, in um so hellerem Glanze strahlt ihm des großen Kaisers Bild entgegen. War doch bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst Kaiser Wilhelm bescheiden, stets selbstlos hinter den Helfern und Genossen seines Wirkens zurücktretend, so daß schon ein tieferes Studium dazu gehört, um zu erkennen, daß des Kaisers Anteil an seinen großen Erfolgen ein viel bedeutenderer war, als es bei oberflächlicher Betrachtung den Anschein hat. Darum tritt mit tiefster Überzeugung der Verfasser dafür ein, daß, wenn je einem Fürsten, so Kaiser Wilhelm der Beiname des Großen gebühre.

Neunzehn Fürsten sind es, denen bisher die Weltgeschichte den Beinamen des Großen beigelegt hat; aber bei der Hälfte von diesen endigt die Anerkennung an den Grenzen ihres Landes: nur neun behaupten die Ehre des Beinamens mit allgemeiner Zustimmung. Und fragen wir, was diesen neun gemeinsam ist, so ist es die Anerkennung, daß sie etwas Neues, groß und dauernd, geschaffen haben. Dies aber ist es, was uns das klare Recht giebt, diesen wahrhaft großen Herrschern unsern Kaiser Wilhelm zuzugesellen. Mit freudigster Zustimmung begrüßen wir daher die Entscheidung, die bei der Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals kein Geringerer als unsres Kaisers und Königs Majestät Selbst gegeben hat.

Jetzt naht Kaiser Wilhelms hundertster Geburtstag, den das ganze preußische und deutsche Volk als einen nationalen Festtag in pietätsvoller Dankbarkeit zu begehen sich anschickt. Frei aufragen, seiner Hülle ledig, wird an diesem Tage das großartige Denkmal, das der Enkel treue Verehrung dem Gedächtnis des großen Kaisers errichtet hat. Als *seinen* Kranz legt auf des Denkmals Stufen der Verfasser in stiller Huldigung die nachfolgenden Blätter nieder. Er hat sich in ihnen bemüht, das Werden und Wachsen, das Wollen und Wirken des großen Herrschers nach dem Leben zu zeichnen. Noch können dafür die Archive nicht benutzt werden, noch liegt der schriftliche Nachlaß des Kaisers unter Siegel; aber Erinnerung und mündliche Mitteilung haben doch manchen wertvollen Zug zu dem Bilde geliefert. Natürlich ist dazu die vorhandene umfassende Litteratur sorgfältig verglichen. Gleichwohl bleibt der Verfasser sich bewußt, wie gering seine Kraft einer Aufgabe gegenüber war, die des größten Meisters würdig ist. Der Wunsch allein, die Bewunderung und Verehrung, die für den großen Kaiser sein Herz erfüllt, auch andern mitzuteilen, hat ihm den Mut gegeben, die Feder in die Hand zu nehmen.

Breslau, den 22. Oktober 1896.

B. B.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.

Prinz Wilhelm.

		Seite
1. Kapitel.	Kronprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinzeß Luise	3
2. Kapitel.	Im Sonnenschein der Kindheit	15
3. Kapitel.	Prüfungsjahre	27
4. Kapitel.	Königsberg und Memel	40
5. Kapitel.	In großen Tagen	58
6. Kapitel.	Vom Jüngling zum Mann	85
7. Kapitel.	Die Vermählung	104
8. Kapitel.	Ein Jahrzehnt ruhigen Glückes	118

Zweites Buch.

Der Prinz von Preußen.

1. Kapitel.	Die Anfänge König Friedrich Wilhelms IV.	133
2. Kapitel.	Der Vereinigte Landtag	147
3. Kapitel.	Das Jahr 1848	159
4. Kapitel.	Der Feldzug in Baden	189
5. Kapitel.	Die Jahre der Reaktion	215
6. Kapitel.	Ehren- und Freudentage	231

Drittes Buch.

König Wilhelm.

1. Kapitel.	Stellvertretung und Regentschaft	249
2. Kapitel.	Auswärtige Angelegenheiten	265
3. Kapitel.	Die Krönung	288
4. Kapitel.	Die Armeereorganisation und der Verfassungskonflikt	315
5. Kapitel.	Deutsche Politik	334
6. Kapitel.	Die Befreiung Schleswig-Holsteins	358
7. Kapitel.	Die Auseinandersetzung mit Österreich	389
8. Kapitel.	Nach dem Kriege	430
9. Kapitel.	Preußen und Frankreich	445
10. Kapitel.	Abrechnung mit Frankreich	468

Viertes Buch.

Unser Kaiser.

Seite

1. Kapitel. Kaiser und Reich 501
2. Kapitel. Der Ausbau des Reiches (1871—1878) 523
3. Kapitel. Zehn Friedensjahre 544
4. Kapitel. Unser Kaiser daheim 554
Letztes Kapitel. Der Tag hat sich geneiget 575

Beilagen.

Am Sterbebette der Königin Luise 64
Die letzten Augenblicke König Friedrich Wilhelms III. 128
Die Trauung des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Victoria in der Kapelle des St. Jamespalastes zu London (25. Januar 1858) 254
Krönung König Wilhelms zu Königsberg am 18. Oktober 1861 304
Faksimile der eigenhändigen Aufzeichnungen König Wilhelms zu Silvester 1866 . . 442
König Wilhelm eröffnet den Reichstag des Norddeutschen Bundes am 24. Februar 1867 448
Depesche König Wilhelms an die Königin Augusta über den Sieg bei Gravelotte vom 18. August 1870 480
Anordnung Kaiser Wilhelms vom 28. Februar 1876, betreffend die gottesdienstliche Feier des 100. Geburtstages der Königin Luise. Faksimile der eigenhändigen Niederschrift 536
Kaiser Wilhelm im Kreise seiner Familie (1887) 552

Erſtes Buch.

Prinz Wilhelm.

Erstes Kapitel.

Kronprinz Friedrich Wilhelm und Kronprinzeß Luise.

Dort, wo im Park von Sanssouci der dichtere Schatten hochstämmigen Baumwuchses in der Nähe des Japanischen Häuschens zum Rasten einladet, sitzen zwei Männer, beide in Uniform, in ernstem Gespräch. Es ist im Hochsommer 1786. Der eine — wer sollte ihn nicht erkennen? eine schmächtige Gestalt, in einen etwas abgetragenen Rock und hohe, aber stark fuchsig schimmernde Stiefeln gekleidet, das faltenreiche, gebräunte Antlitz durch das hellblaue, leuchtende Auge belebt, stützt die Hände bequem auf den Krückstock. Das ist Preußens herrlicher König, der große Friedrich.

Auch des Königs Begleiter trägt den Stern des Schwarzen Adlerordens auf der Brust, wie ihn die preußischen Prinzen von ihrem zehnten Lebensjahre an tragen. Es ist Prinz Friedrich Wilhelm, des Kronprinzen ältester Sohn, den Friedrich der Große selbst vor 16 Jahren aus der Taufe gehoben. Der jugendliche Prinz, in der Uniform des Bataillons Garde, das in dem nahen Potsdam seine Garnison hat, ist mit größter Sorgfalt gekleidet; straff legen sich die gegipsten Locken gerade über die Ohren weg, genau nach Vorschrift ist der Zopf fest mit schwarzem Band durchflochten. Das gepuderte Haar, mehr noch ein ernster Zug in dem jugendfrischen Gesichte lassen den jungen Prinzen älter erscheinen, als er ist. Um mehr als Haupteslänge überragt seine schlanke Gestalt den königlichen Großoheim; aber ein Ausdruck warmer Hingebung, der in den offenen Zügen des Prinzen liegt, mildert selbst für das Auge den Unterschied.

Der König zieht ein Buch aus der Tasche — Lafontaines Fabeln — und läßt den jungen Prinzen aufs Geratewohl eine daraus übersetzen. Mit großer Fertigkeit erledigt der Prinz die Aufgabe; aber das Lob, das der König ihm spendet, lehnt er mit Bescheidenheit ab: es sei eine Fabel gewesen, die er erst jüngst bei Herrn Benisch, seinem Informator, eingeübt,

und die ihm darum habe geläufig sein müssen. Da erheiterte sich das ernste Gesicht des Königs; freundlich streichelte er dem jungen Prinzen die Wange. „So ist's recht, lieber Fritz!" sagte er. „Nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was du nicht bist; sei stets mehr, als du scheinst!" Goldene Worte, die dem Prinzen allezeit unvergeßlich geblieben sind.

Damit stand der König auf und schritt langsam mit dem Prinzen die Hauptallee hinab auf den Obelisken zu, der dem Parkausgange gegenüber steht. „Fritz", sprach er eindringlich zu seinem jungen Begleiter, „werde was Tüchtiges par excellence. Es wartet Großes auf dich. Ich bin am Ende meiner Karriere, und mein Tagewerk ist bald absolviert. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Überall liegen Gärungsstoffe, und leider nähren die regierenden Herren sie, vorzüglich in Frankreich, statt zu kalmieren und extirpieren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn das zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los. Ich fürchte, du wirst mal einen schweren, bösen Stand haben. Habilitiere, rüste dich! Sei fromm: denk' an mich! Wache über unsere Ehre und unseren Ruhm! Begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!"

Der Obelisk war erreicht. „Sieh ihn an", sprach der König weiter, indem er stehen blieb, „schlank, aufstrebend und hoch steht er da, und doch fest in Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu dir: Ma force est ma droiture. Die Spitze überschaut und krönt das Ganze, trägt aber nicht, sondern wird von allem getragen, was unter ihr liegt, vorzüglich von dem unsichtbaren, in der Tiefe untergebauten Fundamente. Das tragende Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue; darin allein kannst du stark und glücklich sein!" Und mit diesen Worten maß er mit festem Blick den jungen Prinzen von der Fußsohle bis zum Scheitel, reichte ihm die Hand, küßte ihn und entließ ihn mit der Mahnung: „Vergiß diese Stunde nicht!" Damit wandte er sich und schritt langsam in den Park zurück.

Sie schieden fürs Leben; denn nur erst, als die leuchtenden Augen für immer sich geschlossen, sollte Prinz Friedrich Wilhelm den königlichen Großoheim wiedersehen. Um so tiefer, wie ein Vermächtnis prägte das Abschiedswort des erlauchten Greises dem jungen Herzen sich ein. Und nimmer in einer langen und gesegneten Regierung hat seiner König Friedrich Wilhelm III. vergessen.

Denkwürdiger Moment, wie dort am Fuße des Obelisken Hand in Hand die beiden Fürsten stehen, welche, nur durch eine kurze Spanne Zeit

geschieden, von 1740 bis 1840 ein ganzes volles Jahrhundert preußischer Geschichte umspannen: wie die sinkende Sonne des großen Friedrich ihre letzten Strahlen hinüberwirft zu dem jungen Friedrich Wilhelm, dessen Gestirn bald aus trüben Nebeln sich erheben sollte. —

In freudeloser, liebeleerer Jugend war der Prinz herangewachsen. Sein Vater kümmerte sich nicht um ihn, und auch seine Mutter, die Kronprinzessin Luise, sah ihn oft tagelang nicht. Sie war eine Tochter der Landgräfin Karoline von Hessen, der geistvollen Freundin Friedrichs des Großen, der in ihr „die Zierde und die Bewunderung ihres Jahrhunderts" sah. Die Erziehung der kronprinzlichen Kinder blieb somit der Dienerschaft und dem Hofmeister Benisch überlassen, der dazu durchaus ungeeignet war. Ein grämlicher und kränklicher Mensch, schrie er die Prinzen, wenn sie einmal ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit nachgaben, in maßlosen Ausdrücken an und verschüchterte sie dadurch ganz und gar. Aber auch der Philosoph Engel, ein wunderlicher Heiliger, und der geistvolle Sonderling Leuchsenring, die dem Prinzen Friedrich Wilhelm und seinem jüngeren Bruder Ludwig später Unterricht erteilten, wußten die jungen Gemüter nicht zu erfassen. So blieben die guten Anlagen der Prinzen unausgebildet. Friedrich Wilhelm, von Natur schüchtern und bescheiden, wurde in sich gekehrt, menschenscheu und verlegen in seinem Auftreten. Alles Selbstvertrauen wurde in ihm erstickt. Aber sein tiefes und reines Gemüt widerstand der Verbildung. Nichts lag ihm allezeit ferner als Neid und Arglist, Hochmut und Arroganz. Er konnte niemand leiden sehen und war stets fast ängstlich bedacht, niemand den Unterschied der Stellung empfinden zu lassen.

Der Tod des großen Friedrich, die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms II. machte den jungen Prinzen zum Kronprinzen von Preußen. Darin lag für ihn die Nötigung, mehr als bisher in die Öffentlichkeit hinauszutreten. Aber alle Repräsentation war ihm zuwider; er fühlte sich in der Gesellschaft unsicher und blieb daher am liebsten allein oder im engsten Kreise weniger Bekannten. Dem Prinzen Ludwig gab er vor allen den Vorzug, der, von lebhafterer Art und mehr heiteren Naturells, dem um drei Jahre älteren, ernsten Bruder sich doch mit inniger Neigung anschloß, ja vielleicht, weil er ihn nicht suchte, einigen Einfluß auf ihn gewann.

Zum Gouverneur erhielt der Kronprinz jetzt den Grafen Karl Brühl, einen Sohn des bekannten sächsischen Ministers, zum Flügel-Adjutanten den Major von Köckeritz. Die Wahl war ungeschickt, aber sie that dem Herzen des Kronprinzen wohl. Zwar zu Brühl entwickelte

sich kein näheres Verhältnis, aber zu Köckeritz faßte er bald Zuneigung. Denn Köckeritz, im Kadettenhause erzogen, aus dürftigen Verhältnissen langsam emporgestiegen, war durchaus eine idealistisch angelegte Natur. Ein Muster der Ordnung im Dienst, durchdrungen von Humanität, wünschte er alle Menschen glücklich zu machen; aber er war überängstlich in seinen Entschlüssen und suchte den Rat anderer, da es ihm an Vertrauen zu sich selber völlig gebrach. Das war nicht der Mann, dessen der Kronprinz in diesen Jahren der Charakterbildung bedurft hätte. Aber er wollte nur, was recht und gut war: das verschaffte ihm die Achtung und bald die Freundschaft seines jugendlichen Herrn.

Durch seine Stellung steht ein Kronprinz stets im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Man machte im Volke sich ein Bild von ihm, das in seinen Grundlinien wohl etwas grell, aber nicht unrichtig war. Graf Mirabeau zeichnet es nach dem, was er hörte. „Der Kronprinz besitzt", sagte er, „einen schönen Charakter, wenn auch nicht gefällige Formen. Er ist ungewandt, aber alles hat bei ihm ein bestimmtes Gepräge. Er ist unhöflich, aber er ist wahr. Er forscht bei allem nach dem Grunde. Er ergiebt sich nie, außer auf ein vernünftiges Weil." Vornehmlich aber fiel der Gegensatz in die Augen, in den der Kronprinz sich zu seinem königlichen Vater stellte, dessen Lebensauffassung und Lebensführung im Grunde seiner Seele ihm zuwider war, und im schroffen Widerspiel dazu die schwärmerische Bewunderung, die er für den heimgegangenen großen Friedrich im tiefsten Herzen empfand und rückhaltslos aussprach.

Wohl mochte das Herz des Patrioten in Freude höher schlagen, wenn er, des Vaterlandes Hoffnung, die prinzlichen Brüder sah, beide hochgewachsen, stattlich, blonde Germanensöhne, blühend in frischer Jugendkraft; der Kronprinz mit einem Zuge männlichen Ernstes, Prinz Ludwig, etwas kleiner von Gestalt, unbefangen, mit heiterem Mute dem Leben entgegenschauend.

Und nun trat mit ganzem Ernste das Leben an sie heran. König Friedrich Wilhelm II. hielt es für Ritterpflicht, dem durch die Revolution je länger je mehr bedrängten französischen Königspaare zu helfen. Eifrig dazu von Österreich umworben, erklärte er Frankreich den Krieg und brach an der Spitze eines Heeres von 45 000 Mann auf. Nicht Frankreich niederzuwerfen war sein Ziel — dazu war das Heer ja viel zu klein: er hatte es vielmehr nur auf einen raschen Vorstoß gegen Paris abgesehen, um dem französischen Könige Luft und dem — wie man ihm versicherte — royalistisch gesinnten platten Lande Mut zu einer Erhebung

gegen das gewaltthätige Treiben der Jakobiner zu machen. Man meinte nicht anders, als daß der Feldzug nur ein militärischer Spaziergang, etwa wie die Campagne in Holland 1787, sein würde. Darum schloß sich der König selbst mit großem Gefolge dem vorrückenden Heere an und trug auch kein Bedenken, seine beiden ältesten Söhne mit ins Feld zu nehmen.

Allein völlig täuschte sich die Erwartung des Königs und seiner Ratgeber. Der Vorstoß mißlang: das konservative Europa wich vor dem revolutionären Frankreich zurück, und die Preußen traten den Rückzug an den Rhein an, um im nächsten Frühjahr den Vorstoß mit größerem Nachdruck zu wiederholen. Daher kehrte der König nicht nach Berlin zurück, sondern zog es vor, für den Winter sein Hauptquartier in Frankfurt am Main zu behalten.

Von Darmstadt bis Frankfurt ist nur eine kurze Fahrt. Die verwitwete Landgräfin Marie Luise von Hessen in Darmstadt hielt es daher, als der Frühling kam, für schicklich, den König von Preußen, den Gemahl ihrer Nichte Luise, in Frankfurt zu begrüßen und ihre beiden heranwachsenden Enkelinnen, die jungen Herzoginnen von Mecklenburg-Strelitz, Luise, die eben 17 Jahre geworden war, und die 15jährige Friederike dem Könige vorzustellen. Die Landgräfin, auf der Heimreise von Hildburghausen nach Darmstadt begriffen, hatte nur einen kurzen Besuch gemeint; aber der König empfing sie so herzlich mit den jungen Prinzessinnen, daß sie seine Einladung zum Souper nicht ablehnen konnte und die Weiterfahrt bis zum nächsten Tage hinausgeschoben wurde. Glückselige Märztage! Freudentage der preußischen Geschichte! In ihnen entschied sich des Kronprinzen Geschick; überreichen Ersatz für eine lange freudenlose Jugend sollte sie ihm bringen.

Der König beeilte sich, auch seine Söhne der greisen Freundin vorzustellen. Mit elementarer Gewalt ergriff der Anblick der Herzogin Luise den Kronprinzen. So bestimmt vernahm er in seinem Herzen des Schicksals Stimme. Nicht der Abend, in heiter angeregter Geselligkeit verbracht, entschied, sondern er befestigte nur, was der erste Augenblick entschieden hatte, als die Prinzessin vor ihm stand, eine liebliche, schlanke Erscheinung, wunderschön von Wuchs, im Schmucke reichen, dunkelblonden Haares, in den tiefblauen Augen ihr reiches Gemüt, ihr warmes religiöses Empfinden widerspiegelnd, und durch die edle Natürlichkeit ihres Wesens, durch die Reinheit ihres Herzens und durch die Idealität ihrer ganzen Geistesrichtung gleichsam von einem magischen Schimmer umflossen, der seines herzgewinnenden Eindrucks nimmer verfehlte.

Aber auch der jungen Prinzessin Herz hatte sich alsbald dem Kronprinzen zugewandt, dessen ernster, lauterer Sinn nicht minder wie seine männlich schöne Erscheinung in der Tiefe sie fesselte. So wurden es beiden Freudentage, als auf die angelegentliche Einladung des Königs die Landgräfin mit ihren lieblichen Enkelinnen ihren Besuch in Frankfurt wiederholte. Und als der Wiederbeginn des Feldzuges herannahte, wurde am 24. April 1793 bei der glücklichen Großmutter in Darmstadt fröhlich die Verlobung des Kronprinzen mit der Herzogin Luise gefeiert, oder vielmehr die Doppel-Verlobung; denn schnell hatten sich auch die Herzen des Prinzen Ludwig und der zu vollem Liebreiz erblühenden Herzogin Friederike gefunden.

Der Feldzug begann. Allein so lange sich das Hauptquartier des Königs noch in der Nähe befand, kamen unter großmütterlichem Schutze wiederholt von Darmstadt die glücklichen Bräute herüber, ihre Verlobten zu besuchen. Bei einer solchen Gelegenheit, im Feldlager bei Bodenheim, sah Goethe sie, der im Gefolge des Herzogs Karl August von Weimar den Feldzug mitmachte. Sie kamen in dem Kriegsgetümmel wie „himmlische Erscheinungen" ihm vor, die einen unauslöschlichen Eindruck — so schreibt er unter dem 29. Mai 1793 in seinem Tagebuch — auch auf ihn, den gereiften Mann, machten.

Die fürstlichen Bräute waren Töchter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz. Als nachgeborener Prinz hatte dieser es vorgezogen, in fremdländische Dienste zu treten, und war in Kur-Hannover bis zum General-Gouverneur mit dem Range und Titel eines Feldmarschalls aufgestiegen. In Hannover war ihm, der in glücklichster Ehe mit der Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt vermählt war, am 10. März 1776 die Herzogin Luise geboren worden. Sie war des Herzogs sechstes Kind; allein drei von den älteren Kindern waren den Eltern durch den Tod wieder entrissen worden; nur die Herzoginnen Charlotte und Therese waren noch am Leben. Wohl folgten in den nächsten Jahren noch mehrere Kinder, allein nur die Herzogin Friederike blieb von diesen ihren Eltern erhalten.

Die Einkünfte des Herzogs waren bescheiden und geboten eine weise Sparsamkeit. Auf einen Hofstaat verzichtete der Herzog unschwer in seinem schlichten Sinne. Von einer Hofetikette war bei ihm nicht die Rede. Um so inniger und freier war der Verkehr der heranwachsenden Kinderschar mit den fürstlichen Eltern. Auch die Hofdame der Herzogin, Fräulein von Wolzogen, fand in der Erziehung der kleinen Prinzessinnen ein dankbareres Feld der Thätigkeit als in der Repräsentation. Es war

die Atmosphäre innigen deutschen Familienlebens, die das herzogliche Haus durchwehte. Da traf es der schwerste Schlag, der es treffen konnte: die Herzogin Friederike, die fürsorgende Mutter, starb am 22. Mai 1782.

Dem tiefgebeugten Herzoge war es eine wohlthätige Ablenkung, daß damals gerade anstatt seiner bisherigen Dienstwohnung, in der alles an seinen schmerzlich empfundenen Verlust ihn erinnerte, ihm eine andere in dem kurfürstlichen Schlosse Herrenhausen vor Hannover überwiesen wurde. Für die Kinder zudem ein großer Gewinn. Denn hier in fast ländlicher Stille konnten sie in Park und Blumengarten sich fröhlich umhertummeln, daß oft von ihrem Lachen und Jubeln das dichte Blätterdach der hochwipfeligen Linden widertönte. Hier ward die Liebe zur Natur und zu ländlicher Zurückgezogenheit der jungen Herzogin Luise ins Herz gepflanzt, die stets ein eigenartig schöner Zug in ihrem Charakter geblieben ist.

Luise war acht Jahre geworden, als sie mit ihren Geschwistern den Vater nach Darmstadt zur Großmutter, der verwitweten Landgräfin von Hessen, begleitete. Der Herzog Karl hatte den Mut, sein zertrümmertes häusliches Glück wiederaufzubauen; er vermählte sich am 28. September 1784 mit der jüngeren Schwester seiner heimgegangenen Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von Hessen. Bis zum nächsten Frühling blieb die ganze fürstliche Familie in Darmstadt vereint, und nur mit vielen Thränen schied die warmherzige, liebliche Luise von der ihr so lieb gewordenen Großmutter.

Noch war das Jahr 1785 nicht zu Ende, als der Herzog Karl zum zweitenmal Witwer war. Die Herzogin Charlotte starb, nachdem sie ihren Gemahl mit einem Knaben beschenkt, der nach seinem Vater Karl genannt wurde, schon am 12. Dezember. Das herbe Geschick beugte den Lebensmut des Herzogs; er nahm seinen Abschied und siedelte mit seinen Kindern ganz nach Darmstadt über. Hier war es die Landgräfin, die jetzt ganz die Erziehung der jungen Herzoginnen in ihre Hand nahm. Zwar die älteste der Enkelinnen, die Herzogin Charlotte, hatte eben erst den Herzog von Hildburghausen geheiratet; und 1788 vermählte sich die zweite, die Herzogin Therese, mit dem Erbprinzen von Turn und Taxis. Aber nur um so inniger widmete sich die Landgräfin den beiden lieblich erblühenden Enkelinnen, die in ihrer Obhut blieben. Sie gab ihnen in Mlle. Gelieux aus Neufchatel eine französische Gouvernante, der sich die Prinzessinnen bald mit Herzlichkeit anschlossen. Die Fürstensitte der Zeit verlangte eben eine überwiegend französische Erziehung; aber das echt deutsche Empfinden der jungen Herzogin hat sie nicht zu unterdrücken

vermocht. Deutschlands Herrlichkeit zu schauen war schon in jungen Jahren ihr ein Genuß, ja eine innerliche Erhebung. Zum Besuche bei ihrer Tante, der Pfalzgräfin von Zweibrücken, in Straßburg weilend, bestieg sie die Plattform des Straßburger Münsters und schaute mit Entzücken das gesegnete Elsaß zu ihren Füßen ausgebreitet, das damals noch dem Deutschen Reiche entfremdet war. Hätte sie doch in der Zukunft lesen können! Durchaus wollte sie auch noch die steilen Stufen bis unter das Kreuz des Turmes erklettern; allein die Angst, welche Mlle. Gelieux über diesen Gedanken sichtlich empfand, erregte das Mitgefühl der kühnen Prinzessin und brachte von dem Wagnis sie ab. Von Straßburg ging die Reise dann den Rhein hinab bis zu den Niederlanden, eine Fülle anziehender Bilder darbietend, die mit offenem Sinn und Herz die junge Fürstin in sich aufnahm.

Die Kaiserkrönungen, zuerst die Leopolds II. am 1. September 1790, dann die Franz' II. am 1. März 1792, mit ihren prunkvollen Festlichkeiten führten die jugendlich schaulustigen Prinzessinnen nach Frankfurt. Die Landgräfin war seit langen Jahren mit Frau Aja, Goethes Mutter, befreundet, die ihr stattliches Haus am Hirschgraben allein bewohnte. Bei der Frau Rat wurde darum auf deren dringende Einladung gern Quartier genommen. Das war ein fröhliches Treiben dort in dem alten Hause während der festlichen Tage. Und Frau Aja fand ihre Freude darin, den munteren Fürstenkindern in allem ihren Willen zu lassen. Da erzählte sie ihnen, wenn die Dämmerung kam, wie einst ihrem Wolfgang, wundersame Geschichten, und danach finden wir sie mit den jungen Herzoginnen in der Küche, alle eifrig beschäftigt, Eierkuchen mit Speckfalat zum Abendessen zu bereiten. Mlle. Gelieux war wohl nicht immer so ganz einverstanden: aber auch dann wußte die Frau Rat, die bei ihrem weißen Haar ein jugendlich empfindendes Herz sich bewahrt hatte, einen Ausweg zu finden. Auf dem Hofe stand eine Pumpe. Kaum war sie entdeckt, so machte sich „Prinzeßchen" Luise daran, von der Schwester wacker unterstützt, eifrig zu pumpen, daß das Wasser nur so in rauschenden Strömen sich ergoß. Wenn es nur Mademoiselle nicht hört! Und Frau Rat drehte leise den Stubenschlüssel um: so war Mlle. Gelieux gefangen, bis die Prinzessinnen sich müde gepumpt hatten. Unvergessen blieben allen Beteiligten diese heiteren Frankfurter Tage; und die Freundschaft mit Frau Rat Goethe hat bestanden, bis der Tod sie löste.

Als Braut finden wir die Prinzessin Luise in Frankfurt wieder. Aber der sonnig strahlende Himmel bräutlichen Glückes umzog sich ihr bald mit düsterem Gewölk: der Krieg entführte ihr den fürstlichen Ver-

lobten. Doch noch bevor der Feldzug des Jahres 1793 beendet war, traf König Friedrich Wilhelm II. die Bestimmungen über die Vermählung. Denn seit auch das Haupt der französischen Königin unter dem Blutbeile gefallen war, und Österreich hinter seinem Rücken über eine weitere Teilung Polens mit Rußland geheime Verhandlungen begonnen hatte, verlor die Rhein-Campagne so sehr an Bedeutung, daß er am Rhein sich die Hände frei zu machen strebte, um in Polen mit Nachdruck aufzutreten. Er gab daher zu Anfang des Dezember seinen Söhnen die Erlaubnis, von der Belagerung von Landau nach Berlin zurückzukehren, um dort ihre Vermählung zu begehen. Am 22. Dezember hielten demgemäß die beiden fürstlichen Bräute, geleitet von ihrem Vater und der greisen Großmutter, durch das Brandenburger Thor ihren Einzug in Berlin. Ihre natürliche Anmut wie ihre jugendfrische Lieblichkeit gewannen im Fluge ihnen alle Herzen.

Am Ende der Linden war eine Ehrenpforte errichtet, an der eine Schar von Knaben in grünen Gewändern und eine Schar kleiner Mädchen, in weiß und rosa gekleidet, den festlichen Brautzug empfing. Die kleine Sprecherin der Schar trat vor und begrüßte die zukünftige Kronprinzessin durch ein ihr huldigendes Gedicht. In sichtlicher Bewegung hörte die Prinzessin es; als aber die Kleine die Schlußverse sprach: „Heil Dir! der künftigen Welt wirst Du Monarchen geben, beglückter Enkel Mutter sein!“ da übermannte die Prinzessin Luise ihr Gefühl: sie beugte sich zu der kleinen Sprecherin nieder und küßte sie mit überströmendem Herzen. Zu jubelnden Hochrufen riß der kleine und doch so sprechende Vorgang die Umstehenden hin; allein Frau von Voß, die als künftige Oberhofmeisterin der Prinzessin gegenübersaß, konnte doch nicht umhin, halblaut der fürstlichen Braut zu bemerken: „Mon Dieu, Hoheit, welch ein Verstoß gegen die Etikette!“

„Wie, Excellenz,“ erwiderte die Herzogin Luise, „darf ich das nicht mehr thun? Darf ich als Kronprinzessin meinem Herzen nicht mehr folgen?“ Und mit einem glücklichen Lächeln schaute sie unbefangen die Gestrenge an.

Zwei Tage später, am 24. Dezember 1793, fand im Weißen Saale des Berliner Schlosses die Trauung des kronprinzlichen Paares statt. Der Oberhofprediger Sack vollzog sie. Am Schlusse der Traurede, nachdem die Einsegnung geschehen war, wandte er sich an die Kronprinzessin. „Von der Liebe, die Ihre Königliche Hoheit ihm weihen“, sprach er, „erwartet der Prinz, was weder Macht noch Würde ihm verleihen können: die zärtliche Freundschaft häuslicher Vereinigung, den geheiligten

Segen häuslichen Glückes." Und er schloß: „Der Hof und die ganze Nation erwarten von Ihnen ein glänzendes Beispiel. Schöne, gesegnete und heilige Verbindung, die solche Erwartungen wecken, so viele Segnungen ankünden kann!"

Das „Kleine Palais", einst für Friedrich den Großen hergerichtet, jetzt Palais der Kaiserin Friedrich, damals aber sehr schlicht innen und außen, wurde dem kronprinzlichen Paare als Wohnung überwiesen, während in dem daneben liegenden, durch einen bedeckten Gang damit verbundenen „Prinzessinnen-Palais" Prinz Ludwig, dessen Vermählung mit der Herzogin Friederike zwei Tage nach der des Kronprinzen stattgefunden hatte, sein Heim gewann. So blieben auch nach ihrer Vermählung die fürstlichen Schwestern ungetrennt und lebten um so leichter und freudiger in die größeren Verhältnisse, in die neuen Pflichten sich ein, welche die Vermählung ihnen gebracht hatte. Und die warmherzige, aber scharf beobachtende Oberhofmeisterin schrieb beim Jahresschluß befriedigt in ihr Tagebuch: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und so reizend zugleich; und der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Engels innig gönnt."

Zweites Kapitel.

Im Sonnenschein der Kindheit.

„Herr Obergeneral, sind Sie entschieden, den Titel eines Wohlthäters der Menschheit sich zu verdienen, der wahrhafte Retter Deutschlands zu sein?“ schrieb am 31. März 1797 der General Bonaparte an den Erzherzog Karl von Österreich, den Abschluß des Friedens ihm empfehlend. Der Erzherzog war nicht dazu entschlossen; aber „der wahrhafte Retter Deutschlands“ war schon da! Der Welt noch verborgen, ein Knäblein von wenig Tagen, lag er in schlichter Wiege, von leichten grünseidenen Gardinen verhüllt, im Kleinen Palais in Berlin, des jungen kronprinzlichen Paares zweiter Sohn: unser Kaiser Wilhelm! Am 22. März 1797, um drei Viertel auf 2 Uhr mittags, hatte die Kronprinzessin Luise mit diesem Knäblein ihren Gemahl, nein das deutsche Volk beschenkt. Wer in die Zukunft zu sehen vermöchte!

Es waren nicht immer sonnenhelle Tage gewesen, welche die Kronprinzessin in ihrer jungen Ehe bis dahin zu verleben hatte. Aber der Sonnenschein überwog doch weitaus. Vortrefflich stimmte ihre anmutige Natürlichkeit zu dem schlichten Sinne des Kronprinzen. Das fürstliche Paar atmete auf, wenn es den Prunk der Hoffeste hinter sich hatte und Luise wieder im anspruchslosen Hauskleide vor ihrem Gemahl erschien.

„Gott sei Dank“, sagte er, „daß du wieder meine Frau bist!“

„Wie? Bin ich das nicht immer?“

„Ach nein! Du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein!“

Bis in die fernsten Kreise der Bevölkerung war die Kronprinzessin binnen kurzem beliebt geworden. Man erzählte sich unzählige kleine Züge von ihr, die ebenso ihre anspruchslose Natürlichkeit wie ihre Herzensgüte beleuchteten: wie sie ihre Verspätung bei einer Gesellschaft zu dem Hausherrn, einem der Minister, mit den Worten entschuldigt: „Entschuldigen Sie freundlichst unser spätes Kommen; „mein Mann“ hatte noch Geschäfte!“ — wie sie, als der König an ihrem Geburtstage nach ihren Wünschen sie fragte, um eine Hand voll Gold für die Armen

ihn gebeten — wie anſprechend und gemütlich ſie die Abende zu geſtalten wußte, wenn ſie im Kreiſe ihrer nächſten Verwandten die Hausfrau machte.

Allzu bald indes griff wieder das Staatsintereſſe in die Idylle der jungen Ehe ein. Die geringen Erfolge, welche Rußland gegen Polen hatte, legten Preußen, dem Verbündeten Rußlands, die Verpflichtung auf, mit um ſo größerem Nachdruck gegen die der Teilung des Königreichs



Königin Luiſe.

widerſtrebenden Polen vorzugehen. Der König Friedrich Wilhelm begab ſich daher ſelbſt auf den Kriegsſchauplatz, rückte an der Spitze eines Heeres von 50000 Mann in Polen ein und zwang die Polen in dem ſiegreichen Gefecht bei Raffka zum Rückzuge. Darauf beſetzten die Preußen Krakau und begannen Warſchau zu belagern.

Der Kronprinz und Prinz Ludwig waren im Mai ihrem königlichen Vater ins Feld gefolgt. Unter dem Oberbefehle des Königs führten ſie ſelbſt eine Sturmkolonne gegen die Kreuzſchanze von Wola, mutig dem

Feuer der Feinde ſich ausſetzend. Aber nicht weniger mutig als ſie, ſagte die Kronprinzeſſin, als ſie die Meldung von dem Angriffe erhielt: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann ſich preisgibt; aber ich ſehe ein, daß der Kronprinz, welcher der erſte nach dem Könige auf dem Thron iſt, auch der erſte nach ihm im Felde ſein muß.“ Indes bald wurde die Sorge von ihr genommen. Die Preußen hoben die Be-



König Friedrich Wilhelm III.

lagerung auf und bezogen ein verſchanztes Lager: worauf der König mit den Prinzen wieder nach Berlin zurückkehrte.

Das war der Kronprinzeſſin ein unausſprechlicher Troſt in der ſchweren Prüfung, die wenige Tage nach der Rückkehr des Kronprinzen über ſie kam. Die Hintertreppe ihres Palais hinabſchreitend, ſah die Prinzeſſin plötzlich einen ganz fremden Mann vor ſich ſtehen. Es war ein harmloſer Reiſender, der ſich von einem Lakaien das Schloß zeigen ließ. Gleichwohl erſchrak die Kronprinzeſſin ſo heftig, daß ſie die ſteile

Treppe hinabstürzte. Die traurige Folge war, daß sie am 7. Oktober 1794 von einer toten Prinzessin entbunden wurde. Mit bewunderungswürdiger Fassung ertrug sie die Versagung ihres größten Wunsches; ihr frommes Herz ergab sich ganz in den Willen Gottes. Dabei litt sie unbeschreiblich; aber auch in den größten Schmerzen bewies sie eine Geduld und Stille des Gemütes, wie nur eine starke Seele sie zu zeigen vermag.

Um so inniger war die Freude der jugendlichen Mutter, als nur ein Jahr später — am 15. Oktober 1795 — ihr ein Sohn geschenkt wurde, der Prinz Friedrich Wilhelm, seines Namens später auf dem Throne der Vierte. Damit erreichte das Glück des kronprinzlichen Paares die schönste Vollendung; friedevoll und heiter wurde das Leben aller um es her von seinem Glücke miterfüllt und für jeden wohlthuend, der ihm nahe trat. Um des Kleinen willen verlangte die Kronprinzessin, als der Frühling kam, hinaus aufs Land. Wohl hatte der König ihr vor zwei Jahren zu dem ersten Geburtstage, den sie als Kronprinzessin beging, das Schloß Oranienburg geschenkt; aber es war ihr viel zu groß und prächtig, als daß sie rechtes Gefallen daran gefunden hätte. Darum kaufte der Kronprinz aus seinen Ersparnissen für 30000 Thaler das Gut Paretz, 15 Kilometer von Potsdam havelabwärts gelegen. Schloß und Park wurden hergerichtet, aber in der schlichtesten Weise. Und so sehr sagte die ländliche Stille und Lebenseinfachheit der Kronprinzessin zu, daß sie scherzend zu einer fremden Fürstin meinte: „Ich gefalle mir ausnehmend als gnädige Frau von Paretz.“

Aber nach dem heiteren Sommer barg der Winter neue Prüfungen in seinem Schoße. Nach einer Krankheit von wenig Tagen starb Prinz Ludwig am 28. Dezember 1796. Das Mitgefühl mit der erst 18jährigen Witwe, ihrer Schwester, mit dem verwaisten kleinen Prinzen Friedrich, ergriff die Kronprinzessin in der Tiefe. Da erkrankte auch der Kronprinz lebensgefährlich; er konnte nicht sprechen, kaum atmen. Nicht einen Augenblick wich die Kronprinzessin von seinem Bette; und ihrer aufopfernden Pflege zusammen mit der kräftigen Natur des Kronprinzen wich endlich die Krankheit; am 6. Januar 1797 traten Anzeichen der Besserung zu Tage und drei Tage später war der hohe Kranke außer Gefahr. Der Tod erwählte sich ein anderes Opfer: wenige Tage später starb am 13. Januar die Königin Elisabeth Christine, die greise Witwe Friedrichs des Großen.

Dies alles warf seine Schatten über den Winter; aber der Frühling brachte dem kronprinzlichen Paare helle, reine Freude: er schenkte in dem Prinzen Wilhelm ihm seinen zweiten Sohn.

Leicht und glücklich war die Entbindung von statten gegangen; der kleine Prinz war sehr munter, und am 30. März schon durfte die Kronprinzessin wieder aufstehen. So konnte denn schon wenige Tage darauf die Taufe stattfinden. Es war am 3. April. Im Audienzsaale des kronprinzlichen Palais war unter einem rotsammetnen Baldachin ein Altar errichtet worden, auf dem mehrere Kerzen brannten. Im Halbkreise vor dem Altare standen neben dem Kronprinzen die Paten: voran der König und die Königin, dann die verwitwete Prinzessin Ludwig, die Schwester der Kronprinzessin. Auf diese folgten, vom Alter gebeugt, die greisen Prinzen Heinrich und Ferdinand mit ihren Gemahlinnen, die jüngeren Brüder Friedrichs des Großen, die gleichsam den Lorbeer der Friedericianischen Zeit dem erlauchten Täufling darzubieten schienen. Die Geschwister des Kronprinzen und sonstige Verwandte schlossen den fürstlichen Reigen. Durch Abgesandte waren andere Paten vertreten, wie der Kaiser Paul von Rußland und dessen Gemahlin. Die Oberhofmeisterin hielt den Täufling während der Taufrede des Oberkonsistorialrates Sack; dann überreichte sie ihn mit tiefer Reverenz dem Könige, und auf dessen Armen empfing der kleine Prinz die Taufe. Er erhielt die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig: Wilhelm sollte sein Rufname sein.

Der „prächtige kleine" Prinz — wie ihn Frau von Voß nennt — gedieh unter den Augen seiner liebreich fürsorgenden fürstlichen Eltern vortrefflich; aber er war ein sehr zartes Kind, dessen Gesundheit doch mitunter ihnen ernstlich Sorge machte. Ja, als er drei Viertel Jahr alt war, erkrankte er bedenklich an einem „Brustfieber", so daß aus allen Ständen unaufhörlich im Palais angefragt wurde, wie es ihm ginge. Allein seine gute Natur überwand glücklich die Gefahr.

Unterdessen war in Paretz der Bau des neuen Schlößchens, das eigentlich ein schlichtes Wohnhaus war, durch den Oberbaurat Gilly und die Herrichtung des Parkes durch den Hofgärtner Garmatter vollendet worden. Am 2. September siedelte daher die kronprinzliche Familie dorthin über. Man fand sich leicht hinein in die einfachen Verhältnisse. Daß der Gottesdienst in einer Scheune gehalten wurde, da die Kirche noch unvollendet war, hinderte niemand, ihn zu besuchen. Eine wandernde Menagerie kam durch das Dorf: sie wurde in Augenschein genommen. Am folgenden Sonntage war Erntekranz: als Gutsherrschaft nahmen auch Kronprinz und Kronprinzessin zwanglos an dem Tanze teil. Eine Landpartie wurde unternommen, bei der alles fröhlich auf großen Leiterwagen auf Strohsäcken saß. Eine wandernde Bergmannskapelle meldete sich und durfte ihre Weisen aufspielen. Es waren Offiziere vom

Bataillon Garde aus dem nahen Potsdam, die sich verkleidet hatten und, als man den Scherz entdeckte, bis zum späten Abend als Gäste dabehalten wurden.

Aber einen Schatten auf diese Fröhlichkeit warfen die üblen Nachrichten, die über das Befinden des Königs einliefen. Ohne Erfolg hatte er im Sommer das Bad Pyrmont besucht, und nun im Herbste, wo er sich in das Marmorpalais bei Potsdam zurückgezogen, ging es rasch mit ihm abwärts. Der Kronprinz verlegte seinen Hofhalt wieder nach Berlin; am 15. November sah er seinen königlichen Vater zum letztenmal. Schon am folgenden Tage berief der Tod des Königs ihn selber auf den preußischen Königsthron. Aus seiner Umgebung begrüßte ihn jemand als König Friedrich III. „Nein", antwortete der junge König mit charakteristischer Bescheidenheit, „Friedrich Wilhelm will ich heißen; Friedrich ist mir unerreichbar." So bestieg er als König Friedrich Wilhelm III. den Thron seiner Väter.

Aber auch als König blieb er, soweit es die Umstände zuließen Kronprinz. Er blieb in dem Kleinen Palais wohnen, in dem er bisher sich so glücklich gefühlt; er erklärte der großen Schuldenlast gegenüber, die von seinem Vater auf ihn überkommen war, daß er auch als König von den bisherigen Einkünften des Kronprinzen leben wollte. Er erwiderte der Oberhofmeisterin, die auf die Notwendigkeit strengerer Etikette im Verkehr mit der Königin hinwies: „Liebe Voß, uns Eheleute lassen Sie nur in alter guter christlicher Ordnung einfach Mann und Frau sein. Das ist eben Herzenssache. In meinen vier Pfählen will ich nicht König, sondern glücklich sein." Er blieb den Kindern derselbe zärtliche Vater wie bisher. Jeden Abend vor dem Schlafengehen ging er mit der Königin zu den Betten der schlafenden Kinder, betrachtete sie sinnend und küßte leise ein jedes auf die Stirn. Er ging mit der Königin Arm in Arm auf den Weihnachtsmarkt, um die Geschenke für seine Kleinen selbst einzukaufen. Das war die Lebensluft, in welcher der kleine Prinz Wilhelm heranwuchs, aus der sein frühestes Empfinden seine Nahrung zog.

Und dieser herzliche und natürliche Ton in der königlichen Familie übte auch auf weitere Kreise der Bevölkerung seine Wirkung. Fürsten sind überhaupt nur allzu sehr geneigt, die Tragweite ihres Thuns zu unterschätzen. Die Völker wollen nicht nur die Regententugenden ihres Herrschers verehren, sondern sich auch — das deutsche voran — dem Beispiele beugen, das von dem Throne ihnen entgegenleuchtet; und diejenigen Herrscher sind immer bei ihrem Volke die beliebtesten gewesen,

welche, ohne Sorge ihrer erhabenen Stellung dadurch Abbruch zu thun, in wahrer Humanität ſich nicht ſcheuten, die allgemein menſchlichen Züge ihres Weſens zu zeigen. Das lernte hier in ſeinem Elternhauſe der junge Prinz Wilhelm. Denn das Beiſpiel der königlichen Eltern fand Nachahmung bis in die weiteſten Kreiſe der Bevölkerung. „Man kann ſich gar nicht vorſtellen“ — meint der geniale Schadow in ſeinen Aufzeichnungen — „wie wohlthätig auf die Üppigkeit der vorigen Regierung das Beiſpiel Friedrich Wilhelms III. folgte, die ſtille Häuslichkeit, die



König Friedrich Wilhelm III. im Kreiſe ſeiner Familie (1799).
Nach dem Kupferſtiche von Eberhard Siegfried Henne (1759—1828).

Schönheit und Bravheit der Königin.“ Das erſtreckte ſich auf die Mode der Kleidung — denn durch die Königin, die nur bei Staatsaktionen ſich prächtig kleidete, kamen die ſchlichten Muſſeline und Einfachheit in der Haartracht in Aufnahme — bedeutungsvoller noch auf die Sitte, die nach dem Vorbilde der Königin Einfachheit und Natürlichkeit in das Familienleben brachte. Als ein Ausdruck der veränderten Zeit erſchien damals ein Kupferſtich, welcher das preußiſche Königspaar in ſtillem Glücke auf einem Sofa ſitzend zeigte. Die anmutige Königin hält den Arm leicht um den lebhaften, zarten Prinzen Wilhelm geſchlungen, wäh-

rend zur Linken des Königs der kleine Kronprinz, eine Fahne in der Hand haltend, mit der Rechten seinen hölzernen Degen zieht. Die weiteste Verbreitung fand das Bild; denn es zeigte, wie das deutsche Familienleben beschaffen sein sollte.

Gewiß kostete es die königlichen Eltern einen schweren Entschluß, als sie am 25. Mai 1798 die fröhlich heranwachsenden kleinen Prinzen verlassen mußten, um die Huldigungsfahrt nach Königsberg, der alten preußischen Königsstadt, und durch die neu erworbenen polnischen Provinzen anzutreten. Allein der Ruf ihrer Herzensgüte und ungeschminkten Humanität war ihnen vorausgeeilt und gestaltete die Fahrt zu einem wahren Triumphzuge; und das war der Ertrag derselben, daß jetzt mit eigenen Augen aus unzähligen Zügen auch die Provinzen sahen, wie echt sie beide es mit ihrem hohen Berufe meinten.

Endlich am 29. Juni war die Huldigungsfahrt beendigt. Um Berlin herum fuhr das Königspaar gleich nach Charlottenburg, wo die jungen Prinzen weilten. Da war es denn den königlichen Eltern eine unaussprechliche Freude, wie der kleine Prinz Wilhelm, wenn auch mit unsicheren Schritten ihnen selbst entgegenkam. Er hatte inzwischen laufen gelernt und konnte auch schon seine ersten beiden Zähne aufweisen.

Bald mehrte sich jetzt die Schar der königlichen Kinder. Am 13. Juli 1798 wurde die Prinzessin Charlotte geboren, am 14. Oktober 1799 die Prinzessin Friederike, die indes, ein überaus zartes Kind, am 30. März 1800 wieder starb. Am 29. Juni 1801 folgte der Prinz Karl, am 23. Februar 1803 die Prinzessin Alexandrine und am 13. Dezember 1805 der Prinz Ferdinand; allein auch dieser starb schon am 1. April 1806 wieder. Den Beschluß machten am 1. Februar 1808 die Prinzessin Luise und am 4. Oktober 1809 der Prinz Albrecht.

Den Höhepunkt kindlichen Glückes bildet in der deutschen Familie das Weihnachtsfest. Wochenlang vorher überlegten und besprachen die königlichen Eltern, womit sie die kleinen Prinzen erfreuen und überraschen wollten, und besorgten gern selbst den Einkauf der Geschenke. Aber auch die vertiefte Freude des Gebens waren sie bedacht ihnen zu gewähren, indem sie schon im zartesten Alter als Mitschenkende an den Weihnachtsfeiern anderer Kinder sie teilnehmen ließen. So finden wir sie am Weihnachtsabend des Jahres 1800 im Friedrichs-Waisenhause in Berlin, fröhlich sich unter die 208 Zöglinge des Waisenhauses mischend, wie sie an die kleinen Waisenknaben Kinderspielsachen und Geld austeilen. Und danach erst fand daheim im königlichen Palais ihre eigene Bescheerung statt, zu der der König selbst den Weihnachtsbaum ansteckte.

Und von dem gleichen Grundgedanken getragen war es, daß Prinz Wilhelm mit dem Kronprinzen am Geburtstage desſelben (15. Oktober 1801) zur Prüfung der Erwerbsſchule in Potsdam mitgenommen wurde. Die beſten Schüler erhielten als Prämien Geſchenke, welche die jungen Prinzen großenteils ſelbſt mitgebracht hatten. Auch an der feſtlichen Speiſung, die der König den Zöglingen ſpendete, nahmen die kleinen



Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm im Jahre 1802.
Nach einer Zeichnung aus dem Nachlaß des Erziehers der Prinzen Friedr. Delbrück.

Prinzen teil und waren die munterſten bei den gemeinſchaftlichen Spielen, die dem Mahle folgten. Das iſt das Bild, welches uns die Königin Luiſe von dem Prinzen Wilhelm zeichnet, wenn ſie an ihren Vater ſchreibt: „Wilhelm iſt ein ſehr kluges, komiſches Kind, poſſierlich und witzig, dabei über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber ſehr geſcheidt und hat ein gutes Herz.“ Und hoffnungsvoll ſetzt ſie hinzu: „Er verſpricht viel und wird meine heißen Gebete nicht unerhört laſſen.“ Worauf aber

diese Gebete gingen, zeigt sie, wenn sie ein andermal schreibt: „Es ist mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen."

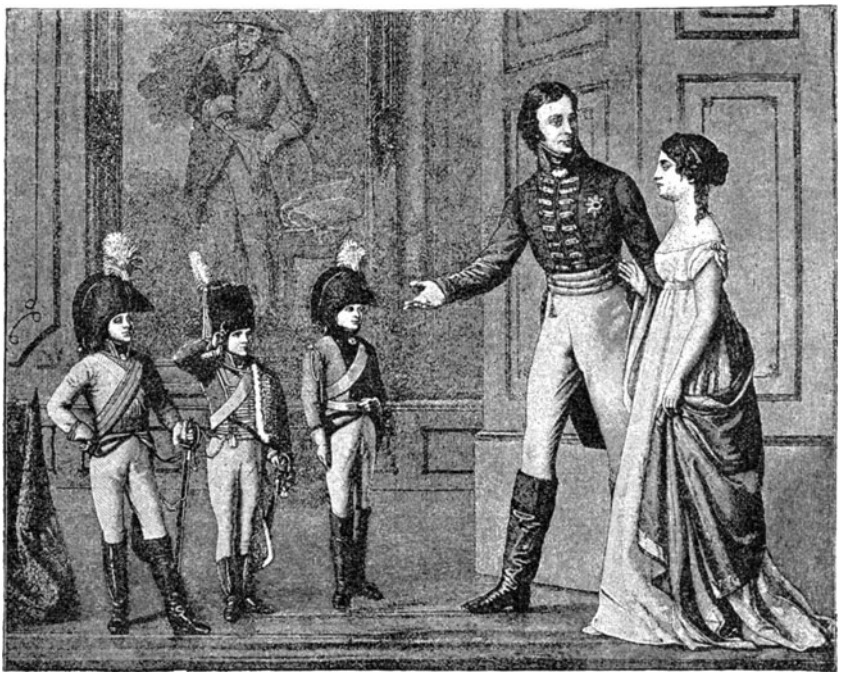
Fünfjährig trat der kleine Prinz Wilhelm schon in die Öffentlichkeit hinaus. Die Königin Sophie Charlotte hatte 1701 zur Erinnerung an die Königskrönung den Bürgern der Köllnischen Vorstadt in Berlin eine Fahne geschenkt. Als diese nun im Laufe des Jahrhunderts vor Alter unscheinbar geworden, bat die Köllnische Vorstadt die Königin Luise um eine neue Fahne. Gern wurde die Bitte gewährt und am 5. April 1802 im Saale des Köllnischen Rathauses die neue Fahne den Bürgern übergeben: eine Feierlichkeit, bei welcher der Kronprinz den ersten und Prinz Wilhelm den zweiten Nagel einschlug. Auch an dem großen Festmahle, welches der feierlichen Nagelung folgte, nahmen die beiden jungen Prinzen teil.

Bei den großen Hoffesten, welche zumal der Herzog Karl von Mecklenburg, der Bruder der Königin, seit 1799 in preußischen Diensten, mit viel Phantasie und Geschmack zu arrangieren wußte, finden wir nicht erwähnt, daß die jungen Prinzen zugegen gewesen wären. Nur einen Kindermaskenball, den der Hofmarschall von Massow gab, machten sie mit, beide in Matrosenkostümen. Und Prinz Wilhelm tanzte gar zierlich ein Menuett mit der kleinen Prinzessin Elisa von Radziwill.

Die größte Freude indes für die königlichen Kinder war es, wenn es hinausging nach Paretz. Freilich erlaubte der hohe Beruf des Königs es nur selten und auf wenige Tage. Aber Paretz war eine Stätte des Frohsinns und der Ungebundenheit. Die königliche Familie, von allem Zwange entfernt, genoß dann mit heiterem Herzen so ganz das Einfache der Natur. Gern mischte die Königin sich beim Erntefest in die fröhlichen Tänze der Burschen und Mädchen des Dorfes; auch Köckeritz, obgleich schon über die Mitte der fünfzig hinaus, tanzte mit, und sogar die Oberhofmeisterin der Königin, die jüngst in den Grafenstand erhobene Frau von Voß, wurde von der allgemeinen Fröhlichkeit mitzutanzen fortgerissen.

Von Potsdam aus unternahm die königliche Familie auch nicht selten Ausflüge nach der mit blumenreichen Rasenplätzen und breitschattenden Eichen bestandenen Pfaueninsel. Sobald der König das Fährboot, das ihn hinübertrug, betrat, pflegte er den eng anschließenden Uniformrock aufzuknöpfen und die freier atmende Brust zu lüften: so frei von allem beengenden Zwange fühlte er sich hier. Während er in seinem

Arbeitszimmer arbeitete, spielten die königlichen Kinder in fröhlicher Lust auf dem Rasen. Eines Abends — der Bischof Eylert hat uns die Szene aufbewahrt — fuhren die königlichen Eltern leise durch das Schilf mit dem Boot heran und standen unerwartet vor den aufjubelnden Kindern. Nun blieben sie, wie der kleine Kronprinz bat, alle zusammen: man lagerte sich auf ausgebreiteten Teppichen. Munter spielten die Kinder umher. Die Königin lehnte sanft ihr Haupt an die Schulter des Königs, seine Hand in der ihrigen haltend. Mit einem Ausdruck tiefer, heiterer



Der König stellt der Königin am heiligen Abend 1803 die „drei neuen Rekruten" vor.

Ruhe blickte sie nach der untergehenden Sonne hin; wie verklärt von Glück und Dank erschienen ihre Züge.

In jedem Jahre pflegte auch die kleine Reise nach Freienwalde gemacht zu werden, wo die Königin-Mutter allsommerlich ihr stilles Schlößchen bewohnte. Dann ging es dort auf ein paar Tage gar fröhlich zu. Die liebe Großmutter hatte der munteren Enkelschar einen Leierkasten, die „Vogelorgel" genannt, geschenkt und damit den Anstoß zu den Konzerten gegeben, die der kleine Kronprinz auf dem Hofe arrangierte. Der spielte auf der Vogelorgel die Papagenoarie, Prinz Wilhelm trom-

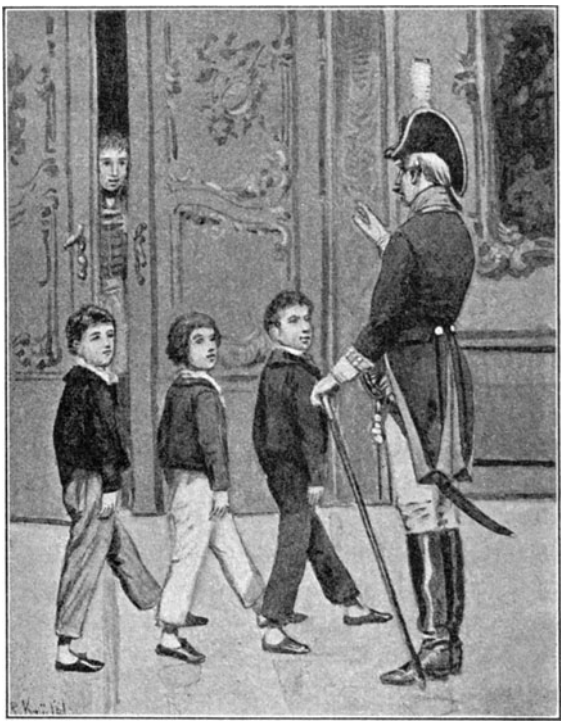
melte dazu und Prinzeßchen Charlotte versuchte sich auf der Trompete. Und als Prinz Karl groß genug war, um mitzuwirken, da schien das Triangel für ihn ein geeignetes Instrument. Leider starb die Königin-Witwe 1805, und damit hatten dann diese alljährlichen Konzerte ein Ende. Aus der Wahl des Instruments, das er sich erwählte, darf man aber vielleicht vermuten, wie lebhaft die soldatischen Neigungen waren, welche den jungen Prinzen Wilhelm schon damals beseelten.

Groß war daher seine Freude, als er zu Weihnachten 1803 eine Uniform des Husarenregiments Rudorf, der berühmten Zietenschen Husaren, zum Geschenk erhielt. Gleichzeitig erhielt der Kronprinz die Uniform der Gardes du Corps und Prinz Friedrich, der Sohn des verstorbenen Prinzen Ludwig, die Uniform des Dragonerregiments Kurfürst von Pfalz-Bayern Nr. 1, dessen Chef sein Vater gewesen war. Und in diesen Uniformen stellte der König die drei kleinen Prinzen als „drei neue Rekruten der preußischen Armee" der Königin vor.

Im Jahre 1803 hatten auch die militärischen Übungen der drei jungen Prinzen ihren Anfang genommen. Ihre Exerziermeister waren der Unteroffizier Bennstein vom Bataillon Garde und der Feldwebel Clery vom Regiment Möllendorf. Nicht selten sah der König selbst diesen Übungen zu; und mit solchem Ernste widmete sich ihnen zumal der Prinz Wilhelm, daß er, obgleich viel weniger kräftig als seine beiden Kameraden, doch mit acht Jahren schon für völlig ausexerziert gelten konnte. Und das wollte etwas sagen in einer Zeit, wo — ganz abgesehen von den künstlichen Schwenkungen und Marschierübungen — das Exerzierreglement nicht weniger als 108 Gewehrgriffe kannte.

Aber auch sonst trat die militärische Neigung des Prinzen Wilhelm deutlich hervor. Seine Haltung, sein ganzes Wesen hatte etwas Soldatisches. Paraden und Revuen erregten sein lebhaftestes Interesse; jeden Zug am Palais vorübermarschierender Soldaten verfolgte er mit den Augen, solange er ihn sehen konnte. So war im Jahre 1805 das Regiment Towarczys — polnische Lanzenreiter, in Preußen gewöhnlich Bosniaken genannt — durch Berlin gekommen. Ihre fremdartige Kleidung und Bewaffnung reizte die Phantasie des jungen Prinzen; eine große Freude war es daher für ihn, daß der König, den die soldatischen Neigungen des jungen Prinzen erfreuten, ihm eine Towarczys-Uniform schenkte. In dieser wohnte er der großen Revue, die der König im Mai 1806 über seine Armee abhielt, als Augenzeuge bei, als die Regimenter in fest geschlossenen Reihen in dröhnendem Stampftritt an dem Könige vorüberzogen. Am Fenster des Palais stehend, sah der

junge Prinz Wilhelm auch im September 1806 den Einmarsch des Dragonerregiments Ansbach-Bayreuth in Berlin mit an, dem die Königin Luise, zum Chef des Regiments ernannt, gekleidet in einen Spenzer in den Regimentsfarben, in einem Wagen voranfuhr. Daß zu dem liebsten Spielzeug des Prinzen Bleisoldaten gehörten, die mit Hilfe eines Lineals ihre Schwenkungen ausführten, mag auch noch erwähnt sein.



Militärischer Unterricht beim Unteroffizier Bennstein.

Unterdessen hatte auch für den Prinzen der regelmäßige Unterricht begonnen. Auf Empfehlung des Kanzlers Niemeyer in Halle war der Magister Friedrich Delbrück, Lehrer am Kloster Unserer lieben Frauen in Magdeburg, zum Erzieher des Kronprinzen berufen worden. Er werde, schrieb Niemeyer an die Königin, der Seele des Prinzen keine anderen Grundsätze einflößen, als die einer echten Humanität, einer reinen Moral und einer praktischen Religiosität. Am 24. Juli 1800 trat Delbrück sein Amt an. Bei seiner glänzenden Begabung machte der kleine Kronprinz die raschesten Fortschritte bei ihm. Daher wurde Delbrück einige Jahre später auch der Unterricht des jungen Prinzen Wilhelm anvertraut in der Weise, daß er die beiden Prinzen in manchen Gegenständen zusammen, in anderen jeden für sich zu unterrichten hatte. Dennoch blieb es eine nicht leichte Aufgabe für den jungen Prinzen Wilhelm, mit dem um zwei Jahre älteren Kronprinzen gleichen Schritt zu halten. Der Versuch indes gelang. Bei seinen sehr guten Fähigkeiten fand sich Prinz Wilhelm schnell in die Aufgaben hinein. Mit $6\frac{1}{2}$ Jahren konnte er schon fließend lesen. Mit Rührung betrachten wir im Hohenzollern-Museum jenes un-

ſcheinbare kleine Buch — J. A. C. Löhrs Kleine Plaudereien für Kinder, welche ſich im Leſen üben wollen — aus dem der glorreiche Wiederherſteller des Deutſchen Reiches einſt leſen lernte. Es iſt die Geſchichte „Frau Mildheim“ in dieſem Büchlein, die Prinz Wilhelm am 10. Oktober 1803 ohne vorhergehende Einübung fließend ſeinem Lehrer vorlas.

Delbrück hatte eine Empfindung dafür, daß ſchwieriger als das Unterrichten das Erziehen iſt, aber auch dankbarer. Sein ganzes Streben ging darauf, bei ſeinen erlauchten Zöglingen die Bildung von Geiſt und Charakter harmoniſch zu geſtalten und über alles wahre Frömmigkeit in die jungen Herzen zu pflanzen. Aber die wirkſamſten Erzieher der jungen Prinzen waren und blieben die königlichen Eltern. Sie blieben nach wie vor im herzlichſten Verkehr mit den Prinzen und nahmen an allem Thun derſelben den regſten Anteil. Der König fragte ſehr häufig nach den Fortſchritten der Studien. Dann zog er wohl, wenn er beſonders Gutes hörte, kleine Geſchenke aus der Taſche, den Fleiß zu belohnen. Pflichttreue in den Prinzen zu erwecken und Beſcheidenheit in ihnen zu pflegen, war hauptſächlich ſein Abſehen. „Ihr wollt immer hoch hinaus“, ſagte er einmal, „bedenkt aber nicht, wie es mir in eurem Alter erging. Da erhielt ich zu meinem Geburtstage ein Reſedatöpfchen, ſechs Dreier (15 Pf.) an Wert; und wollte mein Hofmeiſter mir mal was zu gute thun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen und wenn's hoch kam, für zwei Groſchen Kirſchen geben.“

Und die Königin! Noch als Kronprinzeſſin, ja ſelbſt auf dem Throne war ſie beſtrebt geweſen, die Mängel ihrer franzöſiſchen Erziehung durch ernſte Studien, namentlich der Geſchichte, auszugleichen. Raſchen Geiſtes, reger Einbildungskraft, urteilte ſie ſtets nach hohen Geſichtspunkten. Voll ſtarken Mutes, frohen Sinnes erhob ſie ſich durch ihre idealiſtiſche Lebensauffaſſung über die Niedrigkeit der Alltäglichkeiten.

So ſenkten durch Vorbild und Lehre ſich zarte Keime in die Seele des jungen Prinzen Wilhelm, die allmählich ſich — wer möchte es verkennen? — zu den Grundfäden ſeines Charakters verdichtet haben. Aber freilich den Einſchlag dazu liefern erſt die perſönlichen Erlebniſſe.

Noch über den Knaben kam die Prüfung. Mit düſterem Schatten löſcht jäh ein unheildrohendes Gewölk den goldenen Sonnenſchein der Kindheit aus.

Drittes Kapitel.

Prüfungsjahre.

Durch den Fürstenbund hatte Preußen den ersten Versuch zu einer Lösung der deutschen Frage auf natürlich gegebener Grundlage gemacht; wie ein friedlicher Protektor über die von Österreichs Begehrlichkeit bedrohten deutschen Reichsstände stand Friedrich der Große da. Und daß es Preußen nicht an der Kraft fehle, wenn es not thäte, auch vollen Ernst zu zeigen, bewies der kurze holländische Feldzug 1787, nach dessen raschem Ausgange niemand zweifelte, daß die preußische Armee die erste in Europa sei.

Indes auf dieser Höhe behauptete sich Preußen nicht. Durch die Reichenbacher Konvention gab es 1790 seine Politik der Unabhängigkeit auf und trat in die Gefolgschaft Österreichs, um im Bunde mit diesem der revolutionären Bewegung in Frankreich entgegenzutreten. Dieser Krieg war an sich sehr unpopulär in Deutschland. Als sich aber Preußen, durch die Zettelungen Österreichs in Polen dazu veranlaßt, mehr und mehr aus dem Kampfe zurückzog und ihn schließlich durch den Baseler Separatfrieden ganz aufgab, da wurde gerade dies wieder Preußen als ein Verrat an der deutschen Sache ausgelegt und die heftigsten Beschuldigungen wurden gegen Staat und König geschleudert. Einen Gewinn hat das Ansehen Preußens aus der Rhein-Campagne auch sicher nicht gezogen.

Indes die Gelegenheit, das erschütterte Ansehen Preußens wiederherzustellen, bot sich bald. Als Bonaparte mit den besten Truppen, von Frankreich abgeschnitten, 1799 in Ägypten weilte, bildete sich die zweite Koalition gegen Frankreich. Rußland zog das vorsichtig abwägende Österreich wie die ängstlich zögernde Türkei auf seine Seite, und rasch vertrieb Sieg auf Sieg die Franzosen aus Italien. Wie, wenn jetzt auch Preußen der Koalition beitrat? Dann war sicher dem Vorrücken Frankreichs endgültig Halt geboten. Dringend luden daher die ver-

bündeten Mächte Preußen zum Beitritt ein. Welche Bedingungen verstattete die Gunst der Lage Frankreich aufzulegen! Und wirklich waren gewichtige Stimmen in Preußen dafür, mit dem Beitritt nicht zu zögern. Der bedächtige Herzog Karl von Braunschweig meinte, daß man dann bis zur Maas die Franzosen zurückdrängen könnte. Und noch dringender als er riet der Minister Graf Haugwitz, der von jeher Frankreich abgeneigt war, zum Anschluß an die Verbündeten.

Freilich faßten andere Stimmen die Situation wieder im entgegengesetzten Sinne auf: jetzt gerade werde Frankreich das Bündnis mit Preußen besonders wertvoll sein; es sei sicher, daß es gern den Besitz von Norddeutschland als Preis desselben Preußen gewähren würde. Prinz Heinrich, Friedrichs des Großen überlebender Bruder, konnte als das Haupt der Vertreter dieser Ansicht gelten.

Die Frage war, für welche Meinung der König sich entscheiden würde. Der Moment war kritisch; vielleicht stand Preußen an einem Wendepunkte seiner Geschichte. Wirklich schwankte König Friedrich Wilhelm; endlich entschied er sich dafür, der Koalition nicht beizutreten. Er scheute durchgreifende Beschlüsse und wollte unter allen Umständen die Neutralität festhalten. Aber was bedeutete diese Neutralität anderes als ein Hinausschieben der Entscheidung, die, wenn sie nicht herbeigeführt wurde, Preußen wider seinen Willen doch einmal aufgedrängt werden mußte. Freilich glaubte der König, durch seine Entscheidung mit beiden kriegführenden Parteien in gutem Einvernehmen zu bleiben; er sah nicht, daß eine solche Politik des Abwartens Preußen gerade nach beiden Seiten hin verdächtig machen mußte. Denn jede Partei glaubte, daß Preußen es im geheimen mit der andern halte. Und das mußte natürlich, wenn irgend etwas, bei den fremden Mächten das Vertrauen zu Preußen und seine Geltung bedenklich untergraben. Die Folge war, daß, als Bonaparte nach Europa zurückkehrte und die Koalition sich zerschlug, Preußen isoliert und argwöhnisch beobachtet dastand.

Dadurch wurde es dem Könige klar, daß die Entscheidung des Jahres 1799 nicht die richtige gewesen wäre. Um also Preußen aus seiner unbehaglichen und bedenklichen Vereinsamung herauszubringen, gab er dem Drängen Rußlands nach und trat dem Neutralitätsbunde der nordischen Mächte bei, der freilich dadurch, daß er die Stellung Englands schwächte, diejenige Frankreichs indirekt unterstützte. Besonders aber befestigte der Besuch des jungen Kaisers Alexander von Rußland in Memel im Juni 1802 die Beziehungen Preußens zu Rußland. Indes fehlte viel, daß damit die Politik der beiden Mächte eine gemeinsame geworden

wäre. Denn als die Koalition der Gegner Frankreichs sich erneuerte, lehnte Preußen die Aufforderung zum Beitritte, die im Februar 1805 in Berlin eintraf, kurzweg ab. Aber auch die Einladung Napoleons zu einem Bündnisse mit Frankreich, dessen Belohnung das Kurfürstentum Hannover sein sollte, wies es mit Entschiedenheit zurück. Denn die Meinung des Königs war, wenn auch nicht überhaupt, so doch so lange wenigstens neutral zu bleiben, bis er hoffen durfte, durch sein Eingreifen die Entscheidung zu geben. Aber würde die preußische Diplomatie einer solchen Aufgabe gewachsen sein? Und würden die kämpfenden Mächte sich eine solche Stellung Preußens gefallen lassen?

Rußland wenigstens war nicht der Meinung. In drohendem Tone verlangte es, daß Preußen in einem Schutz- und Trutzbündnis auf Leben und Tod der Koalition sich anschlösse und den russischen Regimentern, die gegen die preußische Grenze im Marsche waren, freien Durchzug nach Mähren gestattete.

Allein König Friedrich Wilhelm III. machte einige Armeecorps mobil und sammelte sie an der Warthe, um jeden Übergriff Rußlands mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Das hatte Rußland nicht erwartet; sofort verzichtete es jetzt auf den Durchzug seiner Truppen durch Schlesien. Aber mit der freundlichen Annäherung der beiden Nachbarreiche, welche die festlichen Tage in Memel angebahnt hatten, war es vorbei. Vereinsamt wieder stand Preußen zwischen den Gegnern.

Oder sollte es etwa jetzt selbst Frankreich einen Schritt entgegenthun? Fast schien es, als wenn dies geschehen würde, denn Graf Haugwitz, der Freund Rußlands, hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Preußens an den Grafen von Hardenberg abgegeben, der einem Ausgleich mit Napoleon zustrebte. Indessen auch so pflegte der König in wichtigen Fragen bei Haugwitz sich Rates zu erholen. Allein die dreiste Rücksichtslosigkeit Napoleons verdarb, was Hardenberg sann.

In aller Stille hatten die französischen Corps am Rhein sich gesammelt, während das zur Verteidigung Deutschlands bestimmte österreichische Heer unter dem Erzherzog Ferdinand um Ulm Aufstellung genommen hatte. Es einzuschließen und zur Ergebung zu zwingen, war der Plan Napoleons. In konvergenten Linien rücken daher die französischen Corps vor; auch Bernadotte, der in Hannover stand, erhielt den Befehl, auf dem kürzesten Wege an die ihm bestimmte Stelle in dem eisernen Ringe einzurücken. Freilich führte dieser kürzeste Weg durch das preußische Ansbach, und Preußen war neutral! Aber Bernadotte

kennt keine Bedenken: quer durch Ansbach marschierend, führt er den Befehl seines Herrn aus.

Unterdessen hat sich der Erzherzog fast mit der Hälfte der Armee nach Böhmen gewendet, sodaß die unter dem Generalquartiermeister Mack bei Ulm zurückbleibende Hälfte zu schwach ist, um in eine Feldschlacht mit den Franzosen sich einlassen zu können. Alsbald ereilt sie denn auch ihr Schicksal: am 20. Oktober muß sie sich den Franzosen kriegsgefangen ergeben. Unverzüglich macht sich jetzt Murat auf, den Erzherzog einzuholen. Die Verfolgung geht durch das ansbachische Städtchen Gunzenhausen. Den Österreichern wird hier unbehinderter Durchzug gewährt, von den Franzosen aber verlangt, daß sie die Neutralität Preußens achten. Indes Murat kehrt sich nicht an den Protest der preußischen Behörden und erzwingt den Durchmarsch, frech Preußens Neutralität mißachtend.

Das war zu stark! König Friedrich Wilhelm fühlte sich auf das tiefste schon durch die erste Mißachtung der preußischen Neutralität verletzt. Durch einen scharfen Protest verwahrte er sich gegen die Beschimpfung der Ehre des preußischen Staates und sagte sich von allen Verbindungen mit Napoleon los. Zugleich wurde jetzt den Russen der freie Durchzug durch Schlesien gewährt und die ganze preußische Armee mobil gemacht. Und am 14. Oktober 1805 wurde die Ordre des Königs veröffentlicht, durch welche er seinen Entschluß aussprach, der Koalition der großen Mächte gegen Frankreich beizutreten: ein Entschluß, in dem ihn die zweite Neutralitätsverletzung nur bestärken konnte.

Indessen auf Hardenberg machte die Kapitulation Macks bei Ulm einen sehr tiefen Eindruck: im Gegensatz zu der Meinung des Königs hielt er es doch für ratsam, den Versuch eines gütlichen Ausgleichs mit Napoleon zu machen. Als dieser daher die Zahlung von 66000 Gulden als Entschädigung für die Verletzung der Neutralität Preußens in Ansbach anbot, wurde auf das Betreiben Hardenbergs das Geld angenommen! Dadurch sollte Preußen, meinte er, einen Beweis seiner versöhnlichen Gesinnung geben. Das war Preußens in keiner Weise würdig. Und in dieser Empfindung beauftragt König Friedrich Wilhelm den Grafen Haugwitz, eine Vorstellung, alle Beschwerden zusammenfassend, in der scharfen Form eines Ultimatums an Napoleon zu entwerfen, dessen Ablehnung er mit der Kriegserklärung an Frankreich beantworten würde. Die oberste Forderung sollte darin die Wahrung der Unabhängigkeit des Deutschen Reiches sein. Je mehr eben der König sich von Frankreich abwendet, umsomehr gewinnt wieder Haugwitz vor Hardenberg an Geltung bei ihm.

Daß auf diese Wendung des Königs die Siegesnachricht von Trafalgar, wo Nelson am 21. Oktober die französische und spanische Flotte vernichtet hatte, von Einfluß gewesen, ist unverkennbar. Und nun erschien im rechten Moment Kaiser Alexander von Rußland, begleitet von dem Erzherzoge Anton, des österreichischen Kaisers Bruder, in Potsdam, um durch persönliche Einwirkung den König noch einen Schritt weiter zu bringen, daß Preußen nicht bloß von Frankreich sich abwenden, sondern, seine neutrale Stellung aufgebend, sich wirklich der Koalition der großen Mächte anschlösse. Daher versprach Kaiser Alexander, auf seine polnischen Pläne völlig Verzicht leisten zu wollen; denn durch diese wurde der Besitzstand Preußens bedroht. Damit erst war den Verhandlungen freie Bahn gewährt. Ihr Ergebnis war denn auch, daß König Friedrich Wilhelm sich zu der Erklärung verstand: Preußen werde, wenn Napoleon die Forderungen des preußischen Ultimatums nicht innerhalb vier Wochen, nachdem sie ihm vorgelegt wären, annähme, der Koalition beitreten und dann sofort mit einer Armee von 180 000 Mann gegen Frankreich ins Feld treten. Damit war, wenn auch zunächst nur bedingt, die Neutralität aufgegeben.

Zum Oberanführer dieser Armee wurde schon in Potsdam der Herzog Karl von Braunschweig bestimmt. Sein Gutachten ging dahin, daß bei aller Beschleunigung der Mobilmachung doch vor dem 15. Dezember die Armee nicht im stande sein würde, ins Feld zu rücken. Demnach verständigten sich die Fürsten dahin, daß nicht vor dem 15. November das preußische Ultimatum Napoleon übergeben werden solle. Als Preis für seinen Anschluß an die Koalition wurde Preußen in den Potsdamer Verhandlungen Hannover oder Holland zugesichert.

In wenig Tagen war die Verständigung geschehen: am 3. November wurde der Potsdamer Vertrag unterzeichnet. Die alte Freundschaft zwischen König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander war wiederhergestellt; und zum Zeichen, daß sie nie wieder ins Wanken gebracht werden solle, stiegen gegen Mitternacht die beiden Fürsten, von der Königin Luise begleitet, in die Königsgruft der Garnisonkirche hinab und reichten sich voller Rührung über dem Sarge Friedrichs des Großen die Hand und gelobten sich unwandelbare Treue.

Aus dem Potsdamer Vertrage ergab sich für die verbündeten Mächte die Verpflichtung, so lange jede Entscheidung zu vermeiden, bis auch Preußen auf dem Plane stände. Denn dadurch gewannen sie ohne weiteres Napoleon gegenüber das erdrückende Übergewicht. Napoleon umgekehrt war darauf hingewiesen, jedenfalls vor der Dezembermitte die

Kriegsentscheidung herbeizuführen, wenigstens Preußen hinzuhalten, solange es sich nur halten ließe. Gelang ihm weder das eine noch das andere, so war er mit dem Anschlusse der preußischen Armee an die Heere der verbündeten Mächte, 700 Kilometer von Frankreich entfernt, verloren; denn diese 180 000 Mann bedeuteten die Entscheidung des Feldzuges.

Mit kleinen Winkelzügen, wie er pflegte, begann er. Er ließ sich von dem Grafen Haugwitz, der ausersehen war, das preußische Ultimatum, weil zumeist daran beteiligt, ihm zu überbringen, nicht finden. Haugwitz suchte den Kaiser in Linz, fand ihn aber erst nach einem Verlust von mehreren Tagen in Brünn. Mit ausgesuchter Höflichkeit empfing Napoleon den Grafen; mehrere Stunden dauerte die Unterredung. Geflissentlich wich der Kaiser jeder Entscheidung aus; und Haugwitz besaß nicht die Energie, mit vollem Ernste darauf zu dringen. Ja, als am Abend spät Napoleon Caulaincourt zu ihm schickt mit der Aufforderung, er möchte zunächst in Wien mit Talleyrand die Einzelheiten verhandeln, da reist Haugwitz wirklich nach Wien ab. Nicht einmal die Ahnung kommt ihm, daß Napoleon weiter nichts will, als Zeit gewinnen. So bleibt der Potsdamer Vertrag völlig in der Luft schweben. Freilich klang dem Grafen die Mahnung im Ohre, die sein König bei seiner Abreise ihm mitgegeben: sein Bestreben müsse dahin gehen, den Frieden mit Frankreich zu erhalten.

Wie aber wußte Napoleon die Zeit, die er gewonnen, zu benutzen! Die feindlichen Generale, zumal die russischen, von der dünkelhaften Einbildung durchdrungen, daß die Mitwirkung Preußens ihnen nur den Ruhm der Besiegung Napoleons verkürzen würde, griffen „zur unsäglichen Freude“ Napoleons, bevor noch Preußen im Felde stand, das französische Heer an. Das war nicht nur frevle Überhebung, sondern auch eine dreiste Rücksichtslosigkeit gegen Preußen, wie nur allzu bald sich zeigte. Denn Napoleon besiegte sie nicht nur entscheidend bei Austerlitz — das wäre zu ertragen gewesen — sondern zersprengte auch mit einem Schlage die ganze Koalition. Kaiser Franz von Österreich begab sich in eigner Person zu Napoleon, bat um Waffenstillstand und begann Verhandlungen über einen Separatfrieden mit ihm; und Kaiser Alexander zog sich auf die Kunde hiervon mit seinem besiegten Heere nach Rußland zurück.

So stand Preußen jetzt allein, von seinen Verbündeten verlassen, dem Sieger von Austerlitz gegenüber! Gleichwohl gab König Friedrich Wilhelm, um diesen im Schach zu halten, unverzüglich — schon am 11. Dezember —

den Befehl zum Einrücken des preußischen Heeres in Böhmen. Allein die beiden verbündeten Kaiser wollten von einer Fortführung des Krieges nichts wissen, und Napoleon mußte in dem Schritt des Königs nur die Ankündigung offener Feindseligkeit sehen. Die Frage also war, ob Preußen jetzt den Krieg für die Koalition allein auf sich nehmen, oder ob es eine Verständigung mit Frankreich suchen sollte, wie seine Potsdamer Verbündeten es thaten.

Napoleon war unbedingt Meister der Situation. Jetzt konnte er Haugwitz seine Bedingungen vorschreiben, wenn Preußen den Krieg nicht wollte. Das Ultimatum war durchaus hinfällig geworden; denn jetzt wäre es frevelhafter Leichtsinn gewesen, mit dem Kriege, mit einem Kriege für treulose Bundesgenossen zu drohen. Darum konnte es jetzt Napoleon wagen, die beiden deutschen Großmächte gegeneinander auszuspielen: gelangte er zu einem Abkommen mit Österreich, das ja um einen Separatfrieden sich bewarb, so mußte Preußen in seinen Willen sich fügen, gelangte er zu einem Abkommen mit Preußen, so mußte Österreich sich beugen. Nun mochte Haugwitz kommen; er beschied ihn auf den 13. Dezember zu sich nach Schönbrunn, wo das kaiserliche Hauptquartier war. Nun beschwerte er sich dem preußischen Abgesandten gegenüber über den Potsdamer Vertrag; denn Preußen und Frankreich seien zu gegenseitiger Freundschaft gemacht. Und er schloß die Verhandlungen mit der Erklärung, er wolle sich mit Preußen in ein Verhältnis setzen, das ihm auf lange Zeit den Frieden des Kontinents gewährleiste.

Nicht ein Abkommen war es, das er für den Augenblick mit Preußen traf, sondern ein Bündnis hatte er im Auge, durch das er Preußen für die Zukunft an Frankreich zu binden gedachte. Von der Art war der Vertrag, den Haugwitz am 15. Dezember in Schönbrunn unterzeichnete. Durch denselben verbündeten sich Preußen und Frankreich auch für den Kriegsfall, vorausgesetzt, daß es sich um die Erhaltung der Unverletztheit und Unabhängigkeit der preußischen oder französischen Staaten handele. Außerdem aber mußte Preußen die Garantie für die Türkei, wodurch es sich mit Rußland, sowie die Garantie für das Königreich Italien übernehmen, wodurch es sich mit Österreich entzweien mußte. Es trat ferner Ansbach, Kleve und Neufchatel ab und empfing als eine überreiche Entschädigung dafür das Kurfürstentum Hannover, wodurch es notwendig mit England verfeindet werden mußte. Das also war der Gedanke Napoleons: durch die Entzweiung mit allen Großmächten der Koalition sollte Preußen unbedingt an den Willen Frankreichs gekettet werden!



Nach der Tuſchzeichnung ſeines Lehrers J. Heuſinger im Schloſſe Paretz.
Die Unterſchrift zu dieſem Bild ſowie auch zu dem des Kronprinzen ſind von Friedrich Wilhelm III. eigenhändig auf die Rückſeite der Zeichnungen geſetzt.

Perſönlich überbrachte Haugwitz dieſen Vertrag ſeinem Könige. Die meiſten Stimmen im Kronrat, vor allem auch Hardenberg und der Herzog von Braunſchweig, ſprachen ſich dafür aus, ihn anzunehmen; nur wurde zur Bedingung gemacht, daß England die Abtretung von Hannover guthieße. Der König war von dem hohen Werte, den Preußens Freundſchaft für Napoleon haben müßte, ſo ſehr durchdrungen, daß er nicht zweifelte, Napoleon würde ohne weiteres der gewünſchten Änderung zu-



Nach einer Tuſchzeichnung ſeines Lehrers J. Heuſinger im Schloſſe Paretz.

ſtimmen. Dem entſprechend wurde die preußiſche Armee am 24. Januar 1806 wieder auf den Friedensfuß geſetzt, und Haugwitz wiederum begab ſich nach Paris, um jene Änderung bei Napoleon auszuwirken.

Im Preßburger Frieden hatte Öſterreich ſich gebeugt. Rußland war durch die türkiſchen Händel in Anſpruch genommen. William Pitt, der unbeugſame Gegner des napoleoniſchen Soldatenkaiſertums, war am 23. Januar 1806 geſtorben. Das waren alles Momente, welche die franzöſiſche Machtſtellung ſtärkten. Und Napoleon hatte daher die Empfindung, daß

er zu Schönbrunn Preußen zu viel bewilligt hätte. Es kam ihm daher sehr gelegen, daß Preußen eine Änderung des Vertrages beantragte; denn damit legte es die Entscheidung über denselben wieder in Frankreichs Hand. Preußen wollte durch die Änderung den Bruch mit England vermeiden; Napoleon aber strebte, ihn zu einem unheilbaren zu machen. Er erklärte also Haugwitz, als er ihn am 6. Februar wieder empfing, daß er den Schönbrunner Vertrag durch einen andern ersetzen wolle, der Hannover als eine unmittelbare Erwerbung mit dem Titel der Souveränetät an Preußen überweise und Preußen verpflichte, die Mündungen der Elbe und Weser den Engländern zu verschließen. Zugleich erhielten die noch in Deutschland stehenden Corps von Bernadotte und Augereau den Befehl, sich nordwärts gegen die preußische Grenze in Marsch zu setzen.

Sehr zur Unzeit hatte Preußen abgerüstet. Jetzt sollte es sich binnen drei Wochen für Annahme dieses neuen Vertrages oder für den Krieg mit Frankreich entscheiden. In der Wohnung Hardenbergs in Berlin fand die Beratung darüber statt. Alle Ratgeber des Königs sprachen sich für die Ratifikation des Vertrages aus. So unterzeichnete König Friedrich Wilhelm denn am 3. März diesen neuen Pariser Vertrag, der bestimmt war, ihn zu einem Vasallen Napoleons herabzuwürdigen. Mit tiefer Bewegung nahm Kaiser Alexander die Nachricht davon auf. Er war entschlossen, Preußen auf der Seite Rußlands festzuhalten. Er forderte daher durch den Herzog von Braunschweig den König auf, so viel Truppen wie möglich auf den Kriegsfuß zu setzen, und versprach, wenn es darüber zum Kriege mit Frankreich kommen sollte, mit allen Streitkräften Rußlands seinem königlichen Freunde Hilfe zu leisten. Sah er die Sturmvögel schon durch die Lüfte segeln, die den nahenden Sturm ankündigen?

König Friedrich Wilhelm empfand die Abhängigkeit von Frankreich als etwas Unerträgliches. Haugwitz riet daher unablässig zum Kriege gegen Frankreich; allein der König hoffte, durch diplomatische Verhandlungen, allenfalls durch militärische Demonstrationen die Stellung eines freien Vermittlers zwischen den streitenden Parteien zurückgewinnen zu können. Darum drang Haugwitz mit seinem Rate nicht durch.

Den Winter hindurch hatten Haugwitz und Hardenberg gemeinsam die auswärtigen Angelegenheiten Preußens geleitet. Aber sie stimmten in der Auffassung der Verhältnisse keineswegs überein: Hardenberg sah das Heil Preußens nur in der Freundschaft mit Frankreich; und er schien, wie sich die Dinge gestaltet hatten, Recht zu behalten. Napoleon indessen,

offenbar schlecht unterrichtet, hielt Hardenberg für seinen geheimen Widersacher. Im Moniteur überhäufte er ihn mit Schmähungen und verlangte vom Könige seine Entlassung. Sehr ungern gewährte sie dieser im April 1806. Aber von Stund an waren die Rollen gewechselt: Hardenberg, empört über die Beschimpfung, die ihm widerfahren, wurde fortan Napoleons unversöhnlicher Gegner. Von seinem Gute Tempelberg aus unterhielt er mit dem Könige einen geheimen Briefwechsel, um ihn Rußland zu nähern, während Haugwitz jetzt, durch die Verträge gebunden, nicht anders als im Fahrwasser französischer Politik steuern konnte.

Diese Doppelregierung, indem Preußen bald mehr den großen Mächten, bald mehr Frankreich sich zuzuneigen schien, gab der preußischen Politik etwas Unsicheres und ließ sie bei den Mächten als unzuverlässig erscheinen. Aber auch die eigenen Unterthanen empfanden die fortwährenden Schwankungen in der Staatsleitung und verloren das Zutrauen zu ihrer Regierung. In seiner öffentlichen Geltung war der preußische Staat nur noch eine Macht zweiten Ranges: er war von seiner Höhe herabgestürzt, ohne daß auch nur ein Kanonenschuß gefallen war. Und das zeigte sich sofort.

Preußens Macht beruhte sehr wesentlich auf seiner Geltung in Deutschland. Nun verband aber Napoleon den Süden und Westen Deutschlands in dem Rheinbunde mit Frankreich. Es war in Wahrheit eine Einverleibung des deutschen Gebietes in Frankreich — denn die Fürsten waren in allen wichtigen Fragen ganz ohne eigenen Willen — nur daß Napoleon vorsichtig die schroffe Form einer solchen vermied. Das war ein rücksichtsloser Eingriff in die preußische Machtsphäre: konnte Preußen sich diese Schmälerung seines Geltungsgebietes gefallen lassen? Zwar lud Napoleon den König von Preußen gleichzeitig ein, „die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg zu bringen“ und „einen Bund der norddeutschen Staaten zu bilden, welche mehr in Preußens Wirkungskreise lägen.“ Darauf ging Preußen ein: es entwarf den Plan zur Gründung eines Nordischen Bundes und ließ sich bereit finden, den Rheinbund unter der Bedingung anzuerkennen, daß der Nordische Bund von Frankreich nicht gehindert würde.

Aber Preußen empfand die Stiftung des Rheinbundes doch als eine schwere Schädigung seiner Stellung. Mit Entschiedenheit wandte es sich daher jetzt Rußland zu, das bereitwilligst ihm entgegenkam und durch den Vertrag vom 24. Juli 1806 sich verpflichtete, alle seine Streitkräfte für die Unverletztheit und Unabhängigkeit Preußens einzusetzen. Da-

durch glaubte Preußen eine starke Rückendeckung gewonnen zu haben, und schritt nun zur Ausführung des Nordischen Bundes.

Die Grundlage dieses Bundes sollte ein „Dreifürstenbund" bilden, geschlossen zwischen Preußen und den Kurfürstentümern Sachsen und Hessen. Aber es war nicht mehr das Preußen der vergangenen Jahre, das starke und freie Preußen, das die Sache betrieb. Lässig nahmen die Kurfürsten die Eröffnungen Preußens auf; lässig betrieben sie die Verhandlungen. Zudem wünschte Napoleon gar nicht, daß der Bund zustande käme, und intrigierte im stillen dagegen. So war denn das Ende, daß Hessen sich für neutral erklärte, und daß Sachsen, erst als 36000 Preußen in das Kurfürstentum einrückten, den preußischen Allianzvertrag unterschrieb. Noch ein anderes kam dazu. Es wurde ruchbar, daß Napoleon als Preis des Friedens die hannöverschen Lande, welche Preußen auf Grund des Pariser Vertrages in Besitz genommen, England angeboten habe. Da befahl der König, über die französische Doppelzüngigkeit entrüstet, am 10. August auf den Rat von Haugwitz die Mobilmachung sämtlicher preußischer Armeecorps.

Allein Haugwitz erkannte immer noch nicht die wahre Absicht Napoleons. Napoleon wollte den Krieg, aber er wünschte in den Augen der Franzosen und der Rheinbundfürsten als der zur Verteidigung Gezwungene zu erscheinen. Darum suchte er fort und fort durch Kränkungen und Demütigungen Preußen zum Angriff zu reizen. Haugwitz dagegen meinte, daß die preußische Mobilmachung nur eine militärische Demonstration sein solle, die, wie er erwartete, Napoleon zur Nachgiebigkeit gegen die preußischen Forderungen schnell bestimmen würde. Darum wurde sie ohne den rechten Ernst ins Werk gesetzt und den Truppen, obgleich der Winter nahte, nicht die volle Ausstattung mitgegeben. Sie würden, meinte man, ihrer ja nicht bedürfen. Und in dem gleichen Gedanken wurden auch die Verhandlungen mit den fremden Mächten ohne Nachdruck betrieben.

Endlich faßte Preußen seine Beschwerden in die Forderungen zusammen, daß Napoleon die Bildung des Nordischen Bundes nicht hindere und daß er seine Truppen Deutschland räumen lasse. Denn noch standen vom vorigen Jahre her mehrere französische Armeecorps von Passau bis gegen Frankfurt hin. Bis zum 8. Oktober gewährte man ihm Frist zur Beantwortung. Preußen gab damit den großen Vorteil der früheren Kriegsbereitschaft nutzlos aus der Hand; denn Napoleon benutzte diese Zeit dazu, um seine Corps weiter nach Norden vorzuschieben und in nähere Verbindung untereinander zu bringen. Und als der 8. Oktober

kam, stand er bereits in Gera und antwortete dem Könige Friedrich Wilhelm, der das preußische Ultimatum mit einem eigenhändigen Schreiben an Napoleon begleitet hatte, ironisch: er sei selbst da, die Antwort zu überbringen. Und am 9. Oktober stießen bereits die Vortruppen beider Heere bei Schleiz in blutigem Gefechte aufeinander.

So begann, ohne daß eine Kriegserklärung erfolgt war, der gewaltige Krieg zwischen Preußen und Frankreich, in dem es sich in Wahrheit um nichts anderes handelte, als französische Vergewaltigung von Deutschland abzuwehren. Er nahm einen traurigen Ausgang, weil man in Preußen von vornherein nicht recht an den Ernst der Sache glaubte, weil das preußische Volk den Krieg so ansah, als ob er nur die Soldaten, aber nicht im geringsten das ganze Volk anginge, weil das preußische Heer unzulänglich ausgerüstet und gegen das französische um ein starkes Viertel in der Minderzahl war, ein Mißstand, der durch die Teilung in mehrere Armeen noch vergrößert wurde, weil die oberste Heeresleitung ohne Klarheit und Entschiedenheit handelte und es nicht verstand, widerstrebende Elemente mit Nachdruck sich fügsam zu machen. An die Fabel, daß die Generale zu alt und die Offiziere zum großen Teile untüchtig gewesen wären, kann heute der Einsichtige nicht mehr glauben. Immerhin erwies sich auch der Umstand folgenschwer, daß als der Krieg begann, die russischen Truppen in der Walachei kämpften, so daß Monate vergehen mußten, bevor sie an der Seite der Preußen in den Krieg gegen Frankreich eingreifen konnten.

So wurde sehr gegen seinen Willen der redliche, den Frieden aufrichtig liebende König in einen Krieg hineingezogen, der über die königliche Familie wie über das ganze preußische Volk so unendlich viel Herzeleid gebracht hat. Doch nicht eigentlich hierin liegt die geschichtliche Bedeutung dieser Prüfungsjahre Preußens, sondern vielmehr in dem Umstande, daß durch diese Prüfungsjahre die Grundlinien der preußischen Politik auf zwei Menschenalter festgelegt worden sind, bis König Wilhelm für sie neue Wege gefunden hat: weswegen es notwendig war, ausführlicher bei diesen Jahren zu verweilen. Denn wer möchte verkennen, daß König Wilhelm aus ihnen zur rechten Zeit die Motive seines Handelns genommen hat?

Viertes Kapitel.

Königsberg und Memel.

Altpreußischer Tradition würde es entsprochen haben, wenn der König, nun der Krieg da war, den Oberbefehl über die gesamte Armee übernommen hätte. Allein seine Bescheidenheit ließ es nicht zu: er übertrug ihn dem Herzoge Karl Wilhelm von Braunschweig. Jedoch begab er sich selbst in dessen Hauptquartier, so daß in Wahrheit doch für alles beim Könige die letzte Entscheidung lag.

Am 21. September nahmen der König und die Königin, die ihren Gemahl ins Feld begleitete, von den königlichen Kindern in Berlin Abschied. Dann ging die Fahrt über Naumburg, Kösen und Weimar nach Erfurt. Hier traf die Königin mit der Erbprinzessin Maria Paulowna von Weimar zusammen, mit der sie im Sommer im Bade Pyrmont herzliche Freundschaft geschlossen. Ein innigeres Band, die beiden Familien zu verknüpfen, lag noch im Schoße der Zeiten.

Von Erfurt ging die Fahrt nach Weimar, das die Königin auf die Nachricht von dem bei Saalfeld verlorenen Treffen, in dem Prinz Louis, des Königs Vetter, gefallen war, am 14. Oktober um 5 Uhr früh verließ. Während bei Jena und bei Auerstädt die Schlacht tobte, erreichte die Königin Heiligenstadt; erst am Abend des 17. Oktober langte sie wieder in Berlin an. Unterwegs hatte ein Feldjäger ihr die Nachricht gebracht, daß Preußen die Schlacht verloren. So war denn auch hier ihres Weilens nicht; schon am nächsten Morgen reiste sie auf den Rat des Grafen Schulenburg, des Gouverneurs von Berlin, nach Stettin ab. Unterwegs traf sie in Schwedt die königlichen Kinder, die auf Schulenburgs Anweisung, als die Nachricht von der verlorenen Schlacht in Berlin angelangt war, von ihren Erziehern dorthin in Sicherheit gebracht worden waren. Auf der Schloßtreppe kamen die beiden ältesten Prinzen der königlichen Mutter, des Wiedersehens froh, entgegengeeilt. Die Tiefbewegte sammelte sich einen Moment; dann gab sie dem, was der be-



Erste Begegnung der Königin Luise und ihrer Kinder nach der Schlacht bei Jena am 18. Oktober 1806 im Schlosse zu Schwedt.

deutungsvolle Augenblick in ihr wachrief, zu ihren fürstlichen Knaben ergreifenden Ausdruck; auch deren Erzieher standen dabei.

„Ihr seht", sprach die Königin weinend, „ihr seht mich in Thränen. Ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat. Der König hat sich in der Tüchtigkeit seiner Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen sollen und müssen flüchten. Ich sehe", fuhr sie, von Schmerz gebeugt, langsam fort, „ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr."

„Ach, meine Söhne", richtete sie den Blick von der traurigen Gegenwart auf die Zukunft, auf die Hoffnungen und Pflichten, welche diese in sich barg, „ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann. Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturz unsres Vaterlandes weine. Aber begnügt euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreit dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet! Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie euer Urgroßvater, der Große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und die Schmach seines Vaters an den Schweden rächte.

„Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Werdet Männer und geizet nach dem Ruhm großer Feldherrn und Helden! Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des Großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Prinz Louis gesucht hat."

Gewiß haben die Worte der schmerzbewegten königlichen Mutter auf die Herzen der beiden jungen Prinzen einen unauslöschlich tiefen Eindruck gemacht; und Prinz Wilhelm war es, der sie weit über das Denken und Hoffen der Königin hinaus zur Wahrheit machen sollte.

Von Schwedt aus reisten die Prinzen mit der Königin nach Stettin. Hier wagte es der Geheime Kabinettsrat Lombard sie zu begrüßen. Aber sofort befahl die Königin dem Platzmajor, den Mann, den, weil er sich stets den Franzosen zugeneigt hatte, die öffentliche Meinung als einen Verräter bezeichnete, in Haft zu nehmen.

Unterdessen war der König in Küstrin eingetroffen. Sobald der Kurier mit der Meldung bei ihr anlangte, machte sich die Königin auf der Stelle auf, mit dem Könige zusammenzutreffen. Nur von einer Hofdame begleitet, fuhr sie unter dem Schutze des Kammerherrn von Buch in einem kleinen offenen Wagen, um schnell vorwärts zu kommen, ab. In Bärwalde verlangte Herr von Buch von dem Amtmann für die Königin frische Pferde. Man wartete, aber sie kamen nicht, bis ein Knecht die Nichtswürdigkeit seines Herrn verriet, der die Pferde durch das hintere Thor selbst auf das Feld hinausgejagt hatte.

Nur wenige Tage war dem Königspaar Rast in Küstrin gegönnt. Da sah man denn die Königin, in einen einfachen Reisemantel gehüllt, gesenkten Hauptes neben dem Könige in tiefem Gespräche auf dem Walle der Festung daherschreiten, ohne auf das zu achten, was um sie her vorging. Und kaum hatte das Königspaar am Morgen des 26. Oktober die Festung verlassen, als Graf Ingersleben, ihr Kommandant, sie einem kleinen französischen Streifcorps, dem die Besatzung um mehr als das Zehnfache überlegen war, übergab. Das eben vollendete die Niederlage Preußens, daß die Festungskommandanten ihre festen Plätze auslieferten, sobald nur Franzosen sich zeigten. Weder die Elb- noch die Oderlinie wurden gehalten, so daß die Franzosen den Krieg sogleich bis an die Weichsel tragen konnten.

Erst Königsberg schien daher der flüchtenden königlichen Familie Sicherheit zu bieten. Am 9. November langten hier über Danzig die königlichen Kinder an, während die Königin erst am 9. Dezember und folgenden Tags der König auf dem soviel weiteren Wege über Graudenz und Osterode eintrafen. Es war ein Wiedersehen voll Freude, aber auch voll Schmerz, als hier zum erstenmal seit Berlin die königliche Familie sich wieder vereinigt sah. Aber noch war der Becher des Unheils bei weitem nicht geleert. Der kleine Prinz Karl, am Nervenfieber erkrankt, schwebte in Lebensgefahr. Endlich gelang es der Kunst des berühmten Arztes Hufeland, der auf die Bitte der Königin die königlichen Kinder auf ihrer Flucht von Berlin begleitet hatte, den Knaben zu retten. Allein kaum schritt Prinz Karl der Besserung entgegen, so wurde die Königin selber vom Typhus ergriffen. Die Gewalt der Krankheit steigerte sich schnell; am 22. Dezember war die Gefahr aufs höchste gestiegen. Voll Sorge wachte Hufeland bei ihr: es war eine schreckliche Nacht; ein fürchterlicher Sturm wütete, der einen Giebel des alten Schlosses, in dem die Königin lag, hinabriß. Indes die Krisis war bestanden: langsam wandte sich die Krankheit zur Besserung. Da

kam plötzlich die Nachricht, daß die Franzosen auf Königsberg heranrückten. War es möglich, die schwer leidende Königin weiter zu schaffen? Allein mutig entschied sie selber: „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen."

So wurde denn am 3. Januar 1807 die Königin bei heftigster Kälte, unter Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen: 150 Kilometer weit nach Memel im fernsten Norden des preußischen Staates ging die Flucht. Drei Tage dauerte die Fahrt. Die erste Nacht verbrachte die Königin in einem Bauernhause, in einer niedrigen Stube, deren Fenster zerbrochen waren, so daß der Schnee auf das Bett der hohen Kranken geweht wurde. Aber von einem tiefen Gottvertrauen getragen, überwand sie alle Mühsale. Anstatt sich zu verschlimmern, wie man mit allem Grunde gefürchtet hatte, besserte sich ihr Zustand zusehends. Das Haff war erreicht. Die Kinder und das Gefolge wurden in Böten nach Memel übergesetzt; die Königin mußte am Rande des Haffs oft über Eisschollen und durch Spritzwellen im Wagen dorthin fahren. Da brach um Mittag die Sonne durch das düstere Gewölk und beleuchtete mit mildem Glanze die nahe Stadt, die der hohen Dulderin endlich Ruhe verhieß.

Und dennoch war sie mit einem freundlichen Eindruck von Königsberg geschieden. Zwar das Weihnachtsfest war nicht, wie sonst. Denn die königliche Mutter lag schwerkrank danieder, und der König wollte „keine Christbescherung, weder für die Kinder noch sonst für jemand". Allein die gute Gräfin Voß hatte trotz ihrer 80 Jahre es sich nicht nehmen lassen, am Weihnachtsabend den königlichen Kindern Geschenke aufzubauen; und so herrschte denn Lachen und Fröhlichkeit unter der Kinderschar zur Freude der Königin, deren Krankenlager auf ihren Wunsch in dem daneben liegenden Zimmer aufgeschlagen war.

Und noch einmal gab es am Neujahrsmorgen eine große Freude. Prinz Wilhelm, jetzt bald 10 Jahre alt, brachte mit den Geschwistern den Eltern seine Glückwünsche dar, als der König sich an ihn wandte: „Wilhelm, da an deinem zehnten Geburtstage vielleicht keine Gelegenheit sein wird, dich ordentlich einzukleiden, weil ihr nach Memel müßt, so ernenne ich dich heute schon zum Offizier und habe dir auch eine Interims-Uniform anfertigen lassen." Der junge Offizier war glückselig darüber, daß er nun dem preußischen Heere angehörte, und legte sofort die Uniform an: einen blauen Rock, auf den der silberne Stern des Schwarzen-Adler-Ordens gestickt war; der rote Kragen war umgeschlagen. Dazu kam der Degen, der Stock in der Hand und der Hut mit einem

Federbusch. Auch der Zopf durfte nicht fehlen. Da indes das blonde Haar des jungen Prinzen noch zu kurz war, um einen Zopf herzugeben, so wurde ihm ein künstlicher Patentzopf, mit schwarzem Band durchflochten, angebunden. So meldete sich Prinz Wilhelm vorschriftsmäßig bei seinem obersten Kriegsherrn, und stellte sich dann auch der noch an das Bett gefesselten Königin vor. Es war in der trüben Zeit, wie die Gräfin Voß anmerkt, allen eine große Freude. So wurde Prinz Wilhelm noch früher, als es sonst die Sitte des preußischen Königshauses mit sich brachte, die sonst das vollendete zehnte Lebensjahr festhält, Soldat. Als Tag seines Dienstantrittes wurde der 1. Januar 1807 angenommen, an dem der Prinz, im Gefolge des Königs an dem Gottesdienste teilnehmend, zum erstenmal sich öffentlich in seiner Uniform zeigte.

In Memel bewohnte die Königin im Hause des Kaufmanns Consenius dieselben Zimmer, die sie fünf Jahre zuvor beim Besuche des Kaisers Alexander innegehabt. Ihre Genesung schritt stetig vorwärts: am 8. Februar konnte sie mit der ganzen königlichen Familie die Kirche besuchen, um Gott für ihre Wiederherstellung zu danken. Und gleich danach kam, wie ein erquickender Balsam für ihr Herz, die Nachricht, daß die Tapferkeit der preußischen Truppen durch ihren Sieg bei Kutschitten die von den Russen schon verlorene Schlacht von Preußisch-Eylau wiederhergestellt hätte.

Wenn jetzt König Friedrich Wilhelm den Frieden gewollt hätte, so war es sicher, daß er zu günstigen Bedingungen ihn würde von Napoleon bewilligt erhalten haben. Freilich hätte er sich dann von Rußland trennen müssen — aber er war entschlossen, unentwegt zur Seite Rußlands auszuharren.

Da trat eine neue Prüfung an ihn heran. Eben war zu seiner unaussprechlichen Freude die Königin vom Krankenlager wieder erstanden, als derselbe Typhus am 24. Februar den Prinzen Wilhelm ergriff. Allein glücklich überwand dieser den Anfall und war schon am 28. außer Gefahr. Er erholte sich jedoch so langsam, daß er auch an seinem Geburtstage noch nicht wieder ganz hergestellt war. Dieser Geburtstag brachte ihm die Ernennung zum Fähndrich bei der Garde zu Fuß, die aus den Resten der früheren Garde-Regimenter gebildet war.

Die Rücksicht auf die zarte Gesundheit des Prinzen Wilhelm führte auch im Unterricht eine Änderung herbei. Bisher war er in allen Fächern zusammen mit dem Kronprinzen unterrichtet worden. Jetzt aber mußte er besonders geschont werden. Er nahm daher fortan in den meisten Gegenständen an dem Unterrichte des Prinzen Friedrich, den

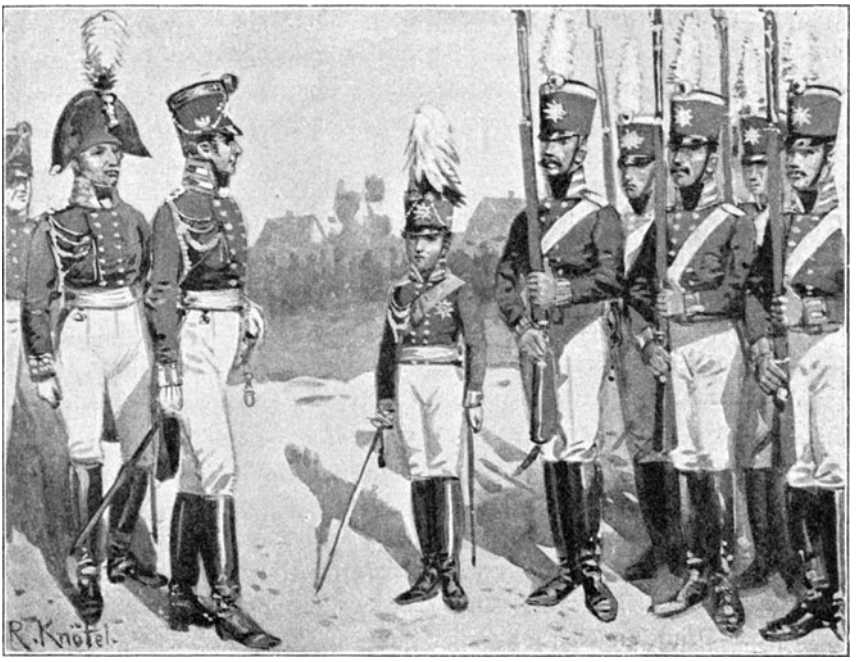
der Dr. Reimann diesem erteilte, teil. Zugleich erhielt dieser die Weisung, den zarten Prinzen nicht zu sehr zu ermüden. Nur in einzelnen Lektionen dauerte auch der Unterricht Delbrücks fort. So begannen damals bei diesem die drei Prinzen zusammen Englisch zu lernen; und reichliche Gelegenheit, die Sprache zu üben, boten die zahlreichen vornehmen Engländer, die in jenen Tagen aus Verehrung für die Königin Luise in Memel weilten. Prinz Wilhelm las zudem viel für sich, besonders historische Werke. Namentlich fesselten ihn die geschichtlichen Werke Friedrichs des Großen, zumal dessen „Geschichte meiner Zeit" und die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges". Als Fähndrich that er auch seinen ersten Dienst bei der Leibkompanie, die der König selber als Chef führte. Am 3. Oktober hatte das Bataillon Garde Revue vor dem Könige, an der die Prinzen teilnahmen. Das war ein ergreifender Anblick, für die Königin, die mit der Prinzessin Radziwill der Revue beiwohnte, als die jungen Prinzen festen Schrittes an ihr vorbeimarschierten: Thränen traten der königlichen Mutter vor Rührung in die Augen.

Die drei Prinzen wohnten in Memel nicht bei ihren königlichen Eltern — den Prinzen Friedrich, seinen Neffen, erzog der König wie einen eigenen Sohn — sondern sie hatten einen gesonderten Hofhalt im Hause des Kaufmanns Argelander. Hier luden sie mitunter auch Gäste zu sich ein, gleichaltrige Kinder der fürstlichen Familien, die mit dem Königspaare sich nach Memel zurückgezogen hatten, aber auch Knaben aus den angesehenen Bürgerfamilien der Stadt. Dann wurde gespielt, getanzt, Märchen aufgeführt, Geschichten erzählt. Die Prinzen machten dann die liebenswürdigen Wirte; besonders der junge Kronprinz war unerschöpflich, immer neue Unterhaltungen für die Gäste zu erfinden und zu leiten. Aber auch die königlichen Eltern verschmähten es nicht, einer Einladung der Familie Argelander zu folgen.

Bald indessen rief der Fortgang des Krieges den König wieder ins Feld. Auch die Königin weilte vom 10. April bis 10. Juni in Königsberg. Kaum aber war sie von dort nach Memel zurückgekehrt, als auch die erschütternde Nachricht von der Niederlage des verbündeten Heeres der Preußen und Russen bei Friedland dort anlangte. Nun erfüllte sich das Unheil: Die beiden Kaiser verständigten sich ohne Rücksicht auf Preußen über den Frieden. Die Königin kam auf Wunsch ihres Gemahls selbst nach Tilsit, um bei Napoleon für die Sache Preußens zu wirken; ein schweres Opfer, das sie dem Vaterlande ohne Erfolg brachte. Denn der Frieden von Tilsit wurde Preußen auferlegt, der dem Könige

faſt die Hälfte ſeiner Länder nahm und die ihm verbleibende Hälfte durch eine ganz unerſchwingliche Kontribution erdrückte.

Jetzt war die ganze königliche Familie wieder in Memel vereint. Schlimmer, als jede Erwartung war, hatte das Schickſal Preußens ſich gewendet. Dennoch war der König ruhig und gefaßt, ein Troſt für die tieftraurige Königin, die der Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, über die haltloſe Schwäche des Bundesgenoſſen niederbeugte. Eine wahre



Erſter Dienſt des Prinzen Wilhelm zu Memel am 3. Oktober 1807.

Erquickung in ihrem Herzeleid waren ihr die vielen Beweiſe von Anhänglichkeit und Verehrung, die dem Könige aus allen Teilen ſeines Landes, nicht zum wenigſten auch aus den abgetretenen Provinzen zugingen.

Bis in die königliche Familie hinein warf der unſelige Friedensſchluß ſeine Schatten. Um, ſo viel er konnte, zur Aufbringung der Kontribution beizutragen, ließ der König die Hofhaltung auf das äußerſte einſchränken. Das reiche ſilberne Tafelſervice, das der prachtliebende König Friedrich I. einſt für die königliche Tafel hatte anfertigen laſſen, wurde in Holland verkauft. Freudig opferte auch die Königin ihren Juwelen-Schmuck, und

ihre goldene Toilette gab sie her, um Goldstücke daraus zu prägen. Die Tafel wurde auf das einfachste eingerichtet: in manchem Bürgerhause wurde besser gespeist, als an der königlichen Tafel in Memel. Zu einem neuen Kleide, dessen die Prinzessin Charlotte bedurfte, gab der König 5 Thaler: mehr hatte er nicht.

Das waren Eindrücke, die sich tief in das Herz des zehnjährigen Prinzen Wilhelm eingruben und die Memeler Zeit ihm unvergeßlich machten. Der stille Schmerz des Vaters, die Thränen der Mutter beschlossen für ihn der Kindheit sorgenlose Jahre. Zu Weihnachten 1807 ernannte ihn der König zum Sekondeleutnant der Garde, und als solcher rückte er, als die königliche Familie am 16. Januar 1808 nach Königsberg zurückkehrte, mit der jetzt von Memel dorthin verlegten Gardekompanie in die Stadt ein.

Auf das einfachste gestaltete sich auch in Königsberg das Leben der königlichen Familie. Bei Paraden that Prinz Wilhelm wohl seinen Dienst als Leutnant in der Front. Aber sonst ging der Unterricht ruhig seinen Gang. Im Sommer bezog auf den Huben vor dem Steindammer Thor die königliche Familie ein wenig geräumiges Landhaus in dem Busoltschen Garten, wo früher öfters der Staatsrat von Hippel gewohnt hatte. Hier — ‚Luisenwahl' heißt noch heute der bescheidene Landsitz — konnte man die Königin oft durch die Felder wandeln sehen, während die königlichen Kinder um sie herum spielten und aus Feldblumen ihr Kränze wanden. Ein armes Mädchen bot ihr einst, ohne sie zu kennen, einen Strauß blauer Kornblumen zum Kaufe an. Reich beschenkt entließ sie das Mädchen und zeigte den Kindern, wie man aus Kornblumen ohne Faden einen Kranz flechten könne. Das war ein Jubel, als sie den fertigen Kranz der Prinzessin Charlotte aufs Haupt setzte! Nun waren die Kornblumen aller Lieblingsblumen. Auch die Königin trug einst, als zwei französische Generale zur Tafel geladen wurden, als einzigen Schmuck vor der Brust und im Haar blaue Kornblumen, und antwortete den Franzosen, die sich eine Bemerkung darüber zu machen erdreisteten, mit ruhiger Würde: „Seit Ihre Pferde unsere Kornfelder zertreten haben, gehören auch wilde Kornblumen zu den Kostbarkeiten in Preußen." So wurden die blauen Blumen als eine Erinnerung an die Mutter dem jungen Prinzen Wilhelm lieb.

Überhaupt wurde diese Königsberger Zeit gerade für die Erziehung der heranwachsenden Prinzen bedeutungsvoll. Die königlichen Eltern konnten jetzt freier und regelmäßiger als früher mit ihren Kindern verkehren; denn die jetzt geübte Sparsamkeit machte Gäste an des Königs

Tafel selten. Abends versammelte sich die Familie in der Regel um den Theetisch. Mit wachsendem Verständnis folgten der Kronprinz und Prinz Wilhelm den gründlichen Belehrungen des Vaters, hörten der Mutter hochherzige Worte. Und waren einmal Gäste da, so wurden in Gegenwart der Prinzen die Ideen zur Neugestaltung des preußischen Staates, zur Vorbereitung der Befreiung des Vaterlandes entwickelt und besprochen und tausend fruchtbare Keime in die jungen Seelen gesenkt. Und wie erhebend wirkten auch auf sie die Abordnungen aus allen Kreisen, die fort und fort in Königsberg eintrafen, die Liebe des Volkes zu seinem Könige bezeugend. Denn gerade diese Jahre des Unglücks waren es, in denen der redliche König seinem Volke so recht ans Herz wuchs.

Zu den häufigeren Gästen des Königspaares gehörte der Kriegsrat Scheffner, der noch unter Friedrich dem Großen mitgekämpft hatte. Mit rückhaltloser Offenheit war er gewohnt allezeit sich auszusprechen. Und gerade das gewann ihm die Neigung des Königs wie der Königin, die gern seine Ansicht hörten, mochte es sich um die schwierige Wahl eines Oberhofmeisters für die Prinzen, um die höfische Zeitverschwendung, um den Schaden vorschneller Gutmütigkeits-Äußerungen oder was es sonst war, handeln.

Auch der Prediger Borowsky, ein frommer, aber zugleich origineller Mann, war ein gern gesehener Gast, der den König mit ernsteindringendem Zuspruch aufzurichten sich bemühte. Aus der Weltgeschichte bewies er dem Könige, daß die göttliche Weltregierung gebesserte Völker noch immer wieder erhöhet habe. Darum kündigte er mit heiterer Zuversicht auch Preußen eine glücklichere Zeit an. Als der König nach dem Wie und Wann fragte, wurde Borowsky eifrig; es ergriff ihn gleichsam eine fromme zärtliche Besorgnis, er faßte die Hand des Königs und die andere Hand ihm auf die Schulter legend, sagte er mit dem Ernste eines Propheten: „Sie müssen glauben lernen. Dem Menschen geschieht, wie er glaubt.“ Das war eine ernste Freimütigkeit, die dem Könige den glaubensstarken Mann erst recht wert machte.

Und in Wahrheit hatte schon der König die entscheidenden Schritte eingeleitet; denn der unglückliche Ausgang des Krieges hatte die Notwendigkeit der Neugestaltung der Verhältnisse des Staates ihm klargelegt. Und zu diesem großen Werke, das den preußischen Staat gewissermaßen neu schaffen sollte, hatte er sich auf den Rat Hardenbergs entschlossen, den Reichsfreiherrn vom Stein, den er doch infolge eines Mißverständnisses am 3. Januar 1807 ungnädig aus dem preußischen Dienste entlassen hatte, von neuem zu berufen. Im Namen des Königs

schrieb Hardenberg an den einzigen Mann, von dem jetzt Hilfe erwartet werden könnte. Auch die Königin bat ihn in der dringendsten Weise, dem Vertrauen des Königs zu entsprechen. „Ich beschwöre Sie", schrieb sie an Stein, „haben Sie nur Geduld. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen: darum Geduld!" Und Stein, obgleich er am Tertianfieber krank auf seiner Burg Nassau daniederlag, folgte dem Rufe des Königs: am 30. September 1807 schon traf er, den Körper durch die eiserne Gewalt seines Willens zwingend, in Königsberg ein.

Und rasch rechtfertigte Stein die großen Erwartungen, mit denen man seine Rückkehr begrüßt hatte. Schon am 8. Oktober 1807 legte er dem Könige das „Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend" vor. Dies Emanzipations-Edikt umfaßt nur zwölf kurze Paragraphen, aber es bedeutet die Umgestaltung des preußischen Staates. Denn es legt den Grund zu einem gleichberechtigten Staatsbürgertum; von Standesschranken ist ferner nicht die Rede. Der Grund zu dem modernen Preußen ist gelegt. Aber Steins Gedanken flogen weiter. Die Schaffung einer freien Ordnung für die Städte und Landgemeinden schien ihm das nächst Notwendige. Als Muster schwebten ihm die altgermanischen Zustände vor. Über die frei waltenden Gemeinden sollten sich Kreis- und Provinzial-Vertretungen erheben, den Abschluß dieser ständischen Organisation aber die Volksvertretung der Reichsstände bilden. So sollte das gesamte Volk fest an den Staat geknüpft und durch die Entwickelung des Gemeinsinns die sittliche Kraft des Volkes gehoben werden.

Dem gab zunächst für die Städte die Städteordnung Ausdruck, die der König am 19. November 1808 bestätigte. Sie bewilligte den Bürgern in weitgezogenen Grenzen die Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten. Die staatliche Oberaufsicht wurde auf das Notwendigste beschränkt. Dadurch wurde in den Bürgern ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre erweckt, das Streben nach Einsicht in die städtischen Angelegenheiten wachgerufen und ihnen damit die beste Vorbereitung für eine spätere Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten gegeben.

Sonst wohl werden Gesetze, die so weitgehende Freiheiten dem Volke gewähren, einer widerstrebenden Regierung abgerungen. Anders hier in Königsberg: mit freier Hand bietet der König alles dem Volke dar. Das Volk zu fördern, ihm zu nützen, beschränkt der König aus freiem Entschlusse die Regierungsgewalt. Das ist das sittlich Hohe, das in diesen



Kronprinz Friedrich Wilhelm. Prinzessin Alexandrine. Prinz Karl. Prinz Heinrich. Prinz Wilhelm.
Prinz Wilhelm. Prinzessin Charlotte. König Friedrich Wilhelm III. Königin Luise. Prinzessin Wilhelm.

König Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Familie im Schloßgarten zu Charlottenburg (1806). Nach dem Gemälde von Dähling gestochen von Fr. W. Meyer.

Königsberger Gesetzen liegt, die Selbstlosigkeit des Herrschers, der seinem Volke befiehlt, von den ihm gewährten Freiheiten zu seinem eigenen Besten Gebrauch zu machen. Und das sollte auf die heranwachsenden jungen Prinzen nicht einen tiefen und sie innerlich erhebenden Eindruck gemacht haben?! Und die Wucht der Persönlichkeit Steins, der in Gestalt und Wesen wohl an die streitbaren Ritter der Reformationszeit mahnen mochte, hat sicher, da sie oft in Berührung mit ihm kamen, diesen Eindruck noch vertieft.

Nur allzu bald indessen mußte Stein vor dem Hasse Napoleons aus Preußen weichen. Weder an staatsmännischer noch an persönlicher Bedeutung reichten seine Nachfolger an ihn heran. So blieb denn seine Gesetzgebung unvollendet, ein großartiger Torso.

Eine Hauptsorge Steins neben seiner gesetzgeberischen Thätigkeit war gewesen, Preußen wieder wehrhaft zu machen. Denn ein großer Teil der Armee war während des Krieges auseinander gelaufen; 15000 Mann waren kriegsgefangen in Frankreich. Es mußte also die Armee so gut wie ganz neu geschaffen werden. Indes eine Wiederherstellung des Heeres in der Weise, wie es gewesen war, abgesehen von den Unzulänglichkeiten, die der Krieg zu Tage gebracht hatte, war unmöglich. Denn die neuen Reformgesetze gaben den Volksklassen in ihrem Verhältnisse zu einander und zu dem Ganzen des Staates eine völlig veränderte Gestalt, der bei der Reorganisation des Heeres notwendig Rechnung getragen werden mußte. Die bisherige Dienstzeit von 20 Jahren, welche den Soldaten fast zu einer Kaste machte, sowie die Anwerbung fremdländischer Abenteurer hatten die Armee thatsächlich außer Zusammenhang mit dem Volke gestellt. Und die zahlreichen Ausnahmen, welche die Rekrutierung bisher berücksichtigt, hatten die Aushebung in Wirklichkeit fast nur auf den Bauernstand gelegt. Jetzt, wo die neue Gesetzgebung anfing, dem Landvolke Selbstgefühl und eine Vorstellung von Rechten zu geben, war das alte Rekrutierungssystem nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die zahlreichen Ausnahmen mußten fallen, die Verteidigung des Vaterlandes wurde zu einer Ehrenpflicht des ganzen waffenfähigen Volkes erhoben. Dadurch wurde Herabsetzung der Dienstzeit und Beseitigung aller entehrenden Strafen bedingt. Die Anwerbung von Fremden mußte wegfallen und damit die alte Härte der Dienststrafen. Die Erhöhung der Durchschnittsintelligenz der Soldaten verlangte endlich, auch höhere Forderungen an die Bildung der Offiziere zu stellen.

In diesen klaren Konsequenzen aus den Reformgesetzen lagen die Grundzüge für die notwendige Neugestaltung des preußischen Heeres.

Mit dem Alten mußte völlig gebrochen werden. In klaren Grundlinien war damit der vom Könige eingesetzten „Militär-Reorganisations-Kommission" ihre Aufgabe vorgezeichnet, die ihre Erfüllung durch die drei Verordnungen des Königs vom 3. August 1808 fand, die dem preußischen Heere seine neue Gestalt gegeben haben. Nur den großartigen Gedanken des „Heerbannes" — wie die Kommission vorschlug die allgemeine Aushebung zu nennen — nur diese Umformung der Nation in eine Armee hat erst die Begeisterung der Befreiungskriege zur Wahrheit gemacht. Wir gehen gewiß nicht zu weit, wenn wir in dem Zuströmen und Abwägen dieser neuen und großen Gedanken ein wesentliches Bildungsmoment für den jungen Prinzen Wilhelm, dessen lebendigste Anteilnahme ja von früh an auf alles Militärische gerichtet war, erblicken.



Sekondeleutnant Prinz Wilhelm.

Freilich wirkt auf die Jugend nicht so sehr der Gedanke, als die Persönlichkeit dessen, der ihn vertritt. Aber was für eine Reihe bedeutender Männer war zu den Arbeiten der Reorganisations-Kommission damals in Königsberg vereinigt. Da war der Generalmajor von Scharnhorst, eine jener klaren und festen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren innere Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt. Mit ihm kamen die Prinzen in sehr häufige Berührung, da er als expedierender General-Adjutant sich im nächsten Gefolge des Königs befand. Dann war da der Major von Grolmann, eine feste und geschlossene Natur voll Klarheit und Entschiedenheit, wie geschaffen, ein junges Gemüt zu begeistern, ferner der Generalgouverneur von Schlesien Graf Götzen, dessen tapfere Seele den zarten Körper zwang, endlich der Major von Boyen, ein Mann von hoher sittlicher Reinheit, zu jeglicher Aufopferung willig. Und der junge Prinz Wilhelm, schon durch die Uniform ihnen nahe gerückt, begann mehr und mehr sie zu verstehen und in Wort und Wesen

ihre Einwirkung zu empfinden. Die Zeitgenossen wollten an ihm im Unterschiede von dem lebhaften Kronprinzen einen ernsten, fast nachdenklichen Zug bemerken, als wenn der strenge Ernst der Zeit auch über ihn seine Schatten würfe.

Der Fürstentag in Erfurt zeigte der Welt den Kaiser Napoleon auf dem Gipfel seines Glanzes und seiner Macht. Auch der Kaiser Alexander war dort erschienen, dem Gewaltigen zu huldigen und von ihm freie Hand gegen die Türkei zu erhalten. Ein zahlreiches Gefolge von Königen und Fürsten umgab die beiden Kaiser. König Friedrich Wilhelm indes lehnte die Einladung, dorthin zu kommen, ab; er begnügte sich, den Grafen Golz zu senden, um die beiden Kaiser zu begrüßen.

Am 18. September war Kaiser Alexander auf der Hinreise durch Königsberg gekommen; am 20. Oktober war er auf der Rückreise wieder dort und verweilte mehrere Tage als Gast des preußischen Königspaares. Das begrenzte Entgegenkommen Napoleons, der sich nicht entschließen konnte, Konstantinopel den Russen zu überlassen, hatte eine leise Verstimmung bei ihm hinterlassen. Um so liebenswürdiger begegnete er der preußischen Königsfamilie. Tilsit war ganz vergessen. Am 23. Oktober fand vor dem russischen Kaiser eine Parade statt; auch Prinz Wilhelm that bei dieser als jüngster Leutnant der Armee Dienst und nahm auch an dem großen Militär-Diner teil, das auf die Parade folgte: am Abend beschließt ein glänzender Ball im „Deutschen Hause" die Festlichkeiten. Prinz Wilhelm führt auf diesem in der Polonaise die greise, ihm so sehr zugethane Oberhofmeisterin Gräfin Voß.

Auf das dringendste lud Kaiser Alexander, als er Abschied nahm, das preußische Königspaar nach St. Petersburg ein und überhäufte sie dort, als sie der Einladung folgten, mit den Beweisen einer aufmerksamen und glänzenden Gastfreundschaft. Große Anstrengungen mutete mitten im nordischen Winter die weite Fahrt zumal der Königin zu; aber sie trug sich mit der Hoffnung, durch ihren persönlichen Einfluß auf den Kaiser Preußen nützen zu können; nicht daß sie jemals in Staatsgeschäfte sich mischte, aber sie sah in der Befestigung der freundschaftlichen Beziehungen zu dem Kaiser die zuverlässige Gewähr für freundliche Beziehungen auch der Staaten. Mit dem Gemüte war sie an allem, was sie that, beteiligt. Sie hoffte, weil sie wünschte; und daß immer wieder die Erfüllung ausblieb, quälte und folterte sie im innersten Herzen.

Da erhob sich Österreich gegen die napoleonische Gewaltherrschaft. Bei Aspern warf der Erzherzog Karl die französische Armee zurück. Der Nimbus der Unbesiegbarkeit Napoleons war zerstört. Ein Umschwung

der Dinge in Europa wurde erwartet. Wie, wenn jetzt auch Preußen an der Seite Österreichs die Waffen ergriffe?! So selbstverständlich schien das zu sein, daß in der Uniform eines österreichischen Obersten der Freiherr von Steigentesch in Königsberg erschien, um dem Könige Friedrich Wilhelm ein eigenhändiges Handschreiben des Kaisers Franz zu überbringen, in dem dieser den König, die Waffen zu erheben, aufforderte. Eine ungeheure Aufregung ergriff die Kreise der Patrioten in Königsberg. Mit hoffnungsfreudigem Vertrauen erfaßte die Königin Luise die Sachlage; aber der König hielt unerschütterlich daran fest, daß er ohne Rußland oder hinter dem Rücken Rußlands keinen Schritt thun werde. Denn in Rußland sah er mit Recht die Macht, mit der er am ersten zu rechnen hatte. Dabei blieb er allem Drängen des österreichischen Abgesandten gegenüber. Es war klar: er traute Österreich nicht. In Deutschland brach da und dort die Flamme der Empörung aus der Asche der scheinbaren Ruhe hervor; aber Napoleons Sieg bei Wagram machte allen patriotischen Erwartungen jäh ein Ende. Wir können uns denken, wie diese bewegten Juni-Tage auch die jungen Gemüter der Prinzen in Aufregung versetzt haben, als ein Blücher unmutig seinen Abschied forderte und Gneisenau tief verstimmt nach England ging. Denn nur die starke Autorität des Königs hielt damals in Preußen die Volkserhebung zurück.

Der Kronprinz war unterdessen so weit herangewachsen, daß es dem Könige angemessen erschien, ihm eine eigene Hofhaltung einzurichten. Zum militärischen Obergouverneur der Prinzen ernannte er daher den Generalmajor von Dierícke, der — von Stein dem Könige empfohlen — ein ebenso tüchtiger Soldat wie ein Mann von reichem Wissen und unerschütterlicher Redlichkeit war. Unter ihm stand als militärischer Gouverneur des Kronprinzen der Oberst von Gaudy, als militärischer Gouverneur der Prinzen Wilhelm und Friedrich der Major von Pirch. Den Unterricht dieser beiden leitete wie bisher der Professor Reimann. Eine Zeitlang unterrichtete sie daneben auch der geistvolle, patriotische Süvern, Professor der Geschichte an der Königsberger Universität.

Süvern war zum Erzieher des Kronprinzen in Aussicht genommen. Denn für den glänzend sich entfaltenden Geist des Prinzen schien die etwas einseitige Art Delbrücks nicht mehr recht zu genügen. Mit Nachdruck wies der alte Kriegsrat Scheffner in einem Gespräche mit der Königin darauf hin, daß „ein Kronprinz mit dem echten Geiste der Vorzeit ganz bekannt gemacht werden müsse, um sich gegen den etwanig frivolen Geist seiner eigenen Zeit zu sichern und für das Glück seiner Nachzeit desto unbefangener sorgen zu können.“ Allein Süvern hatte

Bedenken: so wurde die Entscheidung der Frage denn bis auf eine spätere Zeit verlegt.

Den damals erst zwölfjährigen Prinzen Wilhelm berührte dies nicht. In seinen Lebenskreis trat vielmehr damals der Magister Zeller, der, ein Jünger Pestalozzis, von Württemberg nach Königsberg berufen war, um den Volksgeist durch Neubelebung und Besserung des Volksschulwesens Ostpreußens im Sinne Pestalozzis zu wecken und zu heben. Als Regierungsrat und Schulinspektor angestellt, hat er dem Auftrage mit großem Erfolge entsprochen und namentlich das Königsberger Waisenhaus in eine Muster-Erziehungsanstalt umgeschaffen. Das gemütliche, urwüchsige Wesen des schwäbischen Pädagogen sprach den jungen Prinzen außerordentlich an: „Vater Zeller" war im königlichen Schlosse ein gern gesehener Gast, mit dem der junge Prinz auf dem Fuße des traulichen Du verkehrte; wie denn dieser auch häufig in dem Waisenhause in freundlichem Verkehre mit den Lehrern desselben zu finden war. Noch ist der Brief vorhanden — die älteste Schrift, die wir von dem Prinzen Wilhelm besitzen — den er nach dem Abschiede von Königsberg an Zeller richtet. „Lieber Vater Zeller!" schreibt er. „Wie befindest Du Dich? Ich danke Dir sehr für das Gute, das Du mir erwiesen hast und was ich bei Dir gehört habe. Ich werde mich bemühen, Alles dieses zu befolgen. Behalte mich in Deinem lieben Andenken und grüße die Herren Griebe, Funk, Kolbe und das ganze Institut. Adieu, lieber Vater! vergiß nicht Deinen Sohn Willi. Berlin, den 28. Dezember 1809."

Mehr als alles zeigt dieser Brief, wie schlicht in Wesen und Empfinden Prinz Wilhelm war. So hat ihn auch damals die Königin Luise in einem Briefe an ihren Vater, der nunmehr regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz war, gezeichnet. Treffend schreibt sie: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater: einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm."

Die Fenster der Wohnung, die Prinz Wilhelm im Königsberger Schlosse innehatte, gingen auf den Schloßhof, auf welchem Tag für Tag die Bataillone der Garnison nach dem neuen Reglement exerziert wurden. Der König wie die Generale leiteten oder beaufsichtigten die Übungen, welche hier die neu formierten und nach den neuen Grundsätzen geschulten Truppen vornahmen. So lernte, am Fenster stehend, der junge Prinz — wie er selbst erzählt hat — den kleinen Dienst bis in alle Einzelheiten, aber auch die damals so genannten Brigade-Aufstellungen, bei denen alles geprobt und durchgeübt wurde, was die

neuere Kriegskunst als zweckmäßig herausgestellt hatte. Namentlich waren dies die Massen-Karrees, mit denen Erzherzog Karl bei Aspern so bedeutende Erfolge gehabt, und die Tirailleur-Übungen, in denen die Franzosen sich allen ihren Gegnern bisher überlegen gezeigt hatten. An manchen Tagen aber ging es auch hinaus aufs Feld zu den neu eingeführten Feldmanövern, bei denen, in zwei Abteilungen geteilt, die Bataillone gegen einander fochten. Hier kam der Prinz in vielfache persönliche Berührung mit dem General York, der unerschöpflich in dem Stellen immer neuer lehrreicher Aufgaben war. So wurden Gedanken in dem jungen Prinzen angeregt, die in reiferen Jahren sich entwickeln und ausgestalten sollten.

Das waren ernste Dinge. Aber neben ihnen ward auch der frohen Jugendlust ihr Recht. An Spielgefährten fehlte es in dem alten Schlosse den Prinzen nicht. Da waren die jungen Prinzen Radziwill, des königlichen Hauses nahe Verwandte, und außer ihnen die jungen Auerswalds, deren Vater als Landhofmeister in dem Schlosse seine Amtswohnung hatte. Rudolf, dem mittleren der drei Knaben, schloß sich Prinz Wilhelm mit besonderer Herzlichkeit an: eine Kinderfreundschaft, die auch die Probe der Mannesjahre bestanden hat.

Darüber ging denn mit dem Jahre 1809 auch die Königsberger Zeit zu Ende. Wer möchte ihre Bedeutung für die Willensbildung des jungen Prinzen verkennen, dem gerade in den Jahren der vollen Bildsamkeit der Ernst des Lebens in bedeutungsvollen Gestaltungen so faßbar nahe trat. Wie sehr hat die königliche Mutter recht, wenn sie in diesen Tagen an ihren Vater schreibt: „Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen."

Fünftes Kapitel.

In großen Tagen.

Königsberg war die schmerzvolle Vergangenheit, Berlin erschien der Königin Luise wie die lichte Zukunft. „Ginge es doch nach Berlin!“ schrieb sie an ihre Schwester Friederike. „Dahin, dahin möcht' ich jetzt ziehn!“ Allein die tiefgreifenden Arbeiten für die Neugestaltung des Staates hielten den König in Königsberg fest. Napoleon jedoch fand Grund zum Argwohn darin, daß der König, obgleich die Franzosen schon 1808 Berlin verlassen hatten, doch noch immer seiner Hauptstadt fern bliebe. Dem zu begegnen, entschloß sich daher König Friedrich Wilhelm im Dezember 1809, seine Residenz wieder nach Berlin zu verlegen.

Die würdige Art, in welcher der König das Unglück des Staates als sein eigenes fühlte und ertrug, und die Bescheidenheit, mit welcher er seinen bewährten Beratern folgte, hatte gerade in den schwersten Zeiten die Volksbeliebtheit des Preußenkönigs fest begründet. So gestaltete sich die lange Reise des Königspaares zu einem wahren Triumphzuge. Von weither eilten die Bewohner von Dörfern und Städten herbei, um das geliebte Herrscherpaar zu sehen und zu begrüßen. Nach sechs Tagen war Stargard erreicht. Hier empfing es, von Stettin herbeieilend, die Prinzessin Elisabeth, die erste Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. Und an der Spitze einer Abordnung der Bürger Kolbergs erschien der greise Nettelbeck, um im Namen der so mannhaft verteidigten Ostsee-Festung seinem Könige seine Huldigung darzubringen; und was er sprach, war so recht aus dem Herzen aller Preußen gesprochen: „Für Euer Majestät aufzutreten, dazu lebt der freudige Mut in uns und unsern Kindern, und verflucht sei, wer seinem Könige und Vaterlande nicht treu ist!“

Die letzte Nacht der Reise verweilte die königliche Familie in dem Schlosse zu Freienwalde, empfangen von den Abgeordneten der kur-

märkiſchen Ritterſchaft. Da, als das Abendeſſen vorüber war, erklang plötzlich vom Hausflur her Papagenos Lied „Der Vogelfänger bin ich ja". Der Kronprinz und Prinz Wilhelm hatten mit Hilfe des Kaſtellans, von ihren Kindheitserinnerungen geleitet, die alte „Vogelorgel" wieder ausfindig gemacht und ließen jetzt zur heiteren Überraſchung der königlichen Eltern die unvergeſſene luſtige Weiſe ertönen.

In Weißenſee, acht Kilometer vor Berlin, begann der Empfang der Reſidenz. In dem Gutsgarten war ein Altar errichtet und ringsum Orangenzweige an die Bäume gebunden, um über den Winter hinwegzutäuſchen. Hier empfing das Königspaar die Deputationen der Stadt, welche ihre Freude über die endliche glückliche Wiederkehr der königlichen Familie ausſprachen. Junge Mädchen ſtreuten Blumen auf den Weg, ſo daß die Königin in Thränen ausbrach. Denn alles rief ihren fröhlichen Brauteinzug — war es doch derſelbe Tag, der 23. Dezember — ihr ins Gedächtnis: aber wie anders war jetzt nach 16 Jahren alles; wie anders war ſie ſelbſt. Das lange Leid hatte die Roſen der Geſundheit von ihren Wangen geſcheucht: blaß und wehmütig empfing ſie die Huldigungen.



Schreibſekretär der Königin Luiſe.

Die Stadt Berlin hatte der Königin einen Wagen für den Einzug geſchenkt, mit lila Samt, ihrer Lieblingsfarbe, ausgeſchlagen und reich mit ſilbernen Zieraten geſchmückt. Die Königin beſtieg ihn mit den jüngeren Kindern, während eine Abteilung von Bürgerſchützen zu Pferde ihn umgab. Vor dem Wagen der Königin ritt der König einher;

hinter demselben marschierte das Regiment Garde, an dessen Spitze neben den übrigen Offizieren Prinz Wilhelm mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich.

Von einer unabsehbaren Menge freudig bewegter Menschen begleitet, erreichte der königliche Zug Berlin. Am Bernauer (Neues Königs-) Thor empfing ihn mit Glück verheißender Ansprache der Oberbürgermeister Gerlach: 101 Kanonenschuß erdröhnte und unter Glockengeläute und den brausenden Hoch- und Jubelrufen der dicht gescharten Volksmenge durch das Spalier der Bürgergarde und der Gewerke ging der Zug durch die Stadt nach dem königlichen Palais. Das ganze königliche Haus war auf der Rampe des Schlosses versammelt, die Wiedergewonnenen zu begrüßen; aber als die Königin, vor innerer Bewegung keines Wortes mächtig, die Vorhalle betrat, da sank sie in die Arme ihres greisen Vaters, der von Strelitz herbeigeeilt war, die lange entbehrte Tochter wiederzusehen.

Am Abend war eine Festvorstellung im Opernhause veranstaltet. Man bat den König, sie zu besuchen. „Nicht so!“ erwiderte er ernst. „Mein erster Gang in Berlin wird in die Kirche sein. Gott die Ehre und den Dank!“ Und am andern Morgen fand in Gegenwart der ganzen königlichen Familie der Dankgottesdienst im Dome statt. Alles war voll Glück und Freude, das geliebte Königspaar endlich wieder zu haben.

Für die Befestigung und Kräftigung der patriotischen Stimmung in Berlin war die Rückkehr des Königs sehr bedeutungsvoll. Nicht selten hatte man zumal in den höheren Kreisen Berlins noch Äußerungen hoffnungsloser Verzagtheit gehört. Jetzt wurde mehr und mehr die Stimmung, welche Preußen, Pommern und Schlesien zu durchwogen begonnen hatte, auch in Berlin die herrschende. Denn Berlin, allzu sehr in Lokalinteressen befangen, war damals weit davon entfernt, die tonangebende Landeshauptstadt, eine Richtschnur für die sehr eigenartig entwickelten Provinzen zu sein. Da lud der König auf den 18. Januar 1810 alle diejenigen zu sich, denen er seine Anerkennung für ihr Verhalten während der vergangenen traurigen Jahre ausdrücken wollte. Er hatte zu dem Zwecke den Orden des Roten Adlers, den 1705 der Erbprinz Georg Wilhelm von Bayreuth gestiftet hatte, als preußischen Orden, da Bayreuth 1791 mit Preußen vereinigt worden war, erneuert. Im Weißen Saale des Schlosses vollzog sich die Feier. Das Königspaar, umgeben von allen Prinzen und Prinzessinnen, stand unter dem Thronhimmel, ihm gegenüber in langen Reihen diejenigen, welche der König durch die

Verleihung des Ordens auszeichnete. Der General von Diericke las den Erlaß des Königs, betreffend die Erneuerung des Ordens, vor; darauf verlas der Geheime Staatsrat Nagler die Ordens-Statuten, und die Dekorierten statteten dem Könige ihren Dank ab. Am folgenden Sonntage aber, dem 21. Januar, waren sie ausnahmslos an die Tafel des Königs geladen, vom Staatsminister bis zum Briefträger herab; auch 20 gemeine Soldaten von verschiedenen Regimentern befanden sich darunter. 800 Männer aus allen Ständen sahen sich im Weißen Saale und in der daran stoßenden Bildergalerie als Gäste an der Tafel ihres Königs: alle waren in freudig gehobener Stimmung; mit „einer einzigen Donnerstimme", wie es der Gräfin Voß erschien, brachten sie das Hoch auf ihren König, auf ihre Königin aus: da war keiner, dem nicht der Geist patriotischer Hoffnung die Brust geschwellt hätte.

Es war nicht die rasch aufflackernde und rasch wieder verrauschende Begeisterung des festlichen Momentes, die dem Könige hier entgegengetragen wurde; sondern es war ein Ausdruck der Stimmung, welche in den Provinzen längst, allgemach auch in Berlin die Gemüter erfaßt hatte. Litterarische Händel und Theaterklatschereien hatten hier sonst das allgemeine Interesse beherrscht; man hatte auf die dünkelhafte Flachheit aufklärerischer Poeten geschworen und mit rührsamer Gefühlsseligkeit in Jean Pauls Schriften geschwelgt. Jetzt war die Bedrückung und der freche Hochmut der französischen Herren von jedem einzelnen Bürger empfunden worden; mit Ingrimm gegen die Fremdherrschaft hatten sich die Herzen erfüllt, aber zugleich war die Überzeugung in immer weitere Kreise gedrungen, daß nur von einer Umwandelung des ganzen Volkes die Wiederkehr besserer Zeiten zu erhoffen wäre. Geheime patriotische Vereinigungen bildeten sich, um die Möglichkeit einer Wiedererhebung des Vaterlandes zu beraten und den Ingrimm gegen die Fremdherrschaft zu schüren. Mit rechtem, treuem Zorn lehrte Ernst Moritz Arndt den Haß gegen die Welschen. Mit glühender Begeisterung, mit einer wahren Wucht des Hasses gegen die Franzosen sprach Heinrich von Kleist durch seine Dramen zu dem Volke. Mit herber Strenge rief Fichte in dem großen Saale der Akademie in seinen „Reden an die deutsche Nation" das Bewußtsein der eigenen Verschuldung in seinen Zuhörern wach und lehrte sie, daß die Bürgschaft des Sieges nicht in der Stärke der Armee, sondern in der Kraft des Gemütes liege. Und allsonntäglich ertönte von den Kanzeln ernste Mahnung zugleich mit hoffnungsreichem Troste zu den dicht gescharten Hunderten, die vordem der Kirche sich entfremdet hatten. Mehr und mehr durchdringt eine

gesunde und kräftige Religiosität die Herzen, als ein freies, Gott suchendes und an Gott sich hingebendes Vertrauen sich darstellend.

Das war die Gesinnung, die mit dem preußischen Volke auch den preußischen König erfüllte. Und auch in Stunden des Kleinmuts, wie sie ihm wohl kamen, hatte stets die herrliche Königin durch ihren mutigen Zuspruch ihn immer wieder aufzurichten verstanden. Und jetzt nun, wo das Morgenrot einer besseren Zeit leise zu tagen begann, sollte sie von seiner Seite genommeu werden. Mit allem Glanze — denn er galt als das größte Fest in der königlichen Familie — war ihr Geburtstag nun wieder in Berlin gefeiert worden. Und als es Frühling wurde, zog es sie mit Macht, die Stätten ihres früheren Glückes wieder zu besuchen. Am 20. Mai fuhr sie, ganz allein mit dem Könige, nach Paretz. Gar nicht trennen konnte sie sich, als der Abend kam, von ihrem Lieblingsplatze vor der Rohrhütte auf der Anhöhe im Park. Das Auge schweifte in weiter Fernsicht über den mit schwellenden Segeln und zahllosen Schwänen belebten Havelstrom und drüber hinaus über die im frischen Maiengrün prangenden Wiesen und Äcker. Zu den Füßen lag das friedsame Dorf, im Grün der Bäume halb versteckt die Kirche. Die Sonne neigte sich, länger dehnten sich die Schatten über die Landschaft und mahnten zum Aufbruch. Aber die Königin blieb, bis dunkelrot die Sonne ganz hinabgesunken war; dann stand sie auf und sprach leise vor sich hin:

„Die Sonne eines Tages geht dahin:
Wer weiß,
Wie bald die Sonne unsres Lebens scheidet."

Und nicht mehr wich die Ahnung von ihr, daß ihres Weilens nicht lange mehr auf Erden sei.

Für den Sommer hatte die Königin dem greisen Vater ihren Besuch zugesagt. Am 25. Juni reiste sie nach Strelitz ab; aber als sie die Landesgrenze erreichte, überkam sie eine tiefe Traurigkeit. Einen Augenblick ward sie von der Empfindung überwältigt, daß sie in ihr geliebtes Preußenland nicht mehr zurückkehren würde. Und wirklich, schon wenige Tage nach ihrer Ankunft in Mecklenburg befiel sie in dem Schlosse Hohen-Zieritz eine Lungenentzündung, die ihr Leben in die höchste Gefahr brachte. Brustkrämpfe gesellten am 16. Juli sich dazu; und traurig entwich die Hoffnung von dem Sterbelager der königlichen Dulderin.

Durch eine Stafette von Charlottenburg herbeigerufen, traf der König in der Morgenfrühe des 19. Juli in Hohen-Zieritz ein. „Mein lieber Freund, wie freue ich mich, dich zu sehen!" begrüßte die Schwer-

leidende ihn mit matter Stimme. „Bin ich denn so gefährlich krank?“ Der König, von den Ärzten schon auf das rasch herannahende Ende der Königin hingewiesen, sprach ihr mit trostreichem Worte zu, er glaube nicht, daß sie in Gefahr sei.

„Wer ist mit dir gekommen?“ fragte die Königin leise.

„Fritz und Wilhelm.“

„Ach Gott, welche Freude!“ erwiderte sie, und ihre Hand zitterte in der des Königs.

Als der König die Prinzen hereinrief, flog ein Schimmer der Freude über das todesbleiche Antlitz der Sterbenden: „Ach, lieber Fritz, lieber Wilhelm, seid ihr da?“ sagte sie leise; und die beiden Prinzen sanken laut schluchzend am Bette der Mutter nieder. Als aber der Krampf wiederkehrte, mußten sie das Zimmer wieder verlassen.

Die immer sich in kurzen Zwischenräumen erneuernden Krämpfe rieben die letzte Kraft der zum Tode ermatteten Dulderin auf. Sie fühlte selbst die nahende Auflösung. „Luft! Luft!“ sagte sie ängstlich. „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod.“

Der König saß auf dem Rande des Bettes, die Hand der Sterbenden haltend. Sie hatte ihren Kopf sanft auf die Seite geneigt und die Augen fest gen Himmel gerichtet. Da öffnete sie die Augen weit und sagte mit deutlicher Stimme: „Ich sterbe. O Jesu, mach' es leicht!“ Und ihre reine Seele schwang sich zum Himmel. Leise schloß ihr der König die Augen, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet,“ küßte tief erschüttert die Tote und ging hinaus, um die Prinzen hereinzurufen.

Prinz Wilhelm stand mit dem Kronprinzen weinend auf der Schloßtreppe, die in den Garten hinabführte. Als der König zu ihnen trat, war er in seinem herzzerreißenden Schmerze außer stande zu sprechen; wie gebrochen sank er auf einen Gartenstuhl; und Herzog Karl von Mecklenburg, der Entschlafenen Bruder, sagte mit bewegter Stimme zu den jungen Prinzen: „Es ist vorbei: kommen Sie herein!“

Am Sterbelager der Mutter sanken die Prinzen, in den lautesten Schmerz ausbrechend, auf die Kniee und benetzten ihre Hände mit heißen Thränen, während der König und der greise Herzog von Mecklenburg sich schmerzlich lange umschlungen hielten.

Mit herbem Schmerze, wie noch keiner so tief sein junges Herz getroffen, begleitete Prinz Wilhelm den gramgebeugten Vater auf der Rückreise nach Charlottenburg. Zuerst im Berliner Dome beigesetzt, wurde dorthin in das neu erbaute Mausoleum am 23. Dezember, dem

Einzugstage, auch die Leiche der Königin gebracht. Rauchs Meisterhand schuf der Entschlafenen hier ein ergreifendes Denkmal; aber ein noch schöneres hatte doch ihr Edelsinn und ihre anmutsvolle Hoheit in den Herzen ihres Volkes ihr gesetzt, das in Luisen fortan den Schutzengel Preußens sah und verehrte.

Das eben war das ergreifend Tragische in dem Schicksale der Königin Luise, daß sie das Unglück ihres geliebten preußischen Vaterlandes in tiefster Seele mitgelitten hatte, aber den Tag der ruhmreichen Abrechnung und Vergeltung nicht miterleben sollte. Denn noch mehr als zwei Jahre vergingen, bis er in hellem Glanze für Preußen anbrach. So schwer indessen diese Jahre des Wartens auch für den ungeduldigen Patrioten waren, so waren sie doch anderseits für die Durchführung der Neugestaltung des preußischen Staates von der höchsten Bedeutung. Jetzt erließ Hardenberg, seit dem 29. Oktober 1810 Staatskanzler, das „Edikt über die Finanzen des Staates", durch welches alle Einwohner der Monarchie gleichmäßig nach ihrem Vermögen zu den Steuern herangezogen wurden. Zugleich wurde volle Gewerbefreiheit ausgesprochen und der freie Bauernstand in Preußen begründet; wenigstens stieg in dieser Zeit die Zahl der Bauern, die frei auf freiem Erbe saßen, auf das zehnfache des bisherigen Bestandes. Endlich richtete Hardenberg nach Rücksprache mit Stein die „interimistische National- oder Landesrepräsentation" ein, die unter dem Namen der Generalkommission den ersten Anfang einer aus freien Wahlen hervorgehenden Volksvertretung in Preußen darstellte. Sein Ziel war die Sammlung und Anspannung aller Kräfte für den künftigen Befreiungskampf gegen Frankreich.

Mit raschem Verständnisse erfaßte der Kronprinz, zu dessen Lehrer an Delbrücks Stelle Ancillon, der Prediger der französischen Kirche in Berlin, ernannt war, diese Momente der inneren Fortentwickelung des Staates. Prinz Wilhelm dagegen war entschieden, Soldat zu werden. Das theoretische wie praktische Studium der Kriegswissenschaften stand fortan im Mittelpunkt seines Interesses und seiner Bestrebungen. Wechselnd weilte er in Berlin und in Potsdam. Denn wenn auch das Garde-Infanterieregiment, zu dem er gehörte, nachdem das in Königsberg neu gebildete „leichte" (Füselier-) Bataillon herangezogen war, in seine alte Garnison Potsdam abmarschiert war, so stand doch je eins der Bataillone wechselnd in Berlin. Prinz Wilhelm aber führte zunächst den zweiten Zug des leichten Bataillons. Den Unterricht in den militärischen Wissenschaften ihm und dem Prinzen Friedrich zu erteilen, wurde der Kadettenoffizier von Reiche beauftragt.

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO1) is provided:



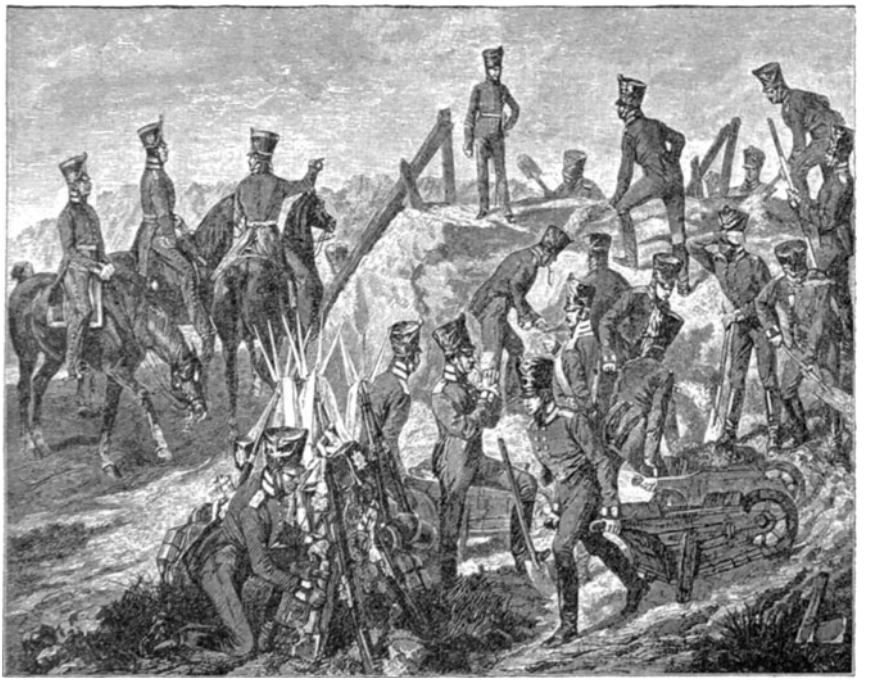
http://Extras.Springer.com

Reiche war von Geburt Hannoveraner, aber aus Neigung schon früh in den preußischen Dienst getreten. Als Junker machte er die Rheincampagne von 1793 mit. Nach dem Baseler Frieden trat er indes in die damals neu errichtete Ingenieurakademie in Potsdam ein. Dieser Schritt machte in militärischen Kreisen Aufsehen, da Reiche schon seit drei Jahren Offizier war, und lenkte auch zuerst die Aufmerksamkeit des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf den strebsamen Offizier. 1806 wurde dieser als Ingenieurleutnant dem Corps des Herzogs von Weimar zugeteilt, mit dem er den verfehlten Zug in den Thüringerwald mitmachte. Noch rechtzeitig indes gelangte er zu Blücher, an dessen tapferem Rückzuge er teilnahm. Durch die Kapitulation von Ratkau geriet er mit diesem und Scharnhorst in französische Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch auf Ehrenwort entlassen. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er wieder dem Ingenieurcorps zugeteilt, doch bald zum Kadettencorps versetzt und nach kurzer Zeit zum Kompanieführer in demselben ernannt.

Die Gegenstände des Unterrichts waren Befestigungskunst, Aufnehmen und militärisches Zeichnen. Beide Prinzen zeichneten sich durch anhaltenden Fleiß und durch Aufmerksamkeit aus, so daß sie auch vorzügliche Fortschritte machten. Besonders that sich Prinz Wilhelm durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, durch Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm — wie sein Lehrer urteilt — der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch in vollem Maße geworden ist. Die Teilnahme an zahlreichen Felddienstübungen bildete die praktische Ergänzung dieses Unterrichts. Vielfach war bei diesen auch der König zugegen, kritisierte die Leistungen der einzelnen Abteilungen eingehend und schärfte durch seine Worte das Urteil des jungen Prinzen über die Zweckmäßigkeit jeder Anordnung ganz ungemein: was dieser oft in späteren Jahren mit dankbarer Pietät anerkannt hat.

Als der Unterricht etwa ein Jahr gedauert hatte, überreichte Prinz Wilhelm — wie auch Prinz Friedrich — dem Könige zu seinem Geburtstage eine selbständige Ausarbeitung mit einer selbstgefertigten Zeichnung (einer Terrainaufnahme und einem Situationsplan) als Angebinde: was den königlichen Vater so erfreute, daß er den Lehrer zum wirklichen Kapitän ernannte. Eine praktische Erprobung knüpfte sich bald daran. Prinz Wilhelm erhielt den Auftrag, zur Sicherung des Überganges, der vom Glienecker Werder nach Nowawes bei Potsdam führt, auf der ihn beherrschenden Höhe des damals noch fast ganz unbewaldeten Babels-

berges eine Feldſchanze zu erbauen. Ganz ſelbſtändig entwarf er den Plan und überwachte ſelbſt die Ausführung des Baues; und als der König kam, das vollendete Werk zu beſichtigen, konnte er mit Genugthuung es ihm zeigen und im einzelnen erklären. Faſt ein halbes Jahrhundert hatte daran gearbeitet, durch Wind und Regen das Werk wieder abzutragen; das Buſchwerk, das ſich darauf angeſät, war zu Bäumen



Die erſte Feldſchanze (Sommer 1811).
Der König läßt ſich durch Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz den Bau einer Schanze auf dem Babelsberge erklären, während Prinz Wilhelm auf der Bruſtwehr ſtehend genau die Arbeit der Soldaten verfolgt. Es war wohl eine Art von praktiſch-militäriſcher Prüfung, die der Prinz damals vor ſeinem königlichen Vater ablegte.
Nach einem Erinnerungsbild aus dem Beſitz des ſeligen Kaiſers.

emporgewachſen, als Prinz Wilhelm 1859 — damals Prinzregent — die Schanze wieder herſtellen ließ; nur die Bäume darauf ließ er unverſehrt, wie wir das Werk noch heute im Babelsberger Park ſehen, eine ſprechende Erinnerung an die Jugendſtudien Kaiſer Wilhelms.

Unterdeſſen vollendeten ſich die Geſchicke der großen Welt. Eben noch hatten in Erfurt auf dem Fürſtentage die beiden Kaiſer Alexander und Napoleon auf das freundſchaftlichſte miteinander verkehrt, als auch ſchon ihre Freundſchaft verweht war und Napoleon 1809 im Geſpräch mit dem Fürſten Metternich einen Krieg mit Rußland als „in der Natur

der Dinge" liegend bezeichnete. Schnell erhitzte sich der Gegensatz. Denn Kaiser Alexander fühlte sich in seinen Plänen gegen die Türkei fort und fort durch Frankreich gehemmt, fühlte sich durch Napoleons Verhalten zu den Polen beunruhigt, fühlte sich durch die Vertreibung des nahe verwandten Herzogs von Oldenburg beleidigt. Und Napoleon anderseits war durch den Rücktritt Rußlands von der Kontinentalsperre auf das äußerste gereizt, wenn Rußland sich auch nur, um der eigenen Verarmung im Innern zu steuern, dazu entschlossen hatte.

Und in diesen stetig wachsenden Konflikt der beiden Großmächte sah sich Preußen, ohne auch nur gefragt zu sein, hineingezogen. Zwar hegte König Friedrich Wilhelm auf das lebhafteste den Wunsch, neutral zu bleiben. Aber der preußische Staat war noch nicht wieder zu einer solchen Kraft im Innern geführt, daß er in neutraler Stellung sich hätte behaupten können. Einem der beiden großen Gegner mußte er daher sich anschließen; und kein Zweifel: seine Existenz stand auf dem Spiele, wie die Wahl fiel.

Zwar Napoleon hätte am liebsten den Staat Friedrichs des Großen mit einem Schlage vernichtet. Nur die Rücksicht auf Rußland hatte ihn daran gehindert. So war denn sein Bestreben dahin gegangen, ihn langsam zu erwürgen. Darum hatte er durch ein schamloses Raubsystem in der Zeit vom 1. Oktober 1806 bis zum 15. Oktober 1808 an Kontributionen, Verpflegungen und Lieferungen eine Summe von einer Milliarde und 129 Millionen Frank aus Preußen gezogen, was der Brutto-Einnahme des damaligen Preußen von sechzehn Jahren entsprach. Schnell zu kraftloser Hinfälligkeit sollte dadurch der verhaßte Staat gebracht werden. Dazu kam, daß Frankreich auch nach dem Frieden die Oder-Festungen Preußens besetzt hielt und 13 Militärstraßen durch Preußen legte, denen sich preußische Truppen nur bis auf einen Tagemarsch nähern durften. Auf nur 42000 Mann war die Stärke des preußischen Heeres festgesetzt.

Von dieser Franzosenherrschaft mit ihrer markverzehrenden Erpressung, mit ihrer frechen Anmaßung, mit ihrer heimtückischen Spürerei Preußen freizumachen: das erschien jedem Patrioten als die erste Aufgabe. Und um so heißer wurde dies Verlangen, in um so breitere Schichten des Preußenvolkes drang es ein, je mehr die großen Organisations-Gesetze Steins und Hardenbergs die Volkskraft frei machten und die Liebe zum Vaterlande entzündeten.

Und wirklich dachte König Friedrich Wilhelm auch zunächst an Anschluß an Rußland. Scharnhorst wurde nach St. Petersburg gesandt und

bestimmte den Kaiser Alexander am 17. Oktober 1811, eine Konvention zu unterzeichnen, durch welche die Gemeinsamkeit der kriegerischen Aktion Preußens und Rußlands geregelt wurde. Aber wie die Lage Preußens war, glaubte der König, auch Österreichs sich versichern zu müssen. Auch nach Wien wurde daher ganz in der Stille Scharnhorst gesandt. Indes in Wien wehte die Luft anders: den Kaiser Franz bekam Scharnhorst gar nicht zu sehen, und Metternich erklärte dem preußischen Abgesandten, daß Österreich zur Zeit völlig außer stande wäre, Preußen Hilfe zu gewähren. Es war also klar, daß Österreich sich auf die Seite Frankreichs zu stellen gedachte: und von Österreich her konnte Preußen in einem Anlauf überrannt werden, bevor noch ein russischer Soldat die Grenze erreichte. Daher glaubte König Friedrich Wilhelm sich der Übermacht Frankreichs nicht entziehen zu können und unterzeichnete mit schwerem Herzen am 5. März 1812 den Bündnis-Vertrag mit Frankreich. Die Kriegsbedürfnisse, die Pferde, die Lebensmittel, die mit jahrelangem Eifer für den erhofften Befreiungskampf angesammelt waren, fielen jetzt Napoleon zur Verlängerung der herabwürdigenden Gewaltherrschaft zu; Lieferungen von ungeheurem Umfange wurden neben allen Requisitionen Preußen auferlegt. Jede Aushebung, jede Truppenansammlung, jede Annäherung an die französischen Operationslinien wurde Preußen verboten. Die eine Hälfte des preußischen Heeres, 20000 Mann mit 60 Kanonen, sollte Napoleon gegen Rußland Heeresfolge leisten; die andere wurde in bestimmte Garnisonen eingeschlossen. Ganz unbestimmt war eine Bezahlung der Lieferungen sowie eine Landentschädigung für Preußen in Aussicht gestellt: aber wer konnte von Napoleon Vertragstreue erwarten?

Dem Könige war der Vertrag in tiefster Seele verhaßt: aber er hielt ihn für unausweichlich. Mit Unmut sah er es daher, daß etwa 60 jüngere Offiziere — nicht 300, wie man erzählt hat — um ihren Abschied einkamen, da sie nicht für Frankreich die Waffen führen wollten. Und schmerzlich berührte es ihn, daß Napoleon das preußische Kontingent nicht, wie es doch der König gewünscht hatte, ungeteilt ließ: ein Teil der Reiterei wurde Murat überwiesen und die übrigen unter dem Befehle des Generals von Grawert dem Corps Macdonalds zugeteilt. Grawert zwar war ein entschiedener Franzosenfreund; aber Scharnhorst setzte es durch, daß als Stellvertreter General von York ihm beigegeben wurde, ein Mann von warmem Patriotismus und unzweifelhafter Königstreue.

In Dresden wollte Napoleon mit seiner Gemahlin, der österreichischen Kaisertochter, die letzte Antwort Rußlands abwarten. Ihm zu huldigen,

stellten die Rheinbundfürsten, auch Kaiser Franz, sich ein; aber ein Fürst erschien nicht, dem Franzosenkaiser die Huldigung versagend: König Friedrich Wilhelm. Da lud ihn denn Napoleon ein, nach Dresden zu kommen, weil er doch selbst ihn in Berlin nicht würde aufsuchen können. Dem konnte der König sich nicht entziehen.

Endlich traf die Antwort Rußlands ein: von allem Nachgeben war es sehr weit entfernt. Unverzüglich verließ jetzt Napoleon mit seinem ganzen Hauptquartier Dresden und befahl den Einmarsch seiner Truppen in Rußland. Hier und dort unterwegs hielt er Heerschau. Stets riefen die Corps begeistert ihr „vive l'empereur!“ ihm zu. Nur ein Corps blieb stumm, als er musternd die Reihen hinabritt. Es war das preußische Hilfscorps; in dem Verbündeten sah es seinen Feind! Das war die Stimmung, die das ganze Preußenheer und Preußenvolk beherrschte.

Das gewaltigste Heer, das Europa je gesehen, führte Napoleon gegen Rußland. Im Juni überschritt es den Niemen, den russischen Grenzfluß. Dann war es wie hinter einem dichten Vorhange für Europa verschwunden. Monatelang hörte man nichts von ihm. Da kam über Dänemark nach Berlin die Kunde, die große französische Armee wäre geschlagen und auf dem Rückzuge aus Rußland. Mächtig ergriff sie die Kreise der Patrioten: jetzt hatte, das fühlten alle, die Stunde der Befreiung geschlagen. Und dann kamen auch schon allerorten die jammervollen Trümmer der „großen“ Armee über die preußische Grenze — die meisten nur, um sich in Freundesland hinzulegen und zu sterben. Und alle Herzen durchglühte bei diesem Anblick der Gedanke, daß jetzt oder nie die Zeit gekommen, die französischen Ketten zu zerbrechen.

Die ganze Situation für Preußen war geändert. Die ganze Zeit über hatte König Friedrich Wilhelm die Anknüpfung näherer Beziehungen mit Österreich im Auge behalten. Ja am 29. Oktober hatte er, obgleich Österreich nicht über unbestimmte Freundschaftsbeteuerungen hinausging, dem Kaiser Franz erklärt, daß er bereit sei, sich von Frankreich loszusagen, wenn Österreich sich mit Preußen verbünden wolle. Kaiser Franz antwortete nur mit einer Warnung vor voreiligen Schritten. Allein den König und seine Ratgeber beherrschte seit dem Untergange der französischen Armee durchaus der Gedanke, daß Preußen und Österreich jetzt als bewaffnete Vermittler auftreten, von Napoleon einen billigen Frieden fordern und, falls er ihn ablehne, sich auf die Seite Rußlands stellen sollten.

Napoleon selbst drängte Preußen zur Entscheidung. Flüchtig aus Rußland zurückkehrend, richtete er ein dreistes Schreiben an König Friedrich Wilhelm, in welchem er, ohne die geringste Gegenleistung zu bieten, die

Erhöhung des preußischen Kontingents um 10000 Mann forderte. Am zweiten Weihnachtstage fand daher unter dem Vorsitze des Königs ein Ministerrat darüber statt, was Preußen nunmehr zu thun habe. Der Beschluß war, daß Preußen wenn es sein müßte, selbst ohne Österreich die bewaffnete Vermittelung zwischen Rußland und Frankreich übernehmen, wenn aber Napoleon diese ablehne, auf die Seite Rußlands treten würde. Allein über diesen Beschluß wurde das strengste Geheimnis bewahrt. Denn solange die Franzosen noch Herren im Lande waren, bedurfte es aller Behutsamkeit, um deren Verdacht und gewaltthätige Gegenmaßregeln zu vermeiden. Immerhin bot gerade das Schreiben Napoleons den erwünschten Vorwand, mit den Rüstungen sofort zu beginnen. Die Beurlaubten wurden einberufen und alsbald mit der Formierung von 52 Reserve-Bataillonen begonnen. Da traf eine Nachricht ein, die mit einem Schlage alle Vorsicht über den Haufen zu werfen schien.

In der Führung des preußischen Kontingents war, wie Scharnhorst es erwartet hatte, bald an des erkrankten Grawert Stelle General York getreten, und unter ihm hatten die Soldaten in den Gefechten bei Ruhenthal und Bauske die alte preußische Tüchtigkeit bewährt. Der Weg zur Belagerung von Riga war dadurch geebnet. Bevor es indes zu einer Beschießung der feindlichen Stadt kam, erhielt Macdonald von Napoleon den Befehl, sich zurückzuziehen, und befolgte diesen mit seinen französischen Regimentern in so eilfertigen Märschen, daß die Verpflegung der ihm folgenden preußischen Truppen dadurch auf das äußerste erschwert wurde. Mit Recht war York ergrimmt über die Franzosen, die ihn mit seinen Preußen aufgaben, während die Russen in ihn drangen, auf ihre Seite zu treten. Denn bei dem Zustande des französischen wie des russischen Heeres kam sehr viel darauf an, auf welche Seite York trat: mit seinen noch 14000 kampfbereiten Preußen war er stark genug, entweder den Russen den Eintritt in Preußen zu verwehren oder die Franzosen über die Weichsel zu werfen. Was sollte York in dieser Lage thun? Er sandte seinen Adjutanten, den Major von Seydlitz, nach Berlin und bat den König, die Anträge Rußlands ihm darlegend, um Verhaltungsmaßregeln. Die Antwort des Königs war: „Nach den Umständen handeln, aber nicht über die Schnur hauen!“ Aber zur Erläuterung fügte der König hinzu, daß Unterhandlungen mit Österreich stattfänden und daß er entschlossen wäre, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, sobald sich die andern politischen Verhältnisse nur erst aufgeklärt hätten.

Bevor indessen noch Seydlitz zu ihm zurückgelangt war, hatte York sich entschieden: in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen unterzeich-

nete er am 30. Dezember 1812 mit dem russischen General Diebitsch eine Konvention, nach der die preußischen Truppen innerhalb eines bestimmt bezeichneten Bezirkes eine neutrale Stellung einnehmen sollten, falls nicht der König ihre Rückkehr befehle; jedoch würde dann das preußische Corps bis zum 1. März 1813 keine Dienste gegen die Russen leisten, wogegen Kaiser Alexander sein früheres Versprechen, die Waffen nicht niederlegen zu wollen, ohne Preußen eine Gebietsvergrößerung verschafft zu haben, infolge deren es seinen alten Rang unter den Mächten Europas wieder einnehmen könnte, ausdrücklich wiederholte.

Diese That Yorks hatte eine ungeheure Wirkung. Sie war die erste selbständige Regung des nationalen Bewußtseins und nahm mit einem Male in Preußen den Bann von den wogenden Gemütern. „Die Würfel sind gefallen", sagte Major von Pirch, als die Nachricht in Berlin anlangte, zu dem jungen Prinzen Wilhelm. „Preußen wird nicht untergehen!"

Aber der König? „Da soll einen ja der Schlag rühren", fuhr er bei der Kunde auf. Der Grundgedanke seiner Politik schien ihm verraten, alle Vorsicht vereitelt. Noch blieb ihm nichts übrig, als Yorks That zu verurteilen. Auf dem Platze vor der Orangerie des Neuen Gartens in Potsdam begegnete er dem Prinzen Wilhelm mit dem Kronprinzen. „Da haben wir's", redete er sie an. „Der Skandal von 1806 mit den Kapitulationen geht wieder an: Das ganze Yorksche Corps hat kapituliert!" Aber die jungen Prinzen bemerkten beide sehr wohl die gehobene Stimmung, in welcher der König sich befand.

Indessen auch Hardenberg meinte, daß York „zu früh dem Fasse den Boden ausgeschlagen". Jetzt aber, nachdem es einmal geschehen, galt es nicht zu hemmen, sondern auf der neuen Bahn vorwärts zu schreiten. Am 12. Januar 1813 befahl der König eine ansehnliche Vermehrung des Heeres, während York, unbekümmert darum, daß die Zeitungen ihn für abgesetzt erklärten, die Wehrkraft Ostpreußens und General von Bülow diejenige Westpreußens organisierte. Mit Begeisterung trat die ganze Provinz unter Waffen. Wohl fehlte ihr die Genehmigung des Königs; aber man vertraute darauf, daß der König das nicht mißbilligen würde, was in dem Geiste patriotischer Treue unternommen war.

Die Franzosen, anfangs wie betäubt, ließen geschehen, was sie nicht hindern konnten; als aber die Revolution, die sie fürchteten, in Preußen nicht ausbrach, sannen sie doch auf Gegenmaßregeln. Der Marschall Augereau, der in den Marken kommandierte, hielt mit dem französischen Gesandten in Berlin, St. Marsan, in aller Stille Besprechungen. Die

Diviſion Grenier rückte in Berlin ein, und es wurde ſogar der Verſuch gemacht, ſie in Potsdam, der Reſidenz des Königs, gegen die ausdrückliche Beſtimmung des Februar-Vertrages vom Jahre 1812 einzuquartieren. Kein Zweifel, daß etwas gegen den König oder die königliche Familie im Werke war. Der König ließ daher die Potsdamer Garniſon mit ſcharfen Patronen verſehen und gab dem in Berlin ſtehenden Leibregiment den Befehl, nach Potsdam zu marſchieren. Das wirkte: Die Franzoſen wagten nichts zu unternehmen. Aber doch drang man von allen Seiten in den König, Berlin, wo er nicht Herr ſeiner Entſchlüſſe zu ſein ſchien, zu verlaſſen und ſich nach Breslau zu begeben. Und er entſchloß ſich dazu. Am 20. Januar fand noch die Einſegnung des Kronprinzen in Potsdam ſtatt; am 22. erfolgte dann die Abreiſe des Königs nach Breslau, dem am 24. die königliche Familie dorthin folgte.

Die Einſegnung des Kronprinzen war eine weihevolle Feier, in welcher man deutlich das Wehen der neuen Zeit verſpüren mochte. Jedermann verſtand, was der Kronprinz meinte, als er in ſeinem Glaubensbekenntniſſe mit erhobener Stimme ſprach: „Ich glaube an den, der zum Übermute ſpricht: Bis hierher und nicht weiter! Hier ſollen ſich legen deine ſtolzen Wellen. Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht läßt aufgehen in der Finſternis und Freude den redlichen Herzen: Das Morgenrot eines beſſeren Tages bricht an.“

Wie ein Prophet mit beredtem Worte kündigte der fürſtliche Jüngling ihn an. Und wirklich, ſobald der König in Breslau ſich von dem Zwange der vergangenen Tage frei fühlte, erfolgten jetzt die wichtigſten Entſchließungen. Das Entſcheidende war, daß jetzt König Friedrich Wilhelm die Rückſicht auf Öſterreich fallen ließ und für ſich den Abſchluß eines Bündniſſes mit Rußland ins Auge faßte. Aber noch während darüber verhandelt wurde, erhielten Scharnhorſt und Hardenberg den Auftrag, die Streitkräfte Preußens ſo ſchnell wie möglich zu vermehren. Nun bewährte ſich Scharnhorſts Vorausſicht ausgiebig. Die Preußen von Napoleon aufgelegte Konvention vom 8. September 1808 beſchränkte Preußen auf eine Armee von 42 000 Mann. In Wirklichkeit konnte auch der preußiſche Staat bei der drückenden Dürftigkeit ſeiner Finanzen kaum eine viel größere Truppenzahl halten. Den nachteiligen Folgen hiervon wußte Scharnhorſt indes zu begegnen. Was von den Truppen bei der Fahne notdürftig ausgebildet war, wurde, während neue Rekruten eintraten, entlaſſen, jedoch durch fortgeſetzte Übungen in militäriſch-brauchbarem Zuſtande erhalten. Zwar hätte es zu große Koſten verurſacht, dieſe Entlaſſenen zu regelmäßigen Übungen in die Garniſonen zu berufen;

es mußte daher genügen, daß Offiziere und Unteroffiziere in die Dörfer gesandt wurden, um sonntäglich dort, wenn der Gottesdienst vorüber war, die militärischen Übungen fortzusetzen. Krümper nannte man diese nur notdürftig ausgebildeten Soldaten. Sie bildeten somit hinter dem stehenden Heere eine Reserve, jeden Augenblick bereit, in dasselbe einzutreten. Jetzt waren noch vor dem Ende des Januar die Krümper wie die neu ausgehobenen Rekruten auf ihren Sammelplätzen versammelt. An vielen Orten holte man mit Musik sie ein und geleitete in festlichem Zuge sie weiter. Noch war es nicht ausgesprochen, aber jeder fühlte es doch mit frohem Herzen, wem die Rüstung galt. In heller Flamme brach die Begeisterung des preußischen Volkes aus; was bisher als ingrimmiger Welschenhaß erschienen war, offenbarte sich jetzt in diesen großen Tagen als helle Kampfesfreudigkeit, als Opfermut ohne gleichen. Die „Bekanntmachung in betreff der zu errichtenden Jägerdetachements", welche der Jugend der gebildeten und wohlhabenden Stände den Militärdienst in einer ihrer Erziehung angemessenen Form darbot, hatte den großartigsten Erfolg. Aus Berlin allein meldeten sich in drei Tagen 9000 junge Männer zum freiwilligen Eintritt. Als der lange Wagenzug gar nicht enden wollte — der König stand am Fenster des Breslauer Schlosses — da rannen ihm die hellen Thränen über die Wangen. Und allerorten war die Volksbegeisterung nicht geringer; sie zu steigern war nicht möglich, aber sie setzte sich fort durch alle Schichten der Bevölkerung, bis in die entlegensten Dörfer. Die Universitäten lösten sich auf, da die Studenten zu den Waffen eilten. Die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer. Kaufleute und Künstler, Handwerker und Bauern strömten herbei. Vielfach mußten die Behörden ihre Thätigkeit einstellen, weil die Beamten zu den Waffen drängten: Dorf und Stadt regierten dieweil sich selber. Wer nicht selbst mehr die Waffen führen konnte, half mit freiwilligen Gaben zur Ausrüstung eines andern. Beamte verzichteten auf ihre Besoldung, Arbeiter auf ihren Lohn. Mehr als 150 000 goldene Trauringe wurden für eiserne eingetauscht. Freiwillig lieferten die Bauern ihre letzten Pferde ab und spannten sich dann selbst vor den Pflug. Und das war eben das Große in diesen großen Tagen, daß es wie eine religiöse Weihe durch die Gemüter ging; von jenem unheimlichen Fanatismus, wie er in den Revolutionszeiten die Franzosen unter die Waffen getrieben, war keine Spur. Aus der Predigt und vom Tische des Herrn weg zogen die Freiwilligen in den „heiligen" Krieg. Dazu brachten die Zeitungen fast täglich patriotische Aufsätze und Gedichte, in denen sich die Erhebung der Zeit aussprach. Flugblätter er-

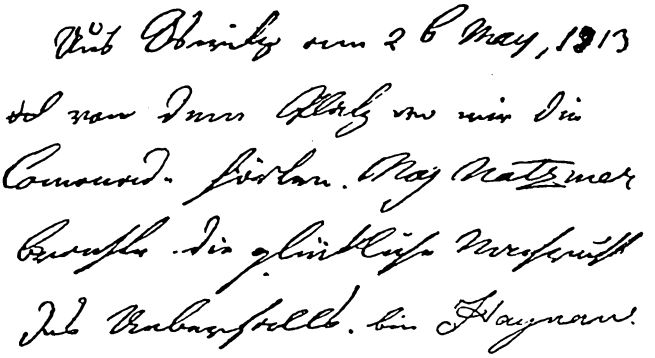
schienen ohne Zahl, wie einst in den Zeiten der Reformation. Volksweisen erklangen wieder in hellem Sang, und manchem Dichter gelang es, das glücklich auszudrücken, was die Herzen aller erfüllte.

Allerorten fing die Bevölkerung an, ohne die Anordnungen der Regierung abzuwarten, aus eigenem Antriebe nach dem Beispiele Ostpreußens militärisch sich zu organisieren. Regel brachte erst die Verordnung des Königs über die Errichtung der Landwehr in die Bewegung. Und diese Landwehr stand schon nach wenigen Monaten — dank dem guten Geiste, der sie erfüllte — an militärischer Haltung in der Schlacht durchaus nicht hinter den Truppen der Linie zurück. 27 000 Mann stellte das kleine, nur $4^1/_2$ Millionen Einwohner zählende Preußen — von dem im April errichteten Landsturm abgesehen — unter die Fahnen: die größte kriegerische Leistung, von welcher die Geschichte der gesitteten Nationen zu berichten weiß!

Und mitten hinein in diese hochwogende Bewegung war Prinz Wilhelm gestellt. Er sah, mit welcher Freude der Abschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Rußland, mit welcher tiefen Befriedigung im Volke die Kriegserklärung Preußens an Frankreich aufgenommen wurde. Mit dem Könige und dem Kronprinzen ritt er dem Kaiser von Rußland, als dieser nach Breslau kam, zur Begrüßung entgegen. Er las die Aufrufe, die sein königlicher Vater, zu der Begeisterung seines Volkes Vertrauen fassend, an sein Volk und an sein Heer richtete: und er fühlte sie auch an sich gerichtet! War es nicht selbstverständlich, daß auch er hinauszöge in den heiligen Krieg, den König begleitend? Der Unterricht zudem hatte schon aufgehört; denn Hauptmann von Reiche hatte die Erlaubnis erhalten, ein königliches Freicorps zu errichten. Allein der König entschied anders; die Gesundheit des erst sechzehnjährigen Prinzen war noch immer zu sehr achtsamer Schonung bedürftig, als daß sie den Strapazen eines Feldzuges hätte ausgesetzt werden dürfen. Der Kronprinz und Prinz Friedrich zogen mit hinaus ins Feld; Prinz Wilhelm aber mußte zurückbleiben und unter der Leitung des Majors von Minutoli mit seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Karl, sich wieder seinen militärischen Studien widmen. Das war ein herber Schmerz für ihn; mit stiller Fassung ergab er sich darein. Aber mit der Energie, die in allen ernsten Dingen ihm eigen war, trieb er jetzt körperliche Übungen, um seinen Körper zu stählen und abzuhärten; so hoffte er bald den vorsorglichen Widerstand des Vaters zu überwinden.

Langwierig wider Verhoffen ließ sich ja der Kampf an. Der Frühjahrsfeldzug der Preußen und Russen hatte nicht den Erfolg, den der

hochgespannte Patriotismus Preußens erwartete. Wohl vermochte Napoleon die Siege bei Großgörschen und Bautzen nur um einen Blutpreis zu erkaufen, so teuer, wie nie zuvor; wohl hatte er trotz des gewonnenen Sieges nicht irgendwelche Trophäen in seiner Hand behalten, während die Besiegten zwei französische Adler und fünfzig Kanonen, die sie erobert hatten, ungefährdet mit sich nahmen: aber die Franzosen hatten doch das Feld behauptet. Der gewaltige Widerstand indessen, auf den er gestoßen, machte Napoleon sehr bedenklich; er beantragte daher bei den Verbündeten eine Waffenruhe, um das preußisch-russische Bündnis, das seinen Waffen widerstanden hatte, durch Unterhandlungen zu sprengen. Durch Österreichs Vermittelung wurde sie ihm bis zum 20. Juli gewährt und dann bis zum 15. August verlängert. Freilich der Erfolg entsprach



Erinnerungsblatt des Prinzen Wilhelm aus der Zeit des Befreiungskrieges, dabei lag eine gepreßte Blume.

nicht seinen Erwartungen; denn nicht nur mißlang der Versuch, Rußland von Preußen abwendig zu machen, sondern auch Österreich schloß sich jetzt den Verbündeten an: das erste Mal, daß sich die drei großen Kontinentalmächte zu gemeinsamer Aktion wirklich zusammenfanden.

Während des Waffenstillstandes finden wir den König Friedrich Wilhelm wieder im Kreise seiner Kinder. Dabei stellte sich heraus, daß bei dem Avancement im Ersten Garderegiment zu Fuß Prinz Wilhelm ausgelassen war. Der König beeilte sich, dies auszugleichen, indem er den Prinzen zum Premierleutnant ernannte. Allein diesem war es keine Freude. „Wie kann ich avancieren", antwortete er auf die Ernennung nicht ohne Unmut, „da ich hinter dem Ofen gesessen habe, während das Regiment im Feuer war?" Aber freundlich beruhigte ihn der König: „Thut nichts!" sagte er. „Ich habe dir befohlen zurückzubleiben; also darfst du deswegen nichts verlieren. Dein Patent soll auf

den 15. Mai zurückdatiert werden, wo deine Kameraden über dich weg avanciert ſind.“ Als nun aber der Prinz mit der Bitte, dem Könige ins Feld folgen zu dürfen, wieder hervortrat, ſchlug ſie der König aus den gleichen Gründen kurzweg ihm ab. Die ſtillen Studien unter Minutolis Leitung nahmen daher ihren Fortgang.

Unterdeſſen war der Waffenſtillſtand abgelaufen und der Kriegsplan der verbündeten Mächte feſtgeſtellt. Im größten Stile, kann man ſagen, ging der Kampf der Großen Allianz vor ſich. Durch drei Heeresſäulen gleichzeitig angegriffen, erlitten die Franzoſen Niederlage um Niederlage, bis die Völkerſchlacht bei Leipzig die Entſcheidung brachte und Napoleons Herrſchaft in Deutſchland jäh ein Ende machte. Und zu dieſem glorreichen Ergebnis, darf man ohne Überhebung ſagen, hatten die preußiſchen Truppen das meiſte beigetragen, Blücher voran, der, an Feldherrngenie Napoleon durchaus ebenbürtig, „wie das heilige Donnerwetter“ auf die Franzoſen losging.



Der König überreicht dem Prinzen Wilhelm die neu eingeführten Epauletten unter gleichzeitiger Ernennung zum Kapitän.
Breslau, Oktober 1813.
Nach dem Erinnerungsbild aus dem Beſitz des ſeligen Kaiſers.

Gemeinſam hatten ſie den großen Sieg erfochten; jetzt trennten ſich die verbündeten Armeen wieder voneinander: Blücher und Schwarzenberg folgten mit ihren Heeren auf verſchiedenen Wegen den flüchtigen Franzoſen an den Rhein; die Nordarmee dagegen wurde aufgelöſt. Nach Weimar wurde zunächſt das Hauptquartier der verbündeten Fürſten verlegt.

Diese Pause in dem großen Kampfe benutzte König Friedrich Wilhelm, um die Seinen in Breslau zu besuchen. Er begab sich dann mit ihnen nach Berlin, wo er mit jubelndem Enthusiasmus von seinem treuen Volke begrüßt wurde. Im königlichen Palais empfing ihn mit den Prinzen die greise Oberhofmeisterin. Mit freudigem Erstaunen betrachtete sie den jungen Prinzen Wilhelm. „Er ist" — merkt sie in ihrem Tagebuche an — „seit dem Winter unglaublich gewachsen, sieht sehr gut aus und ist sehr nett."

Gewiß fand auch der König, daß Prinz Wilhelm sich sehr günstig entwickelt habe. Denn von selbst kam er dessen Herzenswunsche entgegen. „Ich will dich", sagte er zu ihm, „jetzt mit in den Krieg nehmen Aber", setzte das besorgte Vaterherz hinzu, „nur auf sechs Wochen; denn du bist noch zu schwächlich." Zugleich (am 30. Oktober) ernannte er ihn zum Kapitän und überreichte ihm die ersten Epauletten, die eben damals in der preußischen Armee eingeführt waren. Das Erinnerungsbild aus jener Zeit beweist, wie bedeutungsvoll jene Augenblicke dem Prinzen erschienen sind.

So erfüllte sich endlich doch das heiße Sehnen des jungen Prinzen: am 8. November reiste er im Gefolge des Königs nach Weimar ab. Der Weg dorthin führte über das Leipziger Schlachtfeld, das noch in zahlreichen Spuren das wilde erbarmungslose Ringen der dreitägigen Schlacht erkennen ließ. Es war das erste Schlachtfeld, das Prinz Wilhelm sah: tief erschütterte ihn der grauenvolle Anblick.

Weiter ging die Fahrt. In Weimar begrüßte er die Erbprinzessin Maria Paulowna, die Freundin der Königin Luise. Ob er auch ihrer kleinen Tochter, der damals zweijährigen Prinzessin Augusta Aufmerksamkeit schenkte? Wir wissen es nicht: und doch war sie bestimmt, der Deutschen erste Kaiserin zu werden!

Alsbald rückte, den Heeren folgend, das Hauptquartier nach Frankfurt vor. Hier wogten die Verhandlungen, in denen fast die Hoffnungen des Prinzen, mitzukämpfen für die Befreiung des Vaterlandes, ihr Grab gefunden hätten. Denn die Friedenspartei im Hauptquartier, deren Führer Österreichs Staatskanzler, der Fürst Metternich, war, gedachte am Rhein den Krieg zu beendigen und setzte es auch durch, daß Napoleon der Frieden unter der Bedingung angeboten wurde, daß er sich mit Rhein, Alpen und Pyrenäen als Grenzen Frankreichs begnüge. Aber der König von Preußen und mit ihm seine Feldherren und Staatsmänner waren für die energische Fortführung des Krieges und erreichten, daß, als Napoleon die Verhandlungen hinzuziehen versuchte, die bisher Unentschiedenen, der Kaiser von Rußland und die englischen Bevollmächtigten, auf ihre Seite tretend, ihnen das Übergewicht gaben. Am 2. Dezember

verkündigte ein Manifest den Entschluß der verbündeten Herrscher, gemeinsam den Krieg in Frankreich fortzusetzen.

Aber jenseit des Rheins standen drei französische Armeecorps, den Übergang der Verbündeten zu verhindern. Der Neckarmündung gegenüber hatten sie eine starke Schanze aufgeworfen, mit deren Feuer sie den Rhein bis nach Mannheim hinüber bestrichen. Aber die Russen vom Sackenschen Corps setzten im Dunkel der Nacht in Kähnen über den Strom und begannen beim ersten Morgengrauen den Sturm auf die Schanze, während die Kähne zurückkehrten, um weitere Truppen nachzuholen. Noch tobte der Kampf um die tapfer verteidigte Schanze, als König Friedrich Wilhelm mit dem Prinzen Wilhelm in Mannheim eintraf. Sofort ritten sie zu dem Rheinufer hinab, wo die russischen Jäger ungeduldig der Einschiffung harrten. Mit Hurra empfingen sie den König, der mit dem Prinzen, das Gefecht aufmerksam verfolgend, am Ufer halten blieb, bis endlich beim vierten Ansturm die Schanze den Russen in die Hände fiel. Das war das erste Gefecht, dem Prinz Wilhelm, wenn auch nur aus der Ferne beiwohnte. Jetzt wurde eine Schiffsbrücke über den Rhein gelegt, auf welcher am Abend des Neujahrstages 1814 der Hinübermarsch der Russen begann. Allein bevor sie vollendet war, ging der König, vorwärts drängend, mit seinem Gefolge in Kähnen über den Strom.

Allein die Franzosen zogen sich, ohne eine Feldschlacht zu wagen, vor den Preußen und Russen Blüchers zurück. Der König kehrte daher nach Heidelberg zurück, von wo er mit seinen beiden Söhnen sich über Karlsruhe nach Freiburg begab. Er traf hier mit den beiden Kaisern Alexander und Franz zusammen, mit denen er am 15. Januar, dem russischen Neujahrstage, in Basel an der Spitze der preußischen und russischen Garden Einzug hielt.

Schwarzenbergs Armee besetzte, nachdem sie den Rhein überschritten hatte, die Hochfläche von Langres, von der die Seine, Aube und Marne zu dem Thalbecken von Paris hinabströmen. Durch diese beherrschende Stellung glaubte der Fürst, Napoleon zum Abschlusse des Friedens nötigen zu können. Und wirklich wurde diesem nochmals Frieden angeboten, wenn er mit Frankreich in seinen alten Grenzen sich begnügen wolle. In Chatillon trat dieser Friedenskongreß zusammen. Allein Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm setzten es durch, daß während der Verhandlungen die Waffen nicht ruhten. Schwarzenberg erhielt den Befehl, nachdem er in Langres eine Woche verloren hatte, sich in der Richtung der Aube wieder in Marsch zu setzen. Zu seiner Überraschung fand er, daß Blüchers Armee auf demselben Wege nur einen Tagemarsch vor ihm stand. So traf diesen, der von Brienne aus an der

Aube abwärts die Richtung auf Paris innehielt, der erste Vorstoß Napoleons. Brienne ging verloren; zwar gewann er am späten Abend die Stadt zurück, aber das Schloß von Brienne blieb in der Hand der Franzosen. Indes zwei Tage später ging Blücher, nachdem er Verstärkungen an sich herangezogen, bei La Rothiere selbst zum Angriff über. Die verbündeten Monarchen begaben sich selbst aufs Schlachtfeld. Den König Friedrich Wilhelm begleiteten seine Söhne, denen er nun, soweit das Schneegestöber die Übersicht verstattete, über den Zweck und die Bedeutung jeder Truppenbewegung Aufschluß gab. Auch am folgenden Tage, wo sich ein Nachhutsgefecht bei Rosnay mit den sich zurückziehenden Franzosen entwickelt hatte, ritten die jungen Prinzen wieder hinaus, während der Flügeladjutant des Königs, Oberst von Natzmer, ihnen über die Wendungen des Gefechts die nötigen kriegswissenschaftlichen Erklärungen gab. Dabei aber gerieten sie in ihrem Eifer, alles deutlich zu erkennen, selbst in den Bereich des feindlichen Feuers.

Aber auch sonst war der König darauf bedacht, das militärische Urteil seiner Söhne durch die eigene Anschauung zu bilden. Denn zwischen dem Ernste des Feldzuges und dem Exerzierplatz bleibt stets ein großer Unterschied. Er nahm sie zu militärischen Ausflügen und Besichtigungen mit oder beauftragte Natzmer, wenn er selbst verhindert war, sie zu begleiten. Überhaupt diente der Aufenthalt im Hauptquartier der verbündeten Monarchen sehr dazu, den Blick des jungen Prinzen Wilhelm zu erweitern: in den Mittelpunkt der großen Begebenheiten gestellt, kam er nicht nur mit allen bedeutenden Persönlichkeiten in vielfache persönliche Berührungen, sondern sah auch, wie aus widersprechenden Urteilen schließlich die entscheidende Ansicht sich herausbildete. Dabei kam ihm zu statten, daß die Reserve, welche man seinem Bruder als dem Kronprinzen gegenüber zu beobachten hatte, bei ihm, dem nachgeborenen Prinzen, immerhin mehr in Wegfall kam. So wurde der Feldzug eine Schule der Praxis für ihn, ohne daß er sich selbst voll dessenbewußt war.

Napoleon aber hatten unterdessen die Erfolge, die er im Februar an der Marne über die einzelnen Corps der Blücherschen Armee errungen, wieder sehr zuversichtlich gemacht. Er verwarf den Waffenstillstand, den ihm Schwarzenberg zur Einleitung des Friedensschlusses anbot, ohne weiteres, nahm vielmehr gegen die Schwarzenbergsche Armee eine so drohende Haltung an, daß diese bis Bar an der Aube vor ihm zurückwich. Da aber rief Blüchers kühnes Vorgehen den allzu Dreisten wieder an die Marne zurück, so daß er nur ein Corps Schwarzenberg gegenüber zurückließ. Jetzt bestand König Friedrich Wilhelm darauf, daß nicht

weiter zurückgegangen, ſondern ein Angriff auf das franzöſiſche Corps unternommen würde. Dem konnte Schwarzenberg ſich nicht entziehen und beſtimmte auf den folgenden Tag — den 27. Februar — den Angriff.

Am Morgen um 7 Uhr beſchied daher König Friedrich Wilhelm ſeine beiden Söhne zu ſich: „Wir haben heute Bataille“, ſagte er zu ihnen. „Reitet voraus; ich komme nach. Exponiert euch nicht unnütz! Verſteht ihr mich?“

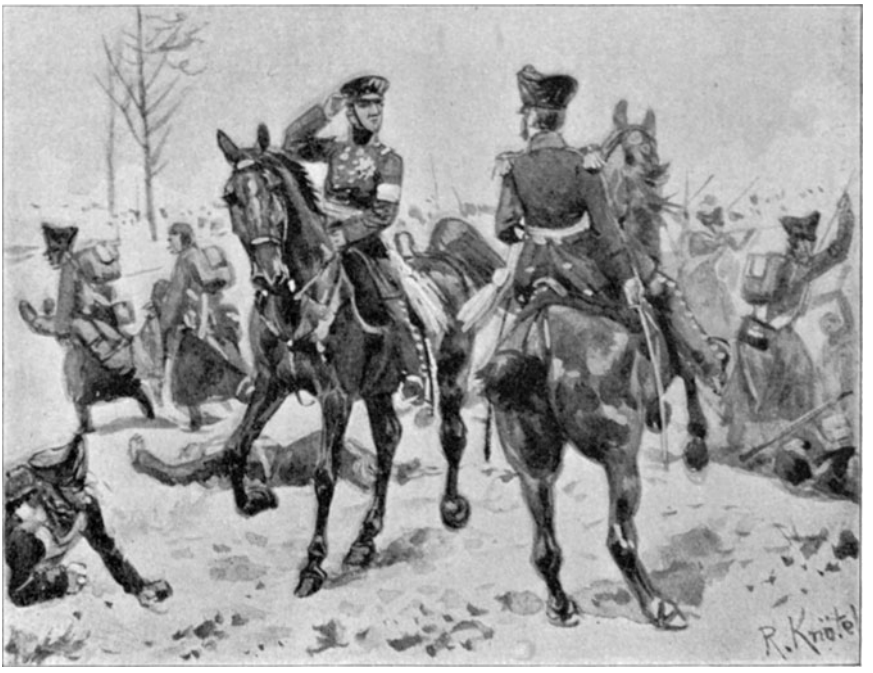
Sobald indeſſen die Prinzen das Corps des Generals Wittgenſtein erreicht hatten, traf auch der König in ſeiner kleinen Feldbroſchke dort ein. Er ſtieg zu Pferde und begleitete das gegen Bar vorrückende Corps bis in ſeine Stellung.

In ſteilwandiger Schlucht durchſchneidet das Thal der Aube das Gelände. Zwei ruſſiſche Jägerregimenter beſetzten die Weinberge, welche den diesſeitigen Thalrand einnahmen. Den jenſeitigen, erheblich höheren Thalrand indeſſen hatten die Franzoſen inne. Sie konnten demnach von ihren Stellungen aus deutlich wahrnehmen, daß die Ruſſen ohne Geſchütz waren, auch keine Unterſtützung hinter ſich hatten. Alsbald ſtürmten ſie daher in die Schlucht hinab und erklommen den ſteilen Rand der Weinberge. Es gelang ihnen auch, die völlig überraſchten ruſſiſchen Jäger aus den Weinbergen auf die dahinter liegende Hochfläche zurückzutreiben. In dieſem kritiſchen Augenblicke indeſſen kam den Ruſſen die Hilfe, deren ſie bedurften. Es war die Kolonne des Fürſten Gortſchakow, beſtehend aus den ruſſiſchen Infanterieregimentern Kaluga und Mohilew und dem Küraſſierregiment Pſkow. Sie war ſchon in der Morgenfrühe aufgebrochen und zwei Stunden marſchiert, um rechtzeitig in die Schlacht eingreifen zu können. Jetzt ritt ihr der König mit den Prinzen entgegen, um ſie zur Eile anzutreiben. Er ſetzte ſich ſelbſt an den rechten Flügel der Küraſſiere und führte ſie im Trabe gegen die Weinberge vor, während die Infanterieregimenter ſich noch entwickelten und die Jäger weiter zurück ſich wieder ſammelten. Allein in ein Gelände, wie die Weinberge es waren, vermochten die Küraſſiere nicht einzudringen, während die Franzoſen in dem ſteinigen, mit Pfählen und Weinreben bedeckten Boden leicht Deckung fanden und durch heftiges Gewehrfeuer die Ruſſen abzuwehren ſuchten. Dicht umflogen ihre Kugeln den König; doch er achtete deſſen nicht. Da hielt es Oberſt von Thile für ſeine Pflicht, ſich mit ſeinem Pferde vor den König zu werfen und ihn zu beſchwören, daß er nicht unnütz der Gefahr ſich hier ausſetze.

Langſam ritt der König mit den Küraſſieren zurück, während das Regiment Kaluga in einiger Entfernung bei ihm vorübermarſchierte und ſofort zuſammen mit den Jägern mit Ungeſtüm die Franzoſen in den

Weinbergen angriff, ſo daß bald zahlreiche Verwundete von dort zurückkamen. „Reite einmal zurück“, wandte er ſich an den Prinzen Wilhelm, „und erkundige dich, was das für ein Regiment iſt, und von welchem Regiment die vielen Bleſſierten ſind, die ſich jeden Augenblick mehren!“

Sofort warf der junge Prinz ſein Pferd herum und ſprengte zu den fechtenden Bataillonen an den Weinbergen zurück, von wo die Verwundeten herkamen. Ganz unbefangen, als ob ihn gar keine Kugel



Prinz Wilhelm bei Bar-ſur-Aube am 27. Februar 1814.

treffen könnte, erkundigte er ſich nach dem Namen des Regiments, überzählte die Verwundeten und meldete dann, was er geſehen und gehört. Der König ſagte kein Wort; ſeine Umgebung ſah mit Anteil auf den Prinzen, der gar nicht zu wiſſen ſchien, in welcher Gefahr er ſich befunden hatte; Oberſt von Luck reichte ihm herzlich die Hand.

Man meldete dem Kaiſer Alexander den Vorgang, wie kaltblütig Prinz Wilhelm die Attacke des Küraſſierregiments Pſkow mitgemacht und danach ſich bei der ruſſiſchen Infanterie im Feuer befunden habe. Er drückte ihm ſeine Anerkennung aus, indem er ihm am 5. März den St. Georgsorden vierter Klaſſe verlieh: die erſte militäriſche Auszeichnung,

die dem Prinzen Wilhelm zu teil wurde. Gewiß wird das für den jungen Prinzen eine Freude gewesen sein; allein eine größere war es ohne Zweifel für ihn, daß ihm sein königlicher Vater selbst am 10. März das Eiserne Kreuz zweiter Klasse überreichte. Am 10. März 1813, dem Geburtstage der Königin Luise, hatte der König als einzige Auszeichnung für den anhebenden „heiligen" Krieg das Eiserne Kreuz gestiftet; und jetzt am ersten Jahrestage der Stiftung ließ er es die Brust des Sohnes der verklärten Fürstin schmücken, zu doppelter schmerzlich-freudiger Erinnerung. „Nun versteh' ich erst", meinte Prinz Wilhelm, als die zwiefache Anerkennung ihm so zu teil wurde, „warum mir der Oberst Luck die Hand gedrückt und warum die andern so vielsagend gelächelt haben." So wenig war ihm der todverachtende Adjutantenritt als etwas Besonderes vorgekommen! Die Erinnerung an jene Ereignisse aber lebte unauslöschlich in seinem Herzen, und als längst die glänzendsten der militärischen im Dienst erhaltenen Auszeichnungen seine Brust schmückten, als er große Schlachten geschlagen und gewaltige Feldzüge siegreich geführt hatte, trug der Kaiser noch immer jene beiden kleinen mit der Zeit noch unscheinbarer gewordenen Kreuze, die er bei Bar-sur-Aube sich verdiente.

Auf diese Weise verknüpfte sich der Name des Prinzen Wilhelm mit dem des Regiments Kaluga. Unter den Augen des Prinzen und seines königlichen Vaters entschied das Regiment um 4 Uhr nachmittags durch die Erstürmung der letzten beherrschenden Anhöhe die Schlacht von Bar, und 4 Jahre später ernannte Kaiser Alexander den tapferen Prinzen zum Chef des tapferen Regiments.

Machte indes auch König Friedrich Wilhelm zu seinem Sohne nicht viel Worte über die Unerschrockenheit, die er an den Tag gelegt, so schrieb er doch den königlichen Kindern in Berlin davon. Und Prinzeß Charlotte schrieb nun den Prinzen nach Frankreich einen Brief, in dem sich der ganze Stolz der Geschwister auf den Bruder aussprach.

Unterdessen neigte der gewaltige Kampf sich seinem Ende zu. Zuerst Blücher, dann auch Schwarzenberg brachen sich freie Bahn. Der Versuch Napoleons, durch einen Ostmarsch die verbündeten Heere von Paris abzuziehen, mißlang; am 24. März hielten die Monarchen mit ihren Heerführern auf einer Anhöhe in freiem Felde unweit des Städtchens Vitry Rat: der Beschluß war, jetzt direkt auf Paris loszumarschieren und Napoleon nur eine starke Kavallerieabteilung nachzusenden. Die Hand sich reichend, trennten sich die Beratenden. Prinz Wilhelm und der Kronprinz gingen jetzt auf den König zu und fragten ihn eifrig: „Geht's nach Paris?" „Naseweise Frage!" antwortete ihnen der König;

aber er sah dabei so vergnügt aus, daß seine Miene gar nicht zu der Abweisung stimmen wollte. Und als die Prinzen nun ganz verdutzt ihn ansahen, da neigte er sich zu ihnen und sagte ihnen leise, was sie wissen wollten. Denn auch der Kaiser von Österreich hatte jetzt die Sache seines kaiserlichen Schwiegersohnes aufgegeben und sich nach Dijon zurückgezogen.

In wenigen Tagen langten jetzt die siegreichen Heere vor Paris an, brachen vor den Thoren von Paris den letzten Widerstand, der sich ihnen entgegenstellte: und am 31. März hielten die Sieger ihren Einzug in die französische Hauptstadt. Unmittelbar hinter den Beherrschern von Preußen und Rußland ritt Prinz Wilhelm mit dem Kronprinzen und seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich, einen Buchsbaumzweig an den Tschako gesteckt und eine weiße Feldbinde um den linken Arm. Der Einzug ging durch die Vorstadt St. Martin, die Boulevards hinab über den Konkordienplatz, wo Ludwig XVI. hingerichtet worden war, nach den Elysäischen Feldern, in deren breiter Mittelallee die Monarchen den Vorbeimarsch ihrer Armeen abnahmen. Mehrere Stunden dauerte die Parade, welche die Pariser mit jauchzenden Zurufen an die, welche von der verhaßten Gewaltherrschaft sie befreit hätten, begleiteten. An den Biwaks in den Elysäischen Feldern schlossen sie schnell Freundschaft mit den bärtigen Gardekosaken und mit den gutmütigen Grenadieren der preußischen Garde. Jetzt schwärmte die ganze Bevölkerung von Paris für die Verbündeten und schimpfte auf Napoleon, dem die kleine Insel Elba als souveränes Fürstentum überlassen wurde.

Prinz Wilhelm erhielt seine Wohnung in dem Palaste der Ehrenlegion in der Straße Bourbon, in welcher auch der König in dem Palaste des Vizekönigs von Italien wohnte.

Von allen Seiten war man bestrebt, den „Befreiern" den Aufenthalt in Paris so angenehm wie möglich zu gestalten. Rauschende Feste wurden ihnen zu Ehren veranstaltet, und wo sie sich zeigten, begegnete man ihnen mit Auszeichnung. Prinz Wilhelm, der bisher in vergleichsweise einfachen Verhältnissen gelebt hat, war bedacht zu sehen und zu hören, sich zu bilden und zu urteilen. So wurden diese zwei Monate in Paris in manchem Betracht für ihn zu einer anregenden Förderung. Er besuchte zusammen mit dem Könige öffentliche Anstalten der Barmherzigkeit und des Gewerbefleißes. Er bewegte sich in den Salons der Weltstadt, in denen noch mannigfaltiger als sonst die vornehme Gesellschaft wogte. Häufig und lange weilte er in den Museen, die damals noch alle herrlichen Kunstschätze, von Napoleon aus der ganzen Welt zusammengeraubt, enthielten. Auch die hervorragendsten Theater besuchte er. In der Nationalbibliothek erregte sein Interesse besonders ein Exemplar von

Ciceros Schrift „über die Pflichten", das mit Randbemerkungen des Grafen von Provence (Ludwigs XVIII.) versehen war. Von Ancillon begleitet, besuchte er eine Vorlesung des berühmten Historikers Lacretelle, wohnte auch einer Sitzung des Gesetzgebenden Körpers, der Akademie der Inschriften und einer Kriminal-Gerichtsverhandlung bei. Er fuhr auch hinaus zu dem Magdalenenkirchhofe, auf dem die Gebeine des unglücklichen Königs Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette beigesetzt waren.

So war es eine Fülle ergreifender und bedeutender Eindrücke, die der junge Prinz Wilhelm — am 30. Mai zum Major ernannt — von Paris mit sich nahm; sie wurde noch vergrößert und erweitert, durch das, was London, was England gleich danach ihm bot. Der Prinzregent von England hatte die siegreichen Monarchen mit ihren ruhmbekränzten Feldherren zu einem Besuche des Inselreiches mit dringender Herzlichkeit eingeladen. Wohl war dem Könige Friedrich Wilhelm alles Schaugepränge in der Seele zuwider, aber diese Einladung glaubte er doch nicht ablehnen zu können, ja er redete auch dem Fürsten Blücher zu, sie anzunehmen. „Blücher", sagte er zu ihm, wie dieser an einen Freund schreibt, „Sie müssen reisen, das läßt sich nicht ablehnen." Die Prinzen aber werden gewiß sehr gern die Festfahrt im Gefolge des Königs mitgemacht haben. Am 7. Juni trafen sie in London ein und wohnten dort in dem Palaste von St. James.

Der Aufenthalt in London war ein Triumphzug; Tag für Tag fanden die glänzendsten Festlichkeiten statt. Besuche bei der englischen Königsfamilie, ein feierliches Kapitel des Hosenbandordens, Wettrennen bei Ascott, Festgottesdienst in der Westminsterkirche, Festvorstellungen in den Theatern, festliche Bewirtungen und Bälle, Besichtigungen der öffentlichen Anstalten für militärische und seemännische Zwecke folgten ohne Unterbrechung aufeinander, und allenthalben waren auch die drei jungen preußischen Prinzen dabei, denen der General Stewart als Führer und Begleiter zugewiesen war. Auch Oxford wurde besucht, wo die Universität die beiden Monarchen zu Ehrendoktoren ernannte. Es war, als wenn England sich gar nicht genug thun könnte, seine Gäste recht zu feiern; so groß war der Wetteifer, den die Engländer in allem an den Tag legten. Wo nur die Fürsten oder die Feldherren erschienen, da erdröhnte Jubelgeschrei aus Tausenden begeisterter Kehlen. Denn die ehrliche Begeisterung des englischen Volkes, die aufrichtige Herzlichkeit, die es zeigte, war es vor allem, was auf die fremden Gäste so wohlthuenden Eindruck machte.

Das gab auch für den Prinzen Wilhelm den großen Tagen des Befreiungskrieges durch den Besuch in England einen festlich-schönen Abschluß.

Sechstes Kapitel.

Vom Jüngling zum Mann.

Fast ebenso lange wie die Königskrone hatten die Hohenzollern in der Schweiz das Fürstentum Neuenburg (Neufchatel) besessen, bis es durch den Schönbrunner Vertrag ihnen verloren gegangen war. In London ward nun eine Übereinkunft getroffen, daß es dem Könige von Preußen ohne weiteres jetzt freistehen sollte, es wieder in seinen Besitz zu nehmen. Sobald daher der König von London nach Paris zurückgekehrt war, beschloß er, in die Schweiz zu reisen, um die Verhältnisse Neuenburgs selbst zu ordnen. Er reiste inkognito unter dem Namen eines Grafen von Ruppin. Der Prinz Wilhelm begleitete ihn, während der Kronprinz und Prinz Friedrich über Brüssel und Amsterdam nach Berlin zurückkehrten.

Mit Freuden empfingen die Neuenburger, ein biederes, auf seine alten Freiheiten eifersüchtiges Volk, ihren angestammten Herrscher, den die Herzlichkeit, die ihm entgegengetragen wurde, sichtlich bewegte. Auch die Jugend war am Eintritte in die Stadt Neuenburg zur Begrüßung aufgestellt. Zwei junge Mädchen schmückten den Wagen des Königs mit Blumengewinden. Der Monarch fragte sie, wer sie wären. An ihrer Stelle antwortete, auf die ganze Schar hinweisend, ein Bürger der Stadt: „Sire, das sind unsere Kinder, die, so Gott will, die Schuld der Dankbarkeit ihrer Eltern abtragen sollen!“ Wenn es nur geschehen wäre!

In feierlicher Sitzung in dem Staatsrate des Ländchens empfangen, verlieh der König Neuenburg eine neue Verfassung, die, schon in London entworfen, das Verhältnis Neuenburgs zur Schweizer Eidgenossenschaft regelte und die alten Gerechtsame des Landes bestätigte.

Nicht weit von Neuenburg liegt das kleine Städtchen Colombier. Hier verlebte bei ihrem Bruder, einem Geistlichen, Mademoiselle Gelieux, die Erzieherin der Königin Luise, ihren Lebensabend. Durch seinen Besuch zusammen mit dem Prinzen Wilhelm überraschte und beglückte sie der König: lange verweilten sie in Erinnerungen an die frühverklärte

Königin, die ihnen allen so teuer gewesen. Dann gab der König der greisen Freundin zum Andenken einen kostbaren Shawl, den einst die Königin getragen, und den er dann in treuem Gedenken stets in seinem Zimmer bei sich behalten hatte. Und nach dem Abschiede sandte er ihr 200 Friedrichsdors.

Am folgenden Tage besuchte der König mit dem Prinzen Valengin und Chaux de Fonds. Die Einwohner, durch ihre Uhrenfabrikation berühmt, überreichten mehrere kunstvolle Uhren. Prinz Wilhelm erhielt eine kostbare, goldene Repetier-Uhr, die er sehr in Ehren hielt: bis an sein Lebensende hatte sie an seinem Bette ihren Platz.

Alle diese freundlichen Eindrücke bestimmten den König, noch etwas länger in der Schweiz zu verweilen, um den jungen Prinzen Wilhelm noch einen Blick in die Wunderwelt der Hochalpen thun zu lassen. Ein Ausflug in das Berner Oberland — wohl das schönste Alpengebiet — wurde beschlossen. Herr von Pourtales, bei dem der König während der Neuenburger Tage gewohnt hatte, jetzt in den Grafenstand erhoben, machte den bergkundigen Führer. So ging denn die Fahrt zuerst nach Grindelwald, wo in dem Pfarrhause übernachtet wurde. Dann aber wurde der Bergstock in die Hand genommen und nun nach Lauterbrunnen gewandert, wo duftig zart der Staubbachfall von himmelhohen Felsen herunterweht. In Interlaken sahen die erlauchten Wanderer die weiß schimmernde Spitze der Jungfrau — ein unvergeßliches Bild — hoch am blauen Himmel vor sich aufragen. Das Eisthor des Grindelwald-Gletschers wurde besucht und dann an der Aare aufwärts ins Oberhasli-Thal hinaufgestiegen.

Was für Eindrücke, großartig und anmutig zugleich, nahm Prinz Wilhelm von hier mit sich, als gegen Ende des Juli die Heimreise angetreten wurde! Denn zum 3. August, seinem Geburtstage, wünschte der König bei den Seinen in Potsdam einzutreffen. Keine Stadt, in welcher der König auf der Reise weilte, wollte es sich nehmen lassen, dem Fürsten, der am meisten dazu beigetragen hatte, Deutschland aus der französischen Gewaltherrschaft zu erlösen, in feierlichen Empfangsfestlichkeiten ihre Huldigung darzubringen. Mit leisem Unmut — denn jede Demonstration war ihm unbehaglich — ließ er alles über sich ergehen. Den nichtpreußischen Städten wollte er immerhin noch einige Berechtigung zugestehen. „Gottlob," sagte er daher, als der Reisewagen aus dem Thor Magdeburgs hinausfuhr, „Gottlob, nun haben wir es endlich überstanden!" Als man ihn aber auch in Burg, der ersten preußischen Stadt, mit lärmenden Freudenbezeigungen empfing, wollte er keinen Grund mehr gelten

lassen. „Barmherziger Gott!“ sagte er zu seinem neben ihm sitzenden Sohne: „Nun fängt der Spektakel doch wieder an!“ In einer Tour fuhr er daher, um in Potsdam jedem Empfange vorzubeugen, von Wittenberg bis Potsdam, sodaß er dort schon am Spätabend des 3., nicht — wie man ihn erwartete — am 4. August eintraf.

Die älteren königlichen Kinder befanden sich auf einem Ball, durch den der Geburtstag des Königs gefeiert wurde. Als man ihnen die unerwartete Ankunft des Königs meldete, eilten sie sofort alle herbei, Vater und Bruder zu begrüßen. Die Freude aller war groß; in tiefer Bewegung drückte der König die lange entbehrten Kinder an sein Herz. Aber vor dem Prinzen Wilhelm wichen die beiden Kleinsten scheu zurück: sie erkannten den Bruder nicht; so sehr war der früher zarte Jüngling in den neun Monaten der Trennung gewachsen, männlich erstarkt und von Luft und Sonne gebräunt. Und was hatte er inzwischen alles erlebt: dem Schlachtgetöse die Stirn geboten, im unruhig hastenden Getümmel der ersten Städte der Welt sich bewegt, die feierliche Majestät, des Hochgebirges empfunden! Und Ehrenzeichen schmückten seine Brust zu denen noch an demselben Abend des 3. August der König die Kriegsdenkmünze für 1814 fügte.

Unterdessen hatte Berlin sich für den festlichen Siegeseinzug des Königs und der Armee vorbereitet und geschmückt. Aber tags vorher kam der König unvermutet von der Pfaueninsel nach Berlin. Halb Berlin sammelte sich vor dem königlichen Palais und begrüßte den König mit jubelnder Begeisterung nach der langen Trennung. Er hatte erreicht, was er wollte: daß der festliche Empfang des folgenden Tages ausschließlich seiner Armee galt. So zog er denn am 7. August mit seiner ruhmbekränzten Armee in Berlin ein, an der Spitze die gefeierten Feldherren, die den Sieg an die preußischen Fahnen geknüpft. Und mächtig ergreifend klang das Tedeum vom Lustgarten her über die Stadt.

In Wien versammelten sich jetzt die Fürsten und Staatsmänner Europas, um eine Neuordnung der politischen Verhältnisse des Erdteils zu beraten. Dorthin begab sich auch König Friedrich Wilhelm, begleitet von Hardenberg und Wilhelm von Humboldt. Und Prinz Wilhelm? Ihm hatte der König vor der Abreise in dem Obersten von Brause wieder einen Gouverneur gegeben und den Hofprediger Ehrenberg beauftragt, den Prinzen zur Konfirmation vorzubereiten. Das war für diesen eine nicht leichte Aufgabe, nach den großen Erlebnissen des vergangenen Jahres die unscheinbaren Pflichten eines Schülers zu erfüllen; aber er unterzog sich ihnen mit der Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die stets ihm eigen war.

Das höhere Alter, in dem sich Prinz Wilhelm befand, und die Gereiftheit seines Wesens befähigten ihn, mit eigenem Urteil aufzunehmen, was Ehrenberg ihm bot, und über die besonderen Pflichten seines Standes und seiner Stellung sich klar zu werden. Sein Glaubensbekenntnis, von ihm selbst entworfen und ausgeführt, zeigt, wie genau er die Pflichten, nicht die Rechte, zu erfassen bemüht ist — und das ist charakteristisch für seine ganze Lebensanschauung bis in das höchste Alter hinein.

In der Schloßkapelle in Charlottenburg fand am 8. Juni 1815 die Konfirmation des Prinzen Wilhelm statt. Der König und die ganze königliche Familie wohnten der feierlichen Handlung bei. Mit klarer Stimme las der Prinz sein Bekenntnis wie seine Lebensgrundsätze: „Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr leisten und wirken kann. Ich freue mich meines Standes in Demut und bin weit entfernt, zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höhern Standes wegen für besser zu halten. Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auflegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern. Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist, und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und aller Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die andern, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden.

Mir soll alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß.

Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

Dem höchsten Wesen bin ich die tiefste Ehrfurcht schuldig. Ich will sie in meinem Herzen bewahren, in meinen Worten und Werken blicken lassen. Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demütig zu sein vor meinem Gott.

Bei allem Guten, welches mir zu teil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtigt.

Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Mut zu erhalten suchen.

Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag.

Ich will mich vor allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünden der Unmäßigkeit und Wollust, welche die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur sind, vermeiden. Nie aber will ich glauben, mich durch eine edle Handlung zu erniedrigen.

Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unabläßig arbeiten, damit ich als Mensch und als Fürst einen immer höhern Wert erlange.

Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann.

Vor Geiz und Verschwendung will ich mit gleicher Sorgfalt mich hüten.

Die Vergnügungen des Lebens will ich in Unschuld genießen und mich durch den Genuß derselben stärken zu des Lebens Pflichten, nie aber diesen Genuß mir zu einer wichtigen Angelegenheit machen oder als ein fürstliches Vorrecht ansehen.

Ich will mich bemühen, immer heiteren Geistes zu sein und alles, was die Seele verdüstern könnte, von mir zu entfernen.

Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unabläßig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und soviel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.

Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen — auch gegen die Geringsten, denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben.

Mein Herz soll frei bleiben von Neid, Haß und Erbitterung.

Ich will keinem Menschen Unrecht thun, keinem hart sein, keinen kränken oder demütigen, und wo ich darin fehlen sollte, es eingestehen und auf alle Weise wieder gut zu machen suchen.

Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen niemand überheben, niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von andern etwas fordern muß, mich dabei herablassen und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, soviel ich kann, zu erleichtern suchen.

Überhaupt will ich mich bemühen, durch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben.

Nie will ich mich an denen rächen, die mich beleidigen, sondern ihnen von Herzen vergeben; auch nie meinen Einfluß benutzen, jemand zu schaden.

Doch will ich, meiner Pflicht gemäß, alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten. Aber ich will wohl zusehen, daß ich nicht den Unschuldigen verurteile, es soll mir vielmehr ein teures Geschäft sein, die Unschuld zu verteidigen.

Jeder, der in meine Nähe kommt, soll von mir Gutes empfangen jedem will ich das Erfreuliche erweisen, was ich ihm zu erweisen im stande bin.

Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen.

Gegen die Bedürftigen will ich wohlthätig sein in dem reichen Maße, worin mir Gott gewährt hat; ich will mich darin von keinem, der weniger besitzt, übertreffen lassen.

Den Unglücklichen, die meinen Beistand suchen, oder von denen ich sonst erfahre, vornehmlich Witwen, Waisen, Bejahrten, Männern, die dem Staate treu gedient, und ihren in Armut Zurückgelassenen, will ich Helfer und Fürsprecher sein, wie ich es vermag.

Nie will ich des Guten vergessen, das mir von Menschen ist erwiesen worden. Mein ganzes Leben sollen mir die wert bleiben, die sich um mich verdient gemacht haben.

Für den König, meinen Vater, hege ich eine ehrfurchtsvolle und zärtliche Liebe. Ihm zur Freude zu leben, will ich mich auf das angelegentlichste bemühen. Seinen Befehlen leiste ich den pünktlichsten Gehorsam. Den Gesetzen und der Verfassung des Staates unterwerfe ich mich in allen Stücken.

Die Tugenden der Königin, meiner vollendeten Mutter, sollen mir unvergeßlich sein, und das Andenken der Verklärten soll bei mir stets in einem gerührten und dankbaren Herzen wohnen.

Meinen Geschwistern gelobe ich zärtliche Liebe und allen Mitgliedern der Familie, welcher ich angehöre, treue Ergebenheit.

Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.

Ich will unablässig an der Verbesserung meines Herzens arbeiten.

Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen.

Ich will mit großer Vorsicht auf mich selbst achten, daß ich nicht fehle.

Ich will mich in keine Verbindung einlassen, die ich nicht für eine unschuldige und würdige erkannt habe.

Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte.

Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott bitten, daß er mich stärke."

Ganz und gar hält sich dies Bekenntnis an die Sache: die religiösen Anschauungen und die moralischen Stimmungen mit vollster Klarheit darzulegen, setzt es sich als Aufgabe. So spiegelt es auch in seiner Darstellungsweise deutlich den Charakter des Prinzen wider.

Zum Tische des Herrn ging der Prinz Wilhelm im Dom. Ehrenberg legte seiner Predigt bei dieser Feier die Worte Matthäus 3,17 zu Grunde: „Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!"

Wie vor zwei Jahren die Konfirmation des Kronprinzen, so fiel auch jetzt diejenige des Prinzen Wilhelm in eine Zeit, welche bedrohlich düstere Wolken am Himmel zeigte. Napoleon hatte im Frühjahr sein Inselfürstentum wieder heimlich verlassen, den Thron Frankreichs von neuem in Besitz genommen und schickte sich an, ihn gegen den Willen Europas zu behaupten.

Der Wiener Kongreß löste sich auf, und wiederum zogen die Armeen der verbündeten Mächte an den Rhein. Auch König Friedrich Wilhelm ließ seine Gardetruppen von Berlin abmarschieren. Am 4. Juni hielt er über die Potsdamer Garnison Heerschau, wobei Prinz Wilhelm das Füselier-Bataillon des ersten Garderegiments führte; dann rückte sie ebenfalls ins Feld. Am 22. Juni folgte der König, von dem Prinzen Wilhelm begleitet, seinen Truppen nach, um sich ebenfalls auf den Kriegs-

ſchauplatz in Belgien zu begeben. Allein ſchon vor Merſeburg kam ihm der Oberſt von Thile mit der Meldung entgegen, daß durch das Eingreifen der Preußen bei Belle Alliance die Macht Napoleons vernichtet wäre, und in Hanau überreichte ihm der Leutnant von Pleß die Pretioſen Napoleons, welche die preußiſche Infanterie bei Genappe erbeutet hatte. Das war frohe Kunde; denn der Krieg war beendigt. Gleich-



Prinz Wilhelm, 18 Jahre alt.

wohl ſetzte der König ſeine Reiſe fort, um in Speier mit den Kaiſern von Rußland und Öſterreich zuſammenzutreffen. Während die Monarchen dort weilten, begab ſich Prinz Wilhelm nach der kleinen Feſtung Pfalzburg, die von den Franzoſen noch gegen ein ruſſiſches Belagerungscorps verteidigt wurde. So ſah er doch ein wenig noch von dem Kriege. Die Monarchen beſuchten das Schlachtfeld von Ligny; und der König von Preußen begab ſich dann mit dem Kaiſer von Rußland nach Paris, das ſich den Verbündeten ergeben hatte. Prinz Wilhelm dagegen ſchloß

ſich dem Hauptquartier der preußiſchen Garde an, mit der er am 13. Juli in Paris eintraf. Hier indeſſen erkrankte er an einer Bruſtfell-Entzündung, die, wie es ſchien, eine wohlthätige Kriſis in ſeinem Körper herbeiführte. Denn mit der Geneſung von dieſer Krankheit waren auch die letzten Anzeichen der Empfindlichkeit der Geſundheit gewichen, die ihm bisher angehaftet hatte.



Prinz Wilhelm, 19 Jahre alt.

Den langen Sommer in Paris benutzte Prinz Wilhelm, ſobald er geneſen war, nicht, wie im vorigen Jahre, zur Erweiterung ſeines geiſtigen Geſichtskreiſes, ſondern zu ſeiner militäriſchen Ausbildung. Tag für Tag faſt ſah man ihn auf dem Marsfelde oder auf der Ebene von Grenelle mit einem Bataillon des erſten Garderegiments exerzieren, um ſich die Dienſtaufgaben eines Majors ganz zu eigen zu machen. Endlich Ende September ging es über Brüſſel und Köln wieder in die Heimat: am 1. Oktober traf der Prinz wieder in Berlin ein. Etwas ſpäter langten

dort auch der König und der Kaiser Alexander an; mehrere deutsche Fürsten kamen dazu; und durch glänzende Siegesfeste feierte man den glücklich wiedergewonnenen Frieden.

Doch nicht bloß den Frieden, sondern auch die Verlobung der freilich noch sehr jugendlichen Prinzessin Charlotte mit dem Großfürsten Nikolaus, Alexanders jüngerem Bruder. Wie die alte Waffenbrüderschaft Preußens und Rußlands, die in den Befreiungskriegen so erfolgreich sich bewährt, schlang sich damit ein neues, zartes und doch starkes Band, das wie die Familien der Herrscher, so auch die Staaten aneinander knüpfen sollte.

Auf die mächtige Bewegung der Befreiungskriege folgte eine lange Friedenszeit, die zweite, größere Hälfte der Regierung König Friedrich Wilhelms III. erfüllend. Nach der gewaltigen Anstrengung machte sich in den Völkern ein Verlangen nach Ruhe geltend, die Sehnsucht nach friedlicher Ausgestaltung des Gewonnenen. Diese Abspannung der Völker allein erklärt den ungeheuren Erfolg der Politik Metternichs, welche die Macht Österreichs einsetzte, um das alte absolutistische Fürstenregiment in den kontinentalen Staaten Europas wieder einzuführen. Selbst wohlmeinende Fürsten, wie Preußens König, hielten dies System für das richtige. Überdies wurde Metternich nicht müde, den König Friedrich Wilhelm zu ermahnen, „den Prinzipien der monarchischen Tradition" treu zu bleiben. Denn gerade die gesteigerte Achtung und Geltung, welche Preußen infolge der Befreiungskriege in Deutschland genoß, beobachtete er mit argwöhnischem Auge und fürchtete, daß es durch Einführung einer konstitutionellen Verfassung noch mehr an Beliebtheit gewinnen würde. Aber nur für die auswärtige Politik galt dem Könige die Übereinstimmung mit Österreich als Grundlage; in der inneren ging er seinen eigenen Weg, wie die Gründung des Zollvereins, die Aufrechterhaltung der 1814 durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht zeigt.

Prinz Wilhelm, ganz in den militärischen Dingen stehend, hielt sich von aller Parteinahme im politischen fern. Allein als einem Mitgliede des „Staatsrates" lagen ihm doch auch politische Pflichten ob. Der König hatte 1817 den Staatsrat ins Leben gerufen, der alle Gesetze, bevor sie veröffentlicht würden, einer sorgfältigen Vorprüfung zu unterziehen hatte. Zu seinen Mitgliedern gehörten auch die großjährigen Prinzen des königlichen Hauses. Eine der ersten Aufgaben war die Prüfung der neuen Steuergesetze, welche durch die Einführung neuer Steuern der nach den Befreiungskriegen drückenden Geldnot des Staates abhelfen wollten. Klar und bestimmt gab Prinz Wilhelm seiner Meinung

Ausdruck. Bei der Unterzeichnung des Protokolls fügte er seiner Unterschrift die Erklärung hinzu, „daß er sich erlaube, den väterlichen Gesinnungen und der höheren Prüfung Seiner Majestät auf das ehrerbietigste den Wunsch zu empfehlen, daß Allerhöchstdieselben in Ihrer Weisheit die Mittel finden möchten, die neuen Steuern zu umgehen oder sie zu ermäßigen und die reicheren Klassen der Nation und die höher besoldeten Beamten zur Erleichterung des ärmeren Volkes mehr heranzuziehen." Wer erkennt nicht in diesen menschenfreundlichen Worten den Urheber der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 wieder?

Und dies Vertrauen, welches der Prinz in die Regierungsweisheit seines königlichen Vaters setzte, erfuhr er von diesem wieder in allem, was soldatische Dinge anging. Ein Beweis ist die Schnelligkeit, mit welcher der Prinz die Staffel der militärischen Stellungen erstieg: 1817 wurde er Oberst und in demselben Jahre auch zum Chef des 7. Infanterieregiments, das damals noch in Frankreich stand, ernannt, 1818 wurde er Generalmajor und Kommandeur der ersten Garde-Infanteriebrigade, 1819 Mitglied des Kriegsministeriums mit Sitz und Stimme in demselben, 1820 erhielt er das Kommando der ersten Gardedivision, 1824 das interimistische, 1825 das definitive Kommando des 3. Armeecorps unter Beibehaltung des Kommandos der ersten Gardedivision, noch in demselben Jahre 1825 wurde er Generalleutnant und 1838 kommandierender General des Gardecorps und Inspekteur der vierten Armeeabteilung, welche das westfälische (7.) und rheinische (8.) Armeecorps umfaßte.

Dazu kam der Vorsitz in verschiedenen militärischen Kommissionen, den ihm der König übertrug. So in der Kommission zur Umarbeitung des Exerzierreglements für die Infanterie, in derjenigen zur Ausarbeitung einer Instruktion für die Aufstellung und den Gebrauch größerer Kavalleriemassen, in derjenigen zur Prüfung der Vorschläge des Avancements zum Stabsoffizier außer der Tour. Wiederholt erhielt er auch den Auftrag, diese oder jene Festung zu inspizieren oder bei den großen Herbstmanövern das Kommando von Truppenteilen zu übernehmen. So wurde der Prinz ebenso heimisch auf dem Exerzierplatze, wie im Bureau, ebenso vertraut mit der Anführung von Truppenkörpern wie mit dem kleinen Dienst jeder Art. Der „erste Soldat" Preußens — wie man ihn wohl genannt hat — ward mit der Zeit zu der ersten militärischen Autorität.

Es liegt etwas überaus Wohlthuendes in dem Vertrauen, welches den Prinzen mit seinem königlichen Vater und obersten Kriegsherrn verband. Der König hätte es bei seiner hohen und ernsten Auffassung von seinem erhabenen Berufe dem Sohne sicher nicht erwiesen, wenn er

nicht gesehen, wie trefflich dieser jede ihm zugewiesene militärische Stellung auszufüllen wußte, wie vollkommen er jeder Aufgabe sich gewachsen zeigte. Überhaupt fand in dem ernsten und pflichttreuen Wesen des Sohnes der Vater sich selbst wieder, so daß der Eindruck nicht irre geht, daß von den Söhnen des Königs keiner diesem innerlich näher gestanden habe, als Prinz Wilhelm. Und der Sohn wieder stand mit hingebender Liebe und pietätvoller Verehrung dem Vater gegenüber; er zeigte zu dessen Gerechtigkeit das höchste Vertrauen, indem er sein Urteil, wenn er es abzugeben hatte, keineswegs nach den Wünschen oder Ansichten des Königs modelte, sondern es so abgab, wie es seiner auf die Sachen gegründeten Überzeugung entsprach. So wünschte der König im Interesse der Staatskasse die Dienstzeit der Infanterie abzukürzen, um dadurch den Dienststand der Armee zu vermindern. Mit Entschiedenheit setzte sich dem Prinz Wilhelm entgegen und hatte die Genugthuung zu erreichen, daß die Sache „in nähere Überlegung genommen", d. h. bis auf weiteres vertagt werden sollte. So war ein andrer Gedanke des Königs, welcher später zu Tage trat, um Kosten zu ersparen: die Dienstreisen der kommandierenden Generale zu beschränken und zugleich ihrer Machtbefugnis über die Regimentskommandeure engere Grenzen zu ziehen. Prinz Wilhelm richtete eine Denkschrift an seinen königlichen Vater, durch die er einen Erlaß des Königs erwirkte, der den kommandierenden Generalen unverkürzt ihre Machtvollkommenheit beließ.

Nur einen Punkt gab es, über den Prinz Wilhelm innerlich nicht zur Ruhe und zu gleicher Auffassung mit seinem königlichen Vater gelangen konnte: das war die bescheidene Stellung, die nach den glorreichen Befreiungskriegen sein geliebtes Preußen im Rat der Großmächte einnahm. Dem Könige, der seine beste Kraft an den inneren Ausbau des Staates und an die Verschmelzung der neu gewonnenen Landesteile mit den alten Stammprovinzen setzte, genügte es, nach außen in Übereinstimmung mit Österreich zu handeln. Der junge Prinz aber fand es unerträglich, daß Preußen von der Stufe des „Glanzes, Ruhmes und Ansehens", die es 1813 innegehabt hatte, durchaus herabgestiegen war. Er verlangte für Preußen eine aktivere Rolle, eine selbständige Stellung zu den großen Fragen. Nicht ohne Unmut schreibt er 1824 an den General von Natzmer, mit dem er seit 1814 befreundet geblieben war: „Was 1813 bei drei Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun. Wenn man nichts mehr sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?" Sein Gedanke war, mit

freier Anlehnung an Rußland Preußen die Stellung in Europa zu geben, die ihm gebührte, ohne dabei selbst einem Konflikte mit Österreich allzu ängstlich aus dem Wege zu gehen.

Überhaupt darf man in dem Prinzen Wilhelm ganz besonders den Träger der freundlichen Beziehungen zu Rußland sehen. Auf dem Schlachtfelde von Bar war diese Stellung des Prinzen begründet worden. Seit 1818 trug das Regiment Kaluga den Namen „Prinz Wilhelm von Preußen". Und schon das Jahr zuvor hatte er selbst längere Zeit am Hofe von St. Petersburg geweilt.

Die Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Großfürsten Nikolaus war auf den Juli 1817 angesetzt. Im Juni verließ daher die fürstliche Braut die Stätte ihrer Heimat, um sich nach Rußland zu begeben. Bis Fürstenwalde gab die gesamte königliche Familie der scheidenden Prinzessin das Geleit. Von da an reiste sie unter der Obhut des Prinzen Wilhelm, den der König ausersehen hatte, die Schwester der neuen Heimat zuzuführen. Im Schlosse zu Königsberg machten die Geschwister Rast. Wehmütige Erinnerungen wurde hier in ihnen wachgerufen; denn sie fanden die für sie bereiteten Zimmer reich mit Kornblumen geschmückt. Der Sommer in Luisenwahl, das Bild der verklärten Mutter stieg vor ihnen auf, und tiefe Rührung erfüllte die Gemüter. Am folgenden Tage erreichten die Geschwister die preußisch-russische Grenze. Die wehmütige Stimmung klang noch in ihnen nach: sie verließen den Wagen, pflückten am Wege Kornblumen, aus denen die Prinzessin einen Kranz flocht und sich aufsetzte, und überschritten, während bei der unvergeßlichen Mutter die Gedanken weilten, zu Fuß die Grenze. Denn demütig wollte die Prinzessin dem Glücke, das ihr die Zukunft verhieß, entgegengehen. Aber jenseit der Grenze wartete der Großfürst, der glückliche Bräutigam, und in herzlichster Begrüßung nahm jetzt der Frohmut sich sein Recht.

Am 13. Juli fand die Vermählung der Prinzessin Charlotte in St. Petersburg statt. Nach russischer Sitte hielt Prinz Wilhelm bei der Feier die sogenannte Vermählungskrone über das Haupt seiner Schwester. Endlose Feste, in höchster Pracht gefeiert, schlossen der Vermählung sich an. Durch einen bedenklichen Unfall, der dem Prinzen Wilhelm begegnete, erfuhren sie eine böse Unterbrechung. Der Prinz wurde, als er den Marstall des Großfürsten Michael in Augenschein nahm, von einem großen Hunde angefallen und stark verletzt. Man fürchtete, der Hund könnte toll gewesen sein, und hielt es daher für notwendig, durch Schneiden und Brennen aller Gefahr zu begegnen. Indes, war der

Schmerz auch empfindlich, ſo heilte doch die Wunde bald und verſtattete dem Prinzen, die Reiſe nach Moskau, dem nationalen Mittelpunkt des ſo eigenartigen ruſſiſchen Lebens, zu unternehmen. Die Heimreiſe erfolgte dann über Smolensk und Warſchau.

Nicht gar lange danach, zum Beginne des Jahres 1818, trat in den Verhältniſſen des Prinzen Wilhelm eine bedeutungsvolle Wendung ein. General von Diericke wurde in Gnaden aus ſeiner Stellung als Obergouverneur entlaſſen und damit der Prinz als ganz ſelbſtändig hingeſtellt. Ein eigener Hofhalt in beſcheidenem Zuſchnitt war ihm ſchon früher eingerichtet worden.



Großfürſt Nikolaus.

Beſondere Verhältniſſe führten acht Jahre ſpäter den Prinzen Wilhelm von neuem nach St. Petersburg. Am 1. Dezember 1825 war Kaiſer Alexander fern im Süden, in Taganrog, ohne Kinder zu hinterlaſſen, geſtorben. Erbe der Krone war ſomit ſein nächſter Bruder, der Vizekönig Polens, Großfürſt Konſtantin. Allein dieſer hatte ſchon drei Jahre zuvor ſchriftlich den Verzicht auf die Thronfolge erklärt, die demnach auf den dritten Bruder, den Großfürſten Nikolaus, überging. Jedoch dieſer, in ſeinen Neigungen ausſchließlich Soldat, lehnte ſie ab, ſo daß zu gleicher Zeit Konſtantin in Warſchau Nikolaus, und Nikolaus in St. Petersburg Konſtantin den Eid der Treue leiſtete. Wunderbares Schauſpiel! Wie oft hatte die Welt Brüder um einen Thron miteinander kämpfen ſehen: jetzt ſah ſie zwei Brüder um die Thronentſagung miteinander ſtreiten! Großfürſt Michael reiſte hin und her, um einen oder den andern ſeiner beiden Brüder zur Annahme der Krone Peters des Großen zu bewegen. Aber Konſtantin blieb unbeweglich; mit allem

Nachdruck wiederholte er seinen Verzicht, so daß endlich Nikolaus sich entschließen mußte, den verwaisten Thron einzunehmen. Und fürwahr, es war hohe Zeit. 24 Tage hatte die kaiserlose Zeit gedauert, lange genug, um die geheimen Verschwörungen, die unter den Truppen des Nordens wie des Südens im russischen Reiche angezettelt waren, zum Ausbruche zu bringen. Die einen wollten für Rußland eine freisinnige Verfassung erzwingen, die anderen Rußland nach dem Vorbilde Nordamerikas in einen Staatenbund umwandeln; den Mannschaften freilich war das eine so unverständlich wie das andere; blind folgten sie ihren Offizieren. Indessen jetzt genügten einige Kartätschenschüsse, um die meuterischen Regimenter in jäher Flucht auseinander zu treiben; nicht wenige fanden unter den Säbeln der ihnen nachsetzenden Gardereiter ihren Tod, noch mehr in den eisigen Fluten der Newa, deren Eisdecke einbrach, aber die meisten stürzten sich in ihre Kasernen und flehten jammernd die Gnade des strengen jungen Kaisers an. Kaum je hat wohl ein Fürst den Thron seiner Ahnen unter solchen Umständen bestiegen, wie jetzt Nikolaus I.



Großfürstin Alexandra Feodorowna, Prinzessin Charlotte von Preußen.

Prinz Wilhelm befand sich auf der Jagd im Walde von Lehnin, als er die Nachricht von der Thronbesteigung seines kaiserlichen Schwagers erhielt. Er begab sich sofort nach Potsdam und empfing hier von dem Könige den Auftrag, sich alsbald nach St. Petersburg zu begeben, um dem Kaiser Nikolaus und seiner Schwester die Glückwünsche des preußischen Königshauses zur Thronbesteigung zu überbringen. Er blieb bis Ende April bei seinen kaiserlichen Verwandten, nicht ein Gast bloß, sondern

ein brüderlicher Freund und Berater. Denn die Lage des jungen Kaisers, wenn er auch den schwankenden Thron mit rasch durchgreifender Energie wieder festgestellt hatte, war immer noch eine schwierige. In diesen Monaten besonders hat sich das Band aufrichtiger und achtungsvoller Freundschaft zwischen dem Prinzen und dem Kaiser Nikolaus geknüpft, das alle Proben bis zum Tode des Kaisers bestanden, ja den Tod des Kaisers überdauert hat.

Zwischen die beiden bedeutsamen russischen Reisen des Prinzen Wilhelm fällt die Reise nach Italien, nicht ein rascher Einblick in eine neue Welt, wie die Alpenreise des Jahres 1814 es gewesen war, sondern vier Monate (vom Oktober 1822 bis zum Februar 1823) eindringenden Studiums und erhebenden Genusses, wie ihn die Fülle der Kunstschätze und die wunderherrliche Natur Italiens nur bieten können.

Die Großmächte traten in Verona zusammen, um über eine Intervention in Spanien zu beratschlagen, das ganz in den Händen der extremen Fortschrittspartei war. Auch König Friedrich Wilhelm begab sich auf den Kongreß. Auf der Reise dorthin traf ihn nach Verabredung Prinz Wilhelm in Neuenburg, der vorher eine Inspektion über das achte Armeecorps gehalten hatte. Gemeinschaftlich reisten sie nun nach Verona, wo auch Prinz Karl als dritter Reisegefährte sich zu ihnen fand. Eine Woche hindurch hielten den König hier die Verhandlungen des Kongresses fest. Dann unternahmen die hohen Reisenden einen Ausflug über Piacenza und Padua nach Venedig. Einen wunderbaren Eindruck machte auf die Prinzen, die sie zum erstenmal sahen, die Lagunenstadt: die Totenstille, die über der ganzen Stadt lagerte, das bewegte Leben auf den Kanälen, auf denen doch lautlos die schwarzen Gondeln mit dem kühn sich aufbäumenden eisernen Bug dahinglitten, der Markusplatz mit seiner bunt wogenden Menschenmenge, die stille Größe des Dogenpalastes. Denn das ist es ja gerade, die Fülle großer historischer Erinnerungen, die auf Schritt und Tritt sich an uns heandrängen, was in Venedig auf jeden Empfindenden Eindruck macht.

Gegen Ende des Oktober kehrte der König mit seinen Söhnen noch einmal nach Verona zurück. Hier traf ihn ein Schreiben des Papstes, durch das der ehrwürdige Pius VII. ihn zum Besuche Roms einlud. Gern entsprach der König der freundlichen Bitte. Am Nachmittage des 11. November sah er in der Ferne die mächtige Kuppel von St. Peter aufsteigen. Bei der Station La Porta, der letzten vor Rom, kam den hohen Reisenden Prinz Heinrich, des Königs Bruder, zur Begrüßung entgegen. Der König bestieg sofort den Wagen des Bruders und fuhr,

ohne sich irgend welche Erholung nach der langen Fahrt zu gönnen, nach der Peterskirche: so sehr zog es ihn zu dem mächtigen Bau, dem gewaltigsten Kirchenbau der Welt. Nachdem er lange in St. Peter geweilt und die erhabenen Eindrücke, welche die himmelhohen Gewölbe, die riesigen Dimensionen des ganzen Baues in dem Beschauer hervorrufen, in sich erneuert hatte, ging die Fahrt nach dem Pantheon. Schon legten die Abendschatten sich leise über die herrliche Kuppel, aber sie verstärkten nur den Eindruck, als müsse man durch das offene Auge der Kuppel einen Blick in des Himmels Herrlichkeit thun können, als sänke im Dämmerschein die Erde hinter dem Beschauenden zurück. Es ist ein ganz anderer Eindruck, als St. Peter ihn macht, aber sicher nicht weniger ergreifend. Nun erst begab sich der König in das Quartier, das am Spanischen Platze für ihn und die Prinzen bereitet war.

Am nächsten Vormittage stattete der König, von den Prinzen umgeben, dem Papste einen Besuch in seiner Residenz im Quirinal ab. Gleichsam ein Bild aus dem Mittelalter entrollte sich vor den hohen Besuchern. Auf den Treppenstufen stand, Spalier bildend, die Schweizergarde des Papstes, in ihrer grellbunten Tracht wie Landsknechte anzuschauen, mit Hellebarden in den Händen, und oben warteten die höchsten Würdenträger der Kirche in violetten und roten Gewändern der fürstlichen Gäste. Bis in das Vorgemach vor dem Empfangszimmer des Papstes wurden diese von den Prälaten geleitet. Nur der König begab sich zu dem Papste hinein: die Prinzen warteten derweil in dem Vorgemache. Sobald indessen der König zurückgekehrt war, nahmen sie vereint unter der Führung des Kardinals Consalvi die herrlichen Kunstschätze in Augenschein, die der quirinalische Palast in reicher Fülle barg.

Die nächsten Tage wurden der Besichtigung der Kunstsammlungen gewidmet, die so großartig wie Rom keine Stadt der Welt besitzt.

Die preußischen, in Rom anwesenden Künstler hatten zur Feier der Anwesenheit ihres Königs eine Ausstellung ihrer Werke veranstaltet; wiederholt weilte der König mit den Prinzen in derselben. Auch die Ateliers der Bildhauer Schadow aus Berlin, Canova und Thorwaldsen, der ersten Meister ihrer Zeit, besuchten sie.

Am 19. November setzte der König seine Reise nach Neapel fort. Einige Tage später folgten ihm auch dorthin die Prinzen, alle inkognito, der König als Graf von Ruppin reisend, Prinz Wilhelm als Graf von Lingen.

Wie eine andere Welt mutet nach dem Besuche von Rom Neapel den Reisenden an. Welche Pracht der Natur, wo im Meere hohe Berge sich widerspiegeln, welcher geheimnisvolle Reiz in den vulkanischen

Erscheinungen! Und wie erfrischend weht den Nordländer der linde Seewind an, der abends zum Lande herüberstreicht! Dazu ließ es sich der Herzog von Kalabrien, Kronprinz von Neapel, nicht nehmen, bei jeder Gelegenheit den liebenswürdigen Wirt oder Führer zu machen.

Der erste Besuch der hohen Gäste galt den Solfataren. Durch den Tunnel des Posilipp ging die Fahrt nach Pozzuoli. In dessen Nähe beginnt das etwa 300 Meter breite Thal, aus dessen an mehreren Stellen glühendem Boden Rauch und Gase aufströmen, ja mitunter 15—20 Meter hoch emporgeworfen werden.

Viel größeren Eindruck machte natürlich die Besteigung des Vesuv, die am 25. November von Portici aus unternommen wurde. Dem Gefolge des Königs hatte sich auch Alexander von Humboldt angeschlossen. In Portici wurden die bereit gehaltenen Maultiere bestiegen; dann ging es den ziemlich sanften Anstieg des Berges hinan, der erst vier Wochen zuvor einen heftigen Ausbruch gehabt hatte. Nach einer kurzen Rast beim Eremiten wurde gegen Mittag der Aschenkegel erreicht. Hier setzte sich der König in einen Tragsessel, die Prinzen und das Gefolge aber stiegen zu Fuß mühselig durch die Asche und die gleitenden Lapilli den Abhang hinan. Endlich war der Rand des Kraters erreicht. Es war die Stelle, welche der letzte Ausbruch des Vulkans um nicht weniger als 15 Meter erhöht hatte. Die neue Aufschüttung war längst abgekühlt, so daß man hinaufklettern und in den Krater des jetzt ganz ruhigen Berges hineinsehen konnte. Humboldt hielt hier aus dem Stegreife einen Vortrag, in welchem er den Verlauf der verschiedenen, jetzt erstarrten Lavaströme erklärte und die Erscheinungen erläuterte, die einen Ausbruch ankündigen und die ihm nachzufolgen pflegen. Und nun genossen die hohen Reisenden das herrliche Panorama, das sich von der Höhe des Berges unter ihnen ausbreitete; denn der Himmel war klar und heiter und gestattete den weitesten Ausblick. Aus dem tiefblauen Meere erhoben sich in violettem Dufte Capri und Ischia; und an der felsigen Küste lag, dicht gedrängt, weißlich schimmernd Neapel, von dem aus fast in ununterbrochener Reihe Städtchen an Städtchen den Meerbusen gürtete.

Dies herrliche Bild vor Augen, in welchem, je tiefer man kam, um so lebhafter die Farben hervortraten, unternahm man den Abstieg. Das war eine lustige Fahrt. Denn gleitend und rutschend kam man ohne Fährnis den Aschenkegel hinab, man wußte selbst nicht, wie geschwind. Unten aber warteten die berggewohnten Maultiere.

Am Abend des schönen Tages trat Regenwetter ein und verhinderte weitere Ausflüge. So wurde denn am folgenden Tage das bourbonische

Museum besucht, dessen beste Schätze neben einigen hervorragenden Statuen, wie dem farnesischen Herkules und dem farnesischen Stier, die höchst mannigfaltigen Altertümer waren, die den Ausgrabungen von Pompeji und Herculaneum entstammten. Geben sie doch bis in die kleinsten Details hinein ein Bild des antiken Lebens.

Das war die beste Vorbereitung für den Besuch von Pompeji selbst, der am nächsten Tage trotz des unfreundlichen Wetters unternommen wurde. Den hohen Zuschauern zu Ehren wurde an einer noch unberührten Stelle eine Ausgrabung vorgenommen. Deutlich konnte man, je mehr die Spaten und Hacken in die Tiefe drangen, die verschiedenen Aschenschichten unterscheiden; dann wurde von den Arbeitern vorsichtig mit den Händen weiter geschaufelt und wirklich auch in dem aufgedeckten Hause mehrere bronzene und irdene Geräte, einige Gläser und Münzen zu Tage gefördert. Den König interessierte dies Ergebnis so lebhaft, daß er auf dem Rückwege in Portici Halt machte und von hier aus auch die Ausgrabungen von Herculaneum noch besuchte. Zum Grabe des Vergil beim Posilipp ließ er indes die jungen Prinzen allein wandern.

Die Abende füllte meist der Besuch des Carlo-Theaters aus. Nach italienischer Sitte wurde meist an jedem Abend eine Oper und ein Ballett oder eine Feerie gegeben, so daß das Theater sehr vollkommener Maschinerien und technischer Einrichtungen bedurfte. Um diese nun genau kennen zu lernen, besuchte der König mit den Prinzen das Theater einmal vormittags und ließ sich hinter den Kulissen die einzelnen Maschinerien, die Versenkungen, die Flugmaschinen in Thätigkeit vorführen und im einzelnen erläutern.

Eine Festvorstellung im Theater des königlichen Schlosses beschloß die schönen Tage von Neapel. Ein Festspiel war gedichtet die Ankunft der hohen Gäste in Neapel zu feiern. Mit höchster Pracht wurde es aufgeführt. Dann verließ der König die schöne und liebenswürdige Stadt; am 3. Januar 1823 war er wieder in Potsdam. Den beiden Prinzen Wilhelm und Karl aber gefiel es dort so wohl, daß sie noch nicht scheiden mochten; erst vier Wochen später sind sie wieder in der Heimat.

Eine solche Reise, wie diese, die es verstattet, in die neuen Eindrücke sich zu versenken, die neuen Anregungen in sich zu verarbeiten, ist weder eine Erholung noch ein leeres Vergnügen; sie ist vielmehr ein bedeutsames geistiges Bildungsmoment von nachhaltiger Wirkung. Dem Prinzen aber ist sie, wie er schreibt, auch eine „Erfrischung" gewesen!

Siebentes Kapitel.

Die Vermählung.

Lalla Rookh, die Tulpenwange, ist ein Gedicht von Thomas Moore, 1817 erschienen. Die Tochter des Großmoguls Aurengzeb ist mit dem Erben des bucharischen Reiches verlobt und auf der Reise in die neue Heimat begriffen. Unterwegs nähert sich, als Dichter und Sänger verkleidet, Prinz Feramorz seiner schönen Braut und gewinnt das Herz der Tulpenwange ebenso durch seine Persönlichkeit wie durch einige anmutige Erzählungen, die er ihr vorträgt. Besonders macht die Geschichte von der Sühne der Peri tiefen Eindruck, die den Himmlischen die köstlichste Gabe, die Reuethränen des Sünders, an die Pforten Edens bringt.

Und nun erfuhr das reizende Gedicht eine eigenartige Verherrlichung. Der Großfürst Nikolaus weilte mit der Prinzessin Charlotte, seiner jugendlichen Gemahlin — es war das erste Mal seit ihrer Vermählung — 1821 zum Besuche bei seinen erlauchten Verwandten in Berlin. Durch einen glänzenden Hofball wurde der Besuch gefeiert und auf diesem nach den Ideen des Herzogs Karl von Mecklenburg, des geistreichen Anordners so manches wohlgelungenen Festes, Moores reizendes Gedicht von den höchsten Persönlichkeiten des Hofes aufgeführt. Die Rolle der Lalla Rookh übernahm die Großfürstin, ebenso schön wie hoheitsvoll, eine „geborene Kaiserin" — wie man schon damals sagte. Den Feramorz gab Prinz Wilhelm: eine höchst anziehende Erscheinung in der Blüte der Jugendjahre, von schlankem Wuchs, groß über das Durchschnittsmaß und doch kräftig dabei, das leise gebräunte, frische Gesicht mit den feinen, edlen Zügen durch einen nicht sehr starken, dunkelblonden Schnurrbart geschmückt. Es war begreiflich, daß er in seinem reichen und phantasievollen orientalischen Kostüme auf die Zuschauenden einen großen Eindruck machte.

Die duftige Peri in der eingeschobenen Erzählung stellte die Prinzessin Elise Radziwill dar. Mit silbern schimmernden Flügeln an den

Schultern erschien sie wie ein wirklicher Engel. Schlank gebaut, von mittlerer Größe, hatte sie aschblondes Haar und eine leicht gebogene Nase unter der edlen, hohen Stirn. In ihren großen blauen Augen lag ein schwärmerischer Ausdruck, als blickten sie immer sehnsuchtsvoll in die Ferne oder in die Höhe.

In dem Kreise der dem Spiel Zuschauenden erregte die Prinzessin Aufmerksamkeit, um ihretwillen, aber auch um des Prinzen Wilhelm willen. Denn manche wollten wissen, daß er der jungen Prinzessin — sie war 1803 geboren — in besonderer Neigung ergeben sei, wenn er es freilich auch nicht durch das leiseste Zeichen verriete. Und wirklich war die Vermutung nicht ohne Grund.

Das litauische Fürstengeschlecht der Radziwill hatte in den Vorgängen Polens von je eine hervorragende Rolle gespielt. Wiederholt hatte es sich auch mit dem kurfürstlichen Hause der Hohenzollern verschwägert. Ein Radziwill, Kastellan von Wilna, war mit einer Tochter des Kurfürsten Johann Georg vermählt gewesen; seine Enkelin, die Erbin von Tauroggen und Serrey, hatte den Markgrafen Ludwig, einen Sohn des Großen Kurfürsten, geheiratet. Nach der letzten Teilung Polens hatte sich dann der Fürst Anton, das Haupt des reich begüterten und hoch angesehenen Hauses, in Berlin niedergelassen. Hier hatte der geistreiche und kunstsinnige Fürst, ein Meister auf dem Cello und zugleich selbst ein glücklicher Komponist, die Neigung der Prinzessin Luise, der Schwester des Prinzen Louis (der irrig Louis Ferdinand statt Ferdinandi sc. filius genannt wird), gewonnen und sich 1796 mit ihr vermählt. Von den sechs Kindern, die der sehr glücklich sich gestaltenden Ehe entsproßten, war die Prinzessin Elise die älteste Tochter. Ein freundlicher Verkehr verband die Familie Radziwill mit den Familien des königlichen Hauses, so daß sie 1806 den königlichen Hof auch nach Königsberg und Memel begleitete. Hier waren die jungen Radziwills die Spielkameraden der königlichen Prinzen; und manchmal wurden auch die Töchter in den Kreis des Spiels gezogen, wie denn überhaupt der Verkehr hier ein freierer und zwangloserer war. Mit der königlichen Familie kehrten auch die Radziwills wieder nach Berlin zurück.

Als nun in Breslau der König rief, da war unter denen allen, die da kamen, auch der älteste Prinz Radziwill, obgleich noch nicht 16 Jahre alt. Und als man dann 1815 den Friedensschluß in Berlin durch ein Fest bei Hofe feierte, da war auch die zwölfjährige Prinzessin Elise unter den dabei Mitwirkenden. Sie stellte in einer Quadrille die „Freundschaft" nach dem Urteile aller „wunderlieblich" dar. Und Prinz Wilhelm be-

grüßte sie dabei als „Kaiser Konrad III.“: ein alle sehr ansprechendes Bild! Bei der Neuordnung des preußischen Staates, welche die Beschlüsse des Wiener Kongresses notwendig machten, übernahm Fürst Anton auf den Wunsch des Königs die Statthalterschaft des Großherzogtums Posen. Infolgedessen verlebte die Familie den Sommer in Posen oder auf ihrem nahe gelegenen prächtigen Landsitze Antonin, den Winter aber brachte sie regelmäßig in Berlin zu. Ihr Palais in der Wilhelmstraße ist das heutige Reichskanzleramt.

Damit stellte sich denn auch der frühere freundliche Verkehr der Familie mit dem Hofe und der Hofgesellschaft wieder her. Aber das Haus Radziwill hatte von vornherein einen eigenartigen Charakter; denn der Fürst wie die Fürstin schätzten gleichermaßen neben dem Adel der Geburt den Adel des Geistes. Künstler wie Rauch und Schinkel, Komponisten wie Mendelssohn und Spontini gehörten zu den gern gesehenen Gästen und begegneten sich hier — was damals in Berlin noch ungewöhnlich war — mit der Gesellschaft des Hofes. Das gab der Gesellschaft ein anregendes Element. Auch Prinz Wilhelm weilte gern in dem anziehenden Kreise. Er war auch bei der berühmten Faust-Aufführung zugegen, die am 24. Mai 1820 in dem Palais Radziwill stattfand. Fürst Anton hatte die Chöre der Goetheschen Dichtung komponiert; die Rollen des Stückes hatten Persönlichkeiten der Hofgesellschaft übernommen; den Mephistopheles gab der Herzog Karl von Mecklenburg mit hinreißender Meisterschaft; nur für die Rolle des Faust war der Hofschauspieler Wolff eingetreten. Die Wirkung der Aufführung, von der Radziwillschen Musik unterstützt, war mächtig ergreifend, allen Teilnehmenden unvergeßlich.

So begegnete Prinz Wilhelm vielfach in jedem Winter der Prinzessin Elise, und ihre lieblich sich entfaltende Jugendschöne fesselte mehr und mehr seine Neigung. Im Frühling 1820 wurde er jedoch erst sich dessen bewußt, was die Prinzessin ihm war; und am 11. August dieses Jahres hatte er auf der Reise nach Landeck in Fürstenstein, wo die Familie Radziwill bei dem Fürsten Pleß zu Gaste war, mit der Prinzessin eine Unterredung, die ihm die Überzeugung gab, daß die Prinzessin seine ehrliche und tiefe Neigung voll und innig erwidere. Geschäftig indes bemächtigte sich bald das Gerücht des Geheimnisses. Endlich erfuhr auch der Prinz von dem Gerede: Unmut erfüllte ihn, und er beschloß — wie er seinem alten Freunde Natzmer schrieb — „zurückgezogener“ zu werden; denn er fürchtete „Kollisionen“ mit der Familie Radziwill. Aber dieser Entschluß, sich „zurückzuziehen aus eigener Wahl, ohne höheren Befehl“,

wurde ihm ſehr ſchwer. Die Aufführung der Lalla Rookh war eine harte Probe; aber er beſtand ſie. Jedoch im nächſten Jahre war ſeine Kraft erſchöpft; er begann auch körperlich unter ſeinem Entſchluſſe zu leiden. Der König, von Mitgefühl ergriffen, verſprach dem Prinzen, „alles anzuwenden, was ſich thun ließe, um zu ſehen, ob es möglich ſei, eine Verbindung zu ſchließen, die er wünſche, da er der Prinzeß Eliſe ſehr gut ſei". Allein das Hausminiſterium, mit der Feſtſtellung der Frage beauftragt, entſchied, daß die Verbindung nicht ſtandesgemäß ſein würde. Denn ſeit Friedrich dem Großen ſtand der Grundſatz feſt, daß nur die Töchter der regierenden Fürſtenhäuſer und der vormaligen reichsſtändiſchen Landesherrn für ebenbürtig gelten ſollten: ein Grundſatz, den auch König Friedrich Wilhelm III. ſelbſt anerkannt hatte. Freilich der berühmte Staatsrechtslehrer Eichhorn, von dem Fürſten Radziwill zu einem Gutachten aufgefordert, ſprach ſich für die Ebenbürtigkeit des Hauſes Radziwill aus, aber Savigny, der große Juriſt, wieder gegen dieſelbe.



Prinzeſſin Eliſe Radziwill.

Unter dieſen Umſtänden glaubte denn der König von ſeinem Sohne, da die Frage der Ebenbürtigkeit für die Thronfolge bedeutungsvoll werden konnte, den Verzicht auf ſeine Liebe verlangen zu müſſen. Am 16. Februar 1822 hatten ſie eine eingehende Unterredung darüber: der König ſprach herzlich und gerührt zu dem Prinzen, hielt aber ſeine Forderung aufrecht. Durch Reiſen wollte er dem Sohne den Verzicht erleichtern: er ſandte ihn nach den Niederlanden, und zum Herbſte nahm er ihn nach Italien mit. Wohl fühlte ſich der Prinz durch die Reiſe innerlich „erfriſcht" — aber überwunden hatte er ſeinen Schmerz noch lange nicht. Die Frage der Ebenbürtigkeit wurde daher durch den König dem Staatsrate unterbreitet; allein die Mehrheit desſelben ſprach ſich dagegen aus. Nun tauchte der Gedanke auf, daß der kinderloſe Prinz Auguſt von

Preußen die Prinzessin Elise durch Adoption ebenbürtig machen solle; indes fünf von den Ministern gaben ihr Urteil dahin ab, daß eine Adoption niemals das Blut ersetzen könne.

Jahrelang hatte der Prinz, ja der König selbst die wenn auch schwankende Hoffnung festgehalten, daß sich immer noch irgend ein Ausweg aus der Not zeigen möchte. Jetzt mußte um des Prinzen willen, der in der Ungewißheit sich aufrieb, ein Ende gemacht werden. In einem von Zärtlichkeit überströmenden Briefe hielt der mitfühlende Vater dem Sohne vor, was alles, leider vergeblich, versucht sei, die Verbindung zu ermöglichen; es bleibe daher dem Prinzen nichts übrig, als zu entsagen, dem Wohle des Staates, des königlichen Hauses eine edle Neigung zu opfern. General von Witzleben überbrachte dem Prinzen dies Schreiben; als er es gelesen, war er anfangs ganz wie zerschmettert. Dann raffte er sich auf und erklärte, er werde dem Willen des Königs gehorchen. „Welch ein Sohn! Welch ein Vater!“ war Witzlebens Gedanke. Und nun enthüllte der Prinz dem Vater sein ganzes Herz, indem er am Abend an ihn schrieb:

„Sie haben, teuerster Vater, die Entscheidung für mein Schicksal gegeben, die ich ahnen mußte, aber mich zu ahnen scheute, solange ein Strahl von Hoffnung mir noch blieb.

„Lesen Sie in meinem Herzen, um in demselben den unaussprechlichen Dank zu finden, der es belebt für alle die unzähligen Beweise Ihrer Gnade, Liebe und Langmut, die Sie mir in diesen bewegten fünf Jahren gaben, vor allem aber noch für den unbeschreiblich tief mich ergriffen habenden Brief vom gestrigen Tage. Welchen Eindruck er mir gemacht, bin ich nie im stande zu schildern.

„Ihre väterliche Liebe, Gnade und Milde, Ihre liebevolle Teilnahme bei dem schweren Geschick, das mich trifft, das Vorhalten meiner Pflichten in meinem Stande, die Anerkennung der Würdigkeit des Gegenstandes, dem ich meine Neigung geschenkt habe, die Erinnerung an alle Versuche, welche Ihre Liebe zu Ihren Kindern Sie unternehmen ließ, um die Wünsche meines Herzens zu erfüllen — alles, alles dies in den Zeilen zu finden, die mein Schicksal entschieden, mischte in mein erschüttertes Herz soviel Trost und so unaussprechliches Dankgefühl, daß ich nur durch die kindlichste Liebe und durch mein ganzes Verhalten in meinem künftigen Leben imstande sein werde, Ihnen, teuerster Vater, meine wahren Gesinnungen zu bethätigen.

„Ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen und durch Bekämpfung meines tiefen Schmerzes und durch Standhaftigkeit in dem Unabänderlichen diese schwere Prüfung bestehen.

„Gottes Beiſtand werde ich anrufen. Er verließ mich in ſo vielen ſchmerzlichen Augenblicken meines Lebens nicht, er wird mich auch jetzt nicht verlaſſen.

„So ſchließe ich dieſe wichtigen Zeilen zwar mit zerriſſenem Herzen, aber in einem Herzen, das Ihnen, teuerſter Vater, inniger denn je anhängt! Denn Ihre väterliche Liebe war nie größer als in der Art der ſchweren Entſcheidung!"

Das iſt der Brief eines Helden: ein Ehrendenkmal der preußiſchen Geſchichte! „Es gehört", ſchrieb damals (am 29. Juli 1826) Prinz Wil-



Prinz Karl von Preußen und ſeine Gemahlin Prinzeſſin Marie.

helm an Natzmer, „eine ſeltſame Kraft dazu, ſeine teuerſten, ja die höchſten Wünſche aufopfern zu müſſen." Aber in ſeinem Pflichtgefühl fand er dieſe Kraft. Durch angeſtrengte Arbeit ſtählte er ſie, indem er ſeinen militäriſchen Pflichten mit ganzer Seele oblag.

Da erhielt er — noch im Dezember des traurigen Jahres 1826 — von dem Könige den Befehl, ſich mit dem Prinzen Karl nach Weimar zu begeben, um dem jüngeren Bruder in der Werbung um die Hand der Prinzeſſin Marie von Weimar zur Seite zu ſtehen. Ihm war bei der Stimmung, die ihn noch ganz beherrſchte, dieſer Befehl höchſt unwill-

kommen. „Er ist ein Beweis", schrieb er an Natzmer, „daß mir das Leben nicht leicht gemacht wird." Allein unweigerlich kam er ihm nach.

Das großherzogliche Haus von Weimar war mit dem preußischen Königshause durch Freundschaft und Verwandtschaft eng verbunden. Der Großherzog Karl August hatte 1806 fest zu Preußen gestanden und erst auf das Geheiß König Friedrich Wilhelms mit Napoleon Frieden geschlossen; und beim Beginn der Befreiungskriege gehörte er zu den ersten, die freudig auf die Seite Preußens traten. Seine Mutter war eine Nichte Friedrichs des Großen gewesen, und sein Sohn hatte sich mit der Großfürstin Maria Paulowna vermählt, so daß die beiderseitige Verschwägerung mit dem russischen Kaiserhause die beiden Familien einander näher brachte.

Die preußische Werbung wurde daher von der großherzoglichen Familie sehr günstig aufgenommen, überhaupt in jeder Hinsicht dahin gestrebt, den beiden preußischen Prinzen die Tage in Weimar möglichst angenehm zu gestalten. Das gelang auch durchaus: sie waren sehr befriedigt von ihrer Aufnahme; aber dem Prinzen Wilhelm war es doch sehr schmerzlich, ein Glück entstehen zu sehen, wie er es selbst vor wenigen Monaten verloren hatte.

Das Interesse sammelte sich ganz um die bräutliche Prinzessin Marie. Neben ihr trat ihre jüngere Schwester, die Prinzessin Augusta, die erst 15 Jahre (geboren am 30. September 1811) zählte, auch noch nicht eingesegnet war, noch zurück. Aber doch glaubte Wilhelm von Humboldt schon Anzeichen wahrzunehmen, die auf eine bedeutende Entwickelung in der Zukunft ihm hinzuweisen schienen. „Die Prinzeß", urteilte er, „hat in dieser kaum der Kindheit entgangenen Jugend einen festen und selbstständigen Charakter. Ihr lebendiger, durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick; ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ihre Gestalt wird sich in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln."

Prinz Wilhelm freute sich der Munterkeit des Wesens, welche die junge Prinzessin zeigte; ihm gefielen die schlagfertigen Antworten, die sie zu geben wußte. Das blieb nicht unbemerkt. Denn je bedeutsamer der Eindruck war, den seine Persönlichkeit und sein ganzes Wesen an dem Weimarer Hofe machten, um so mehr ward unwillkürlich von allen gerade auf ihn geachtet. So schildert ihn damals der alte Herr von Gagern dem Freiherrn von Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der imposanteste von allen, dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde." Und schalkhaft setzt er hinzu: „Unsere Prinzessin Augusta schien ihn sehr anzuziehen."

Noch lebten in Weimar die beiden Männer miteinander, denen die Stadt ihren einzigartigen Ruhm verdankte: der geistvolle Großherzog und Goethe, der zwar ein Greis von 77 Jahren, doch noch in ungebrochener Kraft des Körpers und des Geistes dastand. In ihnen stellte sich das Streben nach der höchsten Bildung dar, und naturgemäß hatte dies Streben auch auf die jüngeren Mitglieder der Familie den günstigsten Einfluß. Das war die Atmosphäre, in der die beiden Töchter des Erbgroßherzogs Karl Friedrich heranwuchsen. Gern sprach es der Großvater aus, wie glücklich ihn die Verlobung der Prinzeß Marie mit dem jüngeren der beiden Prinzen machte, an denen er soviel „Behagen" empfand. Auch Goethe bemerkte mit Befriedigung, daß die Prinzen „ein ganz frisches Leben" in die weimarischen Hofkreise gebracht, und äußerte, als Karl August sie ihm zuführte, „Freude und Bewunderung über so verschiedenartig wohlgebildete Königssöhne".

Am 26. Mai 1827 fand die Vermählung der Prinzeß Marie mit dem Prinzen Karl statt. Wiederum begleitete Prinz Wilhelm den Bruder dorthin, und freundlich erneuerte sich die Bekanntschaft mit der jugendlichen Schwester der Braut. Von Weimar begab er sich dann in die Schweiz, deren Berge er sehr liebte. Den folgenden Winter verlebte er größtenteils in St. Petersburg. Wiederholt war hier im Kreise der kaiserlichen Verwandten auch von der Prinzessin Augusta die Rede. Sie bestärkten in ihm das Interesse, das er für die jugendliche Prinzessin empfand, um so mehr, als diese die Nichte des Kaisers Nikolaus war. So knüpften allmählich sich die zarten Fäden.

Während der Prinz in Rußland weilte, verschärfte sich drohend der alte Gegensatz zwischen Rußland und der Türkei. Der Sultan Mahmud verlangte Genugthuung für die Niederlage bei Navarino, welche Rußland mit seinen Verbündeten der türkisch-ägyptischen Flotte zugefügt hatte, und wies deren Gesandte, als die Genugthuung ihm verweigert wurde, aus Konstantinopel aus. Darauf antwortete Rußland am 26. April 1828 mit der Kriegserklärung und sandte 100 000 Mann über den Pruth. Es war der lebhafte Wunsch des Prinzen Wilhelm, dies Heer ins Feld zu begleiten. Allein der König versagte, so große Sympathien er auch für die philhellenischen Bestrebungen Rußlands hegte, die erbetene Erlaubnis. Gehorsam kehrte daher der Prinz nach Berlin zurück.

Unterdessen war dem Prinzen Karl in seinem Schlosse Glienicke bei Potsdam ein Sohn geboren worden. Voller Freude darüber kam der greise Großherzog Karl August nach Potsdam, den Urenkel, den kleinen Prinzen Friedrich Karl, zu sehen. Mit der größten Auszeichnung wurde

der treffliche Fürſt von dem ganzen preußiſchen Hofe empfangen. Es iſt ein verbreiteter Irrtum, daß er den Vorrang in der Thronfolge für ſeinen Urenkel bei der Ausſicht auf die Kinderloſigkeit des Kronprinzen und auf die nicht ebenbürtige Vermählung des Prinzen Wilhelm verlangt habe. Davon iſt gar nicht die Rede geweſen und kann es auch nicht ſein, da Prinz Wilhelm ſich ſchon zwei Jahre zuvor der Entſcheidung des Königs unterworfen hatte. Nicht von der traurigen Möglichkeit eines Erbfolgeſtreites, ſondern von der erfreulichen Möglichkeit einer Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzeſſin Auguſta iſt damals geſprochen. Voll ehrlicher Freude über dieſe Eröffnung verließ der greiſe Fürſt Berlin, allein auf der Heimreiſe in dem Schloſſe Graditz bei Torgau überraſchte ihn der Tod.

Um der Familientrauer willen begab ſich daher Prinz Wilhelm ſelbſt nach Weimar, um ſich das Jawort der Prinzeſſin Auguſta zu holen. Freudig gab ſie es ihm am 19. Oktober 1828; und nun verbrachte er noch mehrere fröhliche, glückliche Wochen in dem ihm lieb gewordenen Kreiſe der Verwandten, und lebte ſo recht mit ſeiner jugendlichen Braut ſich ein. Ein beſonders beliebtes Ziel der gemeinſamen Ausflüge war die Walkmühle, die nicht weit von dem freundlichen Schloſſe Belvedere in anmutigem Grund am rechten Ufer der Ilm liegt. Hier hatten die jungen Prinzeſſinnen Marie und Auguſta ungehindert oft ihre frohen Kinderſpiele getrieben, hatten ſich auf der großen Schaukel im Hofe geſchaukelt, hatten auf dem Ackerpflug geritten und waren auf den Wagen geklettert, nicht eben zum Vorteil der Kleider. „Ei, ei, Prinzeßchen“, hatte dann wohl die alte Großmutter Vent in der Mühle gemahnt, „was wird man dazu ſagen, wenn ihr ſo ins Schloß kommt!“ Aber dann brachte ſie Milch und Honig herbei zur ländlichen Bewirtung, und der Schmerz über das Loch im Kleide war ſchnell überwunden. Nun mußte auch der fürſtliche Bräutigam die Mühle und die alte Großmutter kennen lernen. Er wurde hinaufgeführt in die „blaue“ Stube, die aus ihren vier Fenſtern eine hübſche Ausſicht auf das ſchäumende Wehr bis nach dem waldigen Belvedere hinüber darbot. Am runden Tiſch in der Mitte der Stube wurden die hohen Gäſte mit den beſten Forellen und Krebſen bewirtet, die der Bach bot, oder ſie ſaßen draußen auf dem Hofe auf einem Baumſtamme in traulichem Geplauder. Und ſo wert waren der jungen Braut die Erinnerungen an die Walkmühle, daß ſie auch in ſpäteren Jahren noch oft dorthin zurückgekehrt iſt.

Der Tod der Großmutter der Braut, der nicht gar lange zuvor erfolgt war, verbot indeſſen noch die Veröffentlichung der Verlobung.

Erſt nachdem die Trauerzeit abgelaufen war, erſchien der preußiſche Geſandte in Weimar und hielt feierlich im Namen des Königs bei dem Großherzoge um die Hand der Prinzeſſin Auguſta für den Prinzen Wilhelm an. Die Werbung wurde angenommen und nun am 11. Februar 1829 auch die Verlobung veröffentlicht. Für die Vermählungsfeier wurde noch keine Beſtimmung getroffen; doch war die Meinung, daß ſie, da die Prinzeſſin erſt 17 Jahre alt war, noch etwas anſtehen ſollte.

Der Feldzug der Ruſſen gegen die Türken war im Jahre 1828 erfolglos verlaufen. Daher bat Kaiſer Nikolaus den König Friedrich Wilhelm um eine Zuſammenkunft, um ſich mit ihm über die weitere



Das blaue Zimmer in der Walkmühle bei Weimar.

Kriegführung zu beſprechen. Er befand ſich in Warſchau, um ſich zum Könige von Polen krönen zu laſſen, und ſchlug dem Könige für die Zuſammenkunft Sibyllenort bei Breslau vor, wohin er von Warſchau kommen wolle. Allein der König, am Wechſelfieber leidend, war nicht imſtande, die Reiſe zu unternehmen. Er ſandte daher den Prinzen Wilhelm mit der Bitte nach Warſchau, daß das ruſſiſche Kaiſerpaar nach Berlin käme. Gern folgte dies mit dem jungen Großfürſten-Thronfolger der Bitte des Königs. Und nun tauchte der Gedanke auf, jetzt, wo das Kaiſerpaar in Berlin weile, die Hochzeitsfeier des Prinzen Wilhelm zu begehen. Zwar blieben nur wenige Tage Friſt: allein ſie genügten, alles auszurüſten.

Sofort begab ſich der Prinz von Warſchau nach Weimar. Er kam durch Poſen. In der freudig gehobenen Stimmung, in der er ſich befand, machte er hier Aufenthalt, fuhr hinaus nach Antonin und ſöhnte ſich hier in männlich-freier Ausſprache mit der fürſtlichen Familie Radziwill aus. Auch König Friedrich Wilhelm freute ſich der beſchleunigten Hochzeitsfeier. Denn da der Kronprinz, ſeit 1823 mit Prinzeß Eliſabeth von Bayern vermählt, ohne Kinder war, legte er Gewicht darauf, daß ſich Prinz Wilhelm bald vermähle.

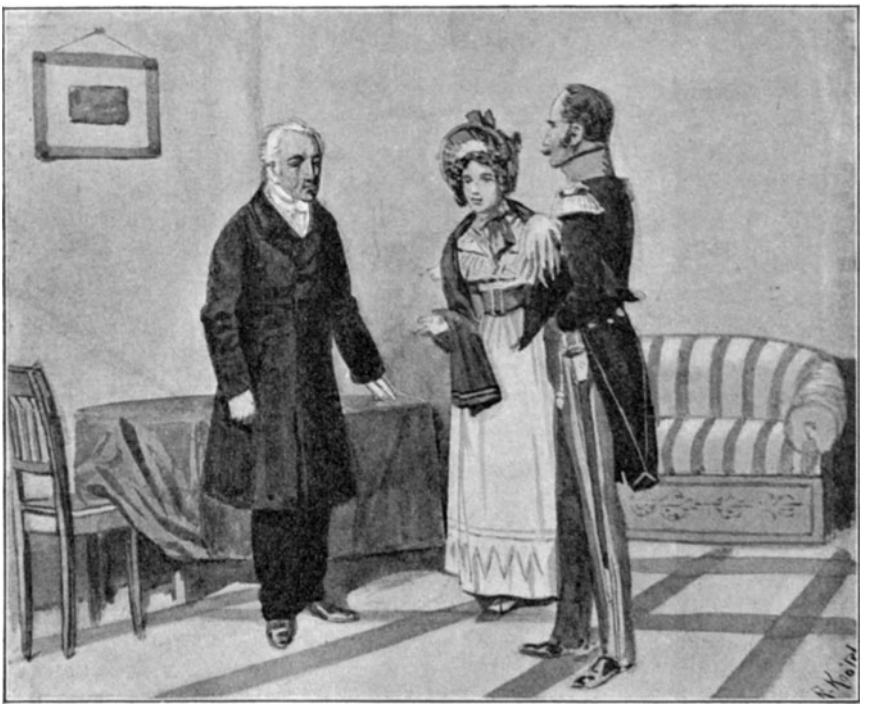
In Weimar traf der fürſtliche Bräutigam am 6. Juni ein, um die Braut zum Einzuge in Berlin, der auf den 11. beſtimmt war, dorthin zu geleiten. Aus der Aufmerkſamkeit und zarten Fürſorge, die er der freudig Überraſchten widmete, erkannte auch der ferner Stehende, wie lieb ſie ihm war. Nur ſpärliche Zeit blieb zum Abſchiednehmen. Doch zu Goethe ſelbſt zu gehen, ließ die Prinzeſſin ſich nicht nehmen. „Die bedeutende und liebenswürdige Prinzeſſin Auguſte“ — ſchrieb der große Menſchenkenner nach dieſem Abſchiedsbeſuche in ſein Tagebuch — „verbindet frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenſchaften auf eine ſo vollkommene Weiſe, daß man wirklich in Verwunderung gerät, und ein gemiſchtes Gefühl von Hochachtung und Neigung in uns entſteht.“ Der Prinz hatte ſeine Braut begleitet: denkwürdige Begegnung, wie hier in ſeinem Haus am Frauenplan der greiſe Dichterfürſt den jungen Fürſten zu Gaſte bei ſich ſah, dem das herrlichſte Werk des Jahrhunderts zu vollbringen vorbehalten war.

Am zweiten Pfingſttage (den 9. Juni) wurde die fürſtliche Braut in Potsdam von dem weiten Kreiſe ihrer Verwandten auf das herzlichſte bewillkommnet, und am 10. Juni gegen Abend hielt ſie den üblichen Paradeeinzug in Berlin. Und was konnte ſie beſſer kleiden, als daß ſie in ihrem Glücke der Armen Berlins gedachte, denen ſie eine reichliche Spende mildherzig zuwies?

Am 11. Juni um 7 Uhr abends fand die Vermählung ſtatt. In feierlichem Zuge begab ſich die ganze königliche Familie mit den zahlreich anweſenden fürſtlichen Hochzeitsgäſten von den Roten Zimmern Friedrichs I. nach der Kapelle des königlichen Schloſſes. Hier vollzog der Biſchof Eylert die Trauung. Bei dem Ringewechſel des hohen Paares erdröhnten 72 Kanonenſchüſſe vom Luſtgarten her. Dann begab ſich in derſelben Ordnung der Zug wieder in die Zimmer Friedrichs I. zurück. Hier empfing das junge Ehepaar die Glückwünſche der königlichen Familie, dann danach im Weißen Saale die der Hofſtaaten und ſonſt zur Feier Befohlenen. Tiefe Rührung hatte während der Trauung

die Prinzeſſin beherrſcht; jetzt ſah man das Glück ihr an, das bei dem Anblick ihres Gemahls ihr jugendfrohes Herz erfüllte. Meiſterhaft hielt ſie die Gratulationscour ab: einem jeden wußte ſie „ſo Hübſches und Paſſendes“ zu ſagen, daß alle von ihr entzückt waren.

Im Ritterſaale fand darauf mit höchſtem Pompe das Hochzeitsmahl ſtatt. Unter dem Thronhimmel zwiſchen dem ruſſiſchen Kaiſerpaare ſaß das hohe Brautpaar. Die Generalleutnants von Rauch und von Müffling legten die Speiſen vor, der Obermundſchenk Graf Egloffſtein reichte



Beſuch des Prinzen Wilhelm und der Prinzeſſin Auguſte bei Goethe.

den Wein. Den Trinkſpruch auf das neu vermählte Paar brachte der König, der neben der Kaiſerin von Rußland ſaß, aus. Unterdeſſen hatten ſich im Weißen Saale die Staatsminiſter verſammelt: nach Aufhebung der Feſttafel begann der feierliche Fackeltanz. Voran ſchritt mit dem großen Marſchallsſtabe der Oberhofmarſchall Graf von der Goltz; ihm folgten, mit weißen Wachsfackeln in den Händen, paarweis die Staatsminiſter. Hinter dieſen ſchritten die Neuvermählten. So machten ſie miteinander einen Umgang durch den Saal. Dann tanzte die Prinzeſſin mit dem Kaiſer von Rußland, darauf mit dem Könige, endlich nach

der Reihe mit allen Prinzen; ebenſo der Prinz zuerſt mit der Kaiſerin von Rußland, dann mit allen Prinzeſſinnen. Nachdem damit der Fackeltanz beendigt war, begab ſich der feierliche Zug der Hochzeitsgäſte wieder zu den Zimmern Friedrichs I. zurück, wo nach alter Sitte des Berliner Hofes die neu ernannte Oberhofmeiſterin der Prinzeß Wilhelm, Frau von Jagow, das „Strumpfband" an die Anweſenden verteilte: eine Zeremonie, mit der das Vermählungsfeſt ſein Ende erreichte.



Prinz Wilhelm von Preußen (1829).

Am folgenden Tage ſiedelten Prinz und Prinzeſſin Wilhelm in das Tauentzienſche Palais — Unter den Linden 37 — über. Es war dem Prinzen als Dienſtwohnung überwieſen. Später kaufte er es ſich und ließ es durch den Baumeiſter Langhans umbauen. In dieſer Neugeſtaltung iſt es bis an ſein Lebensende die Wohnung des Prinzen geblieben: auch dem König und dem Kaiſer genügte es. In der erſten Etage lagen die Zimmer der Prinzeſſin und die Geſellſchaftsräume; im Erdgeſchoſſe wohnte der Prinz. Eine Wendeltreppe führte direkt zu den Zimmern der Prinzeſſin hinauf. Das letzte zweifenſtrige Zimmer links

war von Anfang an das Arbeitszimmer des Prinzen; das linke der beiden Fenſter (wenn man vor dem Hauſe ſteht) iſt als „das hiſtoriſche Eckfenſter“ ſpäter weltberühmt geworden.

Gleich am Tage des Einzugs ſahen die hohen Neuvermählten die ganze königliche Familie und alle fürſtlichen Hochzeitsgäſte als Frühſtücksgäſte bei ſich in dem neuen Heim. Das war die Einweihungsfeier des Hauſes. Dann aber ſiedelte das junge Paar nach Potsdam über, um in dem Marmorpalais im Neuen Garten die Flitterwochen zu verleben



Prinzeſſin Auguſta von Preußen (1829).

und eine Zeitlang ganz allein ſich anzugehören. Nur alte, bewährte Freunde wurden hier empfangen, General von Natzmer natürlich gleich in den erſten Tagen. Sie gewannen den allerfreundlichſten Eindruck. „Prinz Wilhelm“ — ſchrieb General von Brauſe — „iſt glücklich und zufrieden, die Prinzeß ſehr heiter und gefällt allen, die ſie näher kennen lernen.“

Am Muſenhofe zu Weimar aufgewachſen, voll des lebhafteſten geiſtigen Intereſſes, alle Verhältniſſe mit logiſcher Schärfe erfaſſend, ſtellte die junge Prinzeſſin eine ideale Ergänzung zu dem praktiſchen Ernſte dar, der den Grundzug des Weſens ihres Gemahls bildete.

Achtes Kapitel.

Ein Jahrzehnt ruhigen Glückes.

Es waren stets Tage festlichen Glanzes, wenn es am Berliner Hofe hieß: „die Russen kommen." Denn mit warmer Neigung pflegte die russische Kaiserfamilie ihre nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem preußischen Königshause. Durch seine Anwesenheit hatte das russische Kaiserpaar der Vermählungsfeier des Prinzen Wilhelm erhöhten Glanz verliehen. Zwar den Kaiser Nikolaus nötigten Staatsangelegenheiten, schon am Tage nach der Feier wieder abzureisen; aber die Kaiserin Charlotte verweilte noch mehrere Wochen im Kreise der Verwandten. Zu einem Huldigungsfeste gedachten diese daher den Geburtstag der Kaiserin zu gestalten. Die Lieblingsblume der Kaiserin war die weiße Rose. Unter diesem Symbol wurde die Huldigung der Kaiserin in dem „Zauber der weißen Rose" dargebracht, der am 13. Juli 1829 in dem Neuen Palais bei Potsdam von den höchsten Kreisen des Hofes dargestellt wurde.

Es war ein romantisches Ritterspiel, den Gedanken des Herzogs von Mecklenburg entsprungen: das letzte Turnier, das gehalten ist. Der erste Teil des Spieles war ein Karussell, von Rittern in reichen und prachtvollen Rüstungen geritten. Alle Prinzen nahmen daran teil. Vor dem Prinzen Wilhelm wurde, als er in die Schranken einritt, das kurbrandenburgische Banner einhergetragen; sein Schild zeigte das kurbrandenburgische Schwert mit der Devise „Gott mit uns." Vier Ritter, in Blau, Rot und Silber gekleidet, folgten ihm.

Auf einer Estrade, unter einem glänzenden Baldachin, saßen die Kaiserin und die Prinzessinnen — mit ihnen der König, dem Spiele zuschauend. Der Herzog Karl hielt eine Anrede an die Kaiserin: dann begann das Karussellreiten. Es endigte mit einem Ringelstechen, für das als Preis- und Kampfrichter der Herzog Karl mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande, dem Gemahle der jüngsten Tochter des Königs, bestellt waren.

Der zweite Teil des Spieles brachte die Darstellung lebender Bilder im Schlosse. Während unsichtbare Geister einen Wechselgesang aufführten, erschien in einem Zauberspiegel die Erinnerung. Sie trug einige Verse vor, während deren sich eine Ansicht von Berlin entwickelte. Im Vordergrunde derselben stand ein weißer Rosenstock, gepflegt und bewacht von den Genien der Liebe, der Treue und des Glücks. Unter leiser Gesangesbegleitung schwebten die Jahreszeiten vorüber. Dann wandelte sich das Bild: man sah das Riesengebirge. An den Abhängen gelagert, ergötzten sich Flußnymphen mit Gesängen. Aber der Berggeist Rübezahl tritt unter sie und gebietet ihnen Schweigen: er sei entschlossen, ein Ungewitter zu senden, damit die Anwesenden die Stärke ihrer Liebe und Treue erproben könnten. Zugleich verdunkelt sich der Himmel, Blitze zucken, der Donner rollt. Klagesang ertönt, aber indem er allmählich in ein Siegeslied übergeht, entwickelt sich aus dichtem Pulverdampfe Bellona. Ein Held tritt auf, kühne Kriegsthaten berichtend, während deren im Hintergrunde Moskau sich zeigt, über dem eine Lichtgestalt schwebt. Ihre Worte weisen auf die schöne Gegenwart hin; aber Kronos tritt hinzu und mahnt zu Hoffnung und Vertrauen auf eine schöne Zukunft. Und mit prophetischem Gesange, umringt von Genien kündet Aurora diese an.

Den dritten Teil des Spieles endlich bildete ein Ball im Muschelsaale des Schlosses. Ihn eröffnete eine Quadrille, getanzt von zwanzig Paaren in mittelalterlicher Tracht, in den Farben der Karussellritter. An die vierzehn Sieger im Karussellreiten aber teilte während der folgenden Tänze die Kaiserin selbst kostbare Preise aus: türkische Säbel, goldene Ketten, silberne Becher. Zum Schlusse des Festes wurde endlich jedem Teilnehmer desselben als Erinnerungszeichen eine silberne weiße Rose an weißem Bande überreicht.

Auch im nächsten Jahre wieder hatte sich die preußische Königsfamilie eines Besuches der russischen Kaiserfamilie zu erfreuen. Es war in Fischbach bei Hirschberg in Schlesien, wo sie sich trafen. Prinz Wilhelm wohnte unterdes in dem nahe gelegenen Schloß Erdmannsdorf bei dem Feldmarschall Gneisenau. Er machte von hier aus manche Ausflüge in das Riesengebirge, erstieg auch den Gipfel desselben, die Schneekoppe, die einen weiten Rundblick über Schlesien und Böhmen gewährt. Danach begab er sich, von seiner jungen Gemahlin begleitet, nach dem Haag, um seine jüngste Schwester, die Prinzessin Friedrich der Niederlande, zu besuchen. Während er bei dieser weilte, brach in Paris die Julirevolution aus. Bald schlugen deren Wellen auch über die Grenz-

pfähle hinweg: es kam in Belgien, dann auch in der Rheinprovinz und an manchen anderen Orten Deutschlands zu bedenklichen Unruhen, so daß König Friedrich Wilhelm zur Vorsicht beschloß, drei preußische Armeecorps am Rhein zu vereinigen und ein viertes nach Thüringen zu entsenden. Er beauftragte den Prinzen Wilhelm mit der Inspizierung von zweien der an den Rhein marschierenden Armeecorps; doch steigerten sich die Unruhen derart, daß der Prinz schon während der Inspizierung ganze Divisionen dieser Corps nach Köln und Aachen mußte abrücken lassen. Es war vorauszusehen, daß, wenn es zum Kampfe käme, diese unter des Prinzen Oberbefehle zuerst mit den Feinden zusammenstoßen würden. Ein hohes Vertrauen zu der militärischen Tüchtigkeit des Prinzen lag also in diesem Auftrage des Königs: doch kam es zum Glücke nicht zu kriegerischen Aktionen.

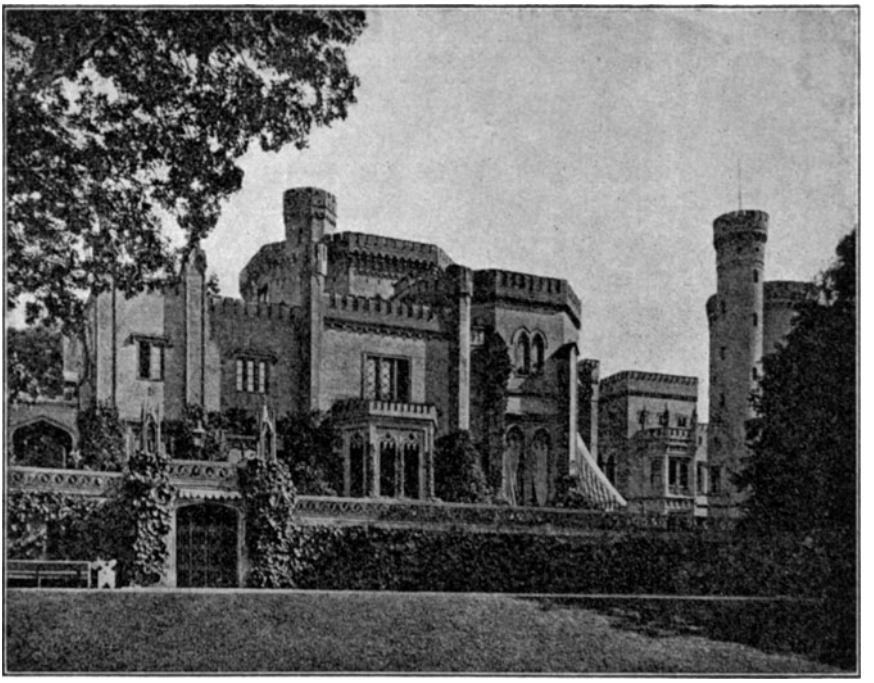
Überhaupt war während dieser ganzen Jahre der Prinz durch militärische Obliegenheiten mannigfacher Art, durch Kommandos, durch Kommissionssitzungen, durch Inspizierungen in Anspruch genommen. Im Jahre 1831 empfing er das Dienstkreuz für 25jährigen Dienst in der Armee.

Und Erholung und Erquickung nach dem „Dienst" fand der Prinz an der Seite seiner heiteren und geistesfrischen Gemahlin. Und dies Glück erstieg seinen Gipfel, als sie ihm den innigst ersehnten Erben schenkte: am Jahrestage der Leipziger Schlacht — am 18. Oktober 1831 — wurde ihm in dem Neuen Palais, das er zum Sommer bezogen hatte, ein Sohn geboren. Das war für ganz Preußen ein bedeutungsvolles Ereignis; denn dieser kleine Prinz war bei der Kinderlosigkeit des Kronprinzen als der Erbe des Thrones anzusehen. Prinz Friedrich — Friedrich Wilhelm wurde er erst auf den Wunsch König Friedrich Wilhelms IV. seit 1841 genannt — war ein kräftiger Knabe und gedieh prächtig. Der soldatische Geist, der vom Vater ihn anwehte, durchdrang ihn bald. Als er sechs Jahre alt war, wurde er mit zwei gleichaltrigen Kameraden, Rudolf von Zastrow und Graf Adolf Königsmark, regelrecht einexerziert. Und so ernst war dem kleinen Prinzen die Sache, daß, als einst beim Exerzieren ein plötzlicher Regenschauer fiel und ein Diener mit aufgespanntem Regenschirm den Kleinen schützen wollte, er dies stolz mit der Frage zurückwies: „Hast du schon einmal einen Soldaten mit einem Regenschirm gesehen?"

Und welche Freude hatte der greise König an dem frisch sich entwickelnden Enkel. Gern, wenn er in Paretz weilte, ließ er den kleinen Prinzen Fritz und den etwas älteren Prinzen Friedrich Karl dorthin kommen. Dann hörte man in dem einsamen Parke wie ein Menschen-

alter zuvor wieder Kindergejauchze und überſchäumende Luſt. Die Dorfjugend wurde zuſammengerufen und in zwei gleiche Heerhaufen geteilt, über welche die Prinzen das Kommando übernahmen. Für paſſende Bewaffnung, ſogar für ein Paar kleine Kanonen hatte der allezeit gütige Großvater geſorgt: Krieg wurde nun geſpielt und Schlachten geſchlagen, mit einem Ernſt, als gälte es die Rettung des Vaterlandes.

Ein eigenes Sommerheim, wie es Prinz Karl ſchon ſeit Jahren in Glienicke beſaß, erſchien dem Prinzen Wilhelm zumal um des kleinen



Schloß Babelsberg.

Prinzen Friedrich willen wünſchenswert. Den Babelsberg, auf dem er vorzeiten die Schanze gebaut, kaufte er ſich daher. Langſam wurde die Einöde in einen Park umgewandelt und immer von Zeit zu Zeit noch ein Stück des Geländes hinzugekauft, auch nach Schinkels Plane ein ſtattliches Schloß auf der Höhe gebaut, das in der breiten Havel ſich widerſpiegelt. Und dort tummelte denn auch nach etlichen Jahren die kleine Prinzeß Luiſe ſich umher, die dem Prinzen Wilhelm am 3. Dezember 1838 geboren und von ihm mit dem Namen ſeiner unvergeßlichen Mutter benannt war: die Freude des Vaters, wie ſie in glücklicher Jugend heran-

wuchs und aufblühte und in innigster Zärtlichkeit mit ihm, gebend und empfangend, bis an sein Lebensende verbunden.

1829 war es der Gedanke des Kaisers Nikolaus gewesen, durch ein Bündnis mit Preußen zu einer festeren Machtstellung der Türkei gegenüber zu gelangen. Allein König Friedrich Wilhelm hatte damals, zumeist aus Rücksicht auf Österreich den Abschluß des ihm angetragenen Bündnisses abgelehnt. Gleichwohl hielt der Kaiser an einer Politik der engsten Übereinstimmung mit Preußen fest: und der Träger derselben in Preußen war der Prinz Wilhelm, oder vielmehr er wurde es in diesen Jahren in einem noch höheren Grade, als er es schon bisher gewesen war. Das zeigte sich ebenso bei der Einweihung der Alexander-Säule wie in dem Lager von Kalisch.

Die Alexander-Säule, das Staunen der Besucher St. Petersburgs, 25 Meter hoch und $3^1/_3$ Meter dick, aus einem riesigen Granitblocke gemeißelt, steht zwischen dem Winterpalaste und dem Generalstabsgebäude. Auf ihrem bronzenen Kapitäl trägt sie einen Engel, der schwebend gen Himmel zeigt. Zum Gedächtnis seines verstorbenen Bruders Alexander hatte Kaiser Nikolaus sie errichtet, und lud nun den König von Preußen ein, an der Feier der Einweihung des gewaltigen Monumentes teilzunehmen. Allein König Friedrich Wilhelm, durch eine Badekur in Teplitz in Anspruch genommen, vermochte der Einladung nicht Folge zu leisten. Er beauftragte daher den Prinzen Wilhelm, ihn bei der Feier zu vertreten und das Oberkommando über die aus 17 Offizieren und 38 Soldaten bestehende Deputation der Garde und des 6. Kürassierregiments, dessen Chef der Kaiser von Rußland war, zu übernehmen. Diese Deputation sollte, einem Gedanken des Kaisers Nikolaus zufolge, als Vertretung der preußischen Armee an der Feier teilnehmen. Der Prinz hatte die Königs-Revue des 1. Armeecorps mitgemacht und befand sich in der Capornschen Heide auf der Elenn-Jagd; denn von je war er ein passionierter Jäger. Er begab sich nach Königsberg und fuhr von hier auf dem russischen Dampfer Ischora nach St. Petersburg; am 4. September 1834 traf er ein. Die Deputation, die von Lübeck aus in See gegangen, war schon vor ihm dort angelangt. Unvermutet erschien er bei der großen Parade in Krassnoje-Selo in russischer Generalsuniform. Am 11. September fand dann die Einweihungs-Feier statt, bei welcher dem Prinzen Wilhelm der St. Wladimirorden 1. Klasse von dem Kaiser verliehen wurde.

Auf den Befehl des Kaisers geschah alles, um der Deputation der preußischen Armee die Petersburger Tage angenehm zu machen: alle

Sehenswürdigkeiten St. Petersburgs wurden ihr gezeigt, glänzend wurde ſie im Sommergarten bewirtet. Denn die Idee — das war die Abſicht des Kaiſers — der Zuſammengehörigkeit, ja der Verbrüderung der preußiſchen und ruſſiſchen Armee ſolle durchaus in der preußiſchen populär gemacht werden.



Prinz Wilhelm (1836).

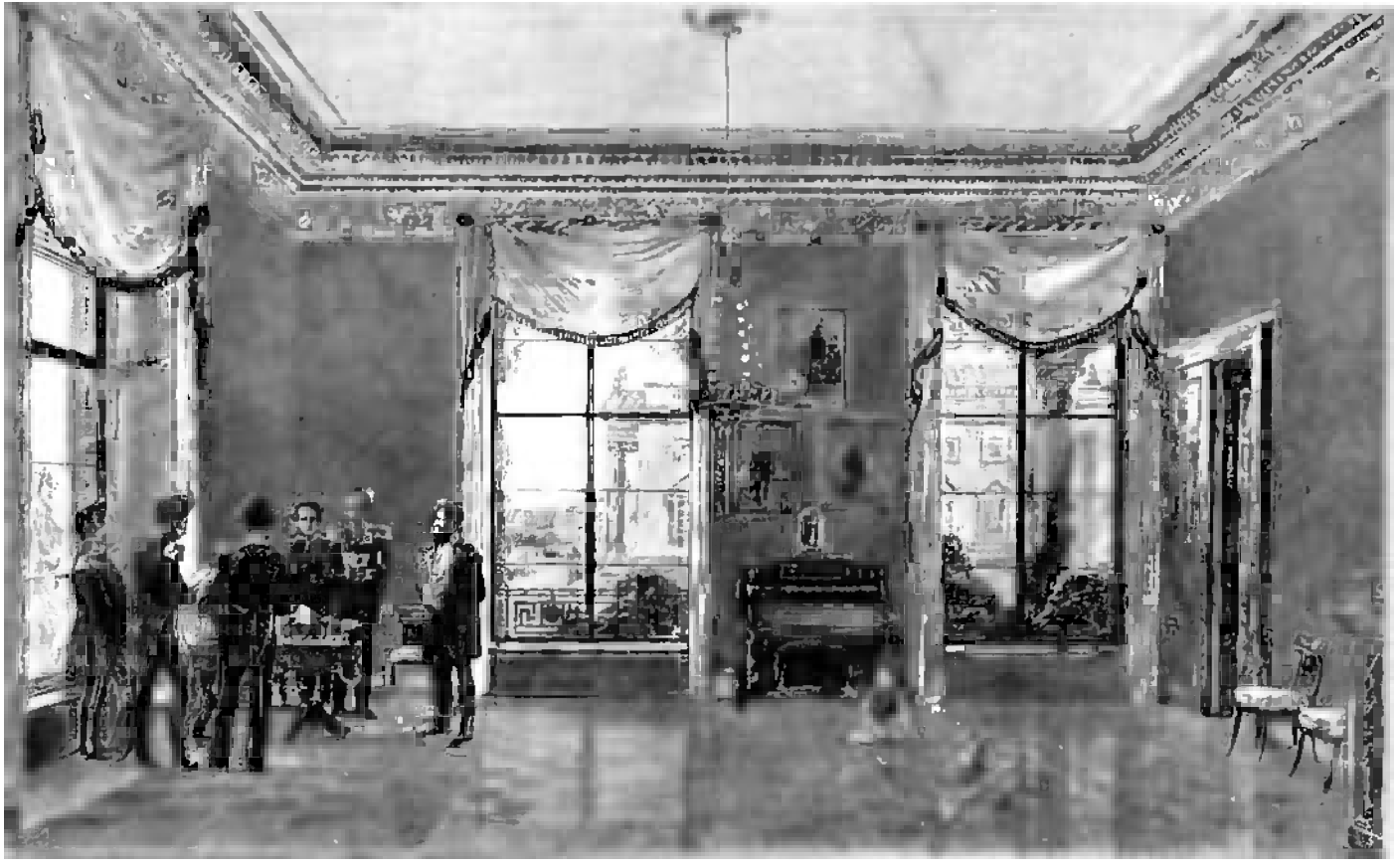
Noch kräftiger ſollte dieſer Gedanke durch das Feldlager bei Kaliſch vor Augen geführt werden. Aus allen Gegenden ſeines weiten Reiches verſammelte der Kaiſer Nikolaus mehr als 60000 Mann unweit der polniſch-preußiſchen Landesgrenze bei Kaliſch, und lud nun auch den König Friedrich Wilhelm ein, einen Teil der preußiſchen Armee zu gemeinſamen Manöver-Übungen dorthin zu entſenden. Der König war

sehr bedenklich; denn er fürchtete, daß die anderen Mächte, zumal das auf die preußisch-russische Freundschaft längst argwöhnisch blickende Österreich, dies gemeinsame Feldlager als eine Demonstration auffassen würden. Er verlangte daher, daß auch Österreich zur Teilnahme eingeladen würde. Indes Österreich lehnte die Entsendung von Truppen ab und schickte nur den Erzherzog Johann zur Begrüßung. Aber auch jetzt begnügte sich der König, da er doch auch seinen für die Idee der Waffenbrüderschaft schwärmenden kaiserlichen Schwiegersohn nicht verletzen wollte, nicht mehr als 6000 Mann Garde in einem Lager bei Boczkow zu versammeln. Und um die Sache jedes offiziellen Scheines zu entkleiden und sie lediglich als einen Akt persönlichen Entgegenkommens zu kennzeichnen, übernahm er alle entstehenden Kosten auf seine Privatkasse.

Mit ausgesuchten Ehren wurden die zuerst in Kalisch eintreffenden preußischen Prinzen von den Russen empfangen. Prinz Wilhelm wurde durch eine Ehrenkompanie seines Regiments Kaluga, die mit wehender Fahne vor seinem Quartiere — Am Markt Nr. 11 — aufgestellt war, begrüßt. Er erwiderte die Begrüßung, indem er in das Lager hinausfuhr und die Offiziere des Regiments sich vorstellen ließ. Während der Vorstellung strömten von allen Seiten die Mannschaften herbei und betrachteten sich, nach russischer Art die Feldmützen abnehmend, neugierig-respektvoll ihren Chef. Dem gegen Abend eintreffenden Könige fuhr das russische Kaiserpaar eine Strecke entgegen.

Am 12. September überschritt das preußische Corps von Boczkow her die russische Grenze. Mit gezogenem Degen zu Pferde führte der König es an. Die ganze russische Armee war zum Empfange aufgestellt und machte die Honneurs, als die Preußen vorbeimarschierten. Neben den Russen schlugen diese dann ihr Lager auf, und hüben und drüben begann ein bewegtes Leben.

Die Übungen begannen am 14. September mit einer Parade aller versammelten Truppen, der auch die Kaiserin zu Pferde beiwohnte. Am Schlusse derselben zeigten die kaukasischen Kosaken und das Regiment Muselmänner vor den fürstlichen Zuschauern ihre Geschicklichkeit im Voltigieren und ihre tollkühnen Reiterkünste und trugen ihre nationalen Lieder vor. Dann aber folgten mehrere Tage hintereinander weit ausgedehnte Manöver. Zwar führten die Verschiedenheit der Sprachen und des Exerzier-Reglements der Preußen und Russen manche Schwierigkeiten herbei, ohne indes Stockungen zu bewirken. Nicht nach vorher befohlenen Dispositionen wurden die Manöver ausgeführt, sondern ganz feldmäßig nur nach einer an Ort und Stelle gegebenen Generalidee. Der Prinz



Prinz Wilhelm erteilt die erste Audienz in dem historischen Eckzimmer (rechts der kleine Prinz Friedrich Wilhelm) (1837).
Nach dem im Besitz des Kaisers von Rußland befindlichen Aquarell von E. Gärtner.

Wilhelm führte dabei die aus Preußen und Russen kombinierte Reserve-Kavalleriedivision; aber er löste, das durch die Umstände Gebotene geschickt erfassend, die schwierige Aufgabe, ohne alle Vorbereitung ein so verschiedenartig gemischtes Kavalleriecorps zu führen und damit, dem Wesen der Reservekavallerie entsprechend, überall entscheidend in den Gang des Gefechts einzugreifen, mit größtem Erfolge. Als der künftige Heerführer erschien er selbst den erfahrenen Generalen, der, wenn der Tag es fordere, wohl seine Truppen zum Siege zu führen verstände.

Am 22. September fand der Abmarsch der preußischen Truppen statt. Wohl hatten die russischen Offiziere durch schwelgerische Gelage, bei denen der Champagner in Strömen floß, durch Lustbarkeiten aller Art, durch Theater und Ballett die preußischen Kameraden für sich einzunehmen gestrebt; aber die preußischen Offiziere, die es jenen nicht gleichthun konnten oder wollten, hielten sich sehr reserviert. Noch weniger stimmten die Mannschaften zu einander. Denn die Preußen waren an Bildung den Russen weit voraus, die damals noch unter der Knute standen; für die Preußen war der Soldatenstand eine Ehre, aus dem ausgestoßen zu werden eine empfindliche Strafe ist; bei den Russen aber war es gewöhnlich, daß Verbrecher zur Strafe unter die Soldaten gesteckt wurden. So trug das Feldlager bei Kalisch, statt die Waffenbrüderschaft zu fördern, vielmehr sehr viel dazu bei, den preußischen Soldaten zum Bewußtsein zu bringen, ein wie großer Unterschied in Wahrheit sie von den Russen trennte. Und das sollte dem scharf beobachtenden Prinzen Wilhelm entgangen sein? Wohl hat er stets auf ein freundliches Verhältnis zu Rußland großes Gewicht gelegt, aber eine Waffengemeinschaft mit ihnen Zeit seines Lebens erfolgreich zu vermeiden verstanden.

Eine Folge der militärischen Tüchtigkeit, von welcher der Prinz Wilhelm auch bei Kalisch so helle Beweise gegeben, war es, daß der König ihm am 30. März 1839 das Kommando des Gardecorps übertrug. Allein die neue Thätigkeit, die sich daraus für ihn ergab, wurde bald durch eine heftige Brustfellentzündung für längere Zeit unterbrochen. Seine Gesundheit war, auch nachdem er die schwere Krankheit überstanden hatte, so angegriffen, daß er zur Badekur sich nach Ems und danach nach Baden begeben mußte. Zu seiner Erholung unternahm er dann mit seiner Gemahlin eine Reise durch die Schweiz bis nach Oberitalien hinein. In Genf wohnte er als „Graf von Lingen" im Hotel des Bergues. Während die Prinzessin nach der langen Fahrt sich ausruhte, machte er doch gleich — es war am 17. September — bequem in einen sommerlichen Reiseanzug gekleidet, sich auf, die Stadt in Augen-

schein zu nehmen. Der Dampfer von Mortigny nahte. Die anlangenden Fahrgäste sich anzusehen, blieb der Prinz an der Landungsbrücke stehen. Da ertönte aus der Reihe der Landenden heraus eine fröhlich-jugendliche Stimme: „Ach, Onkel Wilhelm!" Und mit freudigem Ungestüm stürmte der junge Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin auf ihn zu, der älteste Sohn der Prinzessin Alexandrine, seiner Schwester, die seit 1822 mit dem Großherzoge Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin auf das glücklichste vermählt war. Der 16jährige Erbgroßherzog Friedrich war als „Graf von Grabow" mit seinem Gouverneur, dem Hauptmann von Sell, und seinem jungen Freunde, dem Grafen Rudolf Canitz, auf einer Alpenreise begriffen. Frei zeigte er die außerordentliche Freude, mit der die Begegnung ihn erfüllte; denn gerade an seinem Onkel Wilhelm hing er mit ganzer Hingebung, und auch Prinz Wilhelm war dem frischen und offenherzigen Neffen sehr gewogen. Sofort nahm er ihn und dessen Begleiter mit sich in das Hotel und behielt ihn auch zu Tische bei sich. Den Abend wurde gemeinschaftlich das Theater besucht. Man gab Le précepteur en embarras: ein Stück, das alle ungemein belustigte, da sich scherzhafte Anspielungen auf die Verhältnisse des jungen Erbgroßherzogs, der noch das Plochmannsche Erziehungs-Institut in Dresden besuchte, ungesucht ergaben.

Mit gleichmäßigen Schritten nach der Heimkehr des Prinzen Wilhelm ging der Winter dahin. Als aber der Frühling kam und der fröhliche Monat Mai begann, legte dunkel schattend eine Wolke sich über das preußische Herrscherhaus. Denn die Gesundheit des fast 70jährigen Königs erschien bedenklich erschüttert und, wie der Mai vorschritt, konnte man sich nicht verhehlen, wie die Kraft abnahm und er von Woche zu Woche mehr verfiel. Man erzählte sich, daß im Berliner Schlosse „die weiße Frau" sich gezeigt, was nach der Sage stets geschieht, wenn ein gekröntes Haupt des Hohenzollernhauses sich zum Grabe neigt. Andere wollten wissen, daß vor langer Zeit schon in Paris die vielgenannte Wahrsagerin Lenormand für dies Jahr den Tod vorausgesagt habe. Und den König selbst bewegte die Thatsache, daß seit Jahrhunderten mit dem Jahre 40 ein Regentenwechsel in Brandenburg-Preußen sich fast regelmäßig verbunden hat. „Sie werden sehen", sagte der König im Gespräch, „auch diesmal trifft es zu." Manche wollten ein Vorzeichen auch darin sehen, daß in einer Gesellschaft bei dem Prinzen Wilhelm ein großes Stück von dem Stuckschmuck der Decke gerade dicht vor dem Könige niedergefallen sei als Andeutung: bis hierher und nicht weiter!

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO2) is provided:



http://Extras.Springer.com

Indessen der König ließ sich durch alles das in seiner Regentenpflicht nicht hindern, wenn es ihm auch schwer wurde, ihr recht zu genügen. An allem suchte er ganz wie bisher teilzunehmen. So sprach er mit dem Prinzen Wilhelm wiederholt über dessen Wunsch, Freimaurer zu werden. Es ist wahrscheinlich, daß er selbst durch Kaiser Alexander in den Orden aufgenommen war; doch hielt er sich später zurück, obgleich er von der Thätigkeit des Ordens eine günstige Meinung hatte, der er auch öfter Ausdruck gab. Auch Friedrich der Große hatte dem Orden angehört. So gab denn der König seinem Sohne die erbetene Erlaubnis, in den Orden einzutreten und das Protektorat über die Logen in Preußen zu übernehmen, unter der Bedingung, daß die drei Großmeister der preußischen Logen ihn darum bäten, und daß der Prinz keiner einzelnen Loge insonderheit angehöre. Daraufhin trat denn Prinz Wilhelm am 22. Mai 1840 in den Freimaurerorden ein.

Hauptsächlich bewegte den König in diesen Tagen die Legung des Grundsteins zu dem Denkmale Friedrichs des Großen. Seit dem Jahre 1800 trug er sich mit dem Gedanken, seinem von ihm so hoch verehrten Großoheim ein würdiges Denkmal zu setzen. Allein immer wieder war der pietätvolle Gedanke vertagt worden. Jetzt tauchten in dem königlichen Greise die Erinnerungen seiner Jugend mit besonderer Lebhaftigkeit auf, und im Hinblick auf die Nähe des hundertjährigen Gedenktages der Thronbesteigung Friedrichs des Großen ordnete er durch die Kabinettsordre vom 26. Mai 1840 — die letzte, die er unterzeichnet hat — die Feier der Grundsteinlegung des Denkmals auf den 1. Juni an. Dem Prinzen Wilhelm übertrug er persönlich mit matter Stimme alle militärischen Anordnungen für die Feier. Während diese nun stattfand, ließ sich der König ankleiden und in einem Tragsessel in sein nach den Linden zu gelegenes Arbeitszimmer tragen, um die Feier mitanzusehen. Aber die Anstrengung war zu groß; er mußte in das Bett zurückgebracht werden und sank vor Schwäche in Ohnmacht. Dem Prinzen aber bewies er nachher seine Zufriedenheit. „Habe die Aufstellung zwar nur einen Moment gesehen", sagte er leise, „war aber alles sehr ordentlich."

Die Nachricht von der schweren Erkrankung des Königs versammelte alle Kinder um ihn. Von Schwerin war die Großherzogin Alexandrine mit ihrem Gemahl herbeigeeilt; von Dresden kam der junge Erbgroßherzog Friedrich zu dem Sterbelager des Großvaters. Der Kaiserin Charlotte reiste Prinz Wilhelm bis Küstrin entgegen, um sie auf den Schmerz, der ihnen allen bevorstand, vorzubereiten. Am Morgen des

7. Juni traf auch der Kaiser Nikolaus ein. Es war am ersten Pfingsttage. Um 1 Uhr erklärten die Ärzte, daß dem Sterbenden nur noch wenige Stunden beschieden seien. Da traten die Mitglieder der königlichen Familie an ihn heran, um für dies Leben Abschied von ihm zu nehmen. Er war bei klarem Bewußtsein und erkannte jeden; den Prinzen Wilhelm sah er lange an, dessen Hand festhaltend, und versuchte zu sprechen: aber die Stimme versagte ihm.

Die Fürstin von Liegnitz, mit welcher der König am 9. November 1824 in aller Stille morganatisch sich vermählt hatte, die treue Pflegerin des Sterbenden, saß vor seinem Bette, seine Hand zwischen den ihren haltend. Da that er um 3 Uhr 20 Minuten fast unmerklich den letzten Atemzug. Die Anwesenden sanken auf die Kniee. Der Kronprinz drückte ihm die Augen zu.

Am 11. Juni wurde der entschlafene König mit aller Feierlichkeit im Dome beigesetzt, in der folgenden Nacht aber in aller Stille nach dem Mausoleum in Charlottenburg übergeführt. Denn an der Seite der Königin Luise hier zu ruhen — so hatte er es gewollt.

Der Tod König Friedrich Wilhelms III. bedeutete nicht einen Thronwechsel; er bedeutete den Abschluß einer ganzen Epoche der preußischen Geschichte. Der König war kein Mann weit ausgreifender Entwürfe und kühner Pläne gewesen. Aber er war durch die schwere Leidenszeit Preußens, die er mit seinem Volke gemeinsam ertrug, dem Volke ans Herz gewachsen; er hatte in langer Friedenszeit die Regierungsmaschine streng nach der Vorschrift des Gesetzes, indem er die eigene Person durchaus zurücktreten ließ, in gleichmäßigem, sorgsam überwachtem Gange gehalten, ja durch die persönliche Verehrung, die er bei seinem Volke genoß, allein gegen das Zeitbewußtsein die absolute Regierungsform in Preußen bis an seinen Tod aufrecht erhalten.

Unter diesem ruhig festen Walten hatte Prinz Wilhelm sich ungestört der Arbeit, die sein Beruf ihm vorschrieb, widmen können. Aber jetzt war der König tot; und in diesem war ihm auch der Vater gestorben, mit dem ein festes Band gegenseitigen Vertrauens ihn verbunden.

Nun aber kam eine neue Zeit herauf mit neuen Zielen und neuen Aufgaben, zu denen er nach eigenem Urteile Stellung zu nehmen hatte. Wie würde er — mochte er wohl selbst sich fragen — dazu imstande sein?

Zweites Buch.

Der Prinz von Preußen.

Erstes Kapitel.

Die Anfänge König Friedrich Wilhelms IV.

König von Preußen war jetzt Friedrich Wilhelm IV., und Prinz Wilhelm war, da der König kinderlos war, Thronfolger. Am 12. Juni 1840 verlieh ihm der König, um ihn als solchen zu kennzeichnen, den Titel „Prinz von Preußen", wie ihn einst Friedrich der Große seinem Bruder und Thronerben, dem Prinzen August Wilhelm, verliehen hatte. Er übertrug ihm auch die Statthalterschaft von Pommern, die er selbst bis zu seiner Thronbesteigung innegehabt hatte, und ernannte ihn am 10. September zum General der Infanterie.

Mit hochgespannten Erwartungen begrüßte man in ganz Deutschland die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. Denn von ihm allein konnte Deutschland Rettung vor der Gefahr erhoffen, von der es, wie der Herbst kam, sich bedroht sah. Wüstes Waffengetöse schallte aus Frankreich über den Rhein herüber. Denn die jüngere Generation dort, die das Elend der napoleonischen Kriege nicht mehr kennen gelernt hatte, berauschte sich an der napoleonischen Legende, der Erfindung einer parteiischen und befangenen Geschichtschreibung. In überreizter nationaler Empfindlichkeit empfand sie es daher als einen Schimpf, daß die Großmächte ohne Zuziehung Frankreichs sich 1840 daran machten, das Verhältnis Ägyptens zur Türkei zu ordnen. Wie gewöhnlich hetzten die Zeitungen, und die Regierung des Bürgerkönigs Ludwig Philipp wagte dem Andrängen nicht zu widerstehen und begann sich zum Kriege zu rüsten. „An den Rhein!" war die Losung. Die Eroberung des linken Rheinufers galt als nächstes Ziel; denn gegen Preußen und Deutschland zuerst richtete sich das wüste Geschrei.

Aber diesseit des Rheines war man nicht des Willens, solche Drohungen sich bieten zu lassen. Eine schwungvolle Begeisterung, die etwas von der Stimmung der Befreiungskriege an sich hatte, gab sich kund. Max Schneckenburger stimmte damals sein kräftiges Lied von der festen

und treuen „Wacht am Rhein" an; und Nikolaus Beckers „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" ertönte in ganz Deutschland auf den Straßen. Auch des Prinzen von Preußen warmfühlendes Herz ergriff die patriotische Begeisterung: in Versen schuf sie sich Ausdruck, den einzigen, die wir von ihm besitzen. Mit pietätvoller Zustimmung lesen wir sie: in welcher strengen Disziplin hält der Prinz die Sprache! Und mit welcher Klarheit und Festigkeit zeichnet er die Aufgabe, die er selbst berufen sein sollte ein Menschenalter später so ruhmvoll zu lösen! Das ist der Sang vom „Oberrhein".

1. Sie haben ihn da oben,
Den alten deutschen Rhein,
Deshalb soll stets gehoben
Das Schwert des Deutschen sein.

2. Mit welcher Schalkheit raubte
Der Ludwig uns das Land,
Weil Deutschland mit dem Haupte
Des Reichs in Fehde stand.

3. Du Straßburg, Burg der Starken
Von Frankreich und Burgund,
So lang dort rasen Franken,
Wird Deutschland nicht gesund.

4. Dein Münster streckt den Finger
Zum Himmelszelt empor
Und drohet dem Bezwinger
Und dem, der ihn verlor.

5. Dem Reich und einst dem Kaiser
Wohl an des Rheines Strand
Sei du des Weges Weiser
Ins stolze Frankenland.

6. Der Rhein soll Deutschlands Erden
In seinem ganzen Lauf
Wohl wieder eigen werden,
Rollt euer Banner auf.

7. So woll'n wir's wieder haben
Das Gut von unserm Blut,
Weil dort schon längst begraben
Der deutsche Adler ruht.

8. Du Volk aus den Vogesen
Und dem Ardennerwald,
Wir wollen dich erlösen
Von fremder Truggewalt.

9. Dann mußt du auch vernehmen
Den deutschen Bundesruf
Und dich der Knechtschaft schämen,
Die welsche Art dir schuf.

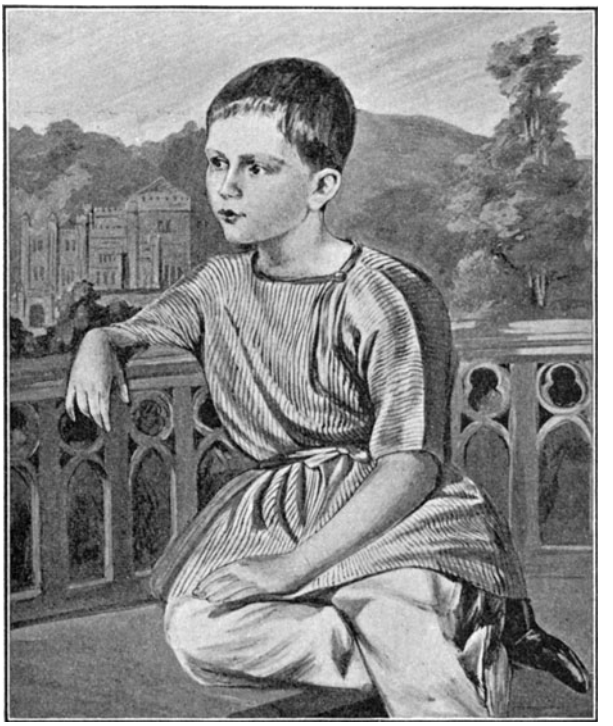
10. Und solltest du dich sträuben
Und fühlst die Knechtschaft nicht,
So wollen wir dich treiben
Zu deiner Kindespflicht,

11. Damit einst deine Kinder
Doch mögen Deutsche sein,
Und sich der Überwinder
Von ihren Vätern freu'n.

12. So wollen wir ihn haben,
Den alten deutschen Rhein,
Dann erst wird ganz begraben
Die Schmach der Deutschen sein.

Einer solchen Stimmung, die nicht bloß Deutschland in der Gefahr verteidigen wollte, sondern klar und fest die Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen — und wäre es auch gegen deren Willen — zur Sühne alter Schmach ins Auge faßte, wagte Frankreich doch nicht entgegenzutreten: Die Kriegsgefahr ging vorüber, und allmählich verstummte drüben der Kriegslärm. Aber das Gute hatte er immerhin gehabt, daß er die

Troſtloſigkeit der deutſchen Verhältniſſe ſchonungslos aufgedeckt, daß er auch dem Blödſichtigen gezeigt hatte, Deutſchland bedürfe vor allem einer feſten Führung, um nicht vor der geringſten Drohung von außen immer gleich ängſtlich zuſammenſchrecken zu müſſen. Und da richteten ſich die Augen aller erwartungsvoll auf den neuen Preußenkönig: würde er Wandel der deutſchen Dinge ſchaffen?



Prinz Friedrich Wilhelm als Knabe.
Nach dem Gemälde von Schoppe, lithographiert von Lange (Verlag von Rud. Schuſter in Berlin).

Dazu aber kam die Lage in Preußen. Durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften, durch ſeine Selbſtloſigkeit, durch ſeinen richtigen Blick, mit dem er auf allen Gebieten die rechten Männer für den rechten Platz herausfand, hatte König Friedrich Wilhelm III. als ein wahrhafter Bürgerkönig den Abſolutismus in Preußen aufrecht erhalten. Und das preußiſche Volk war damit zufrieden geweſen. Jetzt aber hatte der Sohn den Thron inne, ganz anders geartet, wie der knappe, ſchlichte, ſoldatiſche Vater: würde der nun willens ſein, die Regierungsform in Preußen mit dem Zeitbewußtſein in Einklang zu bringen? Das war die Hauptfrage, die auch in Preußen alle Blicke erwartungsvoll auf den neuen König richtete.

König Friedrich Wilhelm IV. war offenbar ein Mann ganz ungewöhnlicher Art. Bequem in Gang und Haltung, freundlich blickenden Auges, mitteilſam, von glücklich zuſtrömender Fülle des Worts, erinnerte er durch die weichen Züge des Geſichts lebhaft an die unvergeſſene

Königin Luiſe. Ausgeſtattet mit umfaſſender und gründlicher Bildung, war er durchaus eine Künſtlerſeele voll hohen Fluges der Phantaſie und fein geläuterten Geſchmackes; aber zugleich beſaß er auch die Unruhe einer ſolchen und ihre Eigenwilligkeit. Schnell wechſelten bei ihm die Anſichten; niemals war man ſeiner Entſcheidung ganz ſicher. Nur mit Widerſtreben ertrug die Genialität ſeines Weſens die Entſagung und



Königin Eliſabeth.

Selbſtloſigkeit, die doch ein Regent mehr als ein anderer Menſch zu üben hat.

Und nun war Prinz Wilhelm als Thronfolger dem Throne ſo nahe gerückt, daß jede Äußerung, jede Handlung, die vom Könige ausging, ihn faſt unmittelbar mitberührte. Daraus ergab ſich für ihn die Notwendigkeit, mit voller Achtſamkeit ſtets die Staatsangelegenheiten in ihrem ganzen Umfange feſt im Auge zu behalten. Bisher hatten die militäriſchen Dinge ſein hauptſächlichſtes Intereſſe ausgefüllt. Das blieb auch jetzt ſo; aber nun brachte es ſeine Stellung mit ſich, auch den politiſchen

und ſtaatswirtſchaftlichen Fragen des Staates eine umfaſſende Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Er war ein viel zu ſelbſtändiger Charakter, als daß er ſich hätte entſchließen können, jemand — und wenn es ſelbſt der König war — ein Urteil nachzuſprechen; er ruhte vielmehr nicht eher, als bis er den Gegenſtand ganz durchdrungen und zu unbeeinflußtem Urteile ſich fähig gemacht hatte. Schon in den letzten Jahren hatte er



König Friedrich Wilhelm IV.

angefangen ein Tagebuch zu führen. Jeden Morgen wurde ihm ein Blatt, an deſſen Spitze das Datum des Tages mit einem kräftigen Bibelworte ſtand, auf den Schreibtiſch gelegt. Darauf notierte er kurz, was er geſtern erlebt und was ihn beſonders bewegte. Wenn dieſe Blätter einmal der Öffentlichkeit werden übergeben werden, ſo wird man mit Bewunderung erkennen, wie Prinz Wilhelm ſtill und entſagungsvoll für ſich gearbeitet, wie ernſt er es mit ſeiner Stellung als Thronfolger genommen hat. Als ein ruhiger Beobachter mochte er äußerlich erſcheinen, aber er war mehr als das: ein teilnehmender Beurteiler deſſen, was um

ihn geschah, der mit seinem Rat sich niemals vordrängte, aber, wo man seiner begehrte, mit dem freien Ausdruck seiner Meinung nicht zurückhielt.

Schnell hatten die ersten Regierungshandlungen des neuen Königs ihm die volle Sympathie seines Volkes erworben. Ein Geist der Versöhnung wehte in ihnen, als gälte es früher Verfehltes wieder gut zu machen. Eine Amnestie für alle politischen Vergehen und Verbrechen war erlassen und bedeutungsvolle Schritte gethan, in Berlin den Deutschen einen geistigen Mittelpunkt zu geben. Mit den aufrichtigsten Freudenbezeugungen begleitete daher das preußische Volk die Reise seines Königs nach Königsberg, wo er nach altem Brauche die Huldigung der nicht zum Deutschen Bunde gehörenden Provinzen Preußen und Posen entgegennahm; und erhebend, begeisternd war die Feier, die auf dem inneren Hofe des alten Königsberger Schlosses am 10. September 1840 stattfand.

Indes schon auf die Huldigungsfeier in Berlin am 15. Oktober legte sich ein Schatten. Die Stände der Provinz Preußen hatten den König um die Verleihung einer Verfassung für den preußischen Staat gebeten. Die Antwort des Königs, sie könnten in vollstem Maße seinen Absichten über die Institution der Landtage vertrauen, hatten sie als Gewährung ihrer Bitte aufgefaßt. Es gab daher Verstimmung, als der König dies für eine irrige Ansicht erklärte. Dennoch war auch der Eindruck der Huldigungsfeier in Berlin bedeutend, wenn auch der Jubel nicht so laut wie in Königsberg schallte. Mit Recht konnte der König Zuversicht zu dem großen Unternehmen fassen, das er seit Jahren schon in der Seele trug: Preußen eine Verfassung aus eigener Entschließung heraus zu geben. An das Bestehende gedachte er dabei anzuknüpfen und von diesem aus Schritt für Schritt zu weiteren Entwickelungen zu gelangen. So bewilligte er 1842 den Provinziallandtagen Periodizität und Öffentlichkeit der Verhandlungen. Zugleich wurden die Landtage zur Bildung von Ausschüssen ermächtigt für Fragen, die mehrere oder alle Provinzen angingen.

Aber war das, was der König unter Verfassung verstand, auch das, was das Volk damit meinte? Die politische Tagesmeinung sah in der Pariser „Charte" ihr Ideal. Allein von einer Volksvertretung nach einem solchen fremden Muster wollte der König nichts wissen; er glaubte, die neuen Gewährungen zuerst erproben zu sollen, bevor er weiterginge. Er begab sich zur Taufe des Prinzen von Wales nach England; die Fortführung der Regierungsgeschäfte übertrug er währenddessen dem Prinzen von Preußen.

Auf den Antrag des Prinzen war schon im Jahre 1841 mit der neuen Uniformierung der preußischen Armee der Anfang gemacht: an Stelle des unschönen Uniformfracks wurde der bequeme und kleidsame Waffenrock eingeführt; der schwere Tschako wurde durch einen viel leichteren, kleidsamen Helm ersetzt, auch mit der Einführung des Zündnadelgewehres begonnen. In solchen Fragen war der Bruder dem Könige unbestrittene Autorität; aber in der Verfassungssache folgte er damals lediglich den eigenen Gedanken.

Auch auf die unzulänglichen Militärverhältnisse des Deutschen Bundes richtete der König sein Augenmerk, wie es scheint, auf Anregung des Prinzen von Preußen. Nach Verständigung mit Österreich und den süddeutschen Staaten wurden wenigstens regelmäßige Inspektionen der Bundeskontingente eingerichtet, mit denen von seiten Preußens der Prinz von Preußen betraut wurde. Aber der öffentlichen Meinung genügte diese Maßregel bei weitem nicht: sie erwartete von Preußen nicht weniger als eine Neugestaltung des ganzen Deutschen Bundes.

Im Oktober 1842 traten nun die neu geschaffenen vereinigten ständischen Ausschüsse zusammen; allein bald erwies sich, daß sie weder den Wünschen des Volkes noch auch in Wahrheit den Bedürfnissen der Regierung genügten. Alles drängte vielmehr auf die Schaffung einer Volksvertretung hin. Es war daher nur eine Zwischenmaßregel, daß 1843 wieder die alten Provinziallandtage berufen wurden. Denn andere Fragen, zumeist kirchenpolitischer Art, nahmen damals König und Regierung ganz in Anspruch. Allein der König verlor darüber die Verfassungsfrage nicht aus den Augen, und auch der Prinz von Preußen nicht. Im Frühjahr 1844 besuchte ihn der preußische Gesandte in London, Christian von Bunsen. Bald war das Gespräch zur Verfassungsfrage gelangt. Der Prinz setzte Bunsen seine ganze Stellung zu der großen Frage und zu dem Könige auseinander „mit einer Klarheit, Bestimmtheit, Haltung und Freimütigkeit, die mich" — wie Bunsen schreibt — „in Erstaunen setzte."

Die Folge dieses Besuches war, daß der Prinz von Preußen im August desselben Jahres eine Reise nach England unternahm. Durch den Prinz-Gemahl Albert, wie durch Bunsen gewann er einen tiefen Einblick in die so ganz eigenartigen englischen Verhältnisse. Er erkannte (nach Bunsens Urteil), daß die Größe Englands, die er bewunderte, die Folge seiner religiösen und politischen Institutionen sei. Auf die junge Königin Victoria machte er den allergünstigsten Eindruck: „Er gefällt mir sehr gut", schrieb sie, „er ist äußerst liebenswürdig, angenehm und verständig,

heiter und bequem im Verkehre. Über die öffentlichen Fragen sprach er höchst offen, milde und verständig."

Schwere Krisen trafen im Jahre 1844 die preußische Industrie; zahlreiche Fabriken mußten die Arbeit einstellen, und Tausende von Arbeitern wurden brotlos. Infolgedessen bildeten sich Vereine zum Wohle der arbeitenden Klassen und Handwerkervereine, um die Erwerbsfähigkeit zu erhöhen und die Handwerker von dem erdrückenden Übergewicht des Kapitals zu befreien. Hier sah der Prinz, aus England zurückgekehrt, ein Feld, auf dem die Freimaurerlogen eine segensreiche Thätigkeit zu entwickeln vermöchten. Als Protektor aller Logen Preußens richtete er daher am 27. Januar 1845 an sie ein Rundschreiben, welches mit den schönen Worten endigt: „Wir empfehlen daher allen geliebten Brüdern der vaterländischen Logen recht dringend, im Sinne dessen besonders dahin zu wirken, daß die Thätigkeit der Handwerkervereine auf das nächste, gewiß hochwichtige Ziel unverrückt gerichtet bleibe: geistige und leibliche Hilfe überall dahin zu bringen, wo man ihrer bedarf; zugleich aber auch durch die Art, wie dies geschehe, und durch ihr Beispiel, den Sinn der Ordnung, der Pflicht und der Nächstenliebe zu wecken und zu verbreiten. Möge auch hier die Welt die belebende Wärme des Bruderbundes empfinden, ohne zu wissen, woher sie strahlt."

Durchaus war der König des Willens, die Verfassungsfrage stetig weiterzuführen. Von der Nachahmung einer Verfassung, wie die französische Charte es war, fürchtete er vor allem, daß sie von seinen alten Freunden, Österreich und Rußland, ihn trennen und den Westmächten zudrängen würde. Er setzte daher eine Immediatkommission, bestehend aus Savigny, Thile, Uhden und von Canitz, mit dem Auftrage ein, den Entwurf einer Verfassung, wie er sie sich dachte, anknüpfend an das Vorhandene und Gegebene, auszuarbeiten. Allein das Ergebnis ihrer Beratungen war, daß sie den König bat, bei den alten Provinzialständen stehen zu bleiben: Reichsstände würden bald eine größere Summe von Rechten in Anspruch nehmen, als ihnen jetzt noch gewährt werden könne.

Dem Könige indessen lag vor allem daran, das Versprechen einer Verfassung für Preußen, das sein Vater vor langen Jahren gegeben, wirklich einzulösen. Die allgemeine, freilich ganz unrichtige Auffassung ist die, daß, als der Krieg gegen Napoleon 1815 von neuem begann, der König Friedrich Wilhelm III. als Preis der Anstrengungen und Opfer, die der neu anhebende Krieg seinem Volke auferlege, diesem durch die Kabinettsordre vom 22. Mai 1815 die Verleihung einer Verfassung versprochen habe. Die Ordre ist vielmehr erst am 8. Juli veröffentlicht,

als der Feldzug längst vorüber war. Also einen versprochenen „Lohn" hat der König seinem Volke nicht vorenthalten. Die Ordre wurde aber auf den 22. Mai zurückdatiert, da der König in der Verleihung als ganz unbeeinflußt durch die am 23. Mai beginnenden Beratungen der Bundesakte, deren Art. 13 ja die Einführung landständischer Verfassungen vorschrieb, erscheinen wollte. Und dann wieder war in dem Staatsschuldengesetz vom 17. Januar 1820 auf eine „künftige reichsständische Versammlung" hingewiesen. Dieses war, ebenso wie jene Ordre, durch Hardenberg veranlaßt, während der König je länger je mehr geneigt war, in beidem eine Übereilung zu sehen.

Aber die Zusagen bestanden einmal: und König Friedrich Wilhelm IV. hatte durchaus die Empfindung, daß es seine Ehrenpflicht sei, sie einzulösen. Die Abmachung der Verfassungskommission machte daher gar keinen Eindruck auf ihn: vielmehr bewegte ihn der große Gedanke, Preußen eine solche Verfassung zu geben, daß durch dieselbe Reichs- und Provinzialstände miteinander versöhnt würden. Er schrieb selbst den Entwurf einer solchen Verfassung nieder und sandte ihn an den Kaiser Nikolaus, den Fürsten Metternich und den König von Württemberg. Allein Zustimmung erhielt er von keiner Seite. Das machte ihn doch bedenklich: schlug er nicht doch vielleicht die Pietätspflicht zu hoch an? Er berief daher das Ministerium und die Verfassungskommission zu gemeinschaftlichen Beratungen, um die Frage zu entscheiden, ob überhaupt jetzt und wie eine reichsständische Verfassung in Preußen einzuführen sei.

Den Vorsitz im Staatsministerium hatte der Prinz von Preußen. Man wußte, daß er die Vereinigung der acht provinzialständischen Versammlungen zu einer einzigen reichsständischen nicht billigte. War nicht zu erwarten, daß er seinen Einfluß daran setzen würde, seiner Ansicht zum Siege zu verhelfen? Allein er verhielt sich ganz neutral, faßte die Frage durchaus objektiv. Er eröffnete die Verhandlungen mit einem ernsten Hinweis auf die Bedeutung dieses Momentes, in welchem es sich um die ganze Zukunft Preußens, ja um die Existenz von Thron und Vaterland handle. Er selbst, fügte er hinzu, sei noch nicht ganz von der Notwendigkeit der Schaffung von Reichsständen überzeugt. Wohl wurden auch sonst manche Bedenken gegen diese geäußert; aber schließlich sprachen sich doch unter der Voraussetzung, daß die beabsichtigten Reichsstände nur beratende Stimmen haben sollten, die Anwesenden mit dreizehn gegen zwei Stimmen, weil sie notwendig sei, für die Einrichtung von Reichsständen aus.

Die Hauptfrage indessen war, wie der Vorsitzende der Beratung, der Prinz von Preußen, sich entscheiden würde. Sichtlich machte die große Majorität Eindruck auf ihn: aber konnte man erwarten, daß er ihr zustimmen würde? Und doch, wieviel kam darauf an, auf welche Seite der Thronerbe sich stellte!

Unter den nachgelassenen Aufzeichnungen König Friedrich Wilhelms III. hatte sich eine Verfügung befunden, die, wie es schien, im Jahre 1838 von dem Fürsten Wittgenstein geschrieben, mit einem eigenhändigen Zusatze des Königs versehen war. Der König erklärte darin, daß auf der Unbeschränktheit der königlichen Macht vorzugsweise die Stellung Preußens im Staatensysteme Europas beruhe. Er bestimme daher, da eine Änderung dieses Grundpfeilers der Monarchie diese selbst wankend machen würde, daß „kein königlicher Regent befugt sein solle, ohne Zuziehung sämtlicher Agnaten in dem königlichen Hause eine Änderung oder Einleitung zu treffen, wodurch eine Veränderung in der Verfassung des Staates, namentlich in Beziehung auf die ständischen Verhältnisse und die Beschränkung der königlichen Gewalt bewirkt oder begründet werden könnte."

Dieses „politische Testament" des Königs war nun zwar rechtlich unwirksam, da es weder Datum noch Unterschrift trug, allein es ließ sich nicht bestreiten, daß es den Anschauungen des verstorbenen Königs entsprach. Und das war im wesentlichen der Standpunkt, den damals auch der Prinz von Preußen einnahm. Er erhob daher den Anspruch, daß bei den Verfassungsänderungen, die sein königlicher Bruder plante, auch der Rat des Thronfolgers als des ersten der Agnaten mindestens gehört und geprüft werden müsse. Aber er war weit entfernt, sich zum Führer der konservativen Partei des Landes gewinnen zu lassen: nichts würde mehr seiner Vorstellung von der Pflicht der Zurückhaltung, die ein Thronfolger vor allem üben müsse, widersprochen haben. Um so freier sprach er dagegen aus, was seine persönliche Überzeugung war.

Bald bot sich der Anlaß. Der König, voll Eifers, die ständischen Institutionen weiter auszubilden, hatte den Provinzialständen die Bildung von Ausschüssen gewährt: nun vereinigte er diese zu einer Versammlung und gab dieser das Recht, sich von Zeit zu Zeit nach dem Ermessen des Königs zur Beratung allgemeiner Landesangelegenheiten zu versammeln. Dem widersprach der Prinz von Preußen (16. Juni 1842). Noch seien, erklärte er, die Ausschüsse der einzelnen Provinziallandtage gar nicht einberufen gewesen und erprobt worden: und schon solle mit der Berufung der vereinigten Ausschüsse ein weiterer Schritt geschehen! Nicht einmal

ein erheblicher Gegenstand der Beratung liege vor. Das könne nur falsche Erwartungen großziehen. Sein Rat ging vielmehr dahin, die vereinigten Ausschüsse erst dann einzuberufen, wenn man wichtige Gesetzentwürfe ihnen vorzulegen habe, sie als Reichsstände anzuerkennen und das Gebäude der ständischen Institutionen als damit endgültig abgeschlossen zu erklären.

Allein der König, unruhig vorwärts drängend, folgte dem besonnenen Rate des Bruders nicht; er befahl die Einberufung der vereinigten Ausschüsse auf den 18. Oktober 1842 nach Berlin. Jedoch niemand im Volke begriff, was diese Einberufung zu bedeuten habe. Die Meinung wurde laut, daß sie einen vorsichtigen Übergang zu konstitutioneller Regierungsform darstellten. Das war ein Mißverständnis; denn eine konstitutionelle Verfassung hatte der König bei seinen Plänen mit nichten im Sinne. Das Staatsministerium trat zur Beratung zusammen, was zu geschehen habe. Mit Lebhaftigkeit sprach sich hier der Prinz von Preußen dahin aus, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo der König dem Preußenvolke Aufklärung zu geben schuldig sei, ob es nunmehr die ständische Gesetzgebung als abgeschlossen zu betrachten habe oder noch weitere Schritte abwarten solle. „Im Volke", schloß er mit Nachdruck, „bestehen zwei Parteien, die eine voll Furcht, die andere voll Hoffnung. Die Nation muß wissen, woran sie ist!" Wiederum verhallte wirkungslos des Prinzen wohlerwogene Mahnung, und die dürren Verhandlungen der vereinigten Ausschüsse schürten in der gärenden Zeit nur die Unruhe und Unzufriedenheit.

Auch vertrauliche Besprechungen der fürstlichen Brüder führten zu keinem Einvernehmen. Die Folge war, daß dem Prinzen von Preußen jetzt keinerlei weitere Mitteilungen über die ständischen Pläne des Königs von seiten desselben gemacht wurden. Erst als der König zu dem Entschlusse gekommen war, neben den vereinigten Ausschüssen auch noch die acht Provinziallandtage der Monarchie als vereinigten Landtag mit reichsständischen Befugnissen spätestens im Jahre 1847 einzuberufen, wurde im Dezember 1844 auch der Prinz von Preußen von dieser weittragenden Entschließung in Kenntnis gesetzt. Freimütig sprach der Prinz in einem eingehenden Schreiben dem Könige seine Bedenken aus; aber er erreichte nichts anderes damit, als daß der König in zornig-gereiztem Tone dem Bruder antwortete, er werde sich nicht hindern lassen, seine Pläne weiter auszuarbeiten. Zugleich wurden von zwei Professoren der Berliner Universität Gutachten darüber eingeholt, ob den Agnaten überhaupt ein Recht des Einspruchs zustehe, und diese, die verneinend lauteten,

dem Prinzen von Preußen zugestellt. Auch in die damals eingesetzte Verfassungskommission wurde der Prinz nicht berufen.

Während diese nun ihre Beratungen hielt, um die Gedanken des Königs zu fördern, arbeitete der Prinz von Preußen in der Stille eine ausführliche Denkschrift aus, in welcher er seine Ansichten über die Verfassungsfrage, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, mit vollster Klarheit entwickelte. Am 20. November 1845 übersandte er sie dem Könige, indem er dabei schrieb: „Brüderlichst lege ich diese große Angelegenheit Dir ans Herz, tief ergriffen davon, daß ich mich Deinen Plänen nicht anschließen kann."

Diese Denkschrift läßt uns einen tiefen Blick in das Innere des Prinzen thun. Scharf faßt er die nun einmal gegebenen Verhältnisse auf und sucht ihnen, ohne die leitenden politischen Grundsätze seines Lebens aufzugeben, voll gerecht zu werden. So hatte er vormals auf dem Boden des politischen Testamentes seines königlichen Vaters gestanden, aber als die Zeit darüber hinwegging, auf die Durchführung der Grundsätze desselben verzichtet. So kündigte der König jetzt seine Absicht an, neben den Provinziallandtagen und den vereinigten Ausschüssen noch einen vereinigten Landtag zu berufen, und der Prinz ist entschlossen, sich auf den damit geschaffenen Boden zu stellen. Nicht die Gedanken seines königlichen Bruders zu hemmen ist sein Ziel, sondern die neue Institution mit dem rechten Inhalt zu erfüllen. Auf die praktische Frage kommt es ihm an, wie das eine, was ihm das Wesen des preußischen Staates ist, die lebendige Macht der Krone, neben der ungefügen dreifachen Gliederung der gegebenen ständischen Körperschaften bestehen soll. Das ist dieselbe glückliche Vereinigung von Festigkeit und besonnener Nachgiebigkeit, welcher der Prinz dermaleinst als Herrscher so große Erfolge mit verdanken sollte.

Der Prinz ist durchaus der Meinung, daß die Verheißungen, die sein Vater vorzeiten dem preußischen Volke gegeben, erfüllt werden müssen. Deswegen ist er mit der Schaffung einer reichsständischen Versammlung zur Vertretung des Volkes einverstanden; er denkt sie sich etwa 150 Mitglieder stark aus den Provinzialständen entnommen. Aber er sieht eine Gefahr für die Krone darin, daß die Reichsstände die Beratung von Steuervorlagen zum Erzwingen neuer Gesetze mißbrauchen könnten oder auch umgekehrt. „Preußens politische und geographische Lage aber", sagt er in dieser Denkschrift, „als Großmacht im europäischen Staatenbunde und zugleich als Teil des Deutschen Bundes erlaubt nicht, daß dessen Monarch durch konstitutionelle Institutionen in seinem freien Be-

wegen behindert werde. Aber auch alle Institutionen, die den konstitutionellen sich nähern oder in diese überzugehen drohen, sind daher für Preußen nicht annehmbar." Wie ist nun aber jener Gefahr zu begegnen? Der Prinz meint: durch Teilung der Befugnisse. Ausschließlich über den Staatshaushalt soll der allgemeine Landtag (die Reichsstände) beraten, die vereinigten Ausschüsse ebenso ausschließlich dagegen über die Entwürfe neuer Gesetze. Er will also „die Attributionen scharf auseinander halten". Die reichsständische Versammlung erhält nur die Befugnis, über neue Steuern und Anleihen zu beraten, während die bisherigen vereinigten Ausschüsse das Recht der Gesetzesberatung üben. Er ist nicht dagegen, diesem Rechte noch eine weitere Ausdehnung zu geben, wenn nur „die gefährliche Geldfrage" den Ausschüssen entzogen bleibt. Als das Fundament der ständischen Verfassung endlich sieht er die Provinziallandtage an.

Als besonders schwierig und bedenklich galt in der Immediatkommission, welche die Verfassung vorzubereiten hatte, die Frage, wie es in Kriegszeiten mit den notwendig werdenden Anleihen gehalten werden solle, da doch zu allen die Zustimmung der Reichsstände erforderlich sei. Der Prinz geht in der Denkschrift auch auf diese Frage ein. Er kennt den Geist, der das Preußenvolk beseelt; darum erscheint ihm die Frage ganz einfach. Zwar solange ein Krieg sich erst vorbereite und das Geheimnis bewahrt werden müsse, meint er, sei es nicht möglich, die Reichsstände um eine Anleihe anzugehen: da müßten der Staatsschatz und Vereinbarungen mit den großen Geldinstituten des Staates genügen. Aber hat der Krieg einmal begonnen und wird dann eine Anleihe notwendig, „so hat es nicht das geringste Bedenken, die Reichsstände zu berufen". Er weiß, sie werden dann die Regierung nicht im Stiche lassen. In Friedenszeiten freilich, setzt er hinzu, dürfen Anleihen nur im äußersten Notfalle abgeschlossen werden, so daß jeder die Notwendigkeit einsieht und die Schande auf den Verneinenden fällt. Aber durchaus ist es die Meinung des Prinzen, daß den Ständen, da sein königlicher Vater jederzeit nur beratende Stände in Aussicht gestellt, nur eine beratende Stimme gewährt werden dürfe. Mit der nachdrücklichen Verwahrung schließt er daher die Denkschrift: „Alle Beratungen aller drei ständischen Versammlungen sind durchaus konsultativ; von einem Bewilligungsrecht irgend einer Art darf nie die Rede sein."

Die Denkschrift verfehlte ihres Eindrucks auf den König nicht. Auf den Wunsch des Prinzen legte er sie der Immediatkommission zur gutachtlichen Äußerung vor. Diese indes stimmte ihr nicht zu. Die Folge

war, daß der König der Kommission durch den Eintritt des Gesamtministeriums in dieselbe eine völlig veränderte Gestalt gab und auch den Prinzen von Preußen jetzt einlud, in dieselbe einzutreten und die Beratungen als Vorsitzender zu leiten. Dem Prinzen war damit also die Stellung und Freiheit gegeben, seinen Ansichten Geltung, vielleicht den Sieg zu verschaffen. Denn den König machte es doch bedenklich, daß er für seinen eigenen Verfassungsentwurf von keiner Seite Zustimmung erhalten hatte.

Am 11. März 1846 fand die erste Sitzung der Gesamtkommission statt. Der Prinz betonte die Bedeutung der vorliegenden Frage, ob überhaupt jetzt eine reichsständische Verfassung in Preußen einzuführen sei. Man hatte die Empfindung, an einem Wendepunkte der Geschichte Preußens zu stehen: konnte man sich dem, was das Zeitbewußtsein zu fordern schien, widersetzen? Mit allen gegen zwei Stimmen sprachen sich die Mitglieder der Kommission für die Einführung der Reichsstände aus. Allein die Stimme des Vorsitzenden stand noch aus. Durfte man nach der Stellung, die er bisher zu der Frage eingenommen, darauf rechnen, daß auch er sich dafür aussprechen würde? Da geschah das kaum Erwartete: der Prinz von Preußen erhob sich und erklärte, daß auch er jetzt die Notwendigkeit, eine reichsständische Versammlung zu berufen, anerkenne. Der sichere Takt, den er jederzeit für die Bedürfnisse der Zeit hatte, leitete ihn. Die Abstimmung war ihm nicht leicht geworden; man hörte es seiner Stimme an, als er die Sitzung schloß: „Ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!“

Zweites Kapitel.

Der Vereinigte Landtag.

So war denn die Berufung einer reichsständischen Versammlung beschlossen. Langwierige Beratungen der Immediatkommission über Einzelfragen schlossen sich an, in denen jeder für die Bedenken, die er etwa hegte, Abhilfe erstrebte. Indessen mit fast allen seinen Anträgen blieb der Prinz von Preußen in der Minderheit. Er hielt es daher, als im Dezember 1846 endlich die Beratungen zu Ende geführt waren, für angemessen, in einer besonderen Denkschrift dem Könige seine Bedenken, da sie in den Kommissionsberatungen keine Erledigung gefunden hatten, eingehend darzulegen. Denn in den Beschlüssen, die gefaßt wären, sagt er, könne er nicht „das Heil des Thrones und des Vaterlandes erblicken."

Die Reichsstände, der „Vereinigte Landtag", waren einfach durch die Vereinigung der Provinzialstände der acht Provinzen Preußens gebildet, so daß sie mehr als 600 Deputierte umfaßten. Denn Urwahlen wollte der König unter allen Umständen vermeiden; er hielt dafür, daß durch sie das Volk in einen Fieberzustand versetzt werden würde, wovor es durchaus zu bewahren sei. Wenn nun auch der Prinz von Preußen die Abneigung des Königs gegen Urwahlen teilte, so erschien ihm doch die Zusammensetzung des Vereinigten Landtages erst recht bedenklich. Ja, er ist der erste gewesen, der mit Scharfsinn erkannt hat, daß auf diese Art der Vereinigte Landtag eigentlich „unauflöslich" sei. Bestände er — führt der Prinz in der Denkschrift aus — aus gewählten Deputierten der Provinzialstände, so könne er aufgelöst und in den Provinziallandtagen Neuwahlen vorgenommen werden. So aber könne er ohne Neuwahlen in allen Provinzen nicht aufgelöst werden, sei also, da diese vermieden werden sollten, unauflöslich und dadurch weit mächtiger als „die konstitutionellen Kammern anderer Staaten, welche alle sich für extreme Fälle die Auflösung und Neuwahlen vorbehalten haben." Aber auch die übergroße Zahl der Deputierten entgeht seiner Kritik nicht; er

sieht voraus, daß sie den Landtag „unlenksam" machen werde. Es ist auch außer Zweifel, daß eine so ungefüge Versammlung als eine dauernde Einrichtung sich nicht würde halten können.

Es war ein glücklicher Gedanke des Königs, durch die Berufung der Spitzen der preußischen Aristokratie in einer Herrenbank ein Gegengewicht gegen den Landtag zu schaffen. Aber er hatte nur eine kleine Anzahl erblicher Herren berufen und alles weitere über die Organisation des Herrenstandes sich vorbehalten. Dieses Zögern, welches der treue Adel zumal der östlichen Provinzen als eine Demütigung empfand, mißbilligte der Prinz für eine Zeit, in der „eine ganz neue ständische Ära geschaffen wird", mit aller Entschiedenheit. Er rät dem Könige, aus etwa 82 Fürsten und Grundherren, die nach Ermessen durch Virilstimmen noch zu verstärken sind, ein Oberhaus zu bilden und sogleich ein geordnetes Zweikammersystem einzuführen.

Zwar war dem Vereinigten Landtage nur eine beratende Stellung zugewiesen; aber der König hatte sich doch entschlossen, in Anleihe- und Steuersachen ihm die Beschlußfassung zu überlassen: die wichtigste Befugnis, die dem Landtage verliehen war und voraussichtlich ihn bald zu einer konstitutionellen Stellung dem Könige und der Staatsregierung gegenüber führen mußte. Um so nachdrücklicher sprach sich der Prinz in der Denkschrift über diese weittragende Beschränkung der Krongewalt aus. „Preußen", sagt er, „wäre seit dem Großen Kurfürsten nie das geworden, was es ist, wenn es von dem Steuerbewilligungsrechte der alten Stände abhängig geblieben wäre." Das Besteuerungsrecht ist ihm nach dem Allgemeinen Landrecht ein „Majestätsrecht", dessen Aufgabe „die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Thrones" schädige.

Auch gegen die Ausdehnung des Petitionsrechtes, das dem Vereinigten Landtage wie den Vereinigten Ausschüssen gewährt werden soll, hegt der Prinz schwere Bedenken. Er erwartet, daß Petitionen über Finanzsachen nur Unzufriedenheit erregen werden. Denn „niemand", meint er, „räumt ein, daß er zuviel des Geldes besitzt; jeder räumt ein, daß er dessen zu wenig habe." Auch die höhere Politik, die innere wie die äußere, sei von dem Petitionsrechte der Stände auszuschließen. Denn nur gar zu leicht könne durch Angriffe seitens der Stände „das enge Band zwischen Preußen, Rußland und Österreich, welches durch seine Macht bisher den Frieden aufrecht hielt", in Gefahr gebracht werden. Am entschiedensten aber verlangt der Prinz, daß die militärischen Angelegenheiten von dem Petitionsrechte der Stände ausgeschlossen würden. Wenn er die Gefahren sich vorstellte, welche sich für das preußische

Heerwesen aus ständischen Petitionen ergeben könnten, so trat ihm ein Bild von Kämpfen vor die Seele, wie er sie 15 Jahre später selbst in Wirklichkeit durchmachen sollte. Bei dem allgemeinen Verlangen der Liberalen in allen Ländern nach Abschaffung der stehenden Heere werde man danach streben, der Landwehr die Stellung einer Nationalgarde zu geben und die Dienstzeit der Linie zu verkürzen. Dem würden, um Ersparnisse zu machen, auch Wohlgesinnte zustimmen. Dann aber, wenn der Soldat sich nicht mehr die strenge Subordination einpräge, wenn die Übungen der Landwehr eingeschränkt würden, wenn der Begriff der Standesehre, namentlich bei den Offizieren der Landwehr, sich lockere: dann — schließt der Prinz — „ist das Bestehen der preußischen Landwehr, wie sie zur wahren Ehre, zur Wohlfahrt und zum Ruhme des Vaterlandes vor 32 Jahren geschaffen wurde, eine völlige Unmöglichkeit!!" Und, fährt er fort, ist Preußen nicht mehr in der Lage, seine Armee im Kriege zu verdoppeln oder zu verdreifachen, „so tritt es auch von der Stufe, auf die seine Armee es gestellt hat, herab." Es ist der Schöpfer der Armee-Reorganisation, der dies schreibt: wir hören es aus jedem Worte.

„Zu seiner tiefsten Betrübnis" erklärt sich der Prinz demnach außerstande, das Patent über die Berufung des Vereinigten Landtages zu unterzeichnen: so schwer wiegen ihm seine Bedenken. Er sieht „die Rechte, die Würde und die Macht der Krone gefährdet"; er ahnt die Gefahr, daß demnächst eine Konstitution werde ertrotzt werden. Gleichwohl ist er nicht gegen die Fortbildung der ständischen Gesetzgebung; er ist auch nicht gegen den gewählten Augenblick; aber um so entschiedener ist er gegen die Art und Weise, in der sie jetzt geschehen soll. Dabei aber bewegt noch eins sein Vaterherz. Daß er selbst einmal berufen sein könne, den Thron seines Bruders zu besteigen, kommt ihm nicht in den Sinn, aber seines Sohnes, des frisch heranwachsenden Prinzen Friedrich Wilhelm, gedenkt er. Es ist, schreibt er, „meine heilige Pflicht, darüber zu wachen, daß der Nachfolger auf dem Throne die Krone mit ungeschmälerten Rechten und mit der Würde und mit der Macht überkomme, wie ich sie heute vor mir sehe." Und er schließt die Denkschrift „mit tiefbewegtem Herzen, Gottes gnädigen Beistand wünschend."

Unterdessen hatte der König eine Verstärkung der Herrenkurie des Landtags befohlen und bestimmt, daß die königlichen Prinzen sämtlich in dieselbe eintreten sollten. Auch diese Anordnungen erschienen dem Prinzen von Preußen nicht unbedenklich. Er fügte daher am 4. Januar 1847 zu seiner großen Denkschrift noch einen Nachtrag hinzu, dem Könige seine Gedanken darzulegen. Die Berufung der Prinzen, schreibt er,

mache es notwendig, die Herrenkurie für sich allein tagen zu lassen. Denn den stürmischen Verhandlungen einer großen Versammlung, wo „alle Wirren der politischen Leidenschaften sich zügellos Luft machen" würden, dürften die Prinzen nicht ausgesetzt werden. Auch die angeordnete Verstärkung der Herrenkurie scheint ihm noch unzulänglich. Seine Meinung ist, dadurch daß man sie ehre, die Aristokratie ganz zu gewinnen. „Denn nur", betont er, „wenn bei ständischen Institutionen, wie sie jetzt geschaffen werden sollen, das Zweikammersystem angenommen wird, ist Heil und Segen noch für die Zukunft des Vaterlandes zu erwarten."

Wohl mochten hie und da die Befürchtungen des Prinzen zu weit gehen: aber wie viel wahre und tiefe Gedanken enthielt die Denkschrift! Dennoch gewann sie keinen Einfluß auf die Entschließungen des Königs: er bestätigte endgültig die Entwürfe nach den Beschlüssen der Immediatkommission. Und der Prinz? Mit selbstlosem Gehorsam stellte er sich auf den Boden, der durch die Entscheidung des Königs gegeben war. Fest blickte er dem Kommenden ins Angesicht.

So erschien denn am 3. Februar 1847 das Patent, welches den Vereinigten Landtag mit reichsständischen Befugnissen schuf. Mit Bedacht hatte der König den Jahrestag des Aufrufes zur Bildung freiwilliger Jägercorps gewählt; denn wie jener Aufruf, so sollte auch dies Patent der Ausgangspunkt einer neuen glänzenden Epoche der Geschichte Preußens werden. Es trug allein die Unterschrift des Königs; als Ausdruck seines persönlichen Willens sollte es erscheinen. Die dem Patente beigefügten Ausführungs-Verordnungen aber waren von dem gesamten Staatsministerium unterzeichnet; obenan stand der Name des Prinzen von Preußen.

Wohl machte es in ganz Europa den größten Eindruck, daß nun auch das altmonarchische Preußen sein König aus freier Bewegung zu einer ständischen Verfassung, die bald doch in eine konstitutionelle sich wandeln würde, hinüberführe. Allein von der freudigen Dankbarkeit, die der König von seinem Volke erwartete, wollte sich nicht viel zeigen. Zwar an eine parlamentarische Regierungsform dachten die wenigsten in Preußen; aber man fand die alten Verheißungen der Jahre 1815 und 1820 nicht im vollen Maße erfüllt, vor allem erschien die Ablehnung jährlich wiederkehrender Landtage als ein Widerspruch gegen das Gesetz von 1820.

Am Sonntag, den 11. April 1847, eröffnete der König im Weißen Saale des Schlosses den Landtag mit einer glänzenden und inhaltsschweren Rede, deren Höhepunkt die feierliche Verwahrung gegen die



Die Mitglieder der Herrenkurie aus dem Königshause (1847).

1. Prinz Heinrich Wilhelm Adalbert. 2. Prinz Friedrich Karl Alexander. 3. Prinz Friedrich Heinrich Albrecht. 4. Prinz Friedrich Wilhelm Georg Ernst. 5. Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen. 6. Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig Alexander. 7. Prinz Friedrich Karl Nikolaus. 8. Prinz Friedrich Wilhelm Karl. 9. Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig. 10. Prinz Friedrich Wilhelm Waldemar.

Einführung einer konstitutionellen Verfassung bezeichnete. „Keiner Macht der Erde", sprach der König mit Nachdruck vom Throne herab, „soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln; nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß sich zwischen unsern Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen!" Aber die gereizte Stimmung, welche die Mehrzahl der Abgeordneten von vornherein beherrschte, vermochte er nicht zu beschwören. Statt des Dankes, auf den der König ein Recht hatte, sprach der Landtag in der Adresse, durch die er die Thronrede beantwortete, eine Wahrung der Rechte aus, wie sie sich aus den Edikten von 1815 und 1820 ergaben.

Dem Prinzen von Preußen fiel es zu, die Regierung seines königlichen Bruders gegen die Angriffe zu verteidigen, die aus der Mitte des Landtages sich gegen sie richteten. Mit ritterlicher Selbstverleugnung hat er es gethan, unbekümmert dem Sturme politischer Leidenschaften sich aussetzend, vor dem er selber erst kürzlich gewarnt.

Gleich in einer der ersten Sitzungen der vereinigten Kurien des Landtages galt es einen Angriff abzuwehren, den der Abgeordnete Hansemann gegen die Räte der Krone richtete. Diese hätten, deutete er an, der Krone Erlasse vorgeschlagen, wodurch die früheren Rechte des Volkes gekränkt würden. Er meinte damit das Gesetz vom 17. Januar 1820, wonach (§ 13) die Staatsschulden-Verwaltungsbehörde verpflichtet sei, der künftigen reichsständischen Versammlung alljährlich Rechenschaft zu legen.

Sofort erhob sich der Prinz von Preußen: „Wir haben gehört, daß gesagt worden ist, die vorliegenden Verordnungen seien aus dem Mißtrauen der Räte des Königs hervorgegangen. Vermöge meiner Geburt bin ich der erste Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens des Königs sein erster Ratgeber. Als solcher gebe ich die heilige Versicherung in meinem und der übrigen Ratgeber Namen (bei diesem Worte erhoben sich die Minister von ihren Plätzen), daß kein Mißtrauen einen von uns beschlichen hat, als diese Verordnungen über die Befugnisse des Vereinigten Landtages beraten worden sind. Aber eine Voraussicht haben wir gehabt, daß diese Verordnungen, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Unkosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten. Das

ist der Grundsatz, nach welchem ich an diesem Werke teilgenommen habe, und einen Vorwurf des Mißtrauens lasse ich auf die Krone und ihre Räte nicht kommen."

So sprach der Prinz entschieden, mit wenigen Sätzen, rund heraus, wie er es meinte, und was er wollte. Festigkeit der Gesinnung, klare Verständigkeit, praktische Anschauung kennzeichnete alles, was er sagte. Streng hielt er sich an den vorliegenden Gegenstand, Abschweifungen durchaus vermeidend. Aber nicht häufig, nur wenn es not that, nahm er das Wort, um seine Stellung zu der Frage darzulegen.

So erklärte er sich (am 20. April), als über die Veröffentlichung der Verhandlungen des Landtages beraten wurde, für die allgemeine Veröffentlichung als Regel, wollte aber, daß Persönlichkeiten von der Veröffentlichung ausgeschlossen blieben, und daß, wenn Dinge zur Sprache kämen, die man nicht veröffentlichen wolle, dann in geheimer Sitzung beraten werde. So verlangte er (am 30. April) bei der Beratung über den herrschenden Notstand, als Graf Asseburg-Falkenstein eine Ermittelung der im Lande vorhandenen Körner und Kartoffeln beantragte, daß zunächst der vorhandenen Not abgeholfen und möglichst bald ein Ausfuhrverbot erlassen, der Antrag des Grafen Asseburg aber, um jetzt keine Zeit zu verlieren, einer späteren Zeit vorbehalten werde. So gab er (am 17. Mai) in der Herrenkurie, als Fürst Lichnowsky die Revision des Zolltarifs in Antrag stellte, seine Meinung dahin ab, daß das Freihandelssystem, das den preußischen Zollverhältnissen zu Grunde liege, durchaus beibehalten werden müsse. Habe es auch bisher, weil Preußen im Auslande keine Reziprozität gefunden, nicht die erwarteten günstigen Folgen gehabt, so könne jetzt nur die Aufgabe sein, einzelne Artikel, die notorisch litten, durch Zölle zu schützen; das allgemeine Zollsystem dürfe durch solche Ausnahmefälle nicht verändert werden. So sprach er sich (am 18. Mai) in der Herrenkurie, als über die Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit verhandelt wurde, für die Notwendigkeit einer Reform aus. Das hauptsächlichste Bedenken gegen die Patrimonialgerichte sei, daß die Gutsinsassen fürchteten, der Richter sei eine von dem Gutsherrn abhängige Person. Dem müsse durch eine kollegialische Einrichtung des Gerichts abgeholfen werden. Gegen eine völlige Aufhebung der Patrimonialgerichte dagegen sei er durchaus, da durch sie ein sehr heilsames Band zwischen Gutsherrn und Einsassen bestände. So erklärte er (am 31. Mai) in der Herrenkurie den Antrag, daß der Marschall (Präsident) des Vereinigten Landtages die Provinziallandtags-Marschälle der Provinzen behufs der Wahl der Sekretäre des Landtages konsultieren solle,

für unzweckmäßig. Der Landtags-Marschall werde das ohnehin thun; aber er könne auch andere Personen fragen; überhaupt dürften ihm keine von den Provinziallandtagen gewählten Leute aufgedrängt werden. Und ebenso antwortete er am folgenden Tage dem Fürsten Lichnowsky, der eine Zeitersparnis für die Verhandlungen des Landtags erwartete, wenn beide Kurien gleichzeitig dasselbe bearbeiteten, daß die wahre Zeitersparnis darin beruhe, wenn ein Teil der vorliegenden Arbeiten der einen Kurie, der andre Teil der andern Kurie zu gleicher Zeit gegeben werde. Dann lerne man an den Erfahrungen der andern Kurie: was im andern Falle nicht möglich sei. So stimmte er endlich (am 4. Juni) in der Herrenkurie dem Antrage auf Aufhebung des Salzmonopols durchaus zu. Daß die Zeiten der Monopole vorüber seien, sei keine Frage. Es werde daher, nachdem schon vor 4 Jahren die Steuer auf das Salz ermäßigt worden, die Beschränkung des Salzmonopols nach und nach fortgesetzt werden; die Erreichung des Zieles freilich müsse der Zukunft überlassen werden.

Dies alles waren sachliche Fragen, zu denen der Prinz kurz und mit sachlicher Klarheit Stellung nahm. Allein die Debatte der Herrenkurie, welcher der Prinz vermöge seiner Geburt selbst angehörte, am 8. Mai berührte so nahe seine innersten Überzeugungen, daß er in ihr nicht weniger als fünfmal das Wort genommen hat. So eröffnet uns diese Debatte über die Standesehre der Offiziere einen hellen Einblick in das ganz persönliche Empfinden und Denken des Prinzen, wie keine Verhandlung sonst es gethan. Und dies persönliche Moment — denn ist der Prinz nicht des Königs erster Offizier? — ist es, das ihr Interesse und besondere Bedeutung giebt.

Die Frage war: kann jemand, der aus dem Offizierstande entfernt worden ist, Mitglied des Vereinigten Landtags sein? Denn im Punkte der Ehre nimmt der Offizierstand eine Sonderstellung ein. Darauf erwiderte der Prinz:

„Was in bezug auf den exzeptionellen Stand der Offiziere gesagt worden ist in Beziehung auf den Ehrenpunkt: so erkenne ich vollkommen an, daß der Offizierstand in dieser Beziehung ein exzeptioneller ist. Aber in welcher Art! Hinsichtlich des Ehrenpunktes nur insofern, als er die Ehrenhaftigkeit als auf das höchste Stadium getrieben darstellt. Es fragt sich also, ob eine ständische Versammlung sich damit begnügt, ein Mitglied unter sich zu haben, dem dieser höchste Grad von Ehrenhaftigkeit abgeht. Meiner Überzeugung nach muß eine ständische Versammlung, gerade so wie der Offizierstand, den höchsten Grad der Ehrenhaftigkeit

ihrer Mitglieder verlangen. Darum behaupte ich, gerade weil es einen Stand giebt, der bereits durch seine Institutionen, die Ehrengerichte, zu dem höchsten Stadium der Ehre hingetrieben wird, daß jemand, der von seinen Standesgenossen nicht für würdig gefunden wird, in ihrer Mitte zu bleiben, ein Mitglied einer ständischen Versammlung nicht sein kann."

Nach den Worten des nächsten Redners schienen noch Zweifel über die Auffassung des Prinzen zu bestehen. Er hielt es daher für angemessen, sofort genau zu bestimmen, was er gesagt. „Zur Erläuterung dessen, was ich gesagt habe" — betonte er — „erwähne ich, daß ich ausdrücklich gesagt habe: alle diejenigen, die durch Ehrengerichte aus der Mitte der Offiziere entfernt worden sind, halte ich nicht für aufnehmbar. Daß die anderen Punkte noch nicht darunter begriffen sind, versteht sich von selbst; ich habe mich darüber nicht ausgesprochen, weil diese Kategorien noch nicht zur Sprache gebracht worden sind. Ich habe aber — die stenographischen Aufzeichnungen werden das auch enthalten — gesagt, daß der Offizier, der von seinen Standesgenossen aus ihrer Mitte ausgeschlossen worden ist, nicht Mitglied einer ständischen Versammlung sein kann. Dies nur zur Erläuterung, damit kein Mißverständnis über den Sinn meiner Worte besteht."

Die weitere Verhandlung ließ die Meinung des Prinzen als zu streng erscheinen. Er zog daher die Konsequenzen, die sich aus einer andern Ansicht in unliebsamster Weise ergeben könnten und müßten.

„Ich will", sagte er, „aus dem Vortrage des letzten Redners eine Stelle hervorheben. Ich stimme ganz darin bei, daß zu hoffen sei, daß niemals eine Kurie ein Individuum in ihre Mitte aufnehmen werde, das durch ehrengerichtlichen Spruch aus dem Offizierstande entfernt oder entlassen ist. Wie gesagt, diese Hoffnung teile ich vollkommen; aber Hoffnungen sind keine Gewißheit. Ich stelle also die Frage, wie jemand, der die Uniform trägt, die mit gutem altpreußischen Ausdrucke der Rock des Königs heißt, sich zu benehmen hat, wenn er einen früheren Kameraden, über den er selbst vielleicht den Urteilsspruch gefällt hat, infolgedessen er den Dienst hat verlassen müssen, als Stand in der Versammlung neben sich erblickt. Diese Frage stelle ich an jeden von Ihnen. Meine Herren, es sind viele unter Ihnen, welche den Rock des Königs tragen. Kann einer von uns mit einem solchen Entlassenen in der ständischen Versammlung sitzen?"

Durch den Hinweis auf einen rehabilitierten Offizier schien die Frage immer noch verworrener zu werden. Schlagfertig erhob sich der Prinz, um sie auf klare Grundsätze zurückzuführen.

„Ich nehme", sprach er, „das Wort zur Aufklärung eines Faktums, was den Passus der Entlassung aus dem Dienste betrifft. Die Entlassung aus dem Dienste schließt nicht aus, wieder in denselben eintreten zu können. Seine Majestät hat sehr vielen Offizieren, welche aus dem Dienste entlassen worden waren, den Eintritt als Gemeine in die Armee gestattet; und ohne Examen arbeiten sie sich bei guter, ehrenhafter Aufführung zum Offizier herauf. Sobald sie wieder Offiziere sind, ist die Schuld abgethan. Das Mitleid, was die Versammlung leiten möchte, ist auf junge Offiziere gerichtet, die nach einer Entlassung nicht mehr wissen, was aus ihnen werden soll. Für diese ist der Fall gedacht, den ich anführte, daß sie von unten wieder zu dienen anfangen und sich selbst rehabilitieren. Was die höheren Offiziere betrifft, muß ich bemerken, daß, solange ich die Ehre habe der Armee anzugehören, mir kein einziger Fall bekannt ist, wo Ehrengerichte sich über den Leutnantsstand hinaus erstreckt hätten. Sollte das Unglück sich ereignen, daß höhere Offiziere dem Ehrengerichte sich unterwerfen müssen, so gehören sie einer Altersklasse an, wo man über dieselben ein festes Urteil hat; und da wird das Mitleid kaum in Anspruch genommen werden. Weil diese Männer in vorgerücktem Alter sind, so bedarf es für solche nicht der Rehabilitation, die bei jungen Offizieren angegeben ist, welche für einen Jugendstreich gerechte Strafe erlitten. Nun, glaube ich, würde eine mildere Rücksicht für diese darin liegen, daß ausgesprochen würde: solange sie nicht auf irgend eine Art eine Rehabilitation sich erworben haben, müssen sie von der Standschaft ausgeschlossen werden."

Allein die Schwierigkeit der Frage lag zum Teil auch darin, daß es verschiedene Arten der Entlassung gab. Der Kriegsminister wollte dies durch ein geschickt erfundenes Beispiel klar machen; der Prinz indes verwarf die spitzfindigen Unterscheidungen: ihm kam es auf ein einheitliches klares Prinzip an, indem er auf die Kasuistik des Kriegsministers entgegnete:

„Ich wollte mir eine Bemerkung erlauben über den Fall, den der Kriegsminister angeführt hat, in betreff der zwei Brüder, wovon der eine aus dem Dienste entlassen und der andere entfernt worden ist. Dieses Entlassen und Entfernen scheint mir sehr bezeichnend zu sein. Derjenige, welcher entfernt worden ist, ist nicht wieder anstellungsfähig und hat sein Verbrechen dadurch dokumentiert, daß er die Vorgesetzten belogen hat. Der andere hat gegen die Standesehre gefehlt insofern, als er sich beim Schlagen des Generalmarsches nicht zu seiner Fahne gestellt hat. Ganz nackt hingestellt, kann man fragen, warum auch dieser nicht entfernt

worden sei. Es kommt aber zur Sprache, daß hier eben nach Ansicht des Ehrengerichtes dieser ehemalige Offizier nicht so straffällig ist; allein deshalb wird keiner behaupten wollen, daß er nicht beschollten sei. Daraus, glaube ich, geht aber der Beweis hervor, daß die Offiziere im Ehrengericht genau wissen, was ihrem Ausspruche folgt, und daß sie sehr genau die Folgen abzuwägen verstehen. Daß aber ein solcher beschollten ist, kann keinem Zweifel unterliegen."

Viel heftiger indessen als in der Herrenkurie wogte der Widerstreit der Meinungen in der Dreiständekurie der Ritter, Bürger und Bauern. Nicht an die vorliegenden Aufgaben hielt man sich hier, sondern es galt als Pflicht der Versammlung, zu immer weiteren Zugeständnissen die Krone zu drängen. „Der Kampf", sagte der Abgeordnete Camphausen in der Sitzung des 1. Juni, „den wir führen, bewegt sich um zwei Punkte. Der erste Punkt ist der, daß nach Erlassung eines Gesetzes der Gesetzgeber an das Gesetz gebunden sei, daß also jedes erlassene, nicht abgeänderte, nicht aufgehobene Gesetz den Gesetzgeber selbst wie jeden Bürger im Staate verpflichte, daß diese Schranke der höchsten Gewalt, diese Grenzlinie, welche die Macht von der Willkür scheidet, anerkannt werde, daß jede nicht erledigte, bestimmte oder schwankende Zusage auf gesetzlichem Wege zur Erledigung gelange, daß jeder Widerspruch zwischen den bestehenden Gesetzen und der Wirklichkeit beseitigt werde: das ist der erste Punkt, um den wir kämpfen. Der zweite Punkt ist der, daß die Teilnahme an der Regierungsgewalt, welche dem Volk durch seine gewählten Vertreter in Beziehung auf die Angelegenheiten der Gesamtheit eingeräumt werden soll, das Maß dieser Teilnahme sei groß oder klein, sie bestehe in Rat oder Zustimmung, innerhalb der von dem Gesetze gezogenen Grenzen sein einheitliches, unteilbares und selbständiges Recht sei. Einheitlich, also nicht auszuüben von Provinzialständen, sondern von Reichsständen; unteilbar, also nicht zum Teil einer kleinen Versammlung, zum Teil einer größeren Versammlung zustehend; selbständig, also in Beziehung auf den Zeitpunkt der Teilnahme nicht abhängig von dem Belieben der Regierung oder von ihrem Urteil über das Bedürfnis, sondern vorausbestimmt durch das Gesetz."

Wohl erstand der Regierung ein mutiger und beredter Vorkämpfer in der Person des jugendlichen Abgeordneten der sächsischen Ritterschaft, dem Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen; aber er reizte mehr, als daß er überzeugte. Die Majorität des Landtags hielt ihre Parteitaktik fest. Sie meinte durch geschlossenen Widerstand den König zur Nachgiebigkeit bestimmen zu können. Sie lehnte daher die Über-

nahme einer Zinsgarantie des Staates für Rentenbanken ab, welche den Bauern die Ablösung von Fronden und Lasten erleichtern sollten. Sie versagte ihre Zustimmung zu einer Anleihe zum Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Königsberg. Und doch waren beides Anträge, die sachlich ebenso segensreich waren, wie sie den allgemeinen Wünschen entsprachen. Aber die Parteidoktrin galt über alles. Ein gedeihliches Zusammenwirken mit der Regierung war von einer solchen Gesinnung nicht zu erwarten. Enttäuscht und verstimmt verließ daher der König Berlin und ließ am 26. Juni 1847 durch den Minister von Bodelschwingh den Vereinigten Landtag schließen.

Wohl bleibt es des Königs unsterbliches Verdienst, die weitere Ausbildung der ständischen Vertretung in Preußen angebahnt zu haben. Er behielt auch die Weiterentwickelung der Institution im Auge, nur daß jegliche Beschränkung der altererbten Rechte der Krone lediglich der Entsagung seines freien Entschlusses entstammen sollte. Aber von außen angesehen, war doch der Verlauf des Landtages für den König ein Fehlschlag. Zum erstenmal waren in Deutschland die Geister auf einer wirklich bedeutenden Bühne aufeinander getroffen. Vor Preußen, ja vor ganz Deutschland sprachen bei der völligen Öffentlichkeit der Verhandlungen die Redner; um Grundsätze ging der Kampf. Und das war der Erfolg, daß der König in den völlig unverdienten Ruf kam, ein starrer Absolutist zu sein, daß die Hoffnungen, welche man in Deutschland für eine bessere Gestaltung der Dinge auf Preußen gesetzt hatte, in nichts zerwehten. Das Ansehen des Königtums war geschädigt, die Geltung Preußens in Deutschland gesunken, während eine zunehmende Erregung der Gemüter bis in die fernsten Kreise getragen war.

Am 2. April 1848 trat der Vereinigte Landtag noch einmal zu kurzer Tagung zusammen. An seinen Verhandlungen aber hat damals der Prinz von Preußen nicht teilgenommen.

Drittes Kapitel.

1848.

Seit dem Tode des Herzogs Karl von Mecklenburg, dem 22. September 1837, führte der Prinz von Preußen das Kommando des Gardecorps, anfangs interimistisch, bis er am 30. März 1838 zum kommandierenden General des Gardecorps selbst ernannt wurde. Ein Jahrzehnt war seitdem vergangen, als der König ihm einen Wirkungskreis anwies, der in ganz besonderem Maße des Prinzen Besonnenheit und Energie erforderte: am 10. März 1848 ernannte er ihn zum Generalgouverneur der Rheinprovinz und Westfalens. Infolgedessen übergab der Prinz das Kommando des Gardecorps dem ältesten Generale desselben, dem Generalleutnant von Prittwitz, und nahm von dem solange geführten Corps in Berlin und Potsdam in den nächsten Tagen Abschied, von den Mannschaften der Regimenter in den Kasernen, von den Offizieren mittags auf der Parade. Nicht leicht wurde es ihm, aus der altvertrauten Stellung zu den Musterregimentern der preußischen Armee zu scheiden. Mit ernsten Worten ermahnte er die Soldaten bei den aufgeregten, gefahrdrohenden Verhältnissen ringsum zu verdoppelter Anstrengung, zu männlicher Festigkeit, zu unerschütterlicher Treue, zu kräftigem Widerstand gegen alle Verlockungen, die ihnen die fieberhaft erregte Zeit bieten würde.

Und fürwahr, an solchen Verlockungen fehlte es nicht. Der Rückgang der deutschen Industrie, die sich fortwährend wiederholenden Lohnherabsetzungen hatten in den Fabrikbezirken die Arbeiter in eine Lage gebracht, die nur schwer erträglich war. Die Maßregeln der Regierungen verschlugen nichts dagegen, so daß die Arbeiter sich in die Einbildung hinein gewöhnten, in den Regierungen ihren übelwollenden Widersacher zu sehen. Dazu kam die schlechte Ernte des Jahres 1847 und noch mehr die weite Striche verheerende Kartoffelkrankheit, um die Not und die Mißstimmung der Arbeiter zu steigern. Dieser Mißstimmung nun bemächtigten sich die Radikalen; denn sie hofften durch die Fäuste der

Arbeitermassen ihre revolutionären Ideen verwirklichen zu können. Beseitigung der Fürsten und der Regierungen, Umgestaltung Deutschlands nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika war ihr Ziel. Mit der Miene von ehrlichen Volksfreunden klärten sie die Arbeiter über die Rechte auf, die ihnen vorenthalten würden, über die Selbstsucht der Besitzenden, über die Parteilichkeit der Regierungen, über die dem Arbeiterstande innewohnende Macht, nicht um den Arbeitern zu helfen, sondern um sich aus ihnen eine Armee zu bilden, fähig und entschlossen, die Ziele ihrer Führer zu verwirklichen. Die Arbeiter aber folgten willig der so sich ihnen bietenden Führung; sie verlangten nur Befreiung aus ihrer drückenden Lebenslage, es sei, wodurch es sei.

In Frankreich war die Erregung schon 1846 zum Ausbruche gekommen. Die Mißernte dieses Jahres steigerte die Not ins unerträgliche; bald stand das ganze mittlere Frankreich in hellem Aufruhr. Die Spritzwellen dieser Bewegung schlugen über den Rhein. 1847 kam es hier zu tumultuarischen Unruhen gemeingefährlichen Charakters. Rasch breiteten sie sich weiter aus, als die Nachricht von dem Sturze Ludwig Philipps, von dem Siege der Revolution in Paris über den Rhein kam. Mit Nachdruck galt es der Gefahr zu begegnen. Auf den 15. März hatte der neuernannte Generalgouverneur seine Abreise nach Köln festgesetzt.

Inzwischen aber nahmen die Dinge in Berlin selbst eine Gestalt an, daß der Prinz von Preußen seine Abreise zu vertagen für gut befand. Auf Berlin hatte das revolutionäre Agitationskomitee, das sich in Paris gebildet hatte, hauptsächlich sein Absehen gerichtet. Aber auch den deutschen Radikalen — Demokraten, wie man sagte — war Berlin die Entscheidung. Denn in Preußen sahen sie mit Recht ihren gefährlichsten Gegner: war doch Preußen nicht bloß innerlich stärker, sondern auch mehr zu verständigen Reformen geneigt, als Österreich, die deutsche Vormacht. So strömten denn in ganzen Scharen die Radikalen, zumal Rheinländer und Polen, nach Berlin. Aufregende Volksversammlungen, an deren Beschlüssen Tausende sich berauschten, wurden gehalten. In wenigen Tagen vernichteten die Unruhen die Lebensexistenz zahlloser Familien und schufen den gleißenden Führern rasch eine wild entschlossene Armee. Am 15. März wurde der Bau einer Barrikade versucht, und am 16. März kam es schon zu einem blutigen Zusammenstoß des Militärs mit den tumultuarischen Volkshaufen. Es mußte etwas Entscheidendes geschehen. Da faßte der König, der das volle Verständnis der neuen Zeit für sich in Anspruch nahm, den Entschluß, sich selbst an die Spitze der Bewegung zu stellen, damit durch Preußen die notwendige Neugestaltung



Zeitbild aus dem Jahre 1848.

Deutschlands vollzogen würde. Wohl erkannte er, daß die Konsequenz dieser Gedanken die innere Neugestaltung Preußens auf liberaler Grundlage sein müßte. Zu dem Zwecke schien es nötig, den Vereinigten Landtag sobald wie möglich einzuberufen. Und in dem Einberufungspatent gedachte er sofort seine Pläne für die Neugestaltung Preußens und Deutschlands dem preußischen Volke darzulegen. Diesen Gedanken stimmte der Prinz von Preußen, sowie die in Berlin anwesenden elf Minister zu; das Patent wurde in diesem Sinne entworfen und am Morgen des 18. März von dem Könige, dem Prinzen von Preußen und den Ministern unterzeichnet. Ohne Verzug wurde es dann in die Druckerei geschickt, um so bald wie nur möglich veröffentlicht zu werden. Das war ein so entschiedener Wechsel des Systems, daß ein Wechsel des Ministeriums unerläßlich wurde. An Stelle des Prinzen von Preußen trug der König den Vorsitz im Kabinett dem Grafen Arnim-Boitzenburg an; die Mitglieder desselben wurden aus den hervorragendsten Führern der Linken des Vereinigten Landtages gewählt.

Aus Köln war eine Deputation in Berlin erschienen, um dem Könige die Beschwerden und Bitten der Rheinlande vorzutragen. In Gegenwart des Prinzen von Preußen empfing er sie am Vormittage des 18. März. Er konnte ihr die Zusicherung geben, daß ihre Wünsche mit seinen eigenen Absichten übereinstimmten; in drei Stunden würden sie seine Erklärungen gedruckt mitnehmen können.

Der Vorgang und der Erfolg der Kölner machten großes Aufsehen. Jetzt entsandten auch die im Rathause versammelten städtischen Behörden Berlins eine Deputation an den König, welche die gleichen Zusagen zurückbrachte. Das versetzte alle im Rathause Anwesenden in die freudigste Aufregung. Sie zogen nach dem Schloßplatze — Tausende schlossen sich an — und brachten dem Könige durch ein Lebehoch den Dank des Volkes dar. Und vollends wurde die Stimmung begeistert, als um halb zwei Uhr ein Extrablatt der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" das Patent des Königs, das eine „konstitutionelle" Verfassung Preußens und Reform des Deutschen Bundes verhieß, zugleich mit dem Erlasse des Königs brachte, durch den er Preßfreiheit gewährte. Jubel erfüllte den ganzen weiten Platz, bis die freudig erregten Tausende sich zerstreuten, um die frohe Kunde weiter zu tragen.

Fast noch hätte die Reform die Revolte überholt: wären die Patente des Königs nur um *einen* Tag früher erschienen, so daß sie Zeit hatten, in der weiten Stadt bekannt zu werden, so wären die traurigen Märzkämpfe Preußen erspart geblieben. Die revolutionär gesinnten Führer

und Hetzer der Volksmassen, die Aufwiegler, welche nach Berlin gekommen waren, um hier einen Aufstand zu entfachen, hatten am Abend vorher in den Stadtbezirken den Antrag durchgebracht, daß die Anwesenden am 18. März um 1 Uhr mittags nach dem Schloßplatze ziehen sollten, um von dem Könige Bewaffnung der Bürgerschaft und Entfernung des Militärs zu verlangen. Dementsprechend füllte sich der leer werdende Schloßplatz sehr schnell wieder mit Arbeitern und Handwerksgesellen. Ein unruhiges Drängen und Wogen in der dicht gescharten Menge begann, so daß ein Zug Dragoner von der Stechbahn, zwei Kompanien des Kaiser Franz-Regiments aus den Portalen des Schlosses vorrückten, um den Platz langsam zu räumen. Da fiel ein Schuß von der Königsstraße her: das war das Signal. Ein Mann in einem hohen weißen Filzhute hatte ihn abgefeuert. Niemand kannte ihn; wahrscheinlich war es einer der fünf Sendlinge des Pariser Agitationskomitees. Pfeifend und schreiend drängte die Masse über die Kurfürstenbrücke vor. In dem Gedränge gingen zwei Grenadieren die Gewehre los. Niemand war verletzt; die Kugeln waren in die Luft gegangen. Allein ein wildes Geschrei erhob sich; die Menge stob auseinander, und alles rief nach Waffen. An den Straßenzugängen wurden Barrikaden errichtet, und geängstigt schlossen die Bürger die Hausthüren, die Kaufleute ihre Läden. Die Hetzereien hatten ihre Wirkung gethan: die tobenden Rotten erhoben zum Kampfe die Faust.

Den Oberbefehl über die in Berlin anwesenden Truppen führte der Generalleutnant von Prittwitz. Es waren nicht mehr als 14 250 Mann mit 36 Geschützen. Alsbald ging er zum Angriffe vor: Barrikade um Barrikade wurde erstürmt; denn wo die Truppen angriffen, siegten sie auch. Aber doch vermochten sie nur langsam vorzudringen, nicht als ob sie so tapferen Widerstand gefunden hätten, sondern weil der König, in seinem Herzen tief betrübt über den unseligen Kampf, sich nur mit größtem Widerstreben dazu entschließen konnte, wenn eine Position genommen war, den Befehl zu weiterem Vorrücken der Truppen zu geben. Denn immer wieder hoffte er, durch friedliche Mittel den „traurigsten Kampf" zu beendigen, das unbegreifliche „Mißverständnis" aufzuklären. Er konnte es nicht fassen, daß die, die ihm eben noch zugejubelt und Lebehochs dargebracht, jetzt auf den Barrikaden gegen ihn ständen: ein Irrtum, so groß, wie er nur gedacht werden kann, der freilich das Thun des Königs erklärlich macht. Aufgehellt haben ihn auch erst die Totenlisten des Barrikadenkampfes, aus denen sich ergiebt, daß fast nichts wie arbeitslose Handwerksgesellen, Arbeiter und fremder Zuzug auf den Barrikaden gekämpft haben.

Gegen Mitternacht hatte Prittwitz die revolutionären Scharen nach jeder Richtung etwa 3 Kilometer vom königlichen Schlosse zurückgetrieben. Jetzt befahl der König, der die ganze Nacht wach blieb, inne zu halten und, wenn die Truppen etwa angegriffen würden, sich damit zu begnügen, die Angriffe nur abzuwehren. Aber die Aufrührer wagten, durch die handgreifliche Erfolglosigkeit entmutigt, weder in der Nacht noch am Morgen des 19. März einen Angriff mehr. Das machte den besonneneren Bürgern Mut, jetzt endlich für die Ordnung einzutreten: an mehreren Stellen begannen sie den Aufrührern zum Trotze die Barrikaden abzutragen. Das machte auf den König einen tiefen Eindruck. Eben noch hatte er in der Proklamation „an Meine lieben Berliner", die er in der Nacht geschrieben hatte, den Rückzug der Truppen zugesichert, sobald die Barrikaden weggeräumt würden. So hatte er auch den Deputationen geantwortet, die fort und fort zu ihm kamen. Jetzt sah er den guten Geist in der Bürgerschaft wieder erwachen — und eindringlich riet der tags zuvor zum Ministerpräsidenten ernannte Graf Arnim-Boitzenburg, durch die Zurückziehung der Truppen jetzt die aufgeregten Gemüter zu versöhnen. Mit ganzem Nachdruck sprach der Prinz von Preußen dagegen, durch übereilten Rückzug den Revolutionären nicht das Gefühl, gesiegt zu haben, aufzudrängen; auch General von Prittwitz war mit Entschiedenheit gegen den Gedanken: aber erschöpft, wie der König war, ließ er sich fast wider seinen Willen den Befehl zum Rückzuge durch Graf Arnim entreißen.

Das verhängnisvolle Wort war so gesprochen. Der Prinz begab sich in das Nebenzimmer, in welchem die Adjutanten des König sich aufhielten. Unmutig warf er, ohne ein Wort zu sprechen, seinen Degen auf den Tisch und ordnete dann in Übereinstimmung mit Prittwitz an, daß der Rückzug der Truppen nach dem Schlosse zu erfolge. Von hier indes ließ Prittwitz sie nach einer halben Stunde in ihre Kasernen abrücken. Mit höhnischem Gejohle begleitete sie der Pöbel, so daß Prittwitz bei der weiten Entfernung, in der die Kasernen voneinander lagen, um die Sicherheit der Truppen besorgt wurde und auf eigene Verantwortung, um allen Eventualitäten vorzubeugen, mit klingendem Spiele sie aus der Stadt abmarschieren ließ. Denn sein Gedanke war, durch eine Blockade und Beschießung von außen, wenn es nötig sein sollte, Berlin zur völligen Ergebung zu zwingen. Man meldete dem Könige den Abzug der Truppen: in schmerzlicher Überraschung, als stellten sogleich seinem Geiste die Folgen sich dar, sank er kraftlos auf einen Stuhl.

Noch immer tief aufgeregt war die Hauptstadt. Als Siegerin fühlte sich die Revolution. Wer irgend gegen sie gewesen, den denunzierten die Hetzer als „Verräter" den aufrührerischen Haufen und leiteten diese an, wenigstens das Eigentum der Volksfeinde zu verwüsten. Wilder aber wurde gegen niemand der Haß geschürt, als gegen den Prinzen von Preußen, dessen mannhaften und energischen Sinn die Hetzer vor allem fürchteten. Am Vormittage des 20. März umtobte eine wüste Rotte sein Palais in Berlin. Der Bürgerwehrposten vor dem Eingange verzog sich, und einige freche Schreier schlugen unter zustimmendem Gejohle der



Rettung des Palais des Prinzen von Preußen am 20. März 1848.

Menge vor, Feuer an das Palais zu legen. Wirkungslos verhallten die Mahnungen einiger besonnener Männer, die auf die große Gefahr hinwiesen, welche dadurch der anstoßenden Königlichen Bibliothek und ihren unersetzlichen Schätzen drohe. Schon nahte — erzählt Georg Hiltl als Augenzeuge — vom Opernplatz her ein mit Fackeln versehener Zug, zwei Kerle voran, die Anweisung gaben, wie das Palais in Brand zu stecken sei. Da stieg, ohne auf das wüste Toben zu achten, ein schlichter Bürgersmann, Farbentopf und Pinsel in der Hand, auf einer kleinen Stehleiter empor und malte rechts und links von der Auffahrtsrampe das Wort „National-Eigentum" auf die Wand des Palais. Niemand

störte ihn. Ruhig stieg er wieder von der Leiter herunter. „Bravo!“ riefen einige der Bessergesinnten und klatschten nachdrücklich ihm Beifall. Das wirkte: Die eben noch wild schreiende Menge stimmte mit ein — und das Palais war gerettet.

Indessen dem Prinzen selbst glaubten seine Freunde doch raten zu müssen, wegen der großen gegen ihn herrschenden Aufregung Berlin zu verlassen. Denn er allein sollte das Blutvergießen vom 18. März veranlaßt haben. Konnte eine Beschuldigung unsinniger sein? Aber wer fragte damals nach Beweisen? Der Prinz begab sich nach Spandau und von dort nach der Pfauen-Insel, wo er den 20. und 21. März in stiller Zurückgezogenheit zubrachte. Seine Abreise aber wurde nun wieder von den haßerfüllten Demokraten als eine Bestätigung seiner volksfeindlichen Absichten geflissentlich ausgelegt und das Gerücht verbreitet, daß unter der Führung des Prinzen eine große Heeresabteilung gegen Berlin heranrücke. So grundlos es auch war, so wurde es doch geglaubt und steigerte die Erregung gegen den Prinzen zu wahrer Fieberhitze. Zur Beruhigung der Bevölkerung glaubten daher die neuernannten Minister dem Könige den Wunsch ausdrücken zu müssen, daß der Prinz eine Reise ins Ausland unternehmen möchte.

Der König entsprach diesem Wunsche und sandte dem Prinzen eine mündliche Weisung. Allein dieser lehnte es ab, auf mündliche Weisung hin Preußen zu verlassen: nur einem ausdrücklichen schriftlichen Befehle des Königs werde er sich fügen. So richtete der König denn ein eigenhändiges Handschreiben an ihn, in dem er ihm den Auftrag erteilte, sich nach Rußland zu begeben, um dem befreundeten russischen Hofe Aufklärung über die Ereignisse in Berlin zu geben. Allein war nicht zu erwarten, daß, wenn dies bekannt würde, es die Erregung gegen den Prinzen nur noch steigern würde? Denn kein Land war den Machthabern des Tages so verhaßt wie Rußland und so gefürchtet. Indessen nach einigen Tagen schon brachten, dem Mißtrauen begegnend, die Zeitungen amtlich die Nachricht von der Abreise des Prinzen nach London. Das wirkte günstig und bestätigte sich auch bald als wahr.

Seit Jahren war der Prinz von Preußen mit dem Freiherrn Karl von Vincke befreundet, der, aus dem aktiven Militärdienste ausgeschieden, auf seiner schlesischen Besitzung Olbendorf sich mit politischer Schriftstellerei beschäftigte, liberal seiner Gesinnung nach und mit offenem Auge den Forderungen der Zeit zugewendet. Durch persönlichen wie brieflichen Verkehr stand er dem Prinzen nahe. In der Abschiedsstunde hatte er den Prinzen mit unauffälliger Zivilkleidung versehen. Dann suchte er

ihn auf der Pfauen-Insel auf und bewog ihn zu dem Entschlusse, nicht nach Rußland, sondern nach England zu gehen, falls der König zustimme. So begab sich denn Vincke nach Berlin, gewann die Zustimmung des Königs und begleitete nun den Prinzen an dessen Geburtstage von der stillen Insel nach Hamburg. Hier zu dem Getreuen war es dem Prinzen in diesem Momente, wo er sich anschickte, das Vaterland zu verlassen, Bedürfnis, sich rückhaltslos über seine Stellung zu den Fragen der Zeit auszusprechen. Es war eine denkwürdige Unterredung. In sichtlicher Bewegung betonte der Prinz, wie er stets nach seiner innigsten Überzeugung und seinem Pflichtgefühle gehandelt habe, daß er aber vollkommen anerkenne, daß die Zeit eine andere, daß das alte System unmöglich geworden, daß er offen und ehrlich allem dem beitreten würde, was der König im Interesse der Volksfreiheit, der neuen Zeit thun und vereinbaren würde. Dies sei er bereit bei geeigneter Gelegenheit auch öffentlich auszusprechen. Sein Wunsch sei, an diesem neuen Werke mitzuarbeiten, und sein Vorsatz, an dem Neuen dann ebenso festzuhalten, wie er das Alte verteidigt. Vincke erinnerte an das Gerücht, daß dem Prinzen die Absicht zuschriebe, mit Waffengewalt die alte Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Allein mit lebhaftem Unwillen wies der Prinz den Gedanken zurück, daß er jemals gleich den Stuarts oder den Bourbons die Waffen gegen sein Vaterland führen oder fremde Mächte dazu aufmuntern könne. Und Vincke schied mit dem Eindrucke, daß der Prinz, nachdem er mit gewohntem Fleiß die neue Verfassung und das neue Verhältnis des konstitutionellen Königtums aufgefaßt habe, in seiner ganzen Gewissenhaftigkeit der kräftigste, sicherste Träger desselben sein werde.

Gleich nach dieser Unterredung, die klar zeigt, daß die Einsicht von der Notwendigkeit der konstitutionellen Regierungsform für die neue Zeit aus eigener stiller Erwägung, nicht erst infolge seines Aufenthaltes in England dem Prinzen geworden, verließ er den Boden Deutschlands. In Begleitung seines Flügeladjutanten, des Majors Ölrichs, schiffte er sich an Bord des englischen Dampfers John Bull am 25. März ein und langte in der Morgenfrühe des 27. in London an. Die Überraschung in Carlton House Terrace, dem Hotel der preußischen Gesandtschaft, war groß, als, ohne angemeldet zu sein, der Prinz vorfuhr. Schnell ließ indes Bunsen, der Gesandte, einige Zimmer zur Wohnung für den Prinzen einrichten. An dem gemeinsamen Lunch der Familie nahm der Prinz teil. Den hohen Gast zu ehren, setzte Frances von Bunsen, die Tochter des Gesandten, selbst ihm einen eleganten Armsessel an die Mitte

der Tafel. Aber lächelnd stellte der Prinz den Sessel zurück und nahm sich einen einfachen Stuhl. „Man muß jetzt", sagte er heiter, „Demut üben; denn die Throne wackeln." Überhaupt erkannten alle mit Bewunderung, daß die männliche Heiterkeit, die huldvolle Güte, die freundliche Rücksicht auf das Behagen anderer, die von je dem Prinzen eigen gewesen waren, in nichts durch die trüben Erfahrungen der letzten Tage überschattet wurden. Mit männlicher Ruhe und in sich gefaßter Würde nahm er auch auf, was die Zeitungen fast täglich von betrübenden Meldungen oder auch gehässigen Angriffen brachten.

Alsbald machte der Prinz der Königin Victoria und dem Prinz-Gemahl Albert in Buckingham-Palast seinen Besuch und empfing die Gegenbesuche der königlichen Familie und des Hofes. Auch der greise Feldmarschall Herzog von Wellington machte in der Uniform eines preußischen Generals ihm die Aufwartung.

Am Sonntage besuchte er den evangelischen Gottesdienst in der Savoy-Kirche. Als er in die Kirche eintrat, überreichte ihm der Küster das Gesangbuch und zeigte ihm den Vers, der gesungen wurde. Es war der 3. Vers von Nr. 399 des hannöverschen Kirchengesangbuches:

Da siehst du Gottes Herz,
Das kann dir nichts versagen,
Sein Mund, sein teures Wort
Vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir
Schon viele Not gewandt.

Mit wunderbarer Gewalt ergriff das trostreiche Wort das Herz des Prinzen: gerade zu ihm schien es ihm gesprochen. Er ließ sich das unscheinbare Buch geben und hat es zum Gedächtnis der Zuversicht, die es in ihm gestärkt, treu aufbewahrt. Auf seinem Schreibtische in Babelsberg hat gar mancher es liegen sehen und vielleicht auch die Worte gelesen, die der Prinz neben den Vers geschrieben hat: „Bei meinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoy-Kirche zu London am 2. April 1848 gesungen."

Die Staatsmänner Englands und die ganze hohe Aristokratie wetteiferten miteinander, dem Prinzen ihre Huldigungen darzubringen. Ihm zu Ehren gab Lord Palmerston am 2. April ein glänzendes Fest. Der Herzog von Devonshire folgte, dann Wellington, Lord Hardinge u. a. Die Osterwoche verlebte der Prinz in Strathfieldsay, dem Landsitze des Herzog von Wellington. Im April besuchte er auch die Insel Wight.

Mit besonderer Herzlichkeit aber wurde der Verkehr mit dem Prinz-Gemahl wieder aufgenommen und bestärkte den Prinzen in seiner Überzeugung, daß Preußen unumwunden und offen in die Bahn der konstitutionellen Staatsform einlenken müsse. In seinem Tagebuch hat Prinz Albert den Eindruck niedergelegt, den er damals von dem Prinzen von Preußen gewann. „Er wird angefeindet", schreibt er, „weil er gefürchtet wird; doch ist er nobel und ehrlich und ganz der neuen Bewegung für Deutschland ergeben. Er nimmt die Sache mit militärischer Ehre und verteidigt den Posten, der ihm anvertraut ist."

Neben diesem persönlichen Verkehre fand der Prinz auch Zeit, sich mit den Einrichtungen Englands durch eigene Beobachtung immer vertrauter zu machen. Zumal den Verhältnissen der englischen Marine wandte er Aufmerksamkeit und Studium zu. Als ein Ausdruck des gewonnenen Interesses für dies bisher ihm ferner liegende Gebiet und der sich anbahnenden Überzeugung von der außerordentlichen Wichtigkeit desselben für das Staatsleben kann es gelten, daß er, als unter den Deutschen in England zu Sammlungen für „die deutsche Flotte" angeregt wurde, selbst die Subskription mit der Zeichnung von 20000 Mark eröffnete. Das erregte Aufsehen; einige demokratische Hitzköpfe stellten den Antrag, die tausend Pfund Sterling von einem Gegner der deutschen Einheitsbestrebungen nicht anzunehmen. Aber der Vorsitzende der Versammlung belehrte sie, daß ein Fürst Gegner der Einheit sein müsse, so lange das Volk den Handlungen selbst, die sie bezweckten, Widerstand entgegensetze. Das wirkte: die Zeichnung des Prinzen wurde einstimmig angenommen und ihm der Dank der Versammlung votiert.

So schnell indes erfolgte in der Heimat der Umschwung der Stimmung nicht. Die Nachrichten, welche von dorther die Zeitungen brachten, lauteten bedenklich und unerquicklich. Nur daß die preußischen Truppen ihren alten Ruhm militärischer Tüchtigkeit, den die Märztage, wenn auch grundlos, erschüttert hatten, in Schleswig glänzend wiederherstellten, erfüllte den Prinzen mit lebhafter Genugthuung. König Friedrich VII. von Dänemark hatte, gedrängt von den Kopenhagener Demokraten, in offener Verletzung der alten Landesrechte die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staat verfügt. Einmütig hatten sich dem, wenn auch ohne Erfolg, die Herzogtümer Schleswig und Holstein entgegengesetzt, bis der König von Preußen am 24. März ihre Rechte anerkannte und preußische Truppen ihnen unter General von Wrangel zu Hilfe sandte, welche am 23. und 24. April bei Schleswig und Flensburg die Dänen zurückschlugen.

„Sie können sich denken, mein lieber General", schrieb der Prinz am 2. Mai an Wrangel, „mit welcher Freude, mit welchem Interesse ich die Nachrichten empfangen habe über die am 23. April und folgenden Tage stattgehabten Gefechte bei Schleswig und Flensburg; die mir vorliegenden Berichte legen ein rühmliches Zeugnis ab für die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen, welche in jenen Tagen für Deutschlands Ehre unter Ihrer Führung siegreich gefochten. Den Erwartungen, welche ich stets von dem bewährten Geiste unseres preußischen Heeres gehegt, haben die bei Schleswig fechtenden Truppen vollkommen entsprochen. Ich bin stolz darauf, die Mehrzahl derselben in zwei verschiedenen Armeecorps während einer Reihe von Jahren befehligt zu haben! Schon aus diesem Grunde ersuche ich Sie, den Offizieren und Soldaten der unter Ihrem Befehle stehenden Truppen meine ganze Teilnahme, meine Achtung und meinen Glückwunsch zu dem glorreich erfochtenen Siege aussprechen zu wollen."

Sehr gern kam der General diesem Wunsche nach und machte das Schreiben den Truppen bekannt. Durch kräftige Hochs auf den Prinzen gaben diese ihrer Freude über die Anerkennung Ausdruck. Freilich in der Paulskirche in Frankfurt, wo damals das Vorparlament tagte, erregten diese Hochrufe Anstoß. Ein Abgeordneter scheute sich nicht, daraufhin den Geist der preußischen Soldaten als „reaktionär" zu bezeichnen. Allein Graf Goltz, des Prinzen Adjutant, belehrte ihn durch einige nachdrückliche Zeilen von London aus, daß „dem Prinzen von Preußen sein mannhafter Charakter und seine Gesinnungen schon immer die Liebe seiner Untergebenen erworben hätten: und aus dieser seien jene Lebehochs hervorgegangen."

Patriotischen Ruhm über alle aber erwarb sich damals der Kreistag des Kreises Belgard in Pommern, der eine Adresse an den Prinzen, wo alles sich von ihm wie von einem Verbannten abwandte, richtete und ihn bat, zurückzukehren und in seiner Mitte zu weilen. Das that dem Prinzen wohl. „Mit Freude und Rührung" — antwortete er den treuen Kreisständen — „habe ich die Adresse der zum Belgarder Kreistage versammelt gewesenen Stände, welche an mich die Aufforderung enthält, in Ihre Mitte zurückzukehren, entgegengenommen. Sie war mir ein neuer Beweis jener Liebe und Anhänglichkeit, welche die treuen Pommern gegen das königliche Haus und gegen mich so oft bethätigt haben.

„Ihre Adresse hat meinem Herzen wohlgethan, und ich spreche Ihnen für dieselbe meinen Dank aus, um so mehr, als ich vollkommen Ihre in derselben ausgesprochene Gesinnung teile: daß Sie die in eine kon-

stitutionelle Monarchie verwandelte Verfassung des Staates mit ihren notwendigen Folgen annehmen und daß Sie entschlossen sind, wie in früheren Tagen, Gut und Blut auch heute noch für denselben zu opfern. So gern ich aber Ihrem Wunsche gleich nachkommen möchte, so muß ich mir die Freude für jetzt untersagen, weil mich ein besonderer Auftrag Sr. Majestät des Königs zur Zeit noch in England festhält. Zugleich lassen mir die besonderen Verhältnisse, in welchen Preußen sich befindet, die Konstituierung der neuen Rechtszustände, sowie meine eigene Stellung zu dieser Reorganisierung der Monarchie die unmittelbare Rückkehr in die Hauptstadt Berlin unerläßlich erscheinen.

„Sie wissen, daß ich als Mitglied des damaligen Staatsministeriums das Patent Sr. Majestät des Königs vom 18. März d. J., durch welches dem preußischen Volke die vorgenannte konstitutionelle Verfassung verheißen worden ist, mit voller Übereinstimmung unterzeichnet und mich dadurch zu deren einstiger Aufrechthaltung verpflichtet habe. Sie kennen mich auch hinreichend, um zu mir das Vertrauen zu hegen, daß ich meinem gegebenen Worte mich treu erweisen werde. Da aber in letzterer Zeit über meinen Charakter böswillige und vollkommen unbegründete Gerüchte verbreitet worden sind, so wünsche ich vor allem durch mein persönliches Erscheinen in Berlin denselben bald entgegentreten zu können. Später werde ich dann freudig in Ihre Mitte eilen!"

Nur allzusehr traf zu, was der Prinz hier beklagte, daß die gehässigsten Anschuldigungen in Berlin gegen ihn verbreitet wurden; viele sprachen sie, ohne zu prüfen, nach, und die andern getrauten sich aus Furcht vor den Demokraten nicht, zu widersprechen. So völlig beherrschte die sieghafte Demokratie die Situation, daß die meisten Geistlichen Berlins sogar die Fürbitte für den Prinzen von Preußen aus dem allgemeinen Kirchengebete fortließen. Da erschien am 26. April ein Eingesandt in der Vossischen Zeitung, durch das alle gutgesinnten Männer aufgefordert wurden, vereint den König zu bitten, daß der Prinz von Preußen zurückberufen würde. Unterzeichnet war es „v. Örtzen und Hering". Das war der Umschlag. Jetzt erhob sich Stimme für Stimme in den Zeitungen, Flugblättern, Plakaten; Gedichte wurden gedruckt, Adressen beraten. Jetzt wurde festgestellt, daß der Prinz unmöglich, wie ihm schuld gegeben war, das Zeichen zum Angriffe der Soldaten auf das Volk könne gegeben haben, daß er gar nicht, auf dem Balkon des Schlosses stehend, mit einem weißen Tuche könne gewinkt haben, da er sich im neuen Vortragszimmer des Königs zur Zeit, als die beiden Schüsse fielen, befunden habe, daß er sich vielmehr bei diesen Schüssen besorgt an die Umstehenden

mit den Worten gewandt habe: „Mein Gott, wenn da nur nicht jemand von den Zuschauern in den Fenstern blessiert ist!“ Nun erst wurde bekannt, daß der Prinz gerade dem Schießen gewehrt, daß er am Abend, als die noch nicht angegriffene Barrikade in der Breiten Straße auf die Artillerie am andern Ende der Straße schoß, den Kommandeur derselben verhinderte, das Schießen eher zu erwidern, als bis der kommandierende General es selbst beföhle.

In die Öffentlichkeit trat der Umschlag der Stimmung zuerst auf dem Posthofe in der Oranienburger Straße. Hier, in einer Versammlung von Landwehrmännern, gab der Schauspieler Louis Schneider, auf dem Dache eines Postwagens stehend, seinen patriotischen Empfindungen beredten Ausdruck. Er schloß mit einem Hoch auf den Prinzen von Preußen, in das die anwesenden Tausende mit lautem Zuruf einstimmten.

Freilich suchten die demokratischen Volksführer durch Plakate und Maueranschläge der immer weiter um sich greifenden Stimmung entgegenzutreten. Aber auch aus den Provinzen, zumal aus Pommern und Preußen, tönten Stimmen herüber, welche gegen die Führerschaft Berlins energisch protestierten. Und alle diese Kundgebungen wurden für das Ministerium die Grundlage, die Zurückberufung des Prinzen bei dem Könige zu beantragen. Denn die Einberufung der zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung gewählten Volksvertretung stand nahe bevor, und es schien unerläßlich, daß der Thronerbe zur feierlichen Anerkennung der zu vereinbarenden Verfassung anwesend sei, und daß die Volksvertretung ihre Beratungen mit der vollen Gewißheit begönne, in dem Thronerben einen Mitbürgen der Rechte zu finden, welche der König der Volksvertretung einzuräumen entschlossen sei. Überdies hatte das Städtchen Wirsitz in der Provinz Posen den Mut gehabt, den viel angefeindeten Prinzen von Preußen zu seinem Vertreter in dieser Volksvertretung zu wählen. Freilich wollte das Ministerium die Rückkehr des Prinzen nur unter der Bedingung, daß er „konstitutionelle Bürgschaften leiste“. Der König war mit dieser Voraussetzung einverstanden und sandte den Major Laue, der zum ersten Adjutanten des Prinzen ernannt war, mit einem Handschreiben nach London, durch das er den Bruder zur Heimkehr einlud.

Die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr des Prinzen von Preußen rief in Berlin eine gewaltige Aufregung hervor, so daß die demokratischen Volkshetzer sie zur Entfachung einer neuen revolutionären Erhebung glaubten ausnutzen zu können. Der Politische Klub, ihr Mittelpunkt, erließ daher eine Aufforderung zu einer bewaffneten Volks-

versammlung. Aber die vernünftigere Bürgerschaft sprach sich mit solcher Entrüstung dagegen aus, daß jene für gut befanden, die Sache für ein Mißverständnis zu erklären. Nur eine friedliche Volksversammlung wurde nach den Zelten berufen. Indes durch wilde stachelnde Reden wurden die Tausende, die sich zusammengefunden, in solche Aufregung versetzt, daß sie durch den Tiergarten nach der Wilhelmsstraße vor das Hotel des Ministerpräsidenten Camphausen zogen und diesem durch eine Deputation erklären ließen: es sei der Wille des Volkes, daß der Prinz von Preußen nicht heimkehre.

„Wer ist denn eigentlich das Volk?" fragte der Minister ironisch und fügte dann ruhig hinzu, daß er, da das ganze Ministerium die Bitte um Rückkehr des Prinzen an den König beschlossen habe, einseitig diese Maßregel nicht zurücknehmen könne.

So abgewiesen, zogen die Volksmassen die Linden hinauf zu dem Palais des Prinzen. Einige freche Buben warfen ein paar Fensterscheiben ein; dann wurde die Menge zerstreut.

Laut wurden aber auch von der andern Seite Stimmen damals vernommen, die zu einem festlichen Empfange des Prinzen aufriefen. „Ich habe" — schrieb Graf Wilhelm von Henckel-Donnersmarck — „diesen Herrn von Kindheit an beobachtet und kann nach Pflicht und Gewissen sagen, daß wohl selten ein Prinz so viele herrliche Eigenschaften in sich vereinigt, wie er: leutselig, treu, gewissenhaft, wohlwollend, wahr, mit rastlosem Fleiße das ihm Aufgetragene ausführend, ein wahrhafter Freund seinen Freunden, gern helfend, kurzum ein würdiger und ihm in allen Tugenden ähnlicher Sohn seines unvergeßlichen Vaters. Daher — laßt ihn uns jubelnd empfangen, der, da ein Krieg mir unvermeidlich erscheint, an der Spitze der Armee es recht bald beweisen wird, daß er ein echter Hohenzoller, ein durch und durch guter Preuße ist, dessen heiligste Pflicht es stets sein wird, das teure Vaterland aus der ihm drohenden Gefahr zu retten."

Am 22. Mai fand die Eröffnung der Nationalversammlung „zur Vereinbarung der Verfassung" im Weißen Saale des Schlosses statt. Mit welchem Prunke war ein Jahr zuvor an derselben Stelle der Vereinigte Landtag eröffnet worden! Jetzt ging alles geschäftsmäßig-kühl vor sich. Die glänzende Einrichtung des Saales war entfernt. Einfache Rohrstühle waren in weitem Halbkreise vor dem rot gepolsterten Thronsessel aufgestellt; und eben solche Stühle standen rechts vom Throne für die Prinzen, links für die Minister. Der Platz des Prinzen von Preußen war leer.

Ihre Sitzungen hielt die Nationalversammlung in der Singakademie. Gleich in einer der ersten richtete die äußerste Linke die Interpellation an das Ministerium: die Gründe offen darzulegen, welche den Prinzen von Preußen fern vom Vaterlande gehalten hätten. Camphausen beantwortete sie dahin, daß am 19. März dem Prinzen von seinen Freunden geraten worden, wegen der gegen ihn herrschenden Aufregung Berlin zu verlassen, daß aber jetzt von den Ministern selbst mit Rücksicht auf die Eröffnung der Nationalversammlung seine Rückberufung beantragt worden sei.

Nur wenige Tage noch, und der Prinz erschien selbst inmitten der Nationalversammlung!

Am 28. Mai hatte der Prinz England verlassen; am 30. war er in Brüssel und richtete von hier aus ein Schreiben an den König, in welchem er die Voraussetzung, unter der er heimberufen war, fest und deutlich bestätigte. „Ew. Majestät" — schrieb er — „zeige ich unterthänigst an, daß ich dem mir erteilten Befehle gemäß London verlassen und den Kontinent wieder betreten habe. Ich halte diesen Zeitpunkt für den passendsten, um meine Ew. Majestät schon bekannten Gesinnungen, mit denen ich in die Heimat zurückkehre, nochmals offen auszusprechen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die freien Institutionen, zu deren festerer Begründung Ew. Majestät jetzt die Vertreter des Volkes berufen haben, unter Gottes gnädigem Beistande sich zum Heile Preußens mehr und mehr entwickeln werden. Ich werde dieser Entwickelung mit Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen und sehe dem Augenblicke entgegen, wo ich der Verfassung, welche Ew. Majestät mit Ihrem Volke nach gewissenhafter Beratung zu vereinbaren im Begriffe stehen, die Anerkennung erteilen werde, welche die Verfassungsurkunde für den Thronfolger festsetzen wird."

Am folgenden Tage begab sich der Prinz nach dem Haag und besuchte seinen Schwager, den Prinzen Friedrich der Niederlande, auf dessen Landsitze bei Leiden. Dann ging die Reise über Arnheim weiter nach Wesel, wo er zuerst den preußischen Heimatsboden wieder betrat. Mit lebhafter Freude begrüßte die patriotische Bürgerschaft der Stadt den lange Verkannten, so daß der Prinz, tief ergriffen von der Herzlichkeit des Empfanges, seine innere Bewegung nicht zu verbergen vermochte. „Es ist immer" — sprach er zu den ihn freudig Umringenden — „ein wohlthuendes Gefühl, wenn man in das Vaterland zurückkehrt, und es wird mir stets eine glückliche Erinnerung bleiben, daß Wesel die erste Stadt ist, wo ich mich habe aussprechen können. Den Herren ist bekannt, wie

vieles über mir gewaltet hat. Es ist schmerzlich, verkannt zu werden; nur ein reines Gewissen hat mich über diese Zeit hinweggeführt, und mit reinem Gewissen kehre ich in mein Vaterland zurück. Ich habe immer gehofft, der Tag der Wahrheit werde anbrechen — und er ist angebrochen. Es hat sich seitdem vieles in unserm Vaterlande verändert. Der König hat es gewollt: des Königs Wille ist mir heilig. Ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen — keine Anarchie! Dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben; das ist mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe. Sie können sich denken, daß ich mit erschüttertem Herzen vor Ihnen stehe: um so wohlthuender ist mir dieser herzliche Empfang."

Ein wahrer Triumphzug wurde die Weiterfahrt für den Prinzen. Es war die Verehrung für sein mannhaftes Wesen, die sich in freudigen Huldigungen kundgab. Seine eindrucksvolle Persönlichkeit legte einer westfälischen Bauernfrau die naive Frage in den Mund: „Is uns' König woll ok sonen s—chönen Mins—chen?" Aber es war auch der bewußte Gegensatz der königstreuen Provinzen gegen die Demokratenherrschaft in Berlin, der in der Herzlichkeit des Empfanges sich aussprach. In Ruhrort streuten die Bewohner ihm Blumen auf den Weg; lächelnd dankte ihnen der Prinz: „Dies sind die ersten Blumen, die mir auf vaterländischem Boden geboten werden; und ich hoffe, daß sie mir eine glückliche Vorbedeutung für meine Zukunft sein werden." In Magdeburg harrte des Heimkehrenden die Prinzessin von Preußen mit dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und der lieblich heranwachsenden Prinzessin Luise. Hier hatte zu seinem Empfange auch die Bürgerwehr — dem Prinzen ein neuer Anblick — mit den Behörden und Offizieren sich aufgestellt.

Es war der Todestag seines königlichen Vaters, der 7. Juni, als der Prinz in Potsdam eintraf, auf der Wildparkstation vom Könige und der Königin empfangen. Zum Grabe des Vaters war sein erster Gang. Nach Charlottenburg ins Mausoleum begab sich die vereinte königliche Familie, um an der Gedächtnisfeier für den teuren Heimgegangenen teilzunehmen.

Im Marmorsaale des Potsdamer Stadtschlosses empfing der Prinz am Abend die Offiziere der Garderegimenter, in deren Namen General von Prittwitz ihn in der Heimat willkommen hieß. Mit bewegter Stimme dankte ihm der Prinz, indem er mit warm anerkennenden Worten des

Verhaltens gedachte, welches das Gardecorps unter dem Kommando des Generals unentwegt gezeigt.

Aber das Preußen, in das der Prinz jetzt heimkehrte, war doch ein anderes, als das er verlassen hatte. In Berlin tagte die Nationalversammlung, zur Vereinbarung der Verfassung berufen. Zwar bildete in ihr die demokratisch gesinnte Linke nur die Minderheit, aber durch ein konsequent fortgesetztes Einschüchterungssystem hatte sie erreicht, daß von den Unentschiedenen unter den Abgeordneten je länger je mehr sich ihr angeschlossen. Denn im Kastanienwäldchen vor der Singakademie, wo die Sitzungen stattfanden, lungerten, von demokratischen Hetzern aufgereizt, Pöbelrotten umher, von denen jeder „Freiheitsfeind", der nicht zur Linken gehörte, grobe Insulten, Bedrohungen und Mißhandlungen zu erwarten hatte. Das nur war es, was der demokratischen Minorität Macht und Bedeutung gab.

Durch die Wirsitzer Wahl war auch der Prinz von Preußen in die Nationalversammlung berufen. Sollte er jetzt seinen Sitz in ihr einnehmen? Durfte er hoffen, bei dem Geiste, der sie erfüllte, zu einem ersprießlichen Wirken in ihr zu gelangen? Aber mochten nicht vielleicht, wenn er ihr fernblieb, Übelwollende ihm dies als einen Mangel an Entschiedenheit auslegen? Er zögerte nicht, mit Klarheit alsbald Stellung zu nehmen.

Schon am 8. Juni, dem Tage nach seiner Ankunft, begab sich der Prinz mit Extrazug nach Berlin, wo der Minister von Patow auf dem Bahnhofe ihn empfing. Von hier fuhr er in Generalsuniform, nur von seinem Flügeladjutanten, dem Major Laue, begleitet, in die Singakademie. Von dem in der Sitzung gerade anwesenden Minister Graf Schwerin empfangen, betrat der Prinz den Sitzungssaal: ehrerbietig erhob sich die Rechte der Versammlung von ihren Plätzen, während der Prinz auf der ersten Bank der rechten Seite seinen Platz nahm. „Sitzen bleiben!" tönte es von der Linken währenddes herüber; auch durch Zischen suchten dort manche ihrem Unmut Luft zu machen, bis der Abgeordnete Temme, der das Wort hatte, in seiner Rede fortfuhr. Sobald diese beendigt war, kündigte der Präsident der Versammlung an, daß „der Abgeordnete des Wirsitzer Kreises in einer persönlichen Angelegenheit das Wort verlange". Der Prinz bestieg die Tribüne.

„Vermöge der auf mich gefallenen Wahl", sprach er, „bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich würde bereits gestern hierher geeilt sein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der mich im Schoße meiner Familie zurückhielt. Heute aber er-

greife ich die Gelegenheit, um zuvörderst meinen Dank für das Vertrauen auszusprechen, welches mich in Ihre Mitte berief, und wodurch es mir möglich wird, Sie, meine Herren, welche aus allen Provinzen des Landes und aus allen Ständen hier versammelt sind, herzlich willkommen zu heißen.

„Nicht nur die Blicke Preußens — die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch sie eine Vereinbarung mit unserem Könige herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volkes und seiner Könige feststellen soll. Welch ein hoher Beruf! Je heiliger dieser Beruf, je heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Beratungen leiten. Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die erste Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige — des ersten Unterthans des Königs.

„So stehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt ist, zu einem glücklichen Ziele geleitet werde. Möge die Gesinnung, welche ich ausgesprochen habe, von uns allen geteilt und festgehalten werden! Dann wird unser Werk gelingen und zum Wohl und Heile des geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen in dieser Beziehung ein günstiges sein! Mögen wir vereint die Thätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird!

„Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen teilzunehmen. Ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und der Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: Mit Gott für König und Vaterland!"

In tiefer Stille hatte die Versammlung die Rede angehört. Jetzt stieg der Prinz von der Rednertribüne herab: ein lautes Bravo erschallte von der Rechten, die sich wiederum von ihren Stühlen erhob, als der Prinz den Sitzungssaal verließ. Die Linke aber murrte und zischte noch lauter als zuvor. Freilich meinte der Abgeordnete von Unruh später: „Wenn der Prinz nur nicht in Generalsuniform, sondern hübsch in bürgerlicher Kleidung erschienen wäre, dann würde niemand gezischt haben."

Der Antrag auf Einberufung seines Stellvertreters kam einer Niederlegung des Mandats gleich; er enthob den Prinzen der Verpflichtung,

noch weiter in der Versammlung zu erscheinen, deren Heißsporne in seinen warmen Worten „nicht genug Sympathie für den stattgehabten Umschwung der Dinge" finden wollten. Aber aus den Provinzen kamen nach Babelsberg an ihn von allen Seiten Adressen und Deputationen, um ihm auszudrücken, was man für ihn fühle. Allein alle solche Demonstrationen waren dem Prinzen im Grunde seines Herzens unbehaglich; er wehrte sie ab, soweit es nur irgend möglich war. Nur die sinnvolle Huldigung, welche die Offiziere der Garderegimenter ihm darbrachten, konnte er nicht umhin, sich gefallen zu lassen, da mit vielen derselben seit Jahren persönliche Beziehungen ihn verknüpften, so daß der Anschein einer politischen Demonstration von vornherein ausgeschlossen war.

Mehr als hundert Böte, mit Laubgewinden und Flaggen geschmückt und von vielfarbigen Laternen und Fackeln beleuchtet, bedeckten am Abend des 10. Juni den breiten Wasserspiegel der Havel zu den Füßen von Babelsberg. Abwechselnd spielten die auf die Böte verteilten Militärkapellen die Nationalhymne und das Preußenlied. An der Prinzenburg, einem Thorhäuschen am Rande des Parks von Babelsberg, landete die Deputation, die dem Prinzen die Bitte vortrug, sich in die Mitte seiner Getreuen zu begeben. Gern entsprach er ihr, und bald sah man den Prinzen in seinem eigenen Boote inmitten der festlichen Scharen, die mit jubelnden Zurufen ihn begrüßten. In der Ode „Prinz von Preußen, ritterlich und bieder", hatte Friedrich von Gaudy der Sehnsucht aller gutgesinnten Preußen nach dem ritterlichen Prinzen von Preußen Ausdruck gegeben. Es war ein ergreifender Moment, als jetzt der Hymnus, von allen Festgenossen (nach der Melodie: Prinz Eugen, der edle Ritter) gesungen, unter der rauschenden Begleitung von fünf Musikcorps emporstieg. Tiefen Eindruck machte zumal der letzte Vers, in dem die Sehnsucht zum Treugelöbnis sich erhob:

Führe du uns, Prinz, wir folgen gerne,
Folgen dir als unserm Sterne,
Folgen dir bis in den Tod!
Mag's auch Stein' und Kugeln regnen,
Du, Herr Gott, wirst Waffen segnen,
Die geführt auf sein Gebot.

Lautlos hatten sich während des Gesanges die Böte nahe um das des Prinzen geschart. Jetzt stand er auf. Bewegt, mit herzlichen Worten dankte er für die Huldigung und schloß unter ernster Mahnung mit einem dreifachen Hoch auf den König.

An dem Prinzen richtete die patriotische Hoffnung sich auf. Während daher in Berlin die Anarchie immer weiter um sich griff, wurde

Babelsberg das Wallfahrtsziel der Patrioten. Von nah und fern, wiewohl der Prinz es ungern sah, kamen Deputationen, ihm zu huldigen. In den demokratischen Volksversammlungen wurde darum gedroht, man müsse den Babelsberg besetzen; aber auf den Prinzen machte das gar keinen Eindruck; nicht einmal seine weiten Spaziergänge über die Umgebung des Schlosses hinaus stellte er ein. Er war ein stiller, aber aufmerksamer Beobachter der Vorgänge in Berlin. Der Zeughaussturm am 14. Juni zwar gestaltete sich zu einer an das Lächerliche streifenden Niederlage der demokratischen Massen; aber bedeutungsvoll war die Entlassung des Märzministeriums, indem der König durch die Berufung des Ministeriums Auerswald noch einen Schritt weiter nach links that. Es war des Prinzen Jugendfreund von Königsberg her, Rudolf von Auerswald, der an die Spitze dieses „Kammerministeriums" trat. Wohl widerstrebte er einer Demokratisierung des Ministeriums, aber dem Lauf der Dinge Einhalt zu thun, verstand er nicht. Die Folge war, daß der Gegensatz der Provinzen gegen das Treiben der Hauptstadt noch mehr verschärft wurde, so daß an vielen Orten laut sich der Widerspruch kundgab. Lebhaft erhob sich in weiten Kreisen das altpreußische Bewußtsein wieder, und die schwarzweiße Kokarde erschien wieder, als Zeichen der Gesinnung an den Hut gesteckt.

Mitten hinein in diese erstarkende Strömung fiel die Reise des Prinzen nach Pommern. Die Zeit gab ihr die Bedeutung eines politischen Ereignisses. Allezeit hatte seine „Statthalterschaft" dem Prinzen unwandelbare Anhänglichkeit gezeigt. So begab er sich denn, ihr seinen Dank auszudrücken, im August mit seiner Gemahlin und seinem Sohne nach Stettin. Es war ein Triumphzug, noch glänzender als seine Heimkehr im Juni. Die treue Provinz konnte sich gar nicht genug thun, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Aus allen Kreisen, von allen Ständen strömten die Einwohner herbei, um ihren Statthalter zu begrüßen. „Ich habe", sprach der Prinz zu den mit Jubelrufen ihn umringenden Volksmengen, „meinen Sohn auf diese Reise mitgenommen, damit er frühzeitig lerne, wie seine Ahnen es gewußt und verstanden haben, sich ein treues und dankbares Volk zu gewinnen." Aber dann fügte er auch ernst hinzu, den Blick auf die Berliner Vorgänge richtend, daß der König zwar die Wiedergeburt des Vaterlandes in einer neuen Verfassung wünsche, aber zugleich auch des Willens sei, daß in demselben fortan wieder Ordnung und Recht, Gesetz und Gehorsam walte.

Wohl hatten unter den wackeren Pommern die Ungeduldigsten gehofft, daß der Prinz sich an ihre Spitze stellen und, ein neuer Siegfried,

den greulichen Lindwurm der Demokratenwirtschaft erlegen würde. Aber gerade darum hatte der Prinz von seiner Familie sich begleiten lassen, damit die Reise durchaus den persönlichen Charakter bewahre. So kehrte er denn in die Stille von Babelsberg zurück, während die Dinge in Berlin sich vollendeten, mit militärischen Studien sich beschäftigend.

Unerschöpflich in Geduld, hielt der König immer noch die Hoffnung fest, daß er doch noch zur Verständigung mit der Nationalversammlung gelangen werde. Aber haßerfüllte Reden der demokratischen Führer gegen die Regierung waren die Antwort, regierungsfeindliche Beschlüsse, Drohungen und Aufruhrversuche. Nichts fruchtete dagegen alle Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit, alles Mahnen und Warnen des Königs. Aber es giebt eine Grenze, wo Güte und Geduld zur Schwäche wird. Hier hielt der König inne und nahm jetzt die Wiederherstellung der erschütterten Staatsordnung in Preußen in seine Hand. Er berief zu dem Behufe das Ministerium Brandenburg-Manteuffel und verlegte die Nationalversammlung nach Brandenburg. An der Spitze von 47 000 Mann mit klingendem Spiele rückte Wrangel in Berlin ein, und Berlin ward in Belagerungszustand erklärt. Zwar die Berliner Stadtverordneten versuchten den aus Berlin verbannten Abgeordneten zu Hilfe zu kommen. Sie entsandten eine Deputation nach Babelsberg, um die Vermittelung des Prinzen von Preußen in Anspruch zu nehmen; denn die Regierung habe — erklärten sie — durch die Verlegung der Nationalversammlung ihre gesetzliche Befugnis überschritten. Allein „offen und entschieden" — wie Professor Gneist, der Sprecher der Deputation berichtete — widersprach ihnen der Prinz, mit Nachdruck auf die Seite des Königs sich stellend, der nur gethan habe, was ihm das Recht erlaubt und die Not geboten. Es sei ein Fehler gewesen, am 19. März die Truppen aus Berlin herauszuziehen. Solle die Krone fallen, so wolle sie wenigstens mit Ehren fallen. An der neuen Verwirrung sei nur der Ungehorsam der Fraktion Unruh (wie man damals den unter der Leitung von Unruhs stehenden Rest der Nationalversammlung nannte) schuld; dennoch — versicherte der Prinz — wolle er sein heiliges feierliches Versprechen und sein fürstliches Wort darauf geben, daß die Verheißungen des Königs vom März buchstäblich würden erfüllt werden. Alsbald erfüllte sich denn auch diese Zusage: die königliche Botschaft vom 5. Dezember machte allen Weiterungen ein Ende, indem die Nationalversammlung aufgelöst und eine Verfassung „oktroyiert" wurde. Einen Moment freilich mochte man fürchten, daß die Krone, wie sie denn völlig den Sieg über die Volksbewegung gewonnen, so auch nun diesen Sieg völlig möchte ausnutzen

wollen. Allein der König gewährte jetzt, wo er die Freiheit, zu gewähren oder zu versagen, hatte, mit rückhaltsloser Liberalität als freie Gabe eine Verfassung, welche, ohne die wesentlichen Grundlagen des alten preußischen Staates anzutasten, doch den Bedürfnissen der neuen Zeit Rechnung trug und nichts von dem, was einmal gewährt war, wieder zurücknahm.

Während so in Berlin die Staatsordnung wiederhergestellt wurde und alles endlich wieder aufzuatmen begann, saß der Prinz von Preußen in Babelsberg mit sehr ernsten Gedanken am Schreibtisch. Die deutsche Nationalversammlung, welche seit dem Mai mit dem Anspruch, eine souveräne Versammlung zu sein, in Frankfurt tagte, hatte durch eine aus ihrer Mitte gewählte „Bundes-Militärkommission" den Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung ausarbeiten lassen. Im Oktober war die Arbeit vollendet, und der Entwurf wurde veröffentlicht. Äußerlich schloß er sich an das altbewährte preußische Wehrsystem, indem er den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht und die Teilung der Wehrkraft in Linie (1. Heerbann), Landwehr (2. und 3. Heerbann) und Landsturm (4. Heerbann, Bürgerwehr) festhielt. Aber sein Geist wich weit von der preußischen Ordnung ab: die Dienstzeit sollte für die Infanterie auf 6 Monate herabgesetzt, aber auch für die Spezialwaffen stark verkürzt, die Mehrzahl der Offiziere sollte gewählt nicht ernannt, die Ehrengerichte sollten abgeschafft und die militärischen Erziehungsanstalten sollten aufgehoben werden. Auf diese Weise — das war der Gedanke — sollte der Geist des Heeres mit dem des Volkes zu wahrer Einheit gebracht werden.

Durch diese Abweichungen indessen stellte der Gesetzentwurf, gerade weil er auf das preußische Wehrsystem ausdrücklich Bezug nahm, sich viel zu sehr als eine Kritik der preußischen Einrichtungen dar, als daß der Prinz, in dem man mit Recht die höchste Autorität in militärischen Dingen in Preußen sah, dazu hätte schweigen können. So entstanden damals die „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurfe über die deutsche Wehrverfassung", in denen der Prinz den Gesetzentwurf einer vernichtenden Kritik unterzieht, indem er an der Hand der preußischen Wehrverfassung ihn bis ins einzelne beleuchtet. Die Brochüre wurde gedruckt, erschien aber nicht im Buchhandel; indes von Hand zu Hand gehend, machte sie in den militärischen Kreisen das größte Aufsehen. Bei Unkundigen galt der Oberstleutnant von Griesheim als Verfasser, bis der Prinz auf dem für die königliche Bibliothek in Berlin bestimmten Exemplare sich selbst als Verfasser bekannte. Als das militärische Glaubensbekenntnis des Prinzen kann sie somit gelten.

„Wir gestehen gerne" — sagt der Prinz in der Vorrede — „durch den Bericht des Ausschusses, daß man die preußische Wehrverfassung, weil bewährt, zum Vorbilde gewählt, angenehm, desto unangenehmer aber durch einzelne Paragraphen des Gesetzentwurfes selbst überrascht worden zu sein, der zwar die Einteilung der preußischen Wehrkraft annimmt, das Grundprinzip aber verwirft, durch welches diese Einteilung überhaupt möglich und das ganze System einer Dauerwirkung fähig ist.

„Dies Grundprinzip ist aber kein anderes als: die ununterbrochene dreijährige Dienstzeit des Wehrpflichtigen bei der Fahne. Nicht nur Abrichtung, sondern Erziehung des Soldaten! Keine Störung dieser ersten Erziehung durch Berechtigung des Soldaten auf Urlaub!

„Dies Prinzip nun sehen wir von dem Wehrausschuß gänzlich verworfen, indem sein Entwurf die Dienstzeit des ersten Heerbanns bei der Fahne auf ein unhaltbares Minimum verkürzt und dann das System einer fünfjährigen Beurlaubung mit mehrmonatlicher Einziehung zur Wiedereinübung annimmt.

„Das ist nicht das preußische System.

„Wir gehen weiter und behaupten, daß auch das preußische Heer sich auf der Stufe seiner jetzigen Ausbildung und Wehrhaftigkeit nicht erhalten kann, wenn man ihm die notwendigen Mittel nehmen wollte, durch welche sie bis jetzt erreicht wurde.

„Wer die Mittel ändert, erdrückt den echten militärischen Geist des Heeres und überläßt sich Illusionen, über die er dereinst und dann wahrscheinlich zu spät, weil auf dem Schlachtfelde, enttäuscht werden dürfte."

Soweit die Vorrede! Die Brochüre selbst beleuchtet nun im einzelnen die Grundsätze, welche der Gesetzentwurf neu aufstellt, jene „Reihe von nirgends bewährten, ja teilweise sogar noch nirgends versuchten Grundsätzen, für die man in dem preußischen System wenigstens vergebens nach einem Vorbilde sucht."

„I. Wer eine Armeeverfassung beurteilen will, fragt gewöhnlich zuerst nach der Dauer der Dienstzeit und nach dem Modus der Beurlaubung, um zu ermessen, ob 1. die Dienstzeit ausreicht, den Rekruten zu einem wirklichen Soldaten erziehen zu können, und 2. in welchem Verhältnis die Beurlaubung zu der Dienstzeit steht? Der Grundsatz, auf den es ad 2 ankommt, kann kein anderer sein, als ein richtiges Verhältnis der Dienstzeit zur Beurlaubung; das heißt: beide müssen so abgemessen sein, daß das dem Soldaten Gelehrte und Anerzogene sich während seiner Beurlaubung nicht zu sehr verwische."

„Durch Einführung der Landwehr ist in Preußen ein Beurlaubungssystem im kolossalsten Maßstabe geschaffen worden."

Aber „eine beurlaubte Landwehr kann nur dann inneren Halt und Kriegstüchtigkeit haben, wenn die Mannschaften eine feste und gediegene erste Kriegserziehung erhalten haben, die es möglich macht, daß eine zwei- bis dreimalige Einziehung auf vierzehn Tage hinreicht, um das Erlernte wieder aufzufrischen und zu verlebendigen.

„Unbegreiflich erscheint daher die fast stereotyp gewordene Ansicht, daß ein Infanterist sich in sechs Monaten ausbilden lasse. Wenn darunter bloß das Ausexerzieren der Eingestellten verstanden wird, so ist sechs Monate eine zu lange Frist. In sechs bis zehn Wochen ist derjenige Grad der Ausbildung, der zum Eintreten in das Bataillon genügt, vollkommen zu erreichen. Was aber ist dann der Eingestellte geworden? Ein ausexerzierter Rekrut, aber wahrlich kein erzogener Soldat!

„Wir hören in Gedanken schon die Äußerung fallen, daß in den Jahren 1809—1812 in Preußen faktisch nur eine sechsmonatliche Dienstzeit bestanden habe, daß die Landwehr 1813 durch lauter rohe Rekruten gebildet worden sei, und daß trotz solcher Elemente dennoch die Siege der glorreichen Kriegsjahre errungen wurden.

„Das ist allerdings begründet. Aber das erste Auftreten der Landwehr, die 1813 nach kaum dreimonatlicher Ausbildung dem Feinde entgegengestellt wurde, führte bei Löwenberg und Kulm Verluste mit sich, die eben nur dieser wenn auch unabwendbar übereilten Formation zugeschrieben werden müssen. Niemand wird deshalb auf diesen Teil der Landwehr einen Stein werfen wollen; denn an eine kurz exerzierte, noch in der Disziplinierung begriffene Truppe darf kein zu hoher Maßstab gelegt werden. Nachdem jedoch die Landwehr durch Zeit und Siege feuerfest geworden war, hat sie gleiches mit den Linientruppen geleistet."

Nachdem der fürstliche Verfasser die Beispiele der französischen Revolutionsarmee und der Schweizer Milizen als unzutreffend zur Empfehlung einer kurzen Dienstzeit abgewiesen, fährt er fort:

„Nun aber einen Blick auf Truppen mit längerer Dienstzeit, als sie die deutsche Wehrverfassung für die Zukunft annehmen will! Wir wählen die preußische Armee im Jahre 1848. Nie vielleicht hat eine Armee vom Schicksal so Schweres zu erdulden gehabt, als die preußische in diesem verhängnisvollen Jahre! Verhöhnt, verspottet, von allen Kunstgriffen der Verführung umstrickt, hat sie felsenfest und unerschütterlich in ihrer Gesinnung, in Disziplin dagestanden, hat ihre Schuldigkeit gegen jeglichen Feind mit einer Treue und Hingebung gethan, welche dieser

stets hoch gestellt gewesenen Truppe aufs neue die Bewunderung der Welt erworben.

„Worin wurzelt diese Thatkräftigkeit, Ausdauer und Treue, welche solchen Eindruck hervorbringen kann? Nächst der Gesinnungstüchtigkeit, welche in der großen Mehrzahl des preußischen Volkes herrscht, allein in der Erziehung, welche dem preußischen Soldaten zu teil wird, in der Dauer derselben, durch welche es überhaupt möglich wird, wahre Soldatentugenden zu erzielen. Diese sind es, welche man den preußischen Soldaten anfühlt, wo sie sich zeigen — es ist der militärische Geist, der sich in allen Graden ausspricht und der, von einem unübertrefflichen Offiziercorps getragen, sich über alle Glieder des Heeres verbreitet — es ist das Vertrauen der Vorgesetzten zu ihren Untergebenen und der Untergebenen zu ihren Vorgesetzten, welches sich in diesem Heere ausspricht und welches ebenso zu Heldenthaten auf dem Kampfplatze anfeuert, als die Handhabung der Disziplin erleichtert. Solche Resultate zu erreichen, muß jeder Militär, der über eine Wehrverfassung mitzusprechen hat, sich angespornt fühlen. Wer aber den Erfolg will, muß auch die Mittel wollen, und diese sind in der zwei- und dreijährigen Dienstzeit gegeben.

„II. Die Einführung eines Examens für die Hauptleute der Infanterie und für die Rittmeister der Kavallerie erscheint vollkommen überflüssig, da die zu diesem Posten nötigen Fähigkeiten und Kenntnisse sich genugsam durch die ganze Dienstzeit der Individuen herausgestellt haben müssen, bevor sie zu dieser Beförderung gelangen. — Bei Aufstellung der Bestimmung, daß eine Beförderung außer der Tour nur stattfinden soll, wenn die Mehrzahl des Offiziercorps während zwei Jahren einen Kameraden aus seiner Mitte als dazu geeignet bezeichnet hat, muß man sich wohl nicht klar gemacht haben, daß dies den Keim zur Auflösung alles esprit de corps legen muß und der Intrige Thür und Thor öffnet.

„III. Wahl der Führer! Dies Stichwort der Zeit wird, weil es volkstümlich klingt, in unsern Tagen von einem dem andern nachgesprochen, und man glaubt damit die Sache abgemacht und gut. Da nun kein erfahrener Soldat jemals mit diesem Prinzip einverstanden sein wird, so hoffen wir, daß die militärischen Mitglieder des Wehrausschusses auch bei der Festsetzung dieses Paragraphen in der Minorität geblieben sind.

„Warum, fragt sich zunächst, eine Führerwahl für den zweiten und dritten Heerbann bestimmen, während für den ersten Heerbann der bisher übliche Modus der Ernennung beibehalten worden ist? Warum soll dem einen nicht recht sein, was dem andern billig ist?

„Man glaubt durch Aufstellung der Wahl der Landwehr die wahre Volkstümlichkeit aufzudrücken. Volkstümlich wird eine Truppe nur dann sein, Sympathien wird sie sich nur dann erwerben, wenn die Nation sieht, daß ihre wehrpflichtigen Söhne menschlich und gerecht während ihrer Dienstzeit behandelt und billige Rücksichten auf die außerdienstlichen Verhältnisse der Wehrpflichtigen genommen werden, dann aber, wenn sie imstande und vollkommen vorbereitet sind, in Krieg und Frieden ihre Schuldigkeit zu thun, sobald das Vaterland ihrer bedarf.

„Dazu sind aber tüchtige Führer nötig, und es liegt nun einmal im Menschen, daß er sich bereitwilliger den ihm gegebenen als selbst von ihm gewählten Vorgesetzten unterwirft.

„Bei jeder Wahl ist die Minorität verletzt und in allen das Gefühl angeregt, ebensogut als der Gewählte zu der Stelle gelangen zu können. Hierin liegt die Gefahr der Indisziplin, weil hierin der Keim zur Unzufriedenheit liegt. Wie muß sich diese Gefahr aber steigern, wenn sich in der Praxis die Unfähigkeit der Erwählten ergiebt und die Wähler auf sehr einfache Weise zu dem folgerichtigen Schluß geführt werden, den Erwählten durch eigenen Beschluß auch wieder entfernen zu können.

„Daß dergleichen Gelüste zur völligen Auflösung einer Truppe führen können, ist unwiderlegbar, denn kein Vorgesetzter wäre seiner Stelle auch nur eine Stunde sicher. Wie soll unter solchen Umständen Ansehen und Einfluß auf der einen, williger Gehorsam und Unterordnung auf der andern Seite möglich werden?

„Wir brauchen wohl nicht erst darauf aufmerksam zu machen, wie notwendig für die Offiziere einer Armee ein höherer Bildungsgrad ist, aus welchem sich die richtige Auffassung des Kriegerstandes und seiner Pflichten von selbst entwickelt, wie gerade aus dieser der wahre militärische Geist und die soldatische Gesinnung entspringt, welche sich nach und nach dem Stande der Unteroffiziere mitteilt und durch diese wiederum der Masse des Heeres; denn das weiß jeder zu würdigen, der jemals mit Truppen in Verbindung gestanden hat. Darum eben ist die Gefahr groß, wenn man Einrichtungen empfiehlt, welche zunächst dahin führen, die Ansprüche an den Offizierstand von ihrer Höhe herabzustimmen.

„IV. Die Berufspflichten des Offizierstandes sind schwere und nur dann vorwurfsfrei und mit Erfolg zu erfüllen, wenn man diesen Stand mit Vorliebe ergriffen hat oder von früh an dafür erzogen wurde. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, daß Anstalten bestehen, aus denen Offizierkandidaten hervorgehen können, die von Kindheit auf an strenge Zucht, Ordnung, Entbehrungen und Gehorsam gewöhnt werden, als die-

jenigen Erfordernisse, welchen sie selbst ihr Leben lang genügen müssen, um ihren Untergebenen ein Beispiel zu werden und ihren Kameraden von der Landwehr ermutigend voranzugehen."

Der Prinz ist daher durchaus dagegen, daß — wie der Gesetzentwurf wollte — die Kriegswissenschaften nur an Universitäten gelehrt werden sollten. „Denn", fragt er, „wer sollen dann die Lehrer sein? Professoren? Unmöglich; denn Kriegswissenschaften können mit Erfolg nur von kriegserfahrenen Männern gelehrt werden, die selbst erlebt und aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, was sie ihren Schülern mitteilen sollen. Wer nicht mit den Soldaten gelebt, wer nicht Freude und Leid, Gefahr und Entbehrungen mit ihnen geteilt hat, der kann nicht mit der nötigen Lebendigkeit und Eindringlichkeit von Dingen reden, die er nur von Hörensagen oder aus Büchern kennt. Aber selbst Offiziere, die in die Kategorie von Universitätsdozenten übertreten und gegen Honorar Kolleg lesen wollten, würden nicht genügen, weil sie nur dozieren könnten, ohne daß ihnen eine Kontrolle darüber möglich wäre, welchen Erfolg ihre Vorträge auf die zuhörenden Offiziere haben.

„Der Offizier studiert die Kriegswissenschaften nicht, wie jeder Student seine Fachwissenschaft; denn er wählt sich den Beruf nicht erst nach Vollendung seiner Studien, sondern er ist bereits im Dienste, wenn er sie beginnt, und soll sich nur im höheren Grade dazu geschickt machen. Da sein Kriegsherr ihm nun Gelegenheit dazu verschafft, so hat dieser auch ein Recht, danach zu fragen und sich zu überzeugen, wie der so Bevorzugte die ihm gewordene Begünstigung benutzt hat. Das alles ist aber auf der Universität nicht möglich, da wir annehmen müssen, daß der Lehrstuhl für Kriegswissenschaften gerade deshalb dort beliebt wird, um die mit der Art des Universitätsunterrichts verbundenen Eigentümlichkeiten auch den Offizieren zu teil werden zu lassen. Wollte man aber Einrichtungen treffen, welche diese Eigentümlichkeiten zu beseitigen bestimmt werden, so würden diese nicht allein der bisherigen akademischen Praxis entgegenstehen, sondern man würde auch vollends nicht begreifen, weshalb man dann die bestehenden höheren Militärlehranstalten aufgeben soll.

„V. Die Standes- und Ehrengerichte endlich entstanden aus der Überzeugung, daß bei Offizieren nicht bloß diejenigen Vergehen, welche den gewöhnlichen Strafgesetzen unterliegen, geahndet werden müssen, sondern auch andere Vergehungen, ja selbst nur tadelnswerte Unterlassungen nicht ungerichtet bleiben dürfen. Überall, wo die militärischen Ehrengerichte gewirkt, haben sie dazu beigetragen, die Offiziercorps auf der Stufe der Bildung, des Ehrgefühls und der Gesittung zu erhalten,

welche den Feinden gesetzmäßiger Ordnung ein Dorn im Auge sind. Richten doch die Apostel der Anarchie ihr Hauptaugenmerk darauf, die Offiziersehre zu untergraben, weil sie so am sichersten hoffen können, die Treue der Armee wankend zu machen. Daraus erklären sich die Anfeindungen und Verunglimpfungen, welche seit Jahren die Offiziere aller Armeen zu erdulden gehabt haben, daraus die Erfindung des Wortes Junkertum, um in dieser Bezeichnung einen stereotypen Begriff des Gehässigen zusammenzufassen, daraus der Eifer, mit welchem einzelne Exzesse unter Offiziercorps zur Anschuldigung der stehenden Heere überhaupt vergrößert und im übelsten Lichte dargestellt wurden. Bedenkt man aber, daß es die Lebensaufgabe des Offiziers ist, jeden Augenblick für die höchsten und edelsten Güter der Menschheit selber das Leben einzusetzen und zugleich andere durch seinen Befehl und auf seine Verantwortung in den Tod zu führen, so muß man von ihm auch die Bewahrung einer Gesinnung und Haltung verlangen, die nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden kann. Diese Bewahrung bedarf vielmehr einer ganz besonderen Überwachung. Ohne eine solche würden Ausschreitungen der rohesten und unedelsten Art den Offizierstand in die Zeiten der Barbarei zurückversetzen. Ist doch die Geschichte der neuesten Zeit nicht arm an Beispielen, zu welchen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten bewaffnete Massen sich hinreißen lassen, wenn keine Führer an ihrer Spitze stehen, welche von dem Prinzip der Ehre völlig durchdrungen sind. Will man daher die Heere auf dem Standpunkte der Gesittung erhalten, so stelle man auch Führer an ihre Spitze, welche diese Gesinnung in sich zu erhalten und bei ihren Untergebenen zu beleben wissen.

„Wie oft greifen Dienstvergehen mit gemeinen Vergehen ineinander oder kumulieren sich. Wie oft würde also eine doppelte Prozedur nötig sein und dadurch eine unerwünschte Verschleppung der Untersuchung veranlaßt werden. Ist nun aber der Geschäftsgang bei Zivilgerichten überhaupt langsamer, als militärische Verhältnisse zulassen, giebt es bei Beurteilung gemeiner Verbrechen im Kriegerstande Rücksichten, welche auf die Eigentümlichkeit des Standes genommen werden müssen, kann die Disziplin, welche ein Zivilgericht weder anzuerkennen, noch zu beachten hat, darunter leiden: so müssen wir bei dem Grundsatze stehen bleiben, daß den Militärgerichten in Krieg und Frieden die volle Strafgewalt erhalten bleibe, wenn man nicht einen der festesten Grundsteine aus dem Heerwesen verlieren will.

„Obgleich wir fürchten, daß in vielen Fällen die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Militärgerichtsverhandlungen nicht günstig auf Erhal-

tung der Disziplin wirken wird und ein Terrorisieren der Richter durch die Zuhörer nicht außer aller Berechnung liegen sollte, so wollen wir doch nichts dagegen erinnern. Dagegen müssen wir uns gegen die Einführung von Geschworenen erklären, insofern ihnen das Recht zustehen soll, von der Anklage ohne höhere Bestätigung freizusprechen. Ein solches Recht würde gegen alle bisher anerkannten Grundsätze der militärischen Hierarchie verstoßen. Nur der Kriegsherr darf zugleich der oberste Richter sein, und nur er kann in einzelnen Fällen dies Recht höheren Befehlshabern delegieren.

„Soll jedoch mit der Bezeichnung Geschworene nur der Begriff verbunden werden, daß der Soldat von seinesgleichen gerichtet werde, so ist dieser Anforderung im preußischen Heere bereits seit dem Jahre 1808 entsprochen worden."

Das ist die Hauptsumme der Gedanken, mit denen der Prinz von Preußen dem Gesetzentwurfe über die deutsche Wehrverfassung entgegentrat. Scharf und einschneidend ist die Kritik, mit welcher der erste Soldat Preußens den Gesetzentwurf trifft; aber sie ist zugleich so klar und einleuchtend, daß die Wirkung nicht ausbleiben konnte. Zahlreiche Zeitungsartikel und Brochüren sprachen sich in dem gleichen Sinne aus: und der Frankfurter Gesetzentwurf wurde auf unbestimmte Zeit vertagt, ohne je wieder zum Vorschein zu kommen. Aber die Wärme und Überzeugungskraft, welche die kleine Schrift durchweht: ist sie es nicht, welche das allezeit siegreiche Heer der großen Kriege geschaffen hat?

So ging denn mit bedeutungsvoller Arbeit dem Prinzen das Jahr 1848 zu Ende. Der Druck der „Bemerkungen" fällt schon in den Januar 1849. Ohne Groll, obgleich es viel Schmerz ihm gebracht, sah der Prinz es scheiden; er hatte sich mit ihm ausgesöhnt, als er sagte: „Ich bin kein Frömmler, kein Pietist; aber ich habe einen frommen Glauben, und in diesem frommen Glauben habe ich die Überzeugung, daß auch das Jahr 48 göttliche Fügung war, von Gott gesendet, damit wir alle klüger würden."

Viertes Kapitel.

Der Feldzug in Baden.

Kostbare Monate hatte unterdes die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt mit der Beratung der „Grundrechte des deutschen Volkes" verloren. Denn seit in den beiden deutschen Großmächten aus eigener Kraft die Krone die Aufstandsversuche der Radikalen siegreich überwunden und die Vermittelung der Nationalversammlung zurückgewiesen hatte, war es mit der früheren vollen Geltung des Parlaments in der Paulskirche vorbei. Nur die Energie seines Präsidenten Eduard Simson aus Königsberg brachte überhaupt noch die Vollendung der deutschen Reichsverfassung zustande. Der Schlußstein derselben war der Beschluß, die Würde des Reichsoberhauptes mit dem Kaisertitel einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen. Daß dieser nur der König Friedrich Wilhelm von Preußen sein konnte, unterlag bei keinem Einsichtigen irgendwelchem Zweifel. Gleichwohl dachte niemand daran, mit Preußen eine Verständigung über die Verfassung zu erstreben, die doch mancherlei stark demokratische Beigaben, wie das nur suspensive Veto des Kaisers, geheime Abstimmung bei den Wahlen u. a., enthielt. Oder meinte man, daß der Glanz der Kaiserkrone ihn diese Beigaben übersehen lassen würde?

Trotz allem war es doch ein feierlicher Moment, als am 28. März 1849 der Präsident Simson, nachdem der Wahlakt abgeschlossen, die Erwählung König Friedrich Wilhelms zum deutschen Kaiser mit bewegter Stimme verkündigte. Am 2. April traf die Deputation der Nationalversammlung in Berlin ein, um dem preußischen Könige die erbliche deutsche Kaiserwürde zu überbringen. Schon den nächsten Mittag gewährte ihr der König Audienz.

Eine Stunde vorher hatte der König die Minister zur Beratung um sich versammelt. Wohl lag in der Wahl für ihn eine große Versuchung; denn auf Macht in Deutschland war sein natürlicher Ehrgeiz gerichtet. Aber doch war er bedenklich, ob manche Verfassungsbestimmungen eine gedeihliche Führung der Kaiserwürde zulassen würden, und glaubte auch

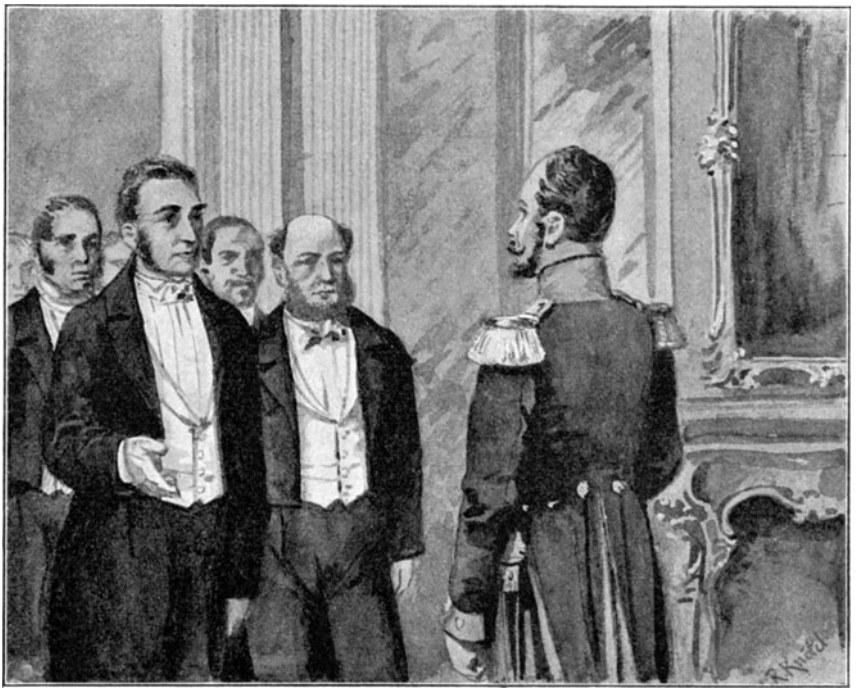
der Zustimmung der deutschen Fürsten nicht entraten zu können. Gleichwohl drangen die Minister in ihn, die dargebotene Krone anzunehmen. Aber sollte er sich durch den Glanz einer Krone in Gewissensbedrängnisse einzwängen lassen? Das war nicht seine Art. „Gehen Sie zu dem Prinzen von Preußen!" antwortete er auf das Drängen der Minister. Denn er war entschlossen, lieber abzudanken, als von dem, was er für recht hielt, abzugehen.

In feierlicher Audienz, unter dem Thronhimmel stehend, umgeben von den Prinzen und Ministern, empfing der König die Deputation, welche die Kaiserwürde ihm darbot. Wohl dankte er ihr für das Vertrauen, das er ehre: aber usurpierte nicht im Grunde die Nationalversammlung das Recht, den Kaiser zu wählen? Und enthielt die Verfassung, auf die hin er gewählt war, nicht Bestimmungen, die ihn vielleicht mit unwiderstehlicher Gewalt in die Bahnen der Revolution hineinreißen mochten? Das waren die Besorgnisse, welche die Entschließung des Königs hemmten. Er lehnte die Kaiserkrone nicht ab, aber er nahm sie auch nicht ohne weiteres an.

Auf den Abend dieses denkwürdigen Tages war die Kaiserdeputation zu dem Prinzen von Preußen geladen. „Wir eilten mit großer Spannung" — berichtet ein Mitglied der Deputation — „zum Prinzen von Preußen; denn dort erwarteten wir einen besseren Empfang, und wir hatten uns nicht getäuscht. Der Prinz trat, nachdem wir ihm einzeln vorgestellt waren, mit gewinnender Persönlichkeit in unsere Mitte und eröffnete eine förmliche staatsrechtliche Diskussion über die Lage der deutschen Sache. Er redete hierbei mit Geist und Gewandtheit, in fließender, beredter Sprache, mit Ernst und Gefühl für die große Angelegenheit des Vaterlandes, mit Schonung und hoher Achtung vor unserer, der seinigen entgegengesetzten Auffassung. Denn natürlich mußte er den Standpunkt des Königs einnehmen und die Verteidigung der Regierungsschritte übernehmen. Es war dies eine gebotene Pflicht für ihn als Prinzen des Hauses, und doppelt schicklich, da er als Thronfolger jeden Schein eines Prätendenten oder auch nur der Opposition vermeiden muß.

Das Verfahren seines königlichen Bruders suchte er damit zu rechtfertigen, daß derselbe weder die Krone ohne Zustimmung der Fürsten annehmen, noch auch sich in die Lage bringen könne, die Zustimmung etwa durch Zwang herbeiführen zu müssen. „Sie werden mir zutrauen" — rief er aus — „daß ich als Militär mich vor einem Krieg nicht fürchte; aber wollen Sie uns zumuten, mit 80 000 Mann in Bayern einzurücken, um den König zur Einwilligung zu zwingen?" Hierauf wurde ihm aus der Mitte der Deputation erwidert, daß daran niemand

denke, daß vielmehr, wofern nur König Friedrich Wilhelm IV. die Krone annehme, kein einziger Fürſt ſeine Zuſtimmung verweigern werde. Dieſe Seite der Frage hatte dem Prinzen bisher ferner zu liegen geſchienen. Endlich aber, da er nicht uns und wir nicht ihn überzeugen konnten, ſchloß er mit der Verſicherung, daß der König von der beſten Abſicht getragen ſei und nur die notwendig gebotene Rückſicht auf das Verhältnis zu ſeinen Mitfürſten, welches von zarteſter Natur ſei, ihn auf



Empfang der Kaiſerdeputation unter Führung des Präſidenten Simſon beim Prinzen von Preußen.

den eingeſchlagenen Weg geführt habe in der Überzeugung, daß gerade dies der Weg zum Ziele ſei; und wir alle würden gewiß noch das Ziel erreichen, wenn nur das Parlament der ruhigen Entwickelung nicht vorgreife und nicht vorſchnell die Sachlage alteriere.

„Mit dieſer Schlußerklärung zog der Prinz ſich zurück, und es trat nunmehr ſeine Gemahlin in unſern Kreis, eine hohe Frau von edler Geſtalt und Schönheit, eine Maria Thereſia, mit dem Geiſte und der Entſchloſſenheit des Mannes und der Sanftmut und Weichheit des Weibes, eine Frau, der man gern die Krone aufs Haupt ſetzte, weil ſie

dort am rechten Flecke säße, die wahrlich in einem Augenblicke, wo die Geschicke Deutschlands an ihrem höchsten Wendepunkt angelangt war, nicht ängstlich und bedenklich gezögert hätte. In geistvoller Darstellung, aus der ein begeisterter Sinn für Deutschlands Einheit und Größe hervorblickte, schilderte sie uns, wie von jeher dies Ziel als das Ideal ihrer Phantasie ihr vorgeschwebt hätte; der große Augenblick könne nicht verloren sein für das Vaterland. Auf dieser Überzeugung, auf diesem Vertrauen zum guten Genius Deutschlands, der uns bis hierher glücklich geleitet habe, habe von jeher ihr Mut, der sie nie verlassen, beruht, und er verlasse sie auch jetzt nicht. Denn es sei ja unmöglich, man könne ja eine so große weltgeschichtliche Entwickelung nicht verkrüppeln lassen: das, um was es sich handle, sei ja etwas so Gutes, so Großes, so Notwendiges! So gern möchte sie auch uns dies mutige Vertrauen zu der Macht der Verhältnisse mitteilen, auch uns auf ihren Standpunkt der Hoffnung und des Vertrauens zu der innerlich wirkenden Notwendigkeit der Verhältnisse versetzen."

Es war das erste Mal, daß die Mitglieder der Deputation in Berlin „Gesinnung für Deutschlands Ziel" aussprechen hörten, das erste Mal, daß sie eine wenn auch unter der Hülle schicklicher Rücksicht auf die Schritte des Königs verhüllte Übereinstimmung „mit dem Gange der Nation" vernahmen. Sie waren entzückt von der Aufnahme, die sie bei dem Prinzen von Preußen gefunden hatten, aber sie thaten, nach Frankfurt zurückgekehrt, nichts, um auch ihrerseits den Gang der Dinge, wie sie ihn wünschten, zu fördern. Nur durch eine angemessene Modifizierung der Reichsverfassung konnte die Kaiserwürde für den König von Preußen annehmbar werden. Allein jeder Vermittelung stellte sich die Nationalversammlung schroff entgegen, indem sie schon am 11. April mit großer Majorität den Beschluß faßte, „an der in zweiter Lesung beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung samt Wahlgesetz unwandelbar festzuhalten". Dazu kam, daß wohl 28 deutsche Regierungen zu der geschehenen Kaiserwahl ihre Zustimmung aussprachen, daß aber gerade die mächtigsten, die deutschen Königreiche, in ihrer ablehnenden Haltung verharrten, ja daß Österreich die Miene annahm, als würde es die Annahme der Kaiserwürde mit der Kriegserklärung an Preußen beantworten; und wer konnte zweifeln, daß es dann wenigstens die süddeutschen Königreiche auf seiner Seite haben würde? Das klärte für den König die Situation: in Frankfurt die Verweigerung jeglichen Entgegenkommens, in Wien, München, Stuttgart kaum verhüllte Feindseligkeit! Ohne Zögern und Schwanken, mit festem, freiem Willen lehnte er daher

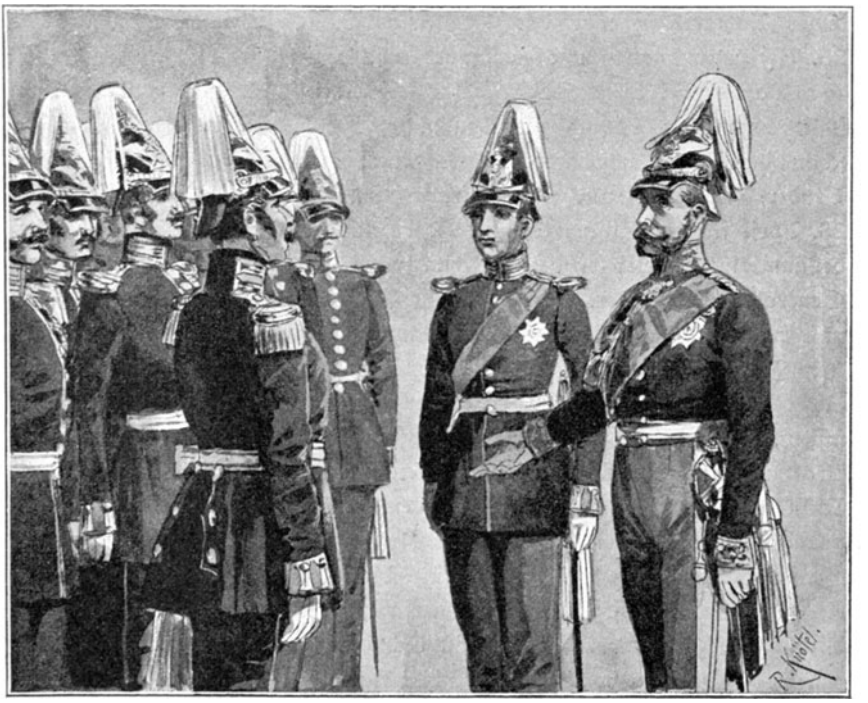
am 28. April endgültig die ihm dargebotene deutsche Kaiserwürde ab, von der Überzeugung durchdrungen, daß die Ablehnung nicht eine Gefährdung, sondern „eine Förderung einer wirklichen und umfassenden deutschen Einheit" sei. Aber als den Verweser des erledigten Kaisertums sah er sich an, dem es obläge, das Werk der Einigung Deutschlands selbst in die Hand zu nehmen. Und in diesem Gedanken lud er nun alle deutschen Regierungen, welche zu weiteren Beratungen mit Preußen geneigt seien, zu Konferenzen nach Berlin ein. Das Ergebnis dieser Konferenzen war das Dreikönigsbündnis, welches Preußen am 28. Mai mit Sachsen und Hannover abschloß.

Daß er bei allem Interesse für die Einheit Deutschlands den Entschließungen des Königs ganz zustimme, hatte der Prinz von Preußen schon der Kaiserdeputation erklärt. Auch er hielt, wie sein königlicher Bruder, die Kaiser- und Einheitsfrage nicht durch die Entschließung vom 28. April für endgültig erledigt, sondern nur für vertagt. „Daß Preußen bestimmt ist", schrieb er drei Wochen später an seinen alten Freund, den General von Natzmer, „an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unsrer ganzen Geschichte — aber das Wann und Wie? Darauf kommt es an."

Indessen über das Wie ist der Prinz sich schon erstaunlich klar. Nicht auf die Frankfurter Reichsverfassung darf das Kaisertum sich stützen, sondern es verlangt eine Verfassung, die dem Kaiser „Macht und Kraft verleiht, um dem gesamten Deutschland zum Heile zu gereichen". Nicht auf Niederwerfung der deutschen Fürsten darf das Kaisertum gegründet sein, sondern auf deren vertragsmäßige Unterordnung. Dem Grafen Stillfried vertraut der Prinz diese Gedanken (26. Mai 1849): eine genaue Prüfung der Reichsverfassung werde ergeben, „daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das Oberhaupt nur zum Schein besteht, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik überzugehen". Und er schließt den Brief mit den wie ein Programm uns anmutenden Worten: „Preußens Geschick wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art, die Dauer und Heil verspricht, und beides erreicht man durch Kraft und Konsequenz; und indem man die Rechte anderer berücksichtigt und schont, erhält man sich sein eigenes Recht."

Aber freilich, bis die Zeit kam, wo der Prinz selbst auf diesem Wege die Einheit Deutschlands ins Werk zu setzen berufen war, bis zu dem Wie das Wann sich ihm gesellte, hatte Preußen, hatte er selbst noch einen langen und steilen Weg zu gehen. Allein auch das Schwere überwindet eine feste Disziplin und eine echte Treue.

Das ſprach der Prinz als ſeine Überzeugung in dieſen Tagen aus, als er am 3. Mai ſeinen Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm bei deſſen Eintritt in das erſte Garderegiment geleitete. Im Luſtgarten zu Potsdam war das Regiment angetreten. „Meine Herren" — wandte ſich der Prinz an das Offiziercorps — „ich kann mir die Freude nicht verſagen, Ihnen perſönlich meinen Sohn als Rekruten zuzuführen. Sie mögen ſich denken, mit welchen Gefühlen ich dies thue. Ich empfehle



Der Prinz von Preußen ſtellt ſeinen Sohn dem Offiziercorps des 1. Garderegiments vor (3. Mai 1849).

ihn Ihrer Kameradſchaft. Er iſt in einer ſchweren Zeit dem praktiſchen Leben entgegengewachſen. Er hat im vorigen Jahre zum erſtenmal einen Kampf — und den ſeines eigenen Regiments — geſehen, der, wenn auch ſiegreich, doch gegen einen unehrlichen Feind geführt ward. Er hat geſehen, was es heißt, wenn eine Truppe, eine ſiegreiche Truppe in ſchweigendem Gehorſam und mit Schmach bedeckt, unter den ſchwerſten Verhältniſſen feſthält an der Disziplin und Ordnung, wenn eine Armee unerſchütterlich bleibt in ihrer Treue. Und er wird vielleicht bald Ge-

legenheit haben, es von neuem zu sehen. Denn, meine Herren, wir stehen in einer bedeutenden Krisis, und wenn wir sie glücklich durchmachen, wird es wieder die Armee sein, die das Vaterland rettet, wie sie und der gesunde Teil des Volkes es schon einmal gerettet haben. Und so übergebe ich ihn Ihnen in der Hoffnung, daß er Gehorsam lernen wird, um einst befehlen zu können. Ich hoffe, er wird seinem Namen und seiner Armee Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat — nicht wir."

„Und dann", fuhr er zu dem jungen Prinzen gewendet fort, „wünsche ich dir, daß du dereinst dasselbe erfährst, was dein Vater erfahren hat! Meine Herren, ich spreche es Ihnen nochmals aus — es ist die schönste Freude meines Lebens gewesen, zu sehen, wie die Treue und innige Teilnahme meiner Untergebenen sich in schweren Tagen in der Nähe und in der Ferne nicht verleugnet hat. Und so thue nun deine Schuldigkeit!"

Nur kurze Zeit noch nach dieser Feier, die seinem Herzen wohl that, hielten die Verhandlungen mit den deutschen Königreichen, denen der Thronfolger nicht fern bleiben konnte, den Prinzen in Berlin fest. Am 7. Juni siedelte er in die Frühlingsherrlichkeit und Stille seines lieben Babelsberg über. Allein am nächsten Tage schon rief ihn des Königs Befehl wieder fort, der ihm den Oberbefehl über die am Rhein versammelten zwei preußischen Corps übertrug. Denn mit Ernst und Nachdruck galt es in der Pfalz wie in Baden die gestürzte Staatsordnung wiederherzustellen.

Die Nationalversammlung in Frankfurt hatte an die Regierungen, die gesetzgebenden Körperschaften und die Gemeinden der deutschen Staaten die Aufforderung gerichtet, „die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Das wurde den Radikalen, welchen die bisherige Bewegung viel zu langsam gegangen war, zu einem gelegenen Vorwande, ihre eigenen Umsturzpläne zu betreiben. Allerorten suchten sie „für die Reichsverfassung" revolutionäre Erhebungen ins Werk zu setzen. Allein kurzerhand warfen preußische Truppen in Dresden unter Graf Waldersee, in den rheinischen Städten unter General von Hanneken die Aufstandsversuche nieder.

Nicht so gelang dies indessen den Bayern in der Pfalz, deren leicht bewegliche Bewohner, der bayrischen Herrschaft abgeneigt, die aus der benachbarten französischen Republik zuströmenden aufreizenden Ideen begierig aufgenommen hatten. Eine demokratische Volksversammlung in Kaiserslautern beschloß zum Zwecke der „Durchführung der Reichsverfassung" allgemeine Volksbewaffnung, Steuerverweigerung und Beschlagnahme der öffentlichen Kassen. Es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, der die Beamten ohne weiteres sich unterwarfen, und durch

das ganze Land der Aufruhr entzündet. Zahlreiche Jäger, Infanteristen und Chevauxlegers schlossen sich den Aufständischen an; nur in der Festung Germersheim behauptete sich der General von Weishaupt mit 2500 Mann, und in Landau General von Jeetze mit einigen 100 Bayern und einer Schwadron badischer Dragoner.

Von der Pfalz griff die Bewegung nach Baden hinüber, das wie kein andres deutsches Land durch Volksversammlungen, Ausschüsse, Agenten unterwühlt, überdies dem doppelten nachbarlichen Einflusse der französischen wie der schweizerischen Republik preisgegeben war. Die Behörden wurden außer Thätigkeit gesetzt, die Militärgefangenen befreit und durch elende Verführungskünste und Freibier die badischen Soldaten bis auf die Dragoner in Landau zum schimpflichen Treubruche verleitet. Der sehr wohlgesinnte Großherzog Leopold hatte die Reichsverfassung nicht nur angenommen, sondern auch Beamte und Heer darauf vereidigen lassen. So fehlte den Revolutionsmännern hier selbst dieser fadenscheinige Vorwand. Gleichwohl ging die Hauptstadt wie die Landesfestung Rastatt zu ihnen über, und der badische Landesausschuß schloß mit dem pfälzischen am 17. Mai ein Schutz- und Trutzbündnis. Zugleich wurden Agenten ausgesandt, um das Revolutionsfeuer auch in den Nachbarländern zu entfachen. Zwar von Hessen-Darmstadt war nicht viel zu hoffen, da die starke preußisch-österreichische Besatzung von Mainz allen Erhebungsgelüsten einen heilsamen Respekt einflößte, so daß nur einzelne Scharen der Hessen, wie die unter Zitz und Bamberger, den Aufständischen zuzogen; aber in Württemberg ging die Bewegung auch schon in hohen Wogen.

Das Frankfurter Parlament hatte aus eigener Machtvollkommenheit eine Reichszentralgewalt eingesetzt, welche auch von den meisten deutschen Staaten anerkannt war. An diese Reichszentralgewalt wandte sich Großherzog Leopold, der, um nicht in die Hände der Insurgenten zu fallen, in das feste Germersheim sich zurückgezogen hatte, mit der Bitte um Beistand. Diese entbot, was sie von Truppen aufzubringen vermochte: ein Corps, so buntscheckig, daß es an die Zeiten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gemahnen mochte. Seine Hauptkraft waren die Kontingente Hessen-Darmstadts und Mecklenburgs. Mit der Führung wurde der frühere Reichskriegsminister von Peucker betraut. Unmöglich aber konnte dies Neckarcorps ausreichen, den Aufstand zu überwinden. Es vereinten sich mit der badischen Regierung daher die bayrische und die hessische, um auch ihrerseits durch die Reichszentralgewalt Beistand zu erhalten. Diese indes, am Ende ihrer Hilfsmittel, verwies sie auf

Preußen, das allein ihnen jetzt Hilfe gewähren könne; zugleich richtete sie an Preußen das Ersuchen, außer dem einen Bataillon, das Preußen als sein Kontingent zu dem Neckarcorps gestellt hatte, noch weitere militärische Hilfe zur Überwindung des Aufstandes zu gewähren. Allein der König von Preußen wies diesen Antrag der Reichszentralgewalt zurück, da er entschieden sei, nur denjenigen Staaten seine Hilfe angedeihen zu lassen, die dem Drei-Königsbündnisse, dessen Abschluß Preußen in diesen Tagen betrieb, beitreten würden. Infolgedessen wiederholten nun die drei Regierungen direkt in Berlin ihr Ersuchen um Hilfe und erhielten sofort, ohne daß Bayern jenem Bündnisse beitrat, die Zusage des Königs. Denn hatte Friedrich Wilhelm auch die Kaiserkrone zurückgewiesen, so lag ihm doch daran, als der Schirmherr Alldeutschlands zu gelten. Zwei preußische Armeecorps, das eine von dem General von Hirschfeld, das andere von dem General Grafen von der Gröben geführt, setzten sich daher gegen die Pfalz und Rheinhessen in Marsch, um im Verein mit dem Reichscorps den Aufstand niederzuwerfen. Den Oberbefehl über die beiden preußischen Corps erhielt der Prinz von Preußen. Unverzüglich begab er sich von Babelsberg nach Mainz.

Nicht ohne Erfolg hatte bisher das Reichscorps allein den Kampf gegen die Insurgenten geführt. Es hatte ihnen Worms wieder abgenommen, die badischen Freischärler unter Sigel bei Heppenheim geschlagen, die schon bis Fürth vorgedrungenen Insurgenten zum Rückzuge genötigt, und stand nun an der hessisch-badischen Grenze, Heidelberg und Mannheim gegenüber, dem Vordringen der Freischaren zu wehren.

In der Pfalz betrug die Macht der Aufständischen mit Einschluß mehrerer Freicorps 13000 Mann mit 8 Geschützen; den Oberbefehl über dieselbe führte der Österreicher Fenner von Fenneberg, der einige Stunden in dem Kampfe Wiens gegen den Fürsten Windischgrätz die Wiener Mobilgarde kommandiert hatte. Indes nach wenigen Tagen trat er zurück, und der Landesausschuß übertrug den Oberbefehl dem polnischen Insurgentenführer Sznyade, der von Geburt ein Deutscher Namens Schneider war.

Den Oberbefehl über die badischen Freischärler, die, 12000 Mann mit 24 Geschützen und 1200 Pferden stark, fast die gesamte badische Armee in sich schlossen, hatte Sigel nach seiner Niederlage bei Heppenheim niederlegen müssen. Zu seinem Nachfolger berief der Landesausschuß aus Paris den Polenführer Mieroslawski, als Oberfeldherrn ihn zugleich auch über das pfälzische Heer setzend. Seine Aufstellung hatte dies badische Corps bei Heidelberg bis gegen Weinheim; mit seinem

linken Flügel reichte es bis Mannheim, mit seinem rechten im badischen Odenwalde bis Eberbach.

Ihm stand das Reichscorps gegenüber, 18000 Mann mit 24 Geschützen und 9 Schwadronen stark. Zwischen Kreuznach und Neunkirchen rückte das 1. preußische Corps (Hirschfeld) gegen die Pfalz vor, 20000 Mann mit 50 Geschützen und 15 Schwadronen zählend, während das 2. preußische Corps (Gröben), 15000 Mann mit 30 Geschützen und 16 Schwadronen stark, bei Frankfurt Stellung nahm.

Es war also die dem Prinzen von Preußen zur Verfügung gestellte Truppenmacht mit Einschluß des Reichscorps doppelt so stark wie die der Aufständischen; überdies war sie auch ohne Zweifel an militärischer Tüchtigkeit den Gegnern überlegen. Dennoch war die Aufgabe des Prinzen keine leichte. Die unbedeutendste Niederlage mußte den Feinden großen Zuzug zuführen. Die Sympathien der Bevölkerung waren noch ganz den Insurgenten zugewendet. Begreiflich ist daher der Wunsch, den er dem altbewährten Freunde Natzmer aussprach, daß die aufrührerischen Gegenden noch etwas länger den Zustand genießen möchten, „in den sie sich aus sogenannter Deutschtümelei versetzt haben, d. h. in die Republik, damit sie von selbst diesen Alp abzuwälzen wünschen möchten." Eben wegen dieser Sympathie erhielten die Aufständischen alle Nachrichten, deren sie bedurften, und konnten sich in vorher gewählten Stellungen schlagen, die überdies von der Natur sehr begünstigte waren. Ferner mußte der Prinz dafür sorgen, daß, wo einmal seine Truppen durchmarschiert waren, auch die Aufständischen wirklich völlig vertrieben waren; sonst konnte er durch ein Wiederaufflackern des Aufstandes sich leicht genötigt sehen nach zwei Seiten Front zu machen. Er mußte daher zur Beruhigung der durchschrittenen Gegenden und zur Wiederherstellung geordneter Zustände allenthalben Truppen zurücklassen und dadurch, je weiter er vorrückte, um so mehr seine Truppenkräfte schwächen.

All diesen Rücksichten mußte der Feldzugsplan des Prinzen gerecht werden. In Mainz traf er am 12. Juni mit den Generalen Gröben und Peucker zusammen und entwickelte ihnen hier seine Idee, das gesamte Insurgentenheer in den Winkel zwischen dem rechten Rhein- und dem linken Neckarufer hinein zu manövrieren und dort gefangen zu nehmen. Zu dem Ende sollte das 1. Corps (Hirschfeld) in konzentrischen Märschen unter steten Gefechten die Pfälzer Szyvades und die Freicorps Schimmelpfennigs, Blenkers und von Willichs über den Rhein treiben und nach erfolgter Säuberung der Pfalz den Rhein bei Germersheim am 21. Juni überschreiten. Bis zu diesem Tage sollte auch das



Der Prinz von Preußen als Oberbefehlshaber gegen die badiſchen Aufſtändiſchen.
Zeichnung von Schertle aus dem Jahre 1849 nach einem Lichtbild von Vogel.

2. Corps (Gröben) das Neckarcorps in seinen Stellungen abgelöst haben, um dann die Badener Mieroslawskis in der Front anzugreifen und dem in ihrem Rücken erscheinenden Hirschfeld zuzutreiben. Peucker fiel dabei die Aufgabe zu, weiter oberhalb den Neckar zu überschreiten und durch starken Druck auf den rechten Flügel Mieroslawskis dessen Entweichen in den Odenwald zu verhüten. Die Absicht des Prinzen war klar, die Übermacht, welche er hatte, voll zu gebrauchen und methodisch auszunutzen. Wem könnte da die Übereinstimmung entgehen, welche dieser Plan unter im großen ähnlichen Verhältnissen mit dem Plane der Schlacht von Sedan zeigt? Freilich dort an der Maas gelang er vollständig, hier am Neckar aber nur zum Teil.

Von Mainz wollte der Prinz sich nach Kreuznach begeben, um auch Hirschfeld mit den nötigen Anweisungen zu versehen. Die Reise geschah in zwei Wagen, in deren erstem der Prinz mit dem Major von Kirchfeld saß, der die Stelle eines Generalstabschefs bei ihm versah; im zweiten Wagen folgte der Flügeladjutant, Hauptmann von Boyen. Eben hatten die Wagen das Dorf Nieder-Ingelheim, 15 Kilometer von Mainz, passiert, als aus dem hohen Getreide zur Seite der Landstraße ein Schuß fiel. Offenbar galt er dem Prinzen; aber da die Wagen scharf zufuhren, so ging er dem Stangenpferde des zweiten Wagens durch den Hals und verwundete den Postillon am rechten Schenkel. Auf den Schuß achtete der Prinz gar nicht; als ihm aber die Verwundung des Postillons gemeldet wurde, ließ er ihn sofort in das Dorf zurückschaffen und setzte ihm, da er doch an seiner Statt die Wunde empfangen, eine lebenslängliche Pension aus. Auch der Thäter wurde schnell gefaßt. Es war ein Tischlergeselle aus Nieder-Ingelheim, der unter die Freischärler gegangen war, aber sich jetzt auf Urlaub in seinem Heimatsdorfe befand. Indes der Prinz ließ ihn wieder laufen.

Unter den Augen des Prinzen führte General von Hirschfeld prompt den ihm obliegenden Teil des Feldzugsplanes aus. Durch das Gefecht bei Kirchheim-Bolanden, dem der Prinz persönlich beiwohnte, flößte er Sznyade und dessen Freischärlern einen solchen Schrecken ein, daß sie, ohne noch einmal Widerstand zu versuchen, wie in einer Treibjagd dem Rhein sich zutreiben ließen. Ja, viele der Freiheitskämpfer flüchteten schon „vor der Zeit" in ganzen Scharen sich über den rettenden Rhein.

Am 20. Juni überschritt auch Hirschfeld den Strom und besetzte mit Mannschaften der 1. Division, welche am nächsten Tage über Waghäusel auf Mannheim vorrücken sollte, Philippsburg. Die übrigen Divisionen

dagegen hatten Bruchsal zum Ziel. So sollte den Badenern Mieroslawskis der Rückweg verlegt werden. Schon war am nächsten Morgen die Avantgarde der 1. Division bis Waghäusel vorgerückt, als — etwa um 8 Uhr — Mieroslawski mit seiner gesamten Armee sich auf sie warf. Sehr wacker verteidigte sich die kleine Schar, bis von Wiesenthal her das Gros der Division sie aufnahm. Aber auch jetzt noch war die Übermacht Mieroslawskis erdrückend: langsam wich die Division auf Philippsburg zurück. Der Prinz von Preußen befand sich bei der 4. Division. Deutlich hörte man auf dem Marsche den Kanonendonner herübertönen. Sofort ließ der Prinz die Division nebst vier Bataillonen Garde-Landwehr und dem 24. Füsilier-Bataillon in der Richtung auf Wiesenthal abrücken. Das entschied das Gefecht. Sie warf Mieroslawski mit solchem Nachdruck bei Wiesenthal zurück, daß er sich in größter Unordnung, viele Bataillone in völliger Auflösung, auf Heidelberg zurückzog. Dort stand Graf Gröben ihm gegenüber: Mieroslawski saß in der Falle. Allein nicht rasch genug war Peucker mit dem Neckarcorps nach Südwesten abgebogen. Das rettete den Polen. Er entschlüpfte der drohenden Umklammerung, wie der Prinz schreibt, „wie ein Kirschkern zwischen zwei Fingern". Durch den Odenwald über Sinzig entkam er mit dem Reste seiner Truppenmacht und stellte sich, gestützt auf die Festung Rastatt, an der Murg auf.

Eine Abteilung der Insurgenten, welche bei Karlsruhe stand, wollte auf die Meldung von der Bedrängnis Mieroslawskis diesem über Bruchsal zu Hilfe eilen, allein bei Upstadt (am 23. Juni) traten ihr die Preußen entgegen. Hirschfeld hatte auf die Meldung, daß der geschlagene Feind den Odenwald gewonnen, sofort die weitere Verfolgung desselben gegen Norden aufgegeben und suchte nun durch einen angestrengten Südmarsch auf Karlsruhe dem Gegner zuvorzukommen. Aber auch Gröben und Peucker setzten sich nach Süden in Marsch: die beiden preußischen Corps in der Rheinebene gegen die Murglinie, das Neckarcorps über das Gebirge im Albthal, um erst südlich von Rastatt bei Oos den Austritt zu nehmen. Somit sollte es dem Feinde den Rückzug verlegen, während die beiden preußischen Corps teils durch wirklichen Übergang über die Murg, teils durch scheinbare Übergangsversuche den Feind nach Rastatt hineintrieben. Deutlich schimmert in diesem Plane des Prinzen der Grundgedanke der Kämpfe um Metz hindurch: aber wiederum gelang er nur teilweise. Zwar waren alle Maßnahmen des Oberkommandos bis ins kleinste durchdacht, aber der Meldedienst erwies sich als durchaus unzulänglich; den Führern fehlte es auch an Kriegserfahrung.

Sehr heftig war bei Upstadt der Zusammenstoß der Gegner; denn jeder von beiden glaubte der Eile zu bedürfen und verlangte nach rascher Entscheidung. Der Prinz befand sich überall im heftigen Feuer, so daß seine Begleitung ihm Vorstellungen machte, die Person des Höchstkommandierenden nicht so augenscheinlicher Gefahr auszusetzen. Für den Moment ritt er dann wohl ein wenig zur Seite, aber gleich darauf trabte er so ruhig, als hielte er sich für kugelfest, wieder mitten durch die Schußlinien. Dieses gleichmütige Verachten der Gefahr wirkte wahrhaft begeisternd auf die Landwehr ebenso wie auf die jungen Linientruppen. Sie schlugen sich vorzüglich, als strebten sie danach, gerade unter den Augen des Prinzen Heldenthaten zu verrichten: bis sie die Freischärler in wilder Unordnung in die Flucht jagten und Upstadt besetzten.

Im heftigsten Feuer hatte die rheinische Landwehr und das Bataillon von Iserlohn gestanden. Jetzt, da der Sieg gewonnen, ritt der Prinz zu ihnen heran. „Ich danke euch: ihr habt eure Schuldigkeit gethan!" sagt er zu ihnen, in seinem Munde das höchste Lob. Und mit einem herzlichen Hoch dankten ihm die bärtigen Landwehrmänner. Dann ritt er weiter zu dem Füsilierbataillon des 29. Regiments, das schon zum Biwakieren sich eingerichtet hatte. Auch ihnen sprach er seine Zufriedenheit mit ihrer Haltung im Feuer aus. Hurra! riefen die Füsiliere und stimmten in mächtigem Chore an: „Ich bin ein Preuße: kennt ihr meine Farben?" Das freute den Prinzen sichtlich; er reichte den Füsilieren, die sein Pferd umringten, die Hand. „Ihr habt sehr recht", sagte er, „gerade dies Lied zu singen; denn ihr habt euch als brave Preußen geschlagen."

Noch einmal, bei Durlach, versuchten die Insurgenten den Preußen den Weg nach Karlsruhe zu verlegen. In siegreichem Gefecht (am 25. Juni) trieb der Prinz die Feinde zurück; dann ließ er in dem Städtchen, müde und hungrig, wie sie waren, Rast machen. Die Einwohner brachten Brot und Wein herbei. Auch der Prinz nahm ein Stück Brot, um es zu essen. Da sah er den begehrlichen Blick eines hungernden Soldaten auf sich. „Da, Kamerad, iß auch!" sagte er freundlich, brach das Brot mitten durch und reichte dem Soldaten die Hälfte.

Noch am Nachmittage desselben Tages erreichten die Preußen Karlsruhe. Von einer glänzenden Suite umgeben hielt der Prinz an der Spitze seiner siegreichen Truppen seinen Einzug in die wieder aufatmende Stadt. Dann ließ er die preußischen Bataillone an sich vorüberziehen; darauf

begab er sich in das großherzogliche Schloß. Durch einen Tagesbefehl sprach er seinen Truppen seine vollste Anerkennung für die Tapferkeit, die sie in allen Gefechten bewiesen, wie für ihre Ausdauer und Hingebung aus. „Auch die Anerkennung", schloß der Befehl, „des Königs und des Vaterlandes wird uns nicht fehlen da, wo die preußische Armee von neuem ihren alten Ruhm auf so ausgezeichnete Weise bewährt hat."

Am 27. Juni beschied der Prinz die drei kommandierenden Generale zu sich.

Die Aufständischen beherrschten noch das ganze badische Oberland. Seit ihrer Niederlage bei Wiesenthal waren sie auf Rastatt zugeströmt, hinter dessen Mauern sie Deckung zu finden hofften. Aber die Klügeren waren in ganzen Trupps an der Festung vorübergeeilt, um in den Bergen Sicherheit zu suchen. Zwar setzte man diesen Flüchtlingen nach, um sie nach Rastatt zu bringen; aber mit den Waffen in der Hand setzten sie sich zur Wehr und schossen auf die eigenen Genossen. Immerhin umschloß die Festung noch gegen 20000 Mann. Aber greuliche Zustände herrschten in ihr. Eine wahnsinnige Furcht vor den Preußen bemächtigte sich der Gemüter; allenthalben sah man Spione und Verrat. Die Disziplin löste sich, da die aufständischen Soldaten meist betrunken waren. Ein Bürgerwehrmann aus der Pfalz, der wegen eines Dienstvergehens in das Arrestlokal geführt wurde, wurde auf offener Straße als angeblicher Spion ermordet. Auch der preußische Major von Hindersin, der vor einigen Tagen den Insurgenten in die Hände gefallen war, wurde aus seinem Gefängnis hervorgeholt und in der gemeinsten Weise beschimpft. Nur die Furcht vor der Rache der Preußen rettete ihm das Leben.

Um das Oberland zu behaupten, hatten die Aufständischen die von Natur starke Position an der Murg besetzt. Gegen diese beschloß der Prinz seinen nächsten Angriff zu richten. Er wies daher Hirschfeld an, die große Straße auf Rastatt zu verfolgen; Gröben sollte zwischen dieser und dem Rheine vorgehen und Peucker endlich durch das Gebirge gegen den Murg-Übergang bei Gernsbach vorstoßen.

Der Widerstand der Insurgenten indessen war heftiger, als man erwartet hatte. Am 29. Juni entwickelte sich daher ein Kampf auf der ganzen Linie von Steinmauern, Völkersbach, Muggensturm und Öttigheim auf der Rheinseite bis nach Beutenthal, Kuppenheim und Bischweyer am Gebirge. Gegen 15000 Mann mochten die Freischärler stark sein; und von Rastatt her feuerten die schweren Festungsgeschütze auf die immer näher herandringenden Preußen.

Am heftigsten wogte der Kampf bei Bischweyer. Der Prinz von Preußen begab sich daher selbst hierher und ritt so nahe in seinem furchtlosen Gleichmut an die Feinde heran, daß mehreren Offizieren seines Gefolges die Pferde unter dem Leibe erschossen wurden und die Kugeln um ihn herumpfiffen, bis er endlich langsam das Pferd wandte.

Im Verlaufe des Gefechtes gelang es den Insurgenten, sich des Dorfes Bischweyer zu bemächtigen. Mit Artilleriefeuer beschossen sie die in der Nähe haltende Reservekavallerie des 1. preußischen Corps. Da das Gelände einen Kavallerieangriff völlig unmöglich machte, so ging die Kavallerie im Schritt zurück. Halbwegs zwischen Bischweyer und Muggensturm stand auf einer Markscheide des Feldes ein Bildstöckl, eine steinerne Säule, die oben in zierlich gemeißeltem Schrein ein Heiligenbild trägt. Als hier die Kavallerie, von den Kugeln des Feindes beworfen, vorüberkam, hielt der Prinz vor dem Bildstöckl, es genau betrachtend. „Vor meiner Abreise", sagte er zu dem neben ihm haltenden Hofmarschall Grafen Pückler, der als Oberstleutnant im 24. Landwehrregiment den Feldzug mitmachte, „habe ich für die Stelle am Havelufer meines Parks von Babelsberg ein Bildwerk bestellt, das sich dort sehr gut ausnehmen würde. Hat dies Bildstöckl nicht ungefähr die Form, die ich jener Verzierung wünsche?" Der Graf bejahte die Frage. Und der Prinz musterte die Einzelheiten des Bildwerks, unbekümmert um die Kugeln, die rings umher einschlugen; dann erst folgte er langsam der Kavallerie.

Man erzählte dem Großherzog Leopold von dieser todverachtenden Kaltblütigkeit des Prinzen, der sich überall in Gottes Hand wußte. War der kleine und doch so bezeichnende Vorgang nicht wert, dem Gedächtnis aufbewahrt zu werden? Als der Großherzog daher im Herbste in Gemeinschaft mit dem Prinzen das Schlachtfeld von Bischweyer besichtigte, blieb er vor dem Bildstöckl halten, indem er den Prinzen bat, das Bildwerk als eine Erinnerung an Baden zum Geschenke anzunehmen. So ist es denn, auf einer Platte mit dem eisernen Kreuze und dem Datum des 29. Juni 1849 versehen, am Havelufer im Babelsberger Park aufgestellt, während dort an der Markscheide des Bischweyrer Feldes eine schlichte Nachbildung die denkwürdige Stätte bezeichnet, wo der Prinz seine Preußen den Tod zu verachten lehrte.

Unterdessen stellte die Infanterie des 1. Corps der Preußen durch die Eroberung von Bischweyer das Gefecht wieder und warf dann durch gesammelten Angriff das Zentrum der langen feindlichen Kampflinie auf Rastatt zurück. Das gleiche Schicksal hatte auch der rechte Flügel der-



Der Prinz von Preußen am Bildstöckl bei Kuppenheim am 29. Juni 1849.

selben. Die Reichsarmee, das Corps Peuckers, traf am Mittag des 29. vor Gernsbach ein. Allein die Insurgenten hatten die Häuser auf dem rechten Murgufer besetzt und beschossen von diesen aus die vordringenden Gegner. Mit Brandgranaten antwortete Peucker, so daß bald 18 Häuser in Flammen standen und die Aufständischen zurückgehen mußten. Das Geschrei, umgangen zu sein, erhob sich, und schnell artete der Rückzug in wilde Flucht aus. Erst unter den Wällen von Rastatt machten sie Halt, wenigstens für die Nacht; am nächsten Morgen aber eilten sie weiter, wer nur konnte, um auf der Straße über Oos das Oberland zu gewinnen. Ganze Bataillone verweigerten den Gehorsam, um nach Oos zu entrinnen. Wenn hier ihnen Peucker entgegentrat, den Rettungsweg ihnen sperrend, so war der Feldzug zu Ende. Aber die Reichsarmee befand sich selbst in schlechter Verfassung; wohl marschierte sie nach der Weisung, die ihr geworden, auf Oos zu, war aber — wie ein Augenzeuge sie beschreibt — „in verworrenem Zuge, durch die Verpflegung gehindert, sowie auch durch die Bagage, und die Soldaten zum Teil betrunken", am Mittag erst bis Baden gelangt, wo Peucker sie im Parademarsch an sich vorübermarschieren ließ, um wieder etwas Disziplin in die Bataillone zu bringen. So entging ihm auch diese Gelegenheit wieder, den fliehenden Feind abzuschneiden. Nur das kleine Corps des Oberstleutnants Morenhoffen sandte er nach Oos voraus. Hier hatten aber die Freischärler inzwischen das Dorf und die benachbarten Höhen besetzt, empfingen mit Übermacht das Corps und warfen es nach kurzem Kampfe zurück, sogar eine Kanone erbeutend. So blieb für die flüchtenden Insurgenten der Weg über Oos frei, und unbekümmert um die Befehle ihrer Offiziere zogen die Freischärler auf ihm eilends von dannen.

Für den Prinzen von Preußen ergab sich daraus die Notwendigkeit, seine Streitkräfte zu teilen: Hirschfeld hatte die fliehenden Feinde zu verfolgen, während Gröben Rastatt cernierte.

Die aufgelösten Massen der Insurgentenarmee wandten sich meist nach Freiburg, von wo Sigel, Mieroslawski im Oberbefehl wieder ablösend, die Truppen, Waffen und Vorräte auf das Schweizer Gebiet führen wollte. Allein die in Freiburg anwesenden, früher badenschen Truppen zogen es vor, um Amnestie bittend, dem General von Hirschfeld ihre freiwillige Unterwerfung anzubieten. Nun war Freiburg nicht mehr zu halten: am 7. Juli besetzten die Preußen die Stadt. Peucker hatte unterdessen Konstanz erreicht, so daß binnen wenigen Tagen jetzt die ganze badische Grenze teils mit preußischen, teils mit Reichstruppen umzogen

war. Aber die meisten Führer des Aufstandes waren schon vorher darauf bedacht gewesen, sich in Sicherheit zu bringen.

Jetzt trat zu allgemeiner Überraschung auch Österreich mit dem Wunsche hervor, zwar nicht an dem Kampfe, wohl aber an dem Siege teilzunehmen: es schickte sich an, ein Truppencorps in Baden einrücken zu lassen, um einen Teil des Großherzogtums zu besetzen und daraufhin bei der Entscheidung über das Schicksal des befreiten Landes mitzusprechen. Mit Nachdruck indessen trat diesem Unterfangen der Prinz von Preußen entgegen. Er verbat sich mit so viel höflicher Bestimmtheit jede Einmischung Österreichs in die badischen Angelegenheiten, daß Österreich doch für gut befand, auf seinen Wunsch zu verzichten.

Aber doch war der Feldzug noch nicht zu Ende: Rastatt befand sich noch in den Händen der Aufständischen. Gegen 6000 Mann lagen in der Festung zusammengepreßt, Freischärler, Soldaten, Bürgerwehren, dazu Abenteurer, zumal aus Polen und Frankreich, meist über die Lage der Dinge absichtlich getäuscht und voll Hoffnung baldigen Entsatzes. Das Gröbensche Corps hielt die Festung in weitem Zirkel eingeschlossen; bei ihm hatte jetzt der Prinz sein Hauptquartier. Täglich besichtigte er die Stellungen der Truppen und besuchte die Biwaks. Da stellte im Hauptquartier in Baden der Romandichter Hackländer sich ein, der durch seine humoristischen „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" in militärischen Kreisen wohlbekannt war. Er hatte im Hauptquartier Radetzkys den Feldzug der Österreicher in Oberitalien mitgemacht; jetzt kam er auch nach Baden, um Studien für Bilder des Soldatenlebens im Kriege zu machen. Freundlich gewährte der Prinz von Preußen ihm die erbetene Audienz.

„Man kann sich leicht denken", erzählt Hackländer, „wie ehrenvoll und wohlthuend es für mich war, von dem hohen Heerführer freundlich angeredet und empfangen zu werden, von einem Mann, zu dem ich schon vor längeren Jahren, als ich noch als Soldat die preußische Uniform trug, gleichwie alle meine Kameraden, mit Liebe und angeborener Verehrung aufgeblickt. Der Prinz, eine schöne, hochgewachsene Gestalt, hat einen freundlichen, heiteren, außerordentlich gewinnenden Gesichtsausdruck, lebhafte Augen und spricht mit tiefer, klangvoller Stimme. Gekleidet war er in die einfache Generalsuniform, und im Knopfloche trug er das in den Befreiungskriegen wohlerworbene Eiserne Kreuz."

Der Prinz befragte Hackländer in der ihm eigentümlichen liebenswürdigen Weise über den letzten italienischen Feldzug, die österreichische Armee und die Persönlichkeit des Feldmarschalls Radetzky, indem er sich

mit großer Anerkennung sowohl über den Heerführer wie über die Truppen ausließ. Darauf stellte er den Poeten dem jungen Prinzen Friedrich Karl vor, der, bei Wiesenthal verwundet, den Arm noch in der Schlinge trug. Lächelnd bemerkte er bei der Vorstellung, eigentlich sei Hackländer ein nicht ganz würdiges Mitglied der preußischen Armee gewesen; denn er habe sich erlaubt, in seinem Soldatenleben im Frieden manches aus dem inneren Dienste komischer zu behandeln und darzustellen, als es wirklich wäre. Manche Schwäche desselben habe er schärfer als notwendig hervorgehoben, überhaupt etwas stark aus der Schule geschwatzt.

„Allerdings", entgegnete Hackländer, „Königliche Hoheit, fühle ich mich schuldig; aber ich bin gewiß, jetzt, wo es den Ernst des Militärlebens gilt, mit voller Wahrhaftigkeit über die braven preußischen Truppen auch mit dem allerbösesten Willen so schreiben zu müssen, daß mich kein Tadel treffen kann."

Den Gefechten der preußischen Truppen gegen die Aufständischen hatte Hackländer nicht beigewohnt; was er hier im Lager sah, war ihm charakteristisch für den Geist, der die Truppen erfüllte. Und darauf — das war der Eindruck — war der Einfluß des Oberfeldherrn von tiefgreifender Bedeutung. „Der Prinz von Preußen", sagt er, „ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend. Und durch diese Vorzüge besitzt er die Anhänglichkeit und Zuneigung der ganzen Armee. Denn wenn auch in der preußischen Armee ebenso wie in allen anderen Versuche gemacht worden sind, die Soldaten in Pflicht und Treue zum Wanken zu bringen, so hat der Name des Prinzen als ihres Führers gewiß dazu beigetragen, daß der Eid der Soldaten unbefleckt blieb und daß jeder getreu der Fahne folgte. Die preußische Disziplin spricht sich ebenso im Gefechte und im Dienste aus, wie in den Freistunden; und die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Soldaten im Lager kann man wahrhaft musterhaft nennen. Vor allem betragen sich die Landwehren, lauter ältere, gesetzte Leute, außerordentlich gut, sowie sich auch diese eine Zeitlang in radikalen Blättern mit großer Freude als zweifelhaft verschrieenen Truppen vortrefflich geschlagen haben."

Unterdessen erfüllte sich das Geschick Rastatts. Der Prinz wünschte die Festung zur Ergebung zu bringen, ohne zu den äußersten Gewaltmitteln schreiten zu müssen. Denn eine regelrechte Belagerung würde nicht nur durch die Zerstörung der Festungswerke einen Verlust von Millionen zur Folge gehabt haben, sondern sie würde auch das Blut vieler braver Soldaten gekostet haben. Der Prinz hielt daher eine Cer-

nierung der Festung für ausreichend. Denn es war vorauszusehen, daß auch diese schon durch den Mangel an Lebensmitteln bald zur Übergabe der Festung führen mußte. Wohl wurden auch Bomben und glühende Kugeln in die Festung geworfen, aber nur um die Belagerten zu schrecken. Und es genügten auch wenige Wochen, um diese zu der Überzeugung zu bringen, daß die Festung nicht zu halten sei. Entsatz konnte von nirgendher erwartet werden; sich durchzuschlagen war auch unmöglich. So ergab sich denn am 23. Juli die Festung auf Gnade und Ungnade.



Die Aufständischen strecken am 24. Juli 1849 bei Rastatt die Waffen.

Am Nachmittage ließ der Prinz von Preußen die für die Entwaffnung aufgestellten preußischen Truppen antreten. In lauter und fester Sprache dankte er ihnen für die Anhänglichkeit, die sie dem Könige und dem Vaterlande bewiesen, für die Tapferkeit, die sie überall gezeigt, für die Bereitwilligkeit, mit der sie sich allen Mühen und Gefahren unterzogen. „In wenig Augenblicken", schloß er eindringlich die Stimme erhebend, „werdet ihr das traurige Schicksal der Entwaffnung von Soldaten erleben, die ihrem Fürsten und ihren Fahnen eidbrüchig geworden sind: die entehrendste Demütigung, die es für den Krieger

giebt!" Mit einem freudigen Hoch auf ihren König antworteten die Bataillone.

Die festgesetzte Stunde der Kapitulation war da. Die Thore der Festung öffneten sich, und heraus bewegte sich der lange Zug der die Gnade des Siegers anrufenden Insurgenten.

„Ich will diese Leute nicht sehen!" sagte der Prinz mit unmutigem Ton und ritt von dannen.

Mit klingendem Spiele rückten die auf Gnade und Ungnade sich Ergebenden heran. Auf Befehl der Preußen mußte indes die Musik schweigen. Vor der Front der Sieger hatten sie ihre Waffen niederzulegen; dann wurden sie — es waren immer noch 5600 Mann — abteilungsweise in die Festung zurückgeführt und dort in den Kasematten als Gefangene untergebracht. Um 6 Uhr zogen die Sieger in die Stadt ein.

Durch die Kapitulation kam auch der Major Hinderfin vom Generalstabe der Reichsarmee wieder frei. Man hatte ihm in der Festung, als man ihn frei ließ, statt seines eigenen Säbels den eines Dragoners gegeben. Er meldete sich jetzt bei dem Höchstkommandierenden. Sobald der Prinz das Fehlen des Portepees bemerkte, schlang er sein eigenes los und gab es Hinderfin als ein Zeichen der Achtung für den wackeren Offizier.

Der Krieg war zu Ende. Die Pfalz wie Baden waren von den Insurgentenscharen befreit und ihrer rechtmäßigen Regierung zurückgegeben. Noch von dem Schlosse Favorite aus, wo in den letzten Tagen das große Hauptquartier gewesen war, erließ der Prinz, seinen Truppen zu danken, einen Armeebefehl. „Euch, tapfere Kriegsgefährten", heißt es darin, „gebührt der Ruhm dieser Erfolge, den ihr unter dem treuen Beistande eurer deutschen Brüder des Neckarcorps errungen habt! Eurem Mut, eurer Ausdauer und Hingebung für die gerechte Sache, zu der der Befehl unsers Königs uns ins Feld rief, ist es zu verdanken, daß in so kurzer Zeit zwei Länder euch ihre Befreiung von Willkür und Gesetzlosigkeit verdanken. Während in euren Reihen Zucht, Ordnung und Gehorsam herrschten, habt ihr gesehen, was aus einer Truppe wird, in der diese Erfordernisse eines wohldisziplinierten Heeres fehlen, namentlich wenn dazu noch der Vorwurf des Gewissens tritt, seinem Herrscher und dessen Fahnen den Eid freventlich gebrochen zu haben. Während ihr in Treue gegen König und Vaterland beharrtet, während Vorgesetzte und Untergebene in Pflichterfüllung wetteiferten, folgte der Sieg unsern Fahnen. Mit Stolz sehe ich auf eine Armee, der es unter Gottes Beistand be-

schieden war, den alten wohlgegründeten Kriegsruhm Preußens zu erneuern."

Und mit der gleichen Bescheidenheit trat der sieghafte Prinz dem Fürsten gegenüber, den sein Schwert allein wieder auf den Thron Badens zurückgeführt hatte. Am 18. August hielt der Großherzog Leopold an der Seite des Prinzen von Preußen seinen Einzug in Karlsruhe, die ihm wiedergegebene Hauptstadt. Die Feier hatte etwas Wehmütiges. Freudig riefen die Bürger ihrem wiederkehrenden Landesherrn Willkommen zu, aber in den Augen vieler flimmerten Thränen. Voll warmer Empfindung sprach der Großherzog öffentlich dem Prinzen seinen Dank aus und überreichte ihm das Großkreuz des badischen Militärverdienstordens. Leicht hätte in diesem Vorgange etwas Demütigendes für den Großherzog liegen können; aber diesen Schein verlor der Akt vollständig durch die Haltung des Prinzen, der — nach dem Berichte eines Augenzeugen — „mit seinem bewundernswerten Takte und seiner anspruchslosen Bescheidenheit nur wie der General dastand und, in diesem Sinne antwortend, alles abwies, was ihn hätte als den Thronerben jener Macht erscheinen lassen, die Baden eben unter ihre Fittiche genommen."

Das ist eben das Charakteristische in der Bescheidenheit des Prinzen, daß er mit Freudigkeit und sichtlicher Genugthuung bereit war, das Verdienst der anderen zu preisen; aber der Anerkennung seines eigenen Verdienstes entzog er sich sorgsam, so daß mancher obenhin Urteilende 1870 wohl Moltke auf Kosten König Wilhelms erhoben hat. Hier in Baden aber stand dem Prinzen überhaupt kein Moltke zur Seite, sondern nur ein Major des Generalstabes (von Kirchfeldt), der schwerlich einem Manne, der in 33 Friedensjahren rastlos an seiner militärischen Ausbildung gearbeitet, viel gute Ratschläge hat geben können. Und dann, welches Licht wirft der Umstand auf die Oberleitung der Kriege von 1866 und 1870—71, daß der Grundgedanke dieser Kriege, den Feind durch sorgfältig vorbereitete Umfassung zu erdrücken, schon in dem badischen Feldzuge deutlich hervortritt? Mit Klarheit weist diese Übereinstimmung darauf hin, daß König Wilhelm in einem viel höheren Grade die strategische Oberleitung auch der großen Kriege geführt hat, als seine bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst gesteigerte Bescheidenheit es jemals hat zugeben wollen. Sehr recht hat daher Russell, der englische Zeitungskorrespondent, mit sicherer Beobachtung 1870 zu betonen, daß König Wilhelm in einem Grade wirklicher „Oberfeldherr" gewesen sei, wie nicht leicht jemand vor ihm. Auch darauf ist endlich noch hinzuweisen, wie der Prinz von Preußen es 1849 verstanden hat, die ihm angebotene Hilfe öster-

reichischer Truppen in einer diplomatisch wie militärisch gleich richtigen Weise abzulehnen, ohne daß ein Ratgeber ihm zur Seite gestanden hat.

Mit lauter Freude begrüßte den heimkehrenden Sieger das dankbare Vaterland. Am Abend des 11. Oktober traf er in Potsdam ein, wo der König an der Spitze der Potsdamer Offiziercorps ihn auf dem Bahnhofe empfing. Zunächst begleitete er den königlichen Bruder nach Sanssouci, dann aber ritt er nach Babelsberg hinüber, die in Sehnsucht seiner harrende Gemahlin und das Kinderpaar zu begrüßen.

Am nächsten Morgen kam er nach Berlin. Mit Gewinden von Eichenlaub, mit Blumen und Lorbeerkränzen war sein Palais Unter den Linden festlich geschmückt; und drinnen harrten Deputationen der städtischen Behörden Berlins, des Abgeordneten- und des Herrenhauses, die Hofstaaten und die Minister, ihre huldigende Begrüßung dem Prinzen darzubringen. „Preußen darf stolz darauf sein", sagte Graf Schwerin, der Präsident des Abgeordnetenhauses, „daß es sein Thronfolger war, der, während er unsere brave Armee zum Siege führte gegen Aufruhr und Verrat, gleichzeitig sich einen Platz erwarb in dem Herzen der deutschen Bruderstämme, die zu einer innigeren Vereinigung zu führen und damit die Macht und Größe Deutschlands auf dauerhafter Grundlage aufzubauen, Preußens Beruf für die Zukunft ist."

„Die großen Gefahren", erwiderte der Prinz, „in denen das Vaterland geschwebt hat, sind noch nicht vorüber. In Preußen sind sie durch die moralische Macht zurückgedrängt worden; in Baden hat es geschehen müssen durch die Gewalt der Waffen. Mein persönlicher Anteil dabei ist nicht hoch anzuschlagen; mit einer Armee wie die unsrige kann man des Erfolges sicher sein. Sie ist das Mittel, die Gefahren gänzlich zu überwältigen. Daß sie dies im stande ist, dafür bürgt ihr trefflicher Geist, ihr Mut, ihre Disziplin und die gute Haltung, die sie stets bewahrt hat."

Wer könnte die tiefe Bedeutung dieser Worte verkennen? Sie wiesen Schwerin auf die Armee hin. Der badische Feldzug galt dem Prinzen nur als ein Anfang zur Lösung der deutschen Frage; und wenn es nicht anders sein könne, so war er entschlossen, frohen Mutes noch einmal in den Krieg für Preußen und Deutschland hinauszuziehen.

Im Nebensaale stand Rudolf von Auerswald als Präsident an der Spitze der Deputation des Herrenhauses. Er sprach zu dem Prinzen von dem Wege, den dieser an der Spitze eines treuen und tapferen Heeres zur Befreiung Deutschlands von schweren Gefahren ruhmvoll vollendet habe. „Die Denksteine", fuhr er fort, „welche diesen Weg bezeichnen, erzählen nicht allein von Kriegsthaten; sie sind auch jenen

fruchtbringenden Erinnerungen geweiht, aus welchen die Zeit die Einigung deutscher Stämme schafft."

Auch Auerswald faßte den badischen Feldzug als einen ersten Schritt zur Einigung Deutschlands. Aber nicht zum zweitenmal ging der Prinz auf diesen Gedanken ein. Herzlich schüttelte er dem Jugendfreunde die Hand, dankte ihm für den Ausdruck so freundlicher Gesinnungen und empfahl die preußische Armee der steten und besonderen Sorgfalt der preußischen Kammern.



Prinz Friedrich Wilhelm im Jahre 1849.

Worte verwehen. Zum bleibenden Gedächtnis ließ der König am Weinberge bei Sanssouci einen Triumphbogen errichten, der die Inschrift trägt: „Zu Ehren des Prinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm Ludwig des Feldherrn, der Führer und der Krieger, welche den Aufruhr in der Rheinpfalz und in Baden besiegten. 1849." Der Gedanke des Königs war, die Auffahrt nach dem Schlosse Sanssouci so zu verlegen, daß der Triumphbogen zu derselben das Einfahrtsthor würde. An der Vorderseite schmücken das Ehrenthor die Statuen der Stärke, der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, der Weisheit. Dagegen zeigen an der inneren Seite des Thores je zwei

Basreliefs links den Auszug der Krieger und den Kampf, rechts den Sieg und die Heimkehr; in römischer Rüstung ist auf ihnen der Prinz dargestellt.

Und wer hat nicht in Babelsberg, aus dem Tanzsaal ins Grüne blickend, das herrliche Monument von Kiß gesehen, den Erzengel Michael, der den Drachen tötet? Zu Ehren seines Bruders hat es König Friedrich Wilhelm dort aufstellen lassen, während er einen andern Abguß des Denkmals auf dem alten Kirchhof in Karlsruhe dem Gedächtnis der in dem Kampfe gegen den Aufstand gefallenen preußischen Offiziere und Soldaten gestiftet hat.

Und fragen wir nach dem Ertrage des kurzen Feldzuges, so ist er ein doppelter: nicht nur brachte der Prinz von Preußen den Ruhm eines geschickten Feldherrn und eines tapferen, todverachtenden Mannes heim, sondern auch Preußen selbst gewann als der Schirmherr der Ordnung in Deutschland selbst in den ihm widerstrebenden Kreisen sehr an Achtung. Und das war für die weitere Entwickelung der deutschen Frage von höchster Bedeutung.

Zwar der Prinz verlegte, von neuem zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt, seine Residenz nach Koblenz; aber es lag doch in seiner Stellung als Thronfolger, daß er, obwohl er sich geflissentlich zurückhielt, doch an besonders wichtigen Beschlußfassungen teilnahm, freilich nicht eben oft im Rate des Königs mit seiner Meinung durchdringend.

Fünftes Kapitel.

Die Jahre der Reaktion.

Mit großen Hoffnungen hatte man im Jahre 1848 allerorten in Deutschland den Liberalismus begrüßt. Die Erwartung war, daß er die umsturzlüsternen Radikalen meistern und eine freie und würdige Gestaltung der deutschen Verhältnisse herbeiführen werde. Das war es, was ihm politisches Gewicht, was der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, seinem mächtigsten Organ, Ansehen gab. Allein weder fest noch erfolgreich den Demokraten entgegentretend, erwies er sich ihnen nicht gewachsen; mit unrühmlichem Ausgange endigte die deutsche Nationalversammlung. Und der Gefahren, mit denen der Radikalismus ganz Deutschland bedrohte, vermochten nicht die liberalen Elemente Herr zu werden: erst den sich fest zusammenschließenden Konservativen ist dies gelungen. Darum ist es begreiflich, daß, wie diese allein den Sieg erkämpft hatten, so sie auch die Früchte desselben allein für sich in Anspruch nahmen. Das ist der Grund und zugleich der Inhalt der nunmehr sich erhebenden Bewegung, die man als die „Reaktion" zu bezeichnen pflegt. Einen starken Rückhalt gewährte dieser Bewegung Österreich; denn seit dem Frühjahr 1849 war sein Ziel, die Dinge in Deutschland auf den früheren Stand zurückzuführen. Es warf sich zum Beschützer der Kleinstaaterei in Deutschland auf, damit Deutschland schwach bliebe; Preußen dagegen betrieb die Einigung Deutschlands, damit Deutschland erstarke. Das aber war das Verhängnis, daß König Friedrich Wilhelm glaubte, die Einheit Deutschlands durchsetzen zu können, ohne doch darüber mit Österreich zu brechen.

Aber anderseits stärkte die Ausgestaltung der inneren Verhältnisse Preußens das Vertrauen der Besonnenen. Das neue Wahlgesetz ließ jedem Urwähler sein Wahlrecht, stufte aber nach dem Maßstabe der Steuerleistung für Staat und Gemeinde das Gewicht der Wahlstimmen ab. Die auf Grund dieses Wahlgesetzes gewählte Volksvertretung war

durchaus davon entfernt, der Regierung grundsätzliche Opposition, wie es vordem geschehen war, entgegenzustellen. Vielmehr trat auf beiden Seiten der ernste Entschluß zu Tage, Preußen in die Reihe der konstitutionellen Staaten dauernd einzuführen. Und die Wirkung hiervon zeigte sich unverkennbar darin, daß 147 frühere Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung, in Gotha zu gemeinsamer Beratung versammelt, die Regierungen zum Anschlusse an den Dreikönigsbund, jeden einzelnen Deutschen zur Förderung des großen Werkes der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung aufforderten. Dazu indessen trat der Eindruck des badischen Feldzuges. Sämtliche deutsche Staaten — das war die Folge — traten mit sichtlichem Eifer dem Dreikönigsbunde bei; nur die beiden süddeutschen Königreiche, Luxemburg und der Kleinstaaten kleinste, Liechtenstein und Hessen-Homburg, blieben noch fern.

Unterdessen aber hatte Österreich den Aufstand seiner italienischen Provinzen und mit Rußlands Hilfe die Erhebung Ungarns niedergeworfen. Sofort richtete es sein Augenmerk wieder auf Deutschland. Denn wenn es hier nicht die entscheidende Stimme hätte, so meinte es den Bestand seiner ganzen Monarchie bedroht zu sehen. Vorsichtig drängte Fürst Schwarzenberg, der in Wien die auswärtigen Angelegenheiten lenkte, Preußen zu dem Vertrage vom 30. September 1849, nach dem eine „Bundeskommission", bestehend aus zwei preußischen und zwei österreichischen Kommissaren zunächst bis zum 2. Mai 1850 die provisorische Zentralgewalt in Deutschland übernehmen sollte. So hatte es wieder seine Hand in den deutschen Angelegenheiten, und sofort zogen sich jetzt im Vertrauen auf Österreich auch die beiden norddeutschen Königreiche aus dem zur „Union" erweiterten Dreikönigsbündnisse zurück. Daher war, als am 20. März 1850 das Parlament der Union in Erfurt zusammentrat, außer Preußen keins der deutschen Königreiche darin vertreten. Dem Urteilsfähigen zeigte sie schon damals hippokratische Züge.

Unablässig war unterdessen Österreich bemüht, in dem schwanken Bau der Union einen Stein nach dem andern zu lockern. Graf Brandenburg war über diese heimlichen Wühlereien entrüstet. Voller Empfindung für Preußens Ehre, ließ er sich, falls Schwarzenberg von seinen Umtrieben gegen die Union nicht ließe, von der preußischen Volksvertretung zur Mobilmachung gegen Österreich 54 Millionen Mark bewilligen. Allein unbekümmert darum, lud Österreich auf den 10. Mai 1850 die deutschen Regierungen zu einer außerordentlichen Plenarversammlung des Deutschen Bundes in Frankfurt am Main ein. Das war weiter nichts, als der Versuch, den 1848 gesetzmäßig aufgelösten Bundestag wiederher-

zustellen. Zwar erschienen anfangs nur die Vertreter der vier Königreiche, Luxemburgs und Homburgs, aber bald stellten sich auch diejenigen anderer deutscher Staaten, ganz unbekümmert um deren Zugehörigkeit zur Union in Frankfurt ein. Vergebens protestierte Preußen dagegen; es war durchaus entschlossen, den durch Österreich wieder ins Leben gerufenen Bundestag nicht anzuerkennen. Aber es sah sich auch durch die schleswig-holsteinische Frage von Österreich getrennt. Österreich trat einfach für das Besitzrecht des Königs von Dänemark auf die Herzogtümer ein und wollte den Ausgleich dem neuen Bundestage überweisen. König Friedrich Wilhelm aber wollte den Ausgleich zwischen den Elbherzogtümern und der dänischen Krone durch die Bildung einer österreichisch-preußischen Kommission unter Vollmacht aller deutschen Regierungen bewirken. In der Sache war er im Grunde mit Österreich einverstanden, da auch er die Wiederherstellung der königlichen Autorität in den Herzogtümern wünschte, aber in der Wahl der Instanz unterschied er sich scharf von ihm. Und auch Österreich erschien dieser Gegensatz bedeutend genug, um seiner Meinung durch Truppenansammlungen in Böhmen und Vorarlberg Nachdruck zu geben.

In diesem Gegensatze der beiden deutschen Großmächte legte König Friedrich Wilhelm Gewicht darauf, die Meinung des russischen Kaisers, seines Schwagers, für sich zu gewinnen. Kaiser Nikolaus indessen, ein Fürst von klarem, aber engem Geiste, war mit den nationalen Bestrebungen seines „phantastischen" Schwagers durchaus nicht einverstanden. Er mißbilligte die freisinnige Verfassung, die der König seinem Lande verliehen hatte, und noch herber tadelte er es, daß dieser auf einer solchen Grundlage seine Stellung in Deutschland zu erhöhen suchte. Von Österreich war er wohl ein alter Gegner, aber die Entschiedenheit, mit der es die freisinnigen Bewegungen in Oberitalien wie in Ungarn niederzutreten versucht hatte, imponierte ihm. Kein geringerer als der Prinz von Preußen erhielt den Auftrag, in alter Freundschaft den Zaren für Preußen zu gewinnen. Dem Major Edwin von Manteuffel diktierte der König selbst die Instruktion für den Prinzen. Sie gipfelte in der Erklärung, daß er, wenn Österreich ihn wegen der Union angreifen sollte, auf die Neutralität Rußlands rechne; sollte aber Rußland auf die Seite Österreichs treten, so täusche er sich über die großen Gefahren nicht, die daraus für Preußen entstehen würden; aber auch wenn er dann erliege, so erhebe ihn doch das Vertrauen auf die Reinheit seiner Sache.

Der Prinz begab sich nach Schloß Skierniewice bei Warschau, wo der Kaiser weilte. „Weshalb besorgt ihr von Österreich Feindseligkeiten?"

fragte ihn der Kaiser gleich nach seiner Ankunft am 28. Mai 1850. Der Prinz wies auf die Ansammlung von Truppen in Böhmen und Vorarlberg sowie auf den drohenden Ton der österreichischen Noten hin.

„Die drohende Sprache", entgegnete der Kaiser, „beweist nichts. In Böhmen stehen zudem lange nicht soviel Truppen, wie man glaubt. Überhaupt ist Österreich gar nicht in der Lage, einen Krieg zu führen, wenn es nicht das russische Heer zum Rückhalt hat. Ohne diesen kann es seine Corps nicht ausrücken lassen, da nach deren Entfernung allerorten neue Unruhen ausbrechen würden. Ich aber denke nicht an Krieg. Ich komme nur dem Angegriffenen zu Hilfe; allerdings darf er nicht den Angriff durch moralischen Zwang provoziert haben."

„Dazu", wandte der Prinz ein, „geben wir keinen Anlaß. Was wir thun, ist durch die Artikel der Bundesakte und der Verträge gerechtfertigt."

„Ich bitte euch", rief der Kaiser aus, „redet mir nicht von Vertragsartikeln, von deren Deutung ich nichts verstehe. Übrigens bin ich auch mit der österreichischen Politik unzufrieden; sie ist schwankend und hinterhaltig, aber politisch klug: sie sucht Zeit zu gewinnen."

Nun erschien auch Fürst Schwarzenberg in Skierniewice, um dem starken persönlichen Einflusse des Prinzen von Preußen entgegenzuwirken. Ihm gegenüber erklärte der Prinz, daß es die Pflicht Preußens sei, für eine Verfassung Deutschlands zu sorgen, vollends nachdem sich Österreich durch die Verfassung vom 3. März 1850 in einen Einheitsstaat verwandelt. „Ach", sagte Fürst Schwarzenberg, „diese Verfassung ist zwar gegeben; es kann aber noch vieles geschehen, sie zu ändern. Ihre Ausführung liegt noch in weitem Felde." Überhaupt ging die Meinung des Fürsten dahin, daß es am besten wäre, wenn Österreich und Preußen allein die ganze deutsche Frage entschieden und den andern deutschen Staaten das Gesetz vorschrieben. Dabei sprach er sich so nichtachtend über diese aus, daß der Prinz mit Bestimmtheit erklärte, der König wie er selbst seien entschlossen, die Unabhängigkeit der kleineren deutschen Staaten unter allen Umständen zu schützen. Darüber was Österreich in Frankfurt beabsichtige, vermied Fürst Schwarzenberg jede Eröffnung. Gegen die Union stellte er jede kriegerische Absicht in Abrede, wenn nicht Umstände einträten, die Österreich zwängen zum Schwerte zu greifen. Hauptsächlich wegen ihrer konstitutionellen Grundlage — das war durchaus der Eindruck des Prinzen — waren Kaiser Nikolaus wie Fürst Schwarzenberg gegen die Union. Dieser sah darin ein böses Beispiel für die Völker Österreichs; der Kaiser aber vollends erblickte darin die

Revolution und wünſchte geradezu, daß auch Preußen durch einen Staatsſtreich der Konſtitution bei ſich ein Ende mache. Mit Mißtrauen betrachtete er die Union; der Wiederherſtellung des Bundestags, die Öſterreich betrieb, war ſeine ganze Sympathie zugewendet.

Ohne Ergebnis waren die Tage von Skierniewice; immerhin aber klärten ſie die Situation. Der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen Preußen und Öſterreich blieb beſtehen, und Rußland neigte ſich offen genug dem



Arbeitszimmer des Prinzen von Preußen im Schloſſe zu Koblenz.

Doppeladler zu. Da wandte ſich durch den Grafen Hatzfeld, den preußiſchen Geſandten in Paris, der Präſident der franzöſiſchen Republik, Prinz Louis Napoleon, an den König Friedrich Wilhelm, um ihm den Gedanken eines Bündniſſes zwiſchen Preußen und Frankreich nahezulegen. Mit einem Schlage hätte das die Sachlage verändert. Preußen, das ſich allein den beiden Kaiſerreichen nicht gewachſen glaubte, hätte dann mit Entſchiedenheit ihnen begegnen können. Und der Preis des Bündniſſes ſollte nur die Abtretung eines Teiles der bayriſchen Rheinpfalz ſein. Auf den König machte dies franzöſiſche Erbieten den Eindruck einer ſataniſchen Verſuchung. Es verſetzte ihn in die höchſte Aufregung; aber ohne auch nur einen Augenblick zu ſchwanken, wies er es zurück. Nicht einen Schuh-

breit deutschen Bodens wollte er, der Schirmherr Deutschlands, daran geben.

Um so mehr aber mußte dem Könige daran liegen, sich mit Rußland zu verständigen. Er that den Wünschen des Kaisers Nikolaus einen Schritt entgegen und schloß am 2. Juli zu Berlin mit Dänemark Frieden, indem er aus der schleswig-holsteinischen Sache sich ganz zurückzog. Jetzt war der Zar von dem guten Willen Preußens, den Frieden zu erhalten, überzeugt. Schon im folgenden Monate machte er seinen preußischen Verwandten einen Besuch in Berlin, der durchaus das alte herzliche Verhältnis der beiden fürstlichen Familien wiederherstellte. Aber eine Unterstützung seiner Politik zur Aufrechterhaltung der Union vermochte der König doch bei seinem kaiserlichen Schwager nicht zu erreichen. Und doch wurde der Gegensatz der beiden deutschen Großmächte je länger um so schroffer. Österreich verlangte vor allem die Aufhebung der Unionsverfassung vom 26. Mai, weil in der auf diese sich gründenden Union kein Platz für Österreich sei; Preußen aber hielt unerschütterlich an ihr fest. Da that denn Österreich den entscheidenden Schritt und proklamierte am 2. September 1850 den alten Bundestag als wieder zu Recht bestehend. Zu der Eröffnungssitzung lud es Preußen mit der Erklärung ein, daß auch der Nichterscheinende zum Gehorsam gegen die Beschlüsse der Erschienenen verpflichtet sei.

Konnte sich dem der König von Preußen unterwerfen? Beschlüssen, die hinter seinem Rücken, ja gegen seinen Widerspruch gefaßt waren? Es schien ihm eine unerträgliche Demütigung zu sein. Das ging zu weit: am 27. September berief der König den ihm sehr nahe stehenden General von Radowitz, den entschiedenen Gegner der Schwarzenbergischen Politik, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Dennoch ging auf eine grundsätzliche Opposition gegen Österreich seine Meinung nicht; Österreich dagegen, von den deutschen Gegnern Preußens immer heftiger angestachelt, war entschieden, die Demütigung Preußens, die Auflösung der Union, wenn es not thäte, auch mit den Waffen herbeizuführen. Dazu kam, daß die Elbherzogtümer, obgleich sich Preußen von ihnen zurückgezogen, Dänemark sich nicht unterwerfen wollten, so daß die schleswig-holsteinische Frage zum steten Verdrusse des Kaisers Nikolaus nicht zur Ruhe kommen konnte. Und die kurhessische brachte noch neuen Zündstoff dazu.

Der Kurfürst von Hessen, in heftigem Zerwürfnis mit den Ständen des Landes wie mit seinen Offizieren, hatte sich, obgleich Mitglied der Union, an den erneuerten Bundestag um Hilfe gewandt. Dieser beschloß „die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität" durch eine militärische

Besetzung des Kurfürstentums von Bundeswegen zu sichern. Dies Ziel wollte ja auch König Friedrich Wilhelm, aber er wollte es nicht durch den Bundestag, den er nicht anerkannte, sondern durch eine preußisch-österreichische Kommission erreichen. Also nicht in der Sache, sondern nur in der Wahl der Instanz lag der Gegensatz der beiden Großmächte.

Von der prinzipiellen Berechtigung seines Standpunktes den Kaiser Nikolaus zu überzeugen, war vor allem der Gedanke des Königs. Dann hoffte er, ihn für die Unterstützung der deutschen Politik Preußens gewinnen zu können. Denn die Haltung Österreichs wurde immer drohender; zu Bregenz hatte der junge Kaiser Franz Joseph eine Zusammenkunft mit den Königen von Bayern und Württemberg, deren Spitze sich nur gegen Preußen richten konnte. König Friedrich Wilhelm entsandte daher den Grafen Brandenburg, den Präsidenten des Ministeriums, nach Warschau, wo damals Kaiser Nikolaus residierte, um die russische Vermittelung für Preußen zu gewinnen.

Brandenburg fand auch die gnädigste Aufnahme in Warschau; aber doch erklärte ihm der Kaiser, er wolle sich in nichts mischen; er wünsche Preußen wie Österreich alles Gute, hauptsächlich Ruhe und Ordnung; eine Vermittelung beabsichtige er nicht. Dennoch lobte er den Entschluß des Kurfürsten von Hessen, sich an den Bundestag zu wenden, und betonte mit Nachdruck die Notwendigkeit, Holstein schleunigst zu entwaffen. Einen Widerstand Preußens gegen Bundesmaßregeln zur Pacifikation Holsteins, versicherte er, werde er als eine persönliche Beleidigung ansehen und militärische Vorkehrungen dagegen treffen.

Einige Tage später traf, von Bregenz kommend, auch der Kaiser Franz Joseph in Warschau ein, um den Zaren zu begrüßen. Auch er zeigte sich gegen Graf Brandenburg durchaus huldvoll, vermied aber eine Erörterung der schwebenden politischen Fragen. Und von Schwarzenberg, der seinen Kaiser begleitete, erlangte Brandenburg weiter nichts, als daß die strittigen Punkte durch gemeinschaftliche Konferenzen aller deutschen Staaten geschlichtet werden sollten, während deren jedoch der Bundestag in Thätigkeit bleiben und auch die beschlossene Bundesexekution in Hessen vor sich gehen solle. In einem Widerstande Preußens gegen dieselbe, erklärte zudem Graf Nesselrode, der russische Kanzler, werde auch Rußland einen Kriegsfall sehen. Sollte wirklich Preußen deswegen einen Krieg mit Österreich und Rußland auf sich nehmen? Brandenburg schien die Sache einen solchen Einsatz nicht wert zu sein.

In Berlin indessen war durch den Zorn über die Wiedereinsetzung des Bundestages, durch den täglich sich steigernden Übermut Österreichs,

das es offenbar auf die Demütigung Preußens abgesehen hatte, eine gewaltige patriotische Entrüstung entfacht worden, die auch in den Provinzen in hohen Wogen ging. Preußische Truppen rückten auf Befehl des Königs in Hessen ein, und Graf Gröben, ihr Führer, erhielt auf den einstimmigen Beschluß des Ministeriums die Weisung, die Bayern, denen der Bundestag die Exekution in Hessen übertragen hatte, wenn sie wirklich einrücken sollten, zurückzuwerfen, wo er sie fände. Und noch am 29. Oktober war das Ministerium einmütig der Meinung, selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Österreich hin die Bundesexekution in Hessen nicht zu dulden.

Sobald Graf Brandenburg nach Berlin zurückgekehrt war, erstattete er in dem Ministerrate — am 1. November — Bericht über die Warschauer Verhandlungen; er sprach sich dafür aus, einen zwecklosen Krieg zu vermeiden und die Unterhandlung mit Österreich fortzusetzen. Energisch widersprach ihm Radowitz, der von einem Nachgeben nichts wissen wollte. Da langte telegraphisch die Nachricht an, daß die Bayern wirklich in Hessen eingerückt wären. Jetzt war die Entscheidung unaufschiebbar. Noch am Nachmittage desselben Tages ließ daher der König den Ministerrat nochmals zusammentreten. Jetzt führte er in demselben selbst den Vorsitz; auch der Prinz von Preußen nahm jetzt an der Beratung teil. Graf Brandenburg sprach sich wiederum für Nachgiebigkeit aus, da ein Kampf in Hessen das Signal zu einem großen, gefahrvollen Kriege sein werde. Der König suchte einen Mittelweg: auf die Union legte er, nachdem alle größeren Staaten aus derselben ausgeschieden waren, kein Gewicht mehr und in Hessen meinte er durch den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Besetzung des Landes mit Bayern den Schwierigkeiten begegnen zu können. Brandenburg stimmte dem zu. Aber in lebhafter Erregung widersprach ihm Radowitz: er verlangte sofortige Mobilmachung der preußischen Armee, um „Preußens Würde und Unabhängigkeit" zu behaupten.

Nun nahm der Prinz von Preußen das Wort. Er hielt die Mobilmachung für unerläßlich, weil, von allem anderen abgesehen, die formelle Aufhebung der Unionsverfassung, wie Schwarzenberg sie fordere, mit einer Unterwerfung Preußens unter Österreich gleichbedeutend sei. Der Minister von Manteuffel war dagegen, und auch der Kriegsminister von Stockhausen sprach sich dahin aus, daß die Mobilmachung in diesem Augenblicke den Krieg gegen Österreich und Rußland herbeiführen werde, dem Preußen nicht gewachsen sei.

Hier brach der König die Verhandlung ab, um sie am nächsten Tage fortzusetzen. Er eröffnete die Beratungen, indem er in längerer

Rede auseinandersetzte: er sei für die Mobilmachung der Armee; denn in Waffen gerüstet, könne Preußen, ohne Gefahr für seine Ehre, seine Sprache mildern und eine Nachgiebigkeit beweisen, die in anderer Lage Schwäche wäre. Und er schloß mit der Frage an das Ministerium, ob es bereit sei, diesen Weg mit ihm zu gehen. Bevor indessen noch Graf Brandenburg, offenbar durch die Schlußwendung des Königs überrascht, etwas darauf zu erwidern vermochte, ergriff der Prinz von Preußen mit Lebhaftigkeit das Wort. Seinem tapferen und geraden Sinne war der Gedanke an ein Zurückweichen, mochten Preußens Forderungen begründet sein oder nicht, unerträglich, an ein Zurückweichen in diesem Augenblicke, wo im Westen schon die Truppen Preußens und seiner Gegner sich gegenüberstanden, wo im Osten die beiden Kaiser Preußen vor die Wahl zwingen wollten: Unterwerfung oder Krieg! Die Raschheit, mit der er sprach, verriet seine Erregung, als er die sofortige Mobilmachung der Armee forderte, die bewaffnete Unterhandlung, welche jeden Flecken von Preußens Schild fernhalte, die allein ehrenvolle, die allein ausführbare, die einzige, welche die Stimmung des Landes und der Armee für sich habe, bei der Preußens Ehre unverletzt bleiben werde!

Dies Auftreten des Prinzen blieb nicht ohne Eindruck, besonders auch auf Brandenburg nicht, der ein Mann war voller Empfindung für Preußens Ehre. Dennoch blieb dieser bei seiner Überzeugung, daß die sofortige Mobilmachung einen Krieg entzünden würde, für den Preußens Kraft nicht ausreiche. Der König forderte demnach die Minister auf, im Nebenzimmer sich miteinander zu besprechen. Aber als sie aus diesem zurückkehrten, gab Brandenburg wiederum die Erklärung ab, daß die Majorität nicht im stande sei, sich für die Mobilmachung auszusprechen; indessen auch die Minorität beharrte auf ihrer Ansicht. Da gab denn der König die Entscheidung dahin, daß er zwar die Ansicht der Minorität teile, aber entschlossen sei, der Majorität auf ihre eigene Verantwortung freie Hand zu lassen, indem er wünsche, daß sie nicht in der Zukunft in die Lage kommen möchte, den heute gefaßten, nach seiner Überzeugung verderblichen Entschluß zu bereuen.

Damit schloß die Sitzung, die eine Wende in der Geschichte Preußens bezeichnet.

Die Nachgiebigkeit, welche Preußen bewies, machte indes auf Schwarzenberg keinen Eindruck: nicht eine Versöhnung wollte er, sondern eine Demütigung. Die österreichischen Rüstungen wurden daher fortgesetzt, und auch die bayrischen Exekutionstruppen drangen bis gegen die Stellungen der preußischen Truppen in Hessen vor. Hoch lohte in Berlin

die patriotische Erregung auf. Die sofortige Mobilmachung der Armee verlangte jetzt der Prinz von Preußen. Auch Manteuffel, der an des schwer erkrankten Grafen Brandenburg Stelle die auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, hielt sie jetzt für unvermeidlich, und noch am Abend des 5. November unterzeichnete der König den Befehl. Unendlicher Jubel durchbrauste das ganze Land; mit Begeisterung strömten die Landwehrmänner zu den Fahnen.

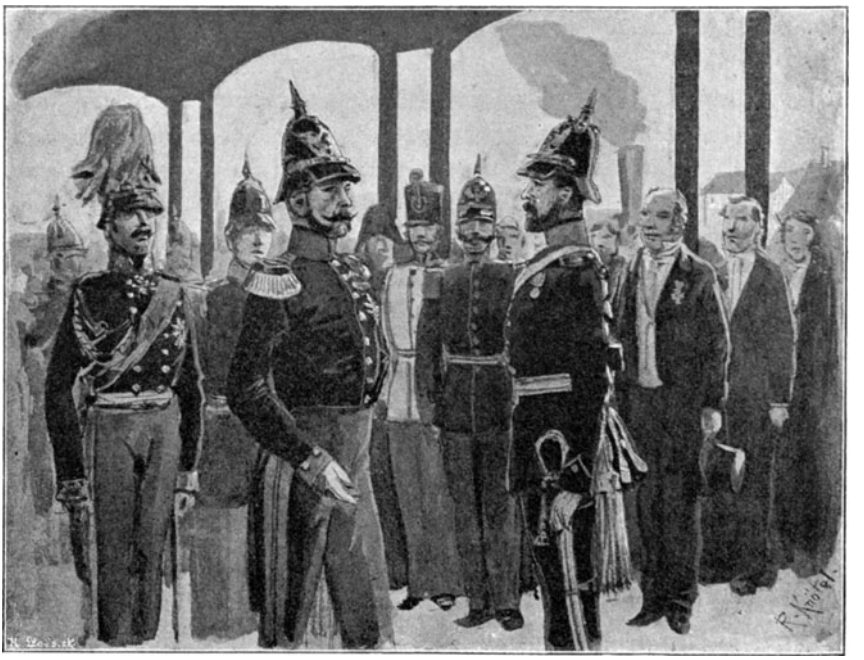
Aber sehr wenig entsprachen die weiteren Schritte der Regierung den Erwartungen des preußischen Volkes. Von einer thatkräftigen Politik war Manteuffel weit entfernt. Ohne weiteres gab Preußen die Union auf; und die übrigen Streitpunkte mit Österreich glaubte Manteuffel leicht durch eine persönliche Verhandlung mit Schwarzenberg zum Ausgleich bringen zu können. Mit Entschiedenheit widersprach der Prinz von Preußen diesem Gedanken; aber er erreichte nicht mehr, als daß Manteuffel in einer Instruktion die genaue Grenze des Entgegenkommens bezeichnet wurde. „Meiner Überzeugung nach", schrieb er am 22. November an den Herzog Ernst von Koburg, „sollte unsere Geduld längst erschöpft sein."

In Olmütz fand die Zusammenkunft Manteuffels mit Schwarzenberg statt; ihr Ergebnis war die Punktation vom 29. November 1850, durch welche Österreich die Demütigung Preußens erreichte, die es erstrebte. Preußen ordnete in den schwebenden Fragen den Wünschen Österreichs sich unter, überließ die Gestaltung des Deutschen Bundes den nach Dresden durch beide Großmächte einzuberufenden Ministerkonferenzen und erklärte sich zu sofortiger Abrüstung bereit. Würde aber der König dieser Abrüstung, durch die Manteuffel offenbar seine Instruktion überschritten hatte, gutheißen? Am 2. Dezember fand darüber eine Beratung der Minister unter dem Vorsitze des Königs statt. Mit Nachdruck erhob der Prinz von Preußen gegen die Abrüstung seine Stimme. Die lebhaftesten Bedenken erfüllten ihn, daß sie vor dem Schlusse der Dresdener Konferenzen stattfinden sollte: würde dadurch nicht Preußen lediglich dem guten Willen Österreichs preisgegeben? Aber der König beruhigte sich dem gegenüber mit dem Gedanken, daß ja Preußen jederzeit wieder eine Mobilmachung vornehmen könne. Voll Schmerz und Entrüstung vernahm das preußische Volk die Abkunft. Auf Preußens Ehrenschild war ein dunkler Schatten gefallen; das Werk des großen Friedrich schien vielen vernichtet. Und manche Thräne ehrlichen Zornes floß darum.

Tiefschmerzlich war der Eindruck, den diese Novembertage in der Seele des Prinzen von Preußen zurückließen. Seine Stimme war nicht

gehört worden. Aber von aller Empfindlichkeit war er fern; ein getreuer Eckart, ſtand er neben ſeinem königlichen Bruder, ratend, warnend, wie er es für ſeine Pflicht hielt.

Schon damals fiel das Auge des Prinzen auf Bismarck, der vom Vereinigten Landtage her ihm wohlbekannt war. Aus eigenſter Bewegung hatte ihn der König im Mai 1851 als erſten Sekretär der Geſandtſchaft dem preußiſchen Bundestagsgeſandten, General von Rochow, zur Seite geſtellt.



Erſte Begegnung des Prinzen von Preußen mit Bismarck zu Frankfurt a. M. am 11. Juli 1851.

So ſah ihn der Prinz in Frankfurt wieder, als er dort, von ſämtlichen Mitgliedern der Geſandtſchaft auf dem Bahnhofe empfangen, am 11. Juli 1851 eintraf. Er war gegen Bismarck ſehr wohlwollend, ſprach aber doch auf der Fahrt nach dem Hotel zu Herrn von Rochow Bedenken darüber aus, daß dieſer „Landwehrleutnant" (Bismarck war in Uniform, die Bruſt mit der einzigen Dekoration, die er beſaß, der Rettungsmedaille, geſchmückt, erſchienen), Ausſicht habe, demnächſt preußiſcher Bundestagsgeſandter zu werden. „Die Wahl iſt gut!" entgegnete der General. „Bismarck iſt friſch, kräftig; er wird gewiß allen Anforderungen Eurer Königlichen Hoheit entſprechen." Las er in der Zukunft, worauf dieſe Anforderungen gingen?

Stürmisch und leidenschaftlich war die Bewegung gewesen, welche die Revolution hervorgerufen hatte. Jetzt trat mehr und mehr die naturgemäße Reaktion dagegen ein. Ermattung und Abspannung ergriff die Gemüter; Lust und Kraft des Widerstandes schwand. So kam es, daß die dreist unternommenen, auf politische Reaktion abzielenden Versuche Österreichs schnell und leicht zum Erfolge führten. Das Werkzeug in der Hand Österreichs war der durch die Dresdener Konferenzen wiederhergestellte Bundestag. Er nahm Presse und Vereinswesen unter besondere Aufsicht und drängte die Regierungen zur Beseitigung der durch das Sturmjahr 48 ihnen aufgedrängten liberalen Verfassungen. Und der Erfolg blieb nicht aus; hatte doch Österreich selbst seine Verfassung 1851 wieder aufgehoben. Auch an Preußen erging von Wien aus die Aufforderung, zum absoluten Regimente unter Aufhebung seiner Verfassung zurückzukehren. Allein König Friedrich Wilhelm wies voll Unwillens unter nachdrücklicher Zustimmung des Prinzen von Preußen als des Thronfolgers das Ansinnen zurück. Gleichwohl gelang es der reaktionär gesinnten Kreuzzeitungspartei in Anlehnung an die erste Kammer der Volksvertretung ungeahnte politische Bedeutung zu gewinnen. Allein in der Gesetzgebung vermochte sie nicht mehr durchzusetzen, als daß der Art. 105 der Verfassung durch die allgemeine Bestimmung „die Vertretung und Verwaltung der Gemeinden, Kreise und Provinzen des preußischen Staates wird durch besondere Gesetze näher bestimmt" ersetzt und durch die Umgestaltung mehrerer Bestimmungen in Art. 42 der Verfassung die polizeiobrigkeitliche Gewalt den Gutsbesitzern zurückgegeben wurde. Indessen in der Verwaltung zumal suchte die reaktionäre Partei sich emporzubringen und durch die Beförderung der Orthodoxie und einer gewissen äußeren Kirchlichkeit auch die Unterstützung der Kirche für sich zu erlangen. Aber allmählich sonderten sich von den Reaktionären die Konservativen als die Vertreter einer organischen Staatsentwickelung; mehr und mehr begann man auch die innere Haltlosigkeit der Bestrebungen der Radikalen zu begreifen, und langsam drangen die Liberalen zu der Erkenntnis durch, daß die Verkehrtheit ihrer Politik wesentlich dazu beigetragen habe, der Reaktion den Sieg zu ermöglichen. Jetzt begann endlich auch der Freund Österreichs einzusehen, daß eine Einigung Deutschlands nur mit Ausschluß Österreichs möglich sei.

Um so ausschließlicher hätten daher die nationalen Hoffnungen der Deutschen Preußen sich zuwenden müssen, Preußen, das als konstitutioneller Staat den Sympathien der Nationalen überhaupt näher gerückt blieb, Preußen, dem allein Deutschland seine merkantile Einigung im Zollverein

verdankte. Aber in Preußen umdrängten Freunde und Führer der verhaßten Reaktion den König und strebten durch Einfluß nach unten sich zu stützen und in ihrer Geltung zu behaupten. Auf die Verwaltung wie auf die Kirche und Schule suchten sie einzuwirken, indem sie ihre Anhänger und Gesinnungsgenossen begünstigten und beförderten. Das schädigte das Ansehen des altehrenwerten Staates; denn es warf einen Schatten auf seine Gerechtigkeit und Unparteilichkeit.

Mit klarer Bestimmtheit suchte der Prinz von Preußen, soweit es nur irgend die Verhältnisse gestatteten, solchem reaktionären Treiben zu begegnen. Warnend stellte er Übergriffen der Geistlichkeit das Recht des Staates entgegen. Er duldete nicht, daß die Reaktionären mit besonderer oder ausschließlicher Königstreue sich brüsteten. Von der Gespensterfurcht jener vor neuen Revolutionen erklärte er sich für völlig frei. Mit den Häuptern der Reaktion wies er jede Gemeinschaft der Ansichten ab. Bald galt er daher diesen, als sie sahen, daß sie nicht auf ihn rechnen konnten, für verdächtig, ja als stark demokratisch gesinnt. In seinem Hofhalt in Koblenz, wo er als Militärgouverneur meist residierte, wollte man eine Art versteckt oppositioneller Nebenregierung sehen. Man versuchte durch Zwischenträgereien Unfrieden zwischen dem Prinzen und seinem königlichen Bruder zu säen; Lindenberg, der Redakteur der Patriotischen Zeitung, schrieb Berichte über den Prinzen an den Generaladjutanten des Königs, den General von Gerlach; ja man entblödete sich nicht, den Prinzen durch einen geheimen Agenten förmlich überwachen zu lassen.

Allein der Prinz von Preußen war weit davon entfernt, solche Gehässigkeiten sich anfechten zu lassen. Früher von den Demokraten als „Reaktionär" aufs leidenschaftlichste angefeindet, jetzt von den Reaktionären als „rot" verschrieen, ging er gerade und fest seinen Weg und that, was er für recht hielt. Treu stand, ohne Voreingenommenheit die Dinge betrachtend, seine Gemahlin zu ihm, deren reicher und lebhafter Geist sie zur Seele des Kreises machte, der in Koblenz um das prinzliche Paar sich sammelte. Denn gerade das mannhafte und lautere Wesen des Prinzen machte je länger je mehr Eindruck auf die beweglichen Rheinländer. Man kann sagen, daß sie erst während dieser Koblenzer Jahre in ihren Herzen wirklich für Preußen gewonnen sind. Und ein anmutiges Denkmal dieser Zeit hat durch die Rheinanlagen die Prinzessin von Preußen geschaffen, die sich in reizvollem Wechsel von Koblenz den Rhein aufwärts fast bis zur Burg Stolzenfels hinziehen.

In Berlin sah man den Prinzen jetzt nur seltener. Aber mit aufmerksamem Blicke verfolgte er den Gang der Dinge. Mit unruhiger

Eifersucht wachte Österreich über seiner jüngst in Deutschland wiedergewonnenen Stellung. Der Grundgedanke seiner deutschen Politik war, Preußens Geltung zu erschüttern und einzuengen. Aber mit unverwüstlicher Lebenskraft erhob sich Preußen wieder von dem Fall, den es zu Olmütz gethan. Denn sein Aufsteigen gründete sich auf die natürliche Entwickelung der deutschen Dinge.

Am 1. Januar 1854 war der Vertrag abgelaufen, den Preußen mit den Staaten des Zollvereins geschlossen hatte. Jetzt erbot sich plötzlich Österreich, mit dem Zollvereine einen Handelsvertrag abzuschließen, der den beiderseitigen Verkehr möglichst erleichtern, aber alle Tarifänderungen von gegenseitiger Einwilligung abhängig machen sollte. Die Absicht war dabei offenbar, Preußen aus seiner einflußreichen Stellung an der Spitze des Zollvereins zu verdrängen. Mit Entschiedenheit wies daher Preußen die österreichischen Anträge zurück. Da erklärten denn die beiden süddeutschen Königreiche, Sachsen und die beiden Hessen, um Österreich beizustehen, daß sie, nur wenn Preußen die Vorschläge Österreichs annähme, auf die Erneuerung des Zollvereins eingehen würden. Statt aller Antwort teilte ihnen Preußen die Verträge mit, die es ganz in der Stille mit Hannover und Oldenburg abgeschlossen hatte, und verlangte die unveränderte Verlängerung des bisherigen Zollvertrages. Konnten nun die Freunde Österreichs es darauf ankommen lassen, den freien Zugang zum Weltmarkte zu verlieren? Freilich die vollendete Thatsache, die Preußen ihnen entgegenhielt, verletzte ihr politisches Machtbewußtsein sehr empfindlich. Österreich schlug ihnen daher vor, einen besonderen Zollverein ohne Preußen zu bilden. Sie waren dem nicht abgeneigt, wenn Österreich ihre bisherigen Zolleinnahmen ihnen garantieren wolle. Zu einem jährlichen Opfer von 20 Millionen Gulden indessen konnte sich Österreich nicht entschließen. Da blieb denn doch den Freunden Österreichs nichts anderes übrig, als den Forderungen Preußens sich zu unterwerfen. Die Voraussicht und Festigkeit Preußens hatte von Deutschland das unabsehbare Unheil abgewehrt, das eine Auflösung des Zollvereins über alle wirtschaftlichen Verhältnisse würde gebracht haben.

Ebenso wenig wie in der Zollvereinssache gelang es Österreich in dem orientalischen Kriege, Preußen in seine Gefolgschaft zu bannen. In dem Verlangen, das Übergewicht Rußlands, durch das sie sich vielfach eingeengt fanden, zu brechen, hatten die Westmächte Rußland 1854 den Krieg erklärt. Um den Anschluß Preußens warben jetzt eifrig beide Parteien. Alle Anträge indes lehnte Preußen, bestrebt, sich freie Hand zu wahren, ab; nur mit Österreich, das die Besetzung der Donaufürsten-

tümer durch Rußland als eine Schädigung seiner Interessen empfand, schloß es auf dessen Drängen einen Vertrag, durch den beide Mächte für die Dauer des Krieges sich gegenseitig ihr Gebiet garantierten. Auf Grund dieses Vertrages verlangte nun aber Österreich, daß für seine Interessen auch Preußen eintrete. Mit Entschiedenheit wies dies indes die Zumutung Österreichs zurück. Dagegen gelang es Österreich, den Deutschen Bund zum Anschlusse an den preußisch-österreichischen Vertrag zu bewegen. Durch das Abkommen vom 2. Dezember übernahm nun aber Österreich den Westmächten gegenüber, an dem Angriffe gegen Rußland sich zu beteiligen. „Mit kühler Würde" lehnte Preußen jedoch den Anschluß an diese aggressive Politik Österreichs ab. Wie würde sich bei diesem Zwiespalt der beiden Großmächte der Deutsche Bund stellen? Österreich beantragte bei dem Bundestage die Mobilmachung; allein dieser beschloß sie zwar, doch nur zum „Schutze der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit Deutschlands". Das war eine Niederlage, wie sie Österreich beim Bunde noch niemals erlitten hatte. Der Bund trat auf die Seite Preußens. Die führende Stellung im Bunde, welche Preußen dadurch erhielt, bewahrte es mit der selbstbewußten Erklärung, daß es weiteren Anträgen Österreichs gegenüber mit aller Schärfe die Linie zu ziehen wissen werde, die Preußens und des Bundes Interessen gegen Österreich abgrenze. Es duldete nicht, daß der Präsidialmacht ein größerer Einfluß als bisher zugestanden werde, und trat nachdrücklich dazwischen, als Österreich den Versuch wagte, durch Einschüchterung der deutschen Kleinstaaten sich deren Stimmen beim Bunde zu sichern. Dadurch erschien es wieder als der Schirmvogt der Bedrängten, während Österreichs Geltung in Deutschland sichtbar Einbuße erlitt. Durch seine Zurückhaltung von den Plänen der Westmächte bewahrte es zudem sich das alte freundliche Verhältnis zu Rußland, das in der Zukunft ihm noch gute Früchte tragen sollte.

Durch diese neu befestigte Stellung in Deutschland wurde es für Preußen bedeutungsvoll, daß es jetzt auch in den Süden Deutschlands hinübergriff. Denn den königlichen Vettern in Preußen hatten die hohenzollerschen Fürsten von Sigmaringen und Hechingen ihre Ländchen am Oberlaufe der Donau abgetreten. Das brachte die Preußen dem beweglichen deutschen Süden näher und half mit, die altschwäbische Abneigung gegen Preußen allmählich zu überwinden. So wurde diese Abtretung ein wertvoller Ersatz für das Fürstentum Neuenburg am Jura, dessen Besitze, durch die Umstände gedrängt, der König mit widerstrebendem Herzen entsagt hatte.

In weiser Voraussicht, durch die herben Erfahrungen von 1848 belehrt, faßte der König auch die Gründung einer preußischen Flotte ins Auge. Die Anfänge waren bescheiden, aber jedes Jahr brachte der Flotte durch Bau und Kauf neuen Zuwachs. Und 1853 kaufte Preußen das Jade-Gebiet, um auch an der Nordsee einen Kriegshafen anzulegen.

Das sind alles keine geringen Ruhmestitel der zweiten Hälfte der Regierung König Friedrich Wilhelms. Und niemand ist bereiter gewesen, in ihrer weitausgreifenden Bedeutung sie zu würdigen und anzuerkennen, als sein Bruder Prinz Wilhelm, wie denn auch alle Zwischenträgereien und geflissentlichen Zettelungen niemals vermocht haben, die in aufrichtiger Liebe miteinander verbundenen Brüder ernstlich zu trennen. Als nach dem Abschlusse des Nikolsburger Friedens, lorbeerbekränzt, König Wilhelm nach Berlin zurückkehrte und alles ihn als den Wiederhersteller Deutschlands mit Jubel und Anerkennung feierte, berührte es ihn schmerzlich, daß niemand der Verdienste gedachte, die doch schon sein verstorbener Bruder um Preußen und Deutschland sich erworben. „Schreiben Sie", sagte er zu dem Hofrat Schneider, „einen Artikel darüber in einer Zeitung, die keinen ausgesprochenen Parteistandpunkt hat, wie mein Bruder das alles auch schon gewollt und erstrebt hat, was gegenwärtig errungen worden ist."

So erschien denn am 2. September 1866 in der Spenerschen Zeitung ein Leitartikel „Dem Königlichen Bruder". Er paßte nicht in den lauten Jubel der Tage; viele glaubten deutlich darin die Absicht zu erkennen, die Verdienste König Wilhelms herabzusetzen. Was hätten sie dazu gesagt, wenn sie gewußt, daß König Wilhelm ihn veranlaßt und selbst die Grundgedanken dazu gegeben hatte?

Sechstes Kapitel.

Ehren- und Freudentage.

Im Februar 1851 war die preußische Armee wieder auf den Friedensfuß gesetzt worden, und der Prinz von Preußen, der zu ihrem Befehlshaber bestimmt gewesen war, hatte als Militärgouverneur der Rheinlande und Westfalens mit seiner Familie nach Koblenz seine Residenz verlegt. Der friedliche Ausgang des preußisch-österreichischen Widerstreits ermöglichte ein Unternehmen, dessen Großartigkeit die Welt damals in Staunen setzte. Eine allgemeine Weltausstellung in London, wie noch keine dagewesen, war in Aussicht genommen, und wer es konnte, rüstete sich, dem friedlichen Wettstreit der Nationen beizuwohnen. Gern nahm auch der Prinz von Preußen die Einladung der Königin Victoria an, mit seiner Familie der Eröffnungsfeier beizuwohnen.

Freilich die reaktionär Gesinnten sahen in der Welt-Industrieausstellung nur ein Unternehmen, das, wenn auch nicht zur Beförderung der Demokratie ersonnen, ihr doch in der schlimmsten Weise dienen würde. Denn ein Zusammenfluß aller Revolutionäre der Welt sei in London zu erwarten. Von den Parteihäuptern wurden daher Veranstaltungen getroffen, dem Prinzen von Preußen dringend zu empfehlen, nicht nach London zu gehen, damit er nicht mit den Demokraten in irgendwelche Berührung käme. Allein diese Winke und Warnungen machten auf den Prinzen gar keinen Eindruck. Am 22. April 1851 reiste er mit seiner Familie von Koblenz ab, machte am 23. dem Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen in Düsseldorf einen Besuch und traf am 24. in Köln ein. Eine Deputation des Gemeinderats begrüßte ihn hier. Ihr Sprecher sprach von den Gefahren, die immer noch eine düstere Zukunft in ihrem Schoße berge. Aber mit getroster Zuversicht antwortete ihm der Prinz: „Wir stehen allerdings noch auf einem Vulkan; die Gefahren sind noch nicht vorüber. Wenn sie aber zum Ausbruch kommen, dann haben wir eine Macht, auf die wir uns verlassen können, die Armee.“ Aber hieran

knüpfte er die Mahnung, daß mit dieser die Bürgerschaft zusammen wirken müsse, „um das Vertrauen zwischen König und Volk zu befestigen."

Über Brüssel und Dover wurde die Reise fortgesetzt; am Nachmittage des 29. April traf der Prinz in London ein. Im Buckingham-Palaste, wo er wohnte, empfing ihn die Königin Victoria mit dem Prinzgemahl. Und mit sympathischen Worten begrüßten ihn die Zeitungen. „Man freut sich hier allgemein", schrieb eine derselben, „den edlen Prinzen von Preußen nebst allen Seinigen als Gäste der Königin zu dem großen Weltbegegnis hier anwesend zu sehen, um so mehr, als es allgemein bekannt ist, durch welche Vorspiegelungen von Gefahr die Höflinge in Berlin bemüht gewesen sind, ihn von seinem festen Entschlusse zurückzubringen. Er hat es selbst ausgesprochen, daß er sich unter des Himmels Schutz überall sicher fühle. Der Engländer ist stolz darauf, daß er sich dieser Überzeugung in dem gegenwärtigen Augenblick auf britischem Boden von ganzer Seele bewußt werden wird."

Am 1. Mai eröffnete die Königin in Gegenwart ihrer hohen preußischen Gäste die Weltausstellung. Mit regem Interesse umfaßte der Prinz die großartige Veranstaltung; seine besondere Aufmerksamkeit war indessen naturgemäß der deutschen Ausstellung, zumal der des Zollvereins zugewandt. Täglich besuchte er sie; und die Aussteller waren bald voll Rühmens über seine Geradheit und Freundlichkeit.

Ein Besuch des nördlichen England reihte sich an die Londoner Tage. Dann aber rief in der letzten Maiwoche die Pflicht den Prinzen nach Berlin.

Rauchs herrliches Werk, das Denkmal Friedrichs des Großen, war vollendet und an seinem Platze vor den Fenstern des Palais des Prinzen, da wo die Lindenallee Unter den Linden anhebt, aufgestellt. Auf den 31. Mai 1851 befahl der König die feierliche Enthüllung. Wie vor 11 Jahren leitete der Prinz von Preußen alle militärischen Anordnungen dabei. Er traf sie, für diesen Tag mit dem Kommando des Gardecorps betraut, genau in derselben Weise, wie es bei der Feier der Grundsteinlegung geschehen war. Alle Fahnen und Standarten der Armee, die unter des großen Königs Regierung schon geführt waren, erschienen in der Aufstellung. Den Ehrenplatz hatten diejenigen inne, die mit der Säkularschleife geschmückt waren, die jüngsten das erste Jahrzehnt Friedrichs des Großen, die ältesten die Ruhmestage des Großen Kurfürsten vor Augen stellend. Wie spiegelte in dem Schauspiel die ruhmreiche Geschichte der preußischen Armee sich wider!

Im Auftrage des Königs wohnte sodann der Prinz von Preußen im Juni bei Lowicz den Manövern der russischen Truppen bei. Im Herbste aber finden wir ihn in der Begleitung des Königs in dem neugewonnenen hohenzollerschen Ländchen. Mit historisch nicht recht begründeter Pietät sah der König in der Burg Hohenzollern das Stammschloß seines Hauses, während das Geschlecht der Zolre vielmehr fränkischen Ursprungs und die schwäbischen Hohenzollern nur eine jüngere Seitenlinie sind, die dem Berg, auf dem sie ihre Burg erbauten, den Namen gegeben haben. Schon im Jahre 1850 hatte sich der Prinz von Preußen in Hohenzollern befunden und der Grundsteinlegung der Burg beigewohnt, die nach dem Willen des Königs aus Ruinen zu neuer Herrlichkeit erstehen sollte. Jetzt nun (am 23. August 1851) nahm der König in der Burg die Huldigung der beiden jüngst gewonnenen Fürstentümer entgegen, durch die Preußen dem Süden Deutschlands näher gerückt wurde.

Bei all diesen Reisen und Aufträgen begleitete den Prinzen von Preußen sein Sohn, der Prinz Friedrich Wilhelm, der in jugendlicher Schöne und kraftvoll erblühender Mannhaftigkeit ein junger Siegfried neben dem Vater stand. Die offene Freimütigkeit seines Wesens, sein Frohsinn und seine Herzensgüte gewannen ihm schnell die Herzen. Auf das sorgfältigste war seine Erziehung geleitet worden: für alles Edle und Hohe empfand er das lebhafteste Interesse. Darum hielt es der Prinz von Preußen an der Zeit, den Schlußstein der Erziehung des jungen Prinzen einzufügen, indem er dessen oft ausgesprochenen Wunsch erfüllte und in den Freimaurerorden ihn aufnahm. Was ihn selbst vor Jahren bestimmt, in den Orden einzutreten, hat der Prinz in einer Sitzung der Loge Ferdinand zur Glückseligkeit in Magdeburg ausgesprochen: „Ich bin", sagte er, „dem Maurerbunde deshalb gern beigetreten, weil er ein Verein von Männern jedes Standes, jedes Alters ist, die einen edlen Zweck verfolgen." Jetzt nun — am 5 November 1853 — lud der Prinz abends um $5^1/_2$ Uhr eine Anzahl älterer Mitglieder aller drei Großlogen in Berlin in sein Palais, um in ihrer Gegenwart die Anfnahme seines Sohnes zu vollziehen. Ein Saal des Palais war zu einem freimaurerischen St. Johannestempel eingerichtet. Vor dem Altare nahmen, maurerisch bekleidet, die geladenen Gäste ihre Aufstellung; rechts vom Altare stand der Prinz von Preußen. Durch drei Hammerschläge vollendete er die Aufnahme des jungen Prinzen, indem er den ersten mit den Worten begleitete: „Kraft der Gewalt und der Würde, die Ich besitze", den zweiten: „Vermöge des Beifalls und der Einwilligung der hier versammelten und auf der Oberfläche des Erdbodens zerstreuten

Brüder", den dritten: „Nehme Ich dich auf zum Freimaurerritter, Lehrling und Mitglied der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland."

Nachdem die weiteren Ordensbräuche vollzogen und der Prinz als Meister bekleidet war, nahm der Prinz von Preußen nochmals das Wort. „Seit Jahr und Tag", sprach er, an seinen Sohn sich wendend, „hast du den Wunsch ausgesprochen, in den Orden der Freimaurer aufgenommen zu werden. Dein Wunsch ist jetzt erfüllt worden. Die Aufnahme hat in derselben Weise stattgefunden, in welcher Ich dem Orden zugeführt wurde, und wie Ich sie für dich gewünscht habe. Sie wird, wenngleich sie in ihren Erklärungen nur allgemein und aphoristisch gehalten wurde, dir bewiesen haben, daß das Werk des Ordens ein sehr ernstes, daß es ein heiliges und erhabenes ist. Es giebt nur einen Ausgangs- und einen Endpunkt für das Leben des Menschen, der das Höchste lebhaft und ungetrübt erkannt hat; zu dem richtigen Verständnis dieses einen Notwendigen wird der Orden dich führen, wenn es dein stetes Bemühen sein und bleiben wird, die heiligen Lehren in dich aufzunehmen, wenn du sie zur That und Wahrheit wirst werden lassen. Es fehlt nicht an lauten Stimmen, die außerhalb des Ordens stehen und sich bemühen, denselben zu verdunkeln und zu verdächtigen: wie Ich niemand ein Recht zugestehen kann, über den Orden abzusprechen, der ihn nicht kennt, so werde Ich auf Grund der Mir gewordenen Erkenntnis nie solchen Stimmen Gehör schenken. Möge auch deine Zukunft den Beweis geben, daß du mit klarem und ungetrübtem Blicke zu sichten und den Orden zu verteidigen wissen wirst. Man greift den Orden an, weil er sich in Geheimnisse hüllt und man zu bequem ist, sich davon zu überzeugen, daß dies jetzt noch notwendig ist. Wie es in der Art derer liegt, welche zertrümmern wollen, daß sie mit Oberflächlichem sich begnügen, so dringen auch in diesem Falle die Gegner nicht tiefer ein, um eben absichtlich nicht eines besseren belehrt zu werden. Sei und werde du also dem Orden ein starker Schutz; dann wird nicht allein deine eigene Zukunft eine gesicherte sein, sondern du wirst überhaupt das herrliche Bewußtsein in dir tragen, bestrebt gewesen zu sein, das Wahre und Gute um dich zu verbreiten."

Wer möchte verkennen, daß in einer Zeit, in der reaktionäre Bestrebungen vorherrschten, eine Feier wie diese weit über das persönliche Moment hinaus Bedeutung gewann? In weite Kreise des Volkes hinaus erstrahlte sie wie das leuchtende Wahrzeichen einer helleren Zukunft; aber die Führer der Reaktion sehen die Erklärung offenen Abfalles darin. So steigerte sie, obgleich der König selbst gern seine Genehmigung zu



Prinz Wilhelm und seine Familie im Jahre 1854.

der Feier gegeben, doch die Verstimmung, die in den Berliner Hofkreisen gegen den Prinzen von Preußen herrschte. Aber die Politik führte auch zu einer Erkältung zwischen dem Prinzen und dem Könige; denn als der anhebende Krimkrieg seine Schatten über Europa warf, neigte der König zu Rußland und verlangte, daß der Prinz darin ihm folge. Aber das lief gegen die Überzeugung des Prinzen. Jedoch weit entfernt, dem Könige sich entgegenzustellen, zog sich der Prinz ganz von den politischen Verhandlungen zurück und blieb, Berlin meidend, in Koblenz, um — wie er an den Herzog Ernst von Koburg schrieb (19. Mai 1854) — „der Welt zu zeigen, daß ich als erster Unterthan auch der erste sein werde, der den Befehlen des Königs gehorsam sein wird."

Indes einwurzeln sollte sich diese Erkältung nicht. „Daher gehe ich", schreibt er dem Herzoge, „mit meiner Familie zu meiner silbernen Hochzeit am 11. Juni nach Berlin, wodurch der Familienfrieden hoffentlich hergestellt ist." So wurde denn die silberne Hochzeit des Prinzen von Preußen in Berlin gefeiert. Viele herzliche Beweise von Liebe und Anhänglichkeit erhielt das Jubelpaar an diesem Tage. Die Stadt Berlin veranstaltete zu Ehren des hohen Paares ein glänzendes Fest in den großartigen Krollschen Sälen, welche unendlicher Jubel durchtönte, als das gefeierte Paar, von den beiden blühend herangewachsenen Kindern begleitet, den Königssaal betrat. Zum Gedächtnis des festlichen Tages ließ der König eine Medaille prägen, die auf der Vorderseite in antiker Gewandung das hohe Silberpaar vor dem Altare des Hymen zeigt, zur Seite die fürstlichen Kinder, während die Rückseite die Bildnisse des Prinzen und der Prinzessin trägt.

Die schöne Hochzeitgedenkfeier stellte nicht nur die Familienharmonie wieder her, sondern sie hatte auch darin einen schönen Ertrag, daß zahlreiche Verehrer des Prinzen von Preußen, um ihm eine Freude zu bereiten, reichliche Beiträge an den Nationaldank spendeten. Denn war auch „die allgemeine Landesstiftung als Nationaldank zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger in Preußen" schon am 15. Oktober 1851 ins Leben getreten, so kam sie doch erst zu kräftiger Entwickelung, als mit dem 11. Juni 1854 auf die Bitte des Kuratoriums der Prinz von Preußen das Protektorat übernahm. Denn er liebte es, an Freudentagen der Familie seiner Freude durch ein besonderes reiches Geschenk an den Nationaldank Ausdruck zu geben, und er gab damit auch weiteren Kreisen ein ersprießlich nachgeahmtes Beispiel: gab es doch damals noch hilfsbedürftige Veteranen aus den Befreiungskriegen zu Tausenden, ja selbst einzelne noch aus des großen Friedrichs Zeit. Ende 1857 betrug denn auch die Jahreseinnahme des Nationaldanks schon 260000 Thaler.

Auch andern gemeinnützigen Unternehmungen war gern das Interesse des Prinzen zugewandt. Als im Oktober 1848 die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft gegründet wurde, trat der Prinz sofort als Aktionär in dieselbe. Denn ihre Aufgabe, in den verschiedenen Stadtteilen und Vorstädten Berlins kleine, aber bequeme Wohnungen, zumal für Arbeiter, zu bauen, sprach ihn sehr an. Er übernahm daher später auch über diesen Verein das Protektorat und pflegte in Person als Vorsitzender die Verhandlungen der jährlichen Generalversammlungen des Vereins zu leiten. — Ebenso übernahm er das Protektorat über den „wissenschaft-

lichen Verein", der 1842 in Berlin entstanden war. Ein wichtiger Schritt in der Entwickelung desselben war der 1850 mit Genehmigung des Prinzen gefaßte Beschluß, die Überschüsse der Einnahmen zur Errichtung und Erhaltung von Volksbibliotheken zu verwenden. Denn durch diese wurde auch armen Leuten die Gelegenheit gewährt, durch gute Bücher sich geistig zu fördern. So zeigte damals in engen Verhältnissen die gütige Teilnahme sich, mit welcher der Prinz Notleidende und Bedürftige, allezeit zu helfen bestrebt, umfangen hielt.

Unterdessen hatte ein Ereignis sich vorbereitet, das dem Prinzen von Preußen wie seiner Gemahlin mit hoher Befriedigung die herzlichste



Denkmünze zur silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Freude zu bereiten bestimmt war: die Verlobung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm mit Victoria, der Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland. Die Freundschaft der Eltern erhielt durch die Liebe der Kinder die schönste Bestätigung. Mit Wohlgefallen war der junge Prinz bei seinen wiederholten Besuchen an dem so eng befreundeten englischen Hofe der lieblich erblühenden Prinzessin, der ältesten Tochter des englischen Königspaares, begegnet. Bald fühlte er sich durch ihre hohe Begabung, durch ihre gründliche Bildung neben dem frischen Liebreiz ihrer Erscheinung tiefer gefesselt, und eröffnete, als er, auf Urlaub nach Ostende, vor der Abreise von dem auf Stolzenfels weilenden Könige Abschied nahm, ihm mit der Bitte, vorläufig über die Sache zu schweigen, daß er nach England zu gehen und um die Hand der Prinzeß Royal zu werben wünsche. Sofort gab der König als Familienhaupt seine Einwilligung und hielt auch streng seine Zusage, bis der General von

Gerlach ihm über das „ungereimte“ Gerücht klagte, daß der Prinz nach England zur Brautwerbung gegangen sei. Da bestätigte es denn der König mit herzlichem Lachen: „Nun ja!“ sagte er. „Es ist wirklich so.“ Denn der reaktionären Partei war der Gedanke einer Verbindung des Thronerben mit der liberalen englischen Königsfamilie auf das äußerste zuwider. Die Staatsraison hatte auch an der Verbindung gar keinen Teil. „Nicht Politik“, bestätigte der junge Prinz, „noch Ehrgeiz hat es zustande gebracht, sondern mein Herz.“

Die Werbung fand bei den Eltern die günstigste Aufnahme. Denn der fürstliche Werber gefiel ihnen sehr. „Seine besonders hervorragenden Eigenschaften“, äußerte sich der Prinzgemahl Albert, „sind große Geradheit, Offenheit und Ehrenhaftigkeit. Er scheint frei von Vorurteilen und mit ausnehmend trefflichen Absichten.“ Auch auf das Herz der jungen Prinzessin machte der Prinz einen tiefen Eindruck. „Victoria ist sehr erregt“, beobachtet der Prinzgemahl, ihr Vater. „Der Prinz ist wirklich verliebt, und die kleine Dame thut ihr Bestes, um ihm zu gefallen.“ Nur die große Jugend der Prinzessin stand der Erfüllung der allseitig gehegten Wünsche entgegen. Es wurde daher beschlossen, die Werbung vor der Prinzessin wenigstens bis zu ihrer Konfirmation noch geheim zu halten. Allein die echte Empfindung läßt sich nicht verschließen. Bei einem Ausfluge, den die königliche Familie mit ihrem erlauchten Gaste über die Heide machte, sah der Prinz am Wege eine Staude weißen Heidekrautes, das, selten gefunden, in Schottland für glückbringend gilt. Schnell sprang er vom Pferde, pflückte die Blume und reichte sie der jungen Prinzessin mit Worten, die über seine Gefühle und Hoffnungen keinen Zweifel ließen. So wurde der 29. September 1855 der Verlobungstag des jungen fürstlichen Paares.

Und auch die Politik billigte mit lautem Beifall das Band, das nach langer Entfremdung die beiden protestantischen Großmächte wieder enger miteinander verbinden sollte. Da verschlugen denn die Verunglimpfungen wenig, mit denen manche englische Zeitungen, wie die „Times“, mit der „Kreuzzeitung“ in Berlin wetteifernd, diese Verlobung überschütteten. Denn ohne Kenntnis der durchaus selbständigen Stellung des Prinzen von Preußen und seines Sohnes, sahen sie, durch die antienglische Politik Preußens in dem Krimkriege gereizt, in beiden nur Gesinnungsgenossen der reaktionären Partei, die damals mit dem Anspruch alleiniger Königstreue den preußischen Thron umgab.

Und doch trat bald der klare Gegensatz, welcher längst den Prinzen von Preußen von der reaktionären Partei schied, mit einer Schärfe zu



Großherzog Friedrich von Baden und seine Gemahlin Luise, geb. Prinzessin von Preußen.

Tage, die völlig jeden Zweifel ausschloß. An demselben froh verheißungsvollen 29. September, an dem der Bruder — wie er später scherzend erzählte — in England sich „wahrhaftig zu Pferde" verlobte, fand auch die Schwester das Glück ihres Lebens. Denn an ihm verlobte sich die Prinzessin Luise mit dem jungen Großherzoge Friedrich von Baden, der schon seit dem 24. April 1852 Regent des Landes gewesen war. Ein Jahr danach — am 20. September 1856 — fand die Vermählung des hohen Paares statt, mit freudigem Beifall von allen deutschgesinnten Männern begrüßt. Denn sie knüpfte wiederum ein Band, das den Süden Deutschlands dem Norden näher brachte. Aber die reaktionären Parteigänger vergaben es dem Prinzen von Preußen nicht, daß er die Werbung

eines so national und zugleich vorurteilsfrei gesinnten Fürsten, wie der Großherzog Friedrich es war, um die Hand der jungen Prinzessin angenommen. Niemand von der Partei erschien auf der Hochzeit, zum Zeichen, daß die Partei offen mit dem Prinzen von Preußen und seiner Familie gebrochen habe. Man konnte indessen nicht bemerken, daß auf den Prinzen dies Zerschneiden des Tafeltuches irgend welchen Eindruck machte. Mit innigster Freude begrüßte er seinen ersten Enkel, den kleinen Erbgroßherzog Friedrich, der dem jungen großherzoglichen Paare am 9. Juli 1857 geboren war.

Rastlos arbeitete unterdessen der Prinz in den militärischen Dingen, in deren Förderung er seinen eigentlichen Beruf setzte, weiter. Längst galt er ja in Preußen für die höchste Autorität in allem, was die Armee betraf; aber auch weit über Preußen hinaus ging sein Ruhm und seine Geltung. Im Herbst 1853 inspizierte er im Auftrage des Deutschen Bundes das österreichische Bundeskontingent. Bei dieser Gelegenheit ließ er es sich nicht nehmen, das ungarische Infanterieregiment Nr. 34, das unlängst ihm verliehen war, bei der Parade vor dem Kaiser Franz Joseph und dem ebenfalls anwesenden Kaiser Nikolaus in Person vorüberzuführen. In Wien dann zeigte ihm der österreichische Kaiser selbst seine neue Schöpfung, das kolossale Arsenal, das Werkstätten des ganzen Kriegsmaterials enthält, und erbat sich über alles des Prinzen Urteil. Kaum war er von hier nach Preußen zurückgekehrt, so trug ihm der König die Revision des neuen Exerzierreglements auf, das der Generalleutnant von Werder ausgearbeitet hatte. Und nicht lange danach erstieg er den Gipfel der militärischen Ehren: am 20. März 1854 ernannte ihn der König zum Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Generalfeldmarschalls. Im Oktober desselben Jahres folgte die Ernennung zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz.

Ein Jahr danach — am 15. Oktober 1855 — waren fünfzig Jahre verflossen, seitdem König Friedrich Wilhelm zum Offizier in der preußischen Armee ernannt war. Dies Militärdienstjubiläum, wie sich's gebührte, zu feiern, hatten die sämtlichen Offiziercorps der Linie wie der Landwehr einen kostbaren Infanteriedegen anfertigen lassen, um ihn als Huldigungsgabe dem Könige zu übergeben. Von jedem Armeecorps kamen deswegen, deren Glückwünsche zu überbringen, Deputationen nach Potsdam und baten den Prinzen von Preußen, ihr Sprecher zu sein.

Es war eine weihevolle Stunde, als der Prinz an der Spitze der Deputationen vor den König trat, den die deutschen Fürsten umgaben, die zur Mitfeier herbeigekommen waren. „Vor Eurer Königlichen

Majestät" — hob er in tiefer Bewegung an — „stehen die Vertreter Allerhöchst Ihrer Armee in einer ungewöhnlichen Art, um einen ungewöhnlichen Akt zu vollziehen. Nur eine unbegrenzte Verehrung zu Eurer Majestät als unserm Könige und Kriegsherrn und die so oft empfundene nachsichtsvolle Gnade Eurer Majestät hat uns den Mut gegeben, so zu erscheinen. Die Armee begeht heute den Tag, an welchem vor einem halben Jahrhundert Euer Majestät in ihre Reihen traten und ihr Waffengefährte wurden: ein Zeitabschnitt voll der mächtigsten Erinnerungen! Noch war kein Jahr verflossen, als Euer Majestät Zeuge sein sollten der schwersten Verhängnisse, welche über die Armee und das Vaterland hereinbrachen. Aber Euer Majestät waren dann auch Zeuge, wie unser Königlicher Vater mit fester und sicherer Hand, das Alte und Unhaltbare beseitigend, eine neue Heeresverfassung schuf, gegründet auf Vaterlandsliebe und Ehre. Und als der König, dem Euer Majestät in dem schwersten Augenblicke unsers Lebens den Namen des Heldenkönigs beilegten, nun sein Volk in die Waffen rief, da waren Euer Majestät nicht nur Zeuge, sondern heldenmütiger Mitkämpfer der Thaten, die auf ewige Zeiten in den Annalen der preußischen Armee verzeichnet stehen.

„Ein in dem Augenblicke der Not geschaffenes Element trat nach hergestelltem Frieden dem stehenden Heere dauernd und festgegliedert zur Seite. In dieser Armee stiegen Euer Majestät von Stufe zu Stufe, bis die Vorsehung Allerhöchstdieselben zu unserm Könige und Kriegsherrn bestellte. Mit rastloser Thätigkeit und Liebe haben seitdem Euer Majestät das überkommene Kleinod Preußens gepflegt und seine Entwickelung gefördert. Und als eine Zeit anbrach, die man gern aus dem Geschichtsbuche Preußens löschen möchte, da stand das Heer in unwandelbarer Treue zu Eurer Majestät, und als viele von uns berufen wurden, Teile desselben gegen den Feind zu führen, da haben die jungen, in Eurer Majestät Schule erzogenen Krieger sich ihrer Vorfahren würdig gezeigt; und der Enthusiasmus, mit welchem das Volk Eurer Majestät Ruf zu den Waffen folgte, ist Bürge, daß die alte Treue zu dem angestammten Könige unangetastet geblieben ist, daß es großer Thaten fähig ist. Dies sind die beredtesten Beweise des Dankes eines Volkes unter Waffen für die nie erkaltende Fürsorge seines Königlichen Kriegsherrn. Einen schöneren Tag als den heutigen aber konnte die Armee nicht wählen, um aufs neue diesen Dank an den Stufen des Thrones niederzulegen, wo sie sich Glück wünscht, daß ihr die Vorsehung den ersten ihrer Waffengefährten ein halbes Jahrhundert als leuchtendes Beispiel kriegerischer Tugend voranstellte. Als Zeichen dieses unbegrenzten Dankes wagt es

die Armee, zu den Füßen Eurer Majestät die Waffe zu legen, die in der königlichen Hand ihres Kriegsherrn sie zu immer neuem Ruhme und Ehre führen wird. Mit dem Rufe, mit welchem wir alle jeden Augenblick bereit sind, unser Blut und unser Leben für Euer Majestät zu opfern, lege ich diese Waffe im Namen der Armee Eurer Majestät zu Füßen: Es lebe der König!"

Mit freudiger Zustimmung stimmte die glänzende Versammlung in den Ruf ein. Und aus tiefbewegtem Gemüte dankte der König wie für das Geschenk, so auch besonders dafür, daß die Armee es ihm überreichen lasse „von dem nahen und teuren Verwandten, der wirklich etwas gethan hat." Und voll Rührung schloß er den Bruder in seine Arme.

Das war auch für den Prinzen ein schöner Tag; aber zu einem schöneren wurde ihm doch noch der, an welchem er nicht viel über ein Jahr später sein eigenes Militärdienstjubiläum beging: der 1. Januar 1857. Denn wer, dem die Verhältnisse es gestatteten, wäre nicht bestrebt gewesen, den Ehrentag zu einem Freudentage ihm zu gestalten? Von selbst brachte der Tag es damit ans Licht, was für eine wahre und warme Verehrung die Preußenherzen für ihren mannhaften Prinzen empfanden.

Schon am Morgen überraschte ihn der König durch die Ernennung zum Chef des 7. Husarenregiments in Bonn; zugleich überreichte er ihm einen Degen von kunstvoller Arbeit und großer Kostbarkeit. Das Stichblatt desselben zeigte eine Engelschar, die gleichsam verteidigend die Hand dessen zu schützen scheint, der den Degen führt, während auf der Klinge alle Gefechte eingeätzt sind, die der Prinz mitgemacht hatte. — Die lange Reihe der Deputationen begann diejenige der Armee, die ihm einen prachtvollen silbernen Ehrenschild, 57,5 Centimeter im Durchmesser groß, überbrachte. Die beiden Feldmarschälle der preußischen Armee, Wrangel und Graf Dohna, trugen diesen. Zum Sprecher der Deputation machte sich der König selbst, indem er mit kurzen, herzlichen Worten und Wünschen den Prinzen begrüßte. In warmer Bewegung erwiderte ihm der Prinz: „Du hast mir heute Morgen schon so viele Beweise von Liebe und Gnade gegeben, daß mich die Ehre, die du mir jetzt zu teil werden lässest, fast überwältigt. Denn von meinem Könige und Kriegsherrn im Namen der Armee ein Zeichen der Anerkennung zu empfangen, ist ein Glück, wie ich es weder erwartet, noch je zu hoffen gewagt habe. Wenn es wirklich nicht nur deine große Gnade, sondern eine Anerkennung für meine Leistungen in deinem Dienste sein soll, so kann ich nur sagen, daß mein Wille stets gewissenhaft und treu war. Daß ich aber deine Zufriedenheit erreicht, danke ich großenteils den hier versammelten Vertretern

der Armee, mit deren größter Zahl ich in dienſtlichen Verhältniſſen geſtanden, weil ſie mir Vertrauen entgegengetragen, und weil es mir gelang, dies Vertrauen mir auch zu bewahren. Mögen ſie mit mir in den Ruf einſtimmen, der in dieſem Augenblicke unſre gemeinſamen Gefühle der Liebe und des Dankes für dich ausſpricht: Es lebe der König!"

Mit einem Hoch auf den Prinzen antwortete der König: „Mein Bruder Wilhelm, unſer teurer Jubilar, lebe hoch!"



Ehrenſchild, überreicht am Tage des fünfzigjährigen Jubiläums.
Oben das Medaillonbild Friedrichs II., unten der Große Kurfürſt, links Friedrich I., rechts Joachim I. Auf den Bändern des Eichenkranzes ſtehen die Namen der Schlachten und Treffen.

Hinter der Armeedeputation ſtand diejenige der alten Krieger. Einen maſſiv ſilbernen Helm, ein Meiſterſtück der Goldſchmiedekunſt, brachte ſie als Ehrengabe dar. Auf einem Schriftbande trug er die ſchlichten Worte: „Dem ritterlichen Prinzen Preußens alte Krieger", während auf die Handhabe des Schildes die Worte geätzt waren: Zu Schirm und Schutz — Zu That und Trutz — Zu Sieg und Streit — Vor Gott geweiht.

Die Reihe der fremden Deputationen eröffnete die großbritanniſche, an deren Spitze Sir Colin Campbell von der Königin Victoria das Großkreuz des militäriſchen Bathordens überbrachte; dann folgte die ruſſiſche

des Regiments Kaluga und die ungarische des Regiments Prinz von Preußen, deren Chef der Prinz war. Ihnen schlossen sich die Abgesandten deutscher Fürsten an, welche die Glückwünsche ihrer fürstlichen Kriegsherren — voran der Großherzöge von Baden, von Mecklenburg-Schwerin und von Sachsen-Weimar — überbrachten.

Fast unabsehbar war die Reihe der nun folgenden Deputationen des Landtags, der Akademien, Institute, der Geistlichkeit, der Künstler, der Schützengilde, der Stadt Berlin und anderer Städte, des Nationaldankes, des Berliner Veteranenvereins, ländlicher Kreise und Korporationen, die in schier endloser Folge sich drängten, dem Prinzen ihre innige Hingebung auszudrücken. Kunstvolle Adressen, kostbare Ehrengeschenke und, was besonders nach dem Sinne des Prinzen war, gesammelte Kapitalien zu milden Stiftungen in reichem Wechsel brachten sie dar. Und für alle hatte der Prinz ein freundlich dankbares und beziehungsreiches Wort. Lange verweilte er bei den Deputationen der beiden Häuser des Landtags. Er sprach zu ihnen von dem Ernste des gegenwärtigen Augenblicks und von der Notwendigkeit, an dem „herrlichen Kleinod des Vaterlandes", an der Wehrhaftigkeit des Volkes nie zu rütteln. „Die Armee ist gut", fuhr er fort, „die Disziplin ist vortrefflich; aber um diesen trefflichen Geist zu erhalten, gehört sehr viel dazu, es gehört das dazu, daß Sie, daß das Volk für denselben ist. Die Armee hat unter allen Umständen ihre Schuldigkeit gethan und wird sie wieder thun. Daher hat sie Anspruch auf die Fürsorge der Vertreter des Landes." Dann sprach er von sich. Die Beweise der Liebe und Zuneigung, sagte er, die er empfangen, betrachtete er als Anerkennung seines guten Willens, in allen Beziehungen und in jeder Stellung seine Schuldigkeit zu thun und hierdurch, so viel er vermöge, für des Vaterlandes Wohl zu wirken; denn nur, wenn Preußens Volk glücklich sei, fühle auch er sich glücklich.



Ehrenhelm, Ehrengabe der „alten Krieger" von 1813—1815 zum 1. Januar 1857.

Eine Abordnung von Berliner Bürgern aus allen Stadtbezirken überreichte dem Prinzen einen silbernen Lorbeerkranz, dessen Blätter auf der einen Seite die Namen der Gefechte und Schlachten zeigten, die der

Prinz 1814 mitgemacht, auf der andern diejenigen der Kämpfe in Baden. Die goldene Schleife des Kranzes trug die Inschrift: „Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen, dem heldenmütigen Kämpfer für Ordnung und Recht, aus Dankbarkeit und Verehrung an Höchstseinem Militärjubiläum, dem 1. Januar 1857." „Nein, meine Herren", erwiderte der Prinz der Deputation, „von dem Lorbeerkranz kann ich nur ein Blatt annehmen; das übrige gehört der tapferen preußischen Armee!"

Ein festliches Prunkmahl in der Bildergalerie des Schlosses vereinte alle diese Festabordnungen mit dem Prinzenjubilar. Bei demselben gab der König dem gemeinsamen Wunsche von allen und für alle Ausdruck, daß in dem neu beginnenden Jahre Glück und Segen dem Prinzen folgen möge, der „heute den echten und vollkommenen Ritterschlag durch Helm, Schild und Schwert erhalten" habe.

Den Eindruck, den die schöne Jubiläumsfeier auf ihn selbst gemacht, faßte der Prinz in einem an den General von Natzmer gerichteten Briefe dahin zusammen, daß er schreibt: „Ich bin weit über Erwartung, Gebühr und Verdienst geehrt worden. Ich nehme demütig hin, was man mir darbrachte, wenn es das Bekenntnis eines redlichen Willens ist, den ich in all mein Wirken gelegt habe; das Vollbringen kommt aber doch nur von — dort oben!"

Nur wenige Monate danach — am 22. März 1857 — beging der Prinz seinen Geburtstag. In Koblenz ganz in der Stille feierte er ihn; es war der sechzigste. Der Prinz hatte die Empfindung, damit auf die Schwelle des Greisenalters getreten zu sein. Wie würde der Gedanke ihn erschreckt haben, daß noch ein volles Dritteil seines Lebens vor ihm lag, nicht ein friedlicher Lebensabend, sondern Jahrzehnte voll der gewaltigsten Anstrengungen und Erfolge, während er meinte, daß nun die Zeit des Wirkens bald für ihn würde abgelaufen sein.

Von dieser Stimmung — zugleich ein herrliches Zeugnis erhabener Seelengröße und edlen, frommen Sinnes — giebt uns eine Aufzeichnung Kunde, die er am 10. April 1857 in Koblenz niederschrieb:

„Im Glauben ist die Hoffnung!"

Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen!

Herr, dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden! —

Wenn diese Schrift in die Hände der Meinigen fällt, gehöre ich zu den Abgeschiedenen!

Möchte es mir vergönnt sein, in meinen letzten Lebensstunden meinen Geist den Händen meines Gottes zu empfehlen!

Möchte es mir vergönnt sein, von meinen Teuren, mich überlebenden, Abschied nehmen zu können.

Sollte ein jäher Tod mich ereilen, so möge mein ganzes Leben eine Vorbereitung für das Jenseits gewesen sein!

Möge Gott mir ein barmherziger Richter sein!

Ein viel bewegtes Leben liegt hinter mir!

Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude in stetem Wechsel mich begleitet. Die schweren Verhängnisse, die ich in meiner Kindheit über das Vaterland einbrechen sah, der so frühe Verlust der unvergeßlichen, teuren, geliebten Mutter erfüllte von früh an mein Herz mit Ernst. Die Teilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben.

Wie kann ich meinem heißgeliebten König und Vater genugsam danken, daß er mich teilnehmen ließ an der Ehre und dem Ruhm des Heeres! Seiner Führung, Liebe, seiner Gnade danke ich ja alles, was er mir bis zu seinem Tode vertrauensvoll erwies. Die treueste Pflichterfüllung war meine Aufgabe in liebender Dankbarkeit, sie war mein Glück!

Dem Könige, meinem Bruder, der mir zugleich vertrauensvoller Freund ist, kann ich nie hinreichend für diese Stellung zu ihm dankbar sein.

Wir haben schöne, aber auch schwere Zeiten zusammen durchlebt, die uns aber immer enger verbunden haben, vor allem die jüngsten Jahre, wo Verrat und Irrungen das teure Vaterland dem Abgrund nahe brachten. Seiner Gnade und seinem Vertrauen danke ich es, daß ich in Deutschland auf seinen Befehl Ordnung und Zucht herstellen konnte, nachdem er im eigenen Lande dies Beispiel gegeben hatte.

Alle, die mit mir durch Freundschaft und Wohlwollen in Verbindung traten — und ihre Zahl ist nach Gottes Weisheit nicht gering gewesen — finden hier meinen heißen Dank und zugleich den letzten Dank für ihre Liebe, mit der sie mir begegneten. Viele sind mir in das Jenseits vorangegangen — wie wird unser Wiedersehen sein?

Allmächtiger! Du kennst meine Dankbarkeit für alles, was mir hienieden Teures und Schmerzliches begegnete! In deine Hände befehle ich meinen Geist!!

Amen!"

Drittes Buch.

König Wilhelm.

Erstes Kapitel.

Stellvertretung und Regentschaft.

Eine hohe, stattliche Gestalt, mit festem Schritt, die Farbe der Gesundheit in dem Gesichte, einen milden Ernst über die Züge gebreitet, in denen sich ein Ausdruck ungesuchter Überlegenheit neben herzlichem Wohlwollen geltend macht: so steht der Prinz von Preußen im Sommer 1857 vor uns, als er in Baden-Baden auf den Befehl des Königs den Kaiser Napoleon begrüßte. Denkwürdige Begegnung! Zum erstenmal sahen sie sich von Angesicht. Der französische Herrscher auf der Höhe der Macht und des Ruhmes, gefürchtet, aber nicht geachtet, und der Hohenzollernprinz, in höchster Achtung, gerade damals im Begriff, ohne daß er es ahnte, zur Höhe der Herrscherstellung emporzusteigen.

Es war der letzte Auftrag seines königlichen Bruders, den der Prinz auszuführen hatte. Von Ostende, wohin er von Baden-Baden sich begeben hatte, rief ihn die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Königs nach Sanssouci. Schon im Sommer hatte des Königs sonst so feste Gesundheit zu wanken begonnen; allein er hatte die Anzeichen nicht beachtet und gegen den dringenden Rat seiner Ärzte den Herbstübungen der Truppen in Sachsen beigewohnt. Heftige Gemütsbewegungen waren dazu gekommen. Er hatte geglaubt, die ewigen Feindseligkeiten, durch die Österreich Preußens Kraft zu hemmen und zu unterbinden versuchte, durch persönliche Besprechungen heben und die alte Freundschaft mit dem Kaiserstaate wiederherstellen zu können. Voll Hoffnung war er nach Wien gegangen; in tiefster Enttäuschung kehrte er von dort zurück. Auch in Dresden warteten widerwärtige Verhandlungen seiner. Das ertrug er nicht: ein Schlaganfall traf ihn. Indessen in Sanssouci besserte sich sein Zustand nach einiger Zeit des Schwankens etwas, als ein neuer Gehirnschlag eintrat. Wohl gewann er nach einigen Wochen wieder einige Lebenskraft, und das Leiden nahm einen milderen Charakter und regelmäßigen Verlauf an, aber zugleich stellte sich heraus, daß eine völlige Genesung erst in längerer Zeit zu erwarten wäre. Mindestens

auf drei Monate, verlangten die Ärzte, hätte der König sich von allen Regierungsgeschäften zurückzuziehen. So übertrug er denn am 23. Oktober 1857 dem Prinzen von Preußen auf drei Monate seine Stellvertretung in der oberen Leitung der Staatsgeschäfte.

Dementsprechend richtete der Prinz am folgenden Tage an das Staatsministerium einen Erlaß, in dem er sagte:

„In Beziehung auf die von des Königs Majestät Mir aufgetragene und von Mir übernommene Stellvertretung erkläre Ich hiermit, daß es Mein fester Wille ist, unter gewissenhafter Beobachtung der Landesverfassung und der Landesgesetze, nach den Mir bekannten Intentionen Sr. Majestät, Meines Königlichen Bruders und Herrn, so lange die Regierungsgeschäfte zu führen, als Seine Majestät dies für erforderlich erachten." Er schloß mit den Worten, die seine Stimmung bezeichnen: „Ich bitte Gott, daß er Mir die Kraft und den Segen verleihen möge, diese Stellvertretung zur Zufriedenheit Sr. Majestät des Königs und zum Heile des Landes zu führen, und daß die Wiederherstellung der zu Meinem und des Landes tiefstem Schmerze erschütterten Gesundheit Meines Königlichen Herrn Mich bald einer Aufgabe überheben möge, welche Ich in Gemäßheit Königlichen Befehles und im Hinblick auf Meine Pflichten gegen das Vaterland übernehme."

Am Mittag nahm der Prinz dann den Vortrag des Ministerpräsidenten von Manteuffel entgegen und empfing nach demselben die Minister. Mit tiefer Bewegung sprach er zu diesen es aus, wie schwer er die Verantwortlichkeit der ihm gewordenen Aufgabe empfinde, und wie lebhaft er wünsche, daß der König bald imstande sein möge, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen.

Denn die Aufgabe, die Regierung nach den Intentionen des Königs weiter zu führen, war für den Prinzen weder leicht noch erfreulich: hatten doch seine eigenen Intentionen eine wesentlich andere Richtung. Welche Selbstverleugnung gehörte dazu, auf den eigenen Willen zu verzichten! Aber rückhaltslos gab der Prinz sich hin. Ruhig ließ er die Minister, obgleich er ihre Richtung nicht billigte, weiter ihres Amtes warten; aber selbst in kleinen Dingen stellte er sich selbstlos zurück. Jenem Skribenten Lindenberg, der beleidigende Berichte über das Leben des Prinzen in Koblenz geschrieben hatte, verlieh er das Amt, das unlängst der König diesem in Aussicht gestellt. Nicht einmal ein Zug von Unmut war zu bemerken, als er die Ordre vollzog.

Die drei Monate der Stellvertretung vergingen; allein mit ihnen war auch die Hoffnung auf die Wiederherstellung des Königs bei allen

Urteilsfähigen geschwunden. Die Verfassung schrieb demnach die Einsetzung einer Regentschaft vor, zu der es der Mitwirkung des Landtages bedurfte. Das eben war der große Unterschied, daß ein Regent die Regierung im eigenen Namen unverantwortlich führte, der Stellvertreter aber dem Könige verantwortlich blieb. Erst die Regentschaft also hätte dem Prinzen Freiheit der Bewegung, ein Regiment nach eigenen Grundsätzen gegeben. Das aber war es, was die Häupter der †Partei — wie der Prinz die Gerlach und Uhden in vertrauten Briefen zu bezeichnen pflegte — fürchteten. Denn sicher bedeutete das den Verlust ihres bisherigen Einflusses. Und die gleiche Besorgnis hegte auch die Mehrzahl der Minister; zumal der Kultusminister von Raumer und der Minister des Innern von Westphalen waren entschieden gegen eine Regentschaft. Eine Helferin, aber aus ganz anderen Gründen, war ihnen die Königin Elisabeth, die von der Einsetzung einer Regentschaft einen üblen Eindruck auf ihren kranken königlichen Gemahl besorgte. So wurde denn, bevor noch die Zeit der Stellvertretung ganz abgelaufen war, diese durch den Erlaß des Königs vom 6. Januar 1858 auf weitere drei Monate verlängert. Freilich eine starke Zumutung an den Prinzen, das Opfer, das er dem Könige und dem Staate durch die Fesselung des eigenen Willens brachte, zu verdoppeln!

Um so sonniger hatte sich unterdessen das Schicksal des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm gestaltet. Alljährlich war er in England und verlebte mit seiner Braut eine herrliche, poesievolle Brautzeit. Da dauerte es denn nicht lange, daß in der öffentlichen Meinung Englands ein völliger Umschlag des Urteils über die Verlobung wie über seine Persönlichkeit eintrat. Denn sein so ungemein anziehendes Wesen, seine Herzensgüte, seine glückliche Gabe, jedem das Passende zu sagen, gewannen schnell ihm aller Herzen. Bald waren die Engländer über die Verbindung ebenso befriedigt, wie die Preußen es nur sein konnten. Das zeigte sich, als die Verlobung am 16. Mai 1857 offiziell bekannt gemacht wurde; das zeigte sich noch deutlicher bei der Vermählung, die nach dem Wunsche der Eltern um der Jugend der fürstlichen Braut willen so lange aufgeschoben war. Endlich am 25. Januar 1858 fand die Trauung in der Kapelle des St. James-Palastes in London nach den altherkömmlichen, weihevollen Bräuchen der englischen Kirche statt. Aus den Händen seines Vaters, des Prinzen von Preußen, empfing der fürstliche Bräutigam den Trauring, um ihn an die Hand der Prinzessinbraut zu stecken. Und als die Trauung vorüber war, trat das rein menschliche Gefühl der Eltern und Kinder in seine unabweisbaren Rechte.

Innig umarmte die Prinzeſſin von Preußen ihren Sohn; dann ſchloß der fürſtliche Vater ihn voll Rührung in ſeine Arme und drückte ihn an ſeine Bruſt, als könnte er ihn nimmer wieder von ſich laſſen.

Die Heimreiſe des jungen Paares glich einem Triumphzuge; gar nicht genug thun konnte ſich Stadt und Land, ihm Ehre und Freude zu erweiſen. Am 8. Februar hielt es, von dem Jubel der Hauptſtadt em-



Prinzeſſin Victoria von Preußen (um 1860).

pfangen, ſeinen feierlichen Einzug in Berlin; mit einem Ausdruck freudigen Stolzes führte der glückſtrahlende Prinz ſeine jugendliebliche Gemahlin in das Schloß ſeiner Väter, und bei dem Feſtmahle in dem herrlichen Weißen Saale brachte der Prinz von Preußen einen Trinkſpruch aus auf „die glückliche Verbindung zwiſchen Großbritannien und Preußen und auf das erhabene neuvermählte Paar.“

Aber nach den feſtlich-ſchönen Tagen forderte das Leben ſein Recht. Die Entſagung, welche der Prinz von Preußen übte, indem er die Ver-

längerung der Stellvertretung sich gefallen ließ, blieb doch nicht ohne Frucht. Die Überzeugung durchdrang immer weitere Kreise, daß dieser Prinz, der wahrem Fortschritte huldigte und doch mit Selbstverleugnung die geeignete Zeit für sein Eingreifen abwartete, gewiß, wenn sie einmal gekommen, mit sicherer Hand den Staat in die Bahn freier Entwickelung aller ihm innewohnenden Kräfte hinüberführen und ihm die Geltung,



Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen (um 1860).

die er verdiene, verschaffen werde. Denn wenn auch Preußen in den letzten Jahren den Beweis geliefert hatte, daß es sich nichts bieten und zumuten lasse, so entsprach doch eine solche Stellung der Bedeutung eines Staates nicht, der über eine Armee von einer halben Million gebot und dessen Finanzen geordnet und günstig waren, wie die keiner andern Großmacht. Der Unterschied war nicht zu verkennen zwischen dem, was dieser Staat hätte sein können, und dem, was er in weitgetriebener Selbstbescheidung wirklich war. Und eben dies genügte dem anspruchs-

vollen Nationalstolze nicht. Zum 1. April indes erwartete auch der Prinz von Preußen die Einsetzung der Regentschaft, die allein ihm Freiheit der Bewegung nach eigenem Willen gewähren konnte. In dieser Erwartung erwog er die Entlassung des Ministeriums Manteuffel, dessen ganze Richtung seinen Anschauungen widersprach. Für die Neubildung des Kabinetts richtete er sein Auge auf Herrn von Alvensleben-Erxleben, der früher eine Zeitlang Finanzminister gewesen war, ein Mann von streng konservativen Grundsätzen, reaktionären Bestrebungen durchaus abgeneigt. Alvensleben war bereit, auf die Gedanken des Prinzen einzugehen, und schlug ihm als Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Herrn von Bismarck-Schönhausen vor. Zwar im Vereinigten Landtage hatte Bismarck auf der äußersten Rechten seinen Platz gehabt, hatte auch 1848 zu den Begründern der Kreuzzeitung gehört, in der die reaktionäre Tendenz sich unverhüllt aussprach. Aber dann als preußischer Bundestagsgesandter war er hoch über den engen Kreis dieser Bestrebungen hinausgewachsen und hatte in Frankfurt am Main erkennen gelernt, wo die Feinde Preußens zu suchen seien. Ohne langes Zögern war er bereit, dem ihm entgegengetragenen Vertrauen zu entsprechen. Da starb Ende März Alvensleben. Zugleich setzte die reaktionäre Partei die nochmalige Verlängerung der Stellvertretung durch. Schweigend ergab der Prinz sich darein; aber er empfand die Kränkung, die für ihn darin lag.

Es war ein Sieg, den die Reaktionspartei über den Prinzen errungen hatte. Jetzt inmitten der Regierungsgeschäfte empfand er zugleich täglich mehr das Widrige, gegen die eigenen Grundsätze die Regierung führen zu sollen: er war entschlossen, aus dieser Zwangslage sich zu befreien und das Ministerium nicht länger, als unbedingt nötig, im Amte zu lassen. Mit Rudolf von Auerswald, seinem Jugendfreunde, nahm er wiederholt Rücksprache; auch der frühere Minister des Auswärtigen, Herr von Schleinitz, wurde herangezogen. Und aus diesen Gesprächen entsprang der Gedanke, den Vorsitz in dem neu zu bildenden Ministerium dem Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, der ebenso patriotisch gesinnt wie wohlmeinend war, anzutragen.

Allein diese Erwägungen durchschnitt ein neuer Erlaß, der die Fortsetzung der Stellvertretung auf weitere drei Monate (vom 1. Juli an) anordnete. Die Häupter der reaktionären Partei, durch die schweigende Zurückhaltung des Prinzen sicher gemacht, hatten jenen erwirkt; als selbstverständlich stellten sie ihn jetzt hin und sahen jeden als Königsfeind an, der zu behaupten wagte, daß die Verfassung die Einsetzung einer Regentschaft verlange. Die Verfassung aber bestimmt in Art. 56: Wenn

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO3) is provided:



http://Extras.Springer.com

der König dauernd verhindert ist, so übernimmt derjenige volljährige Agnat, welcher der Krone am nächsten steht, die Regentschaft.

Ein solches Gebaren erschöpfte denn doch bald die Geduld des Prinzen. Konnte denn der gegenwärtige Zustand ohne Verletzung der klaren Bestimmung der Verfassung noch verlängert werden? Über diese Frage erforderte der Prinz am 8. August ein Gutachten der Minister. Vier Wochen lang überlegten sie; dann gaben sie es dahin ab, daß nach der Verfassung die Notwendigkeit der Regentschaft vorläge. Denn kränker als er hingereist war der König aus Tegernsee, wo er Genesung gesucht, zurückgekehrt, und die Ärzte gaben ihre Erklärung dahin ab, daß an eine Wiederaufnahme der Regierungsgeschäfte seitens des Königs für jetzt gar nicht zu denken und ebensowenig die Möglichkeit vorhanden sei, den Zeitpunkt auch nur annäherungsweise vorherzusehen, wo eine für diesen Zweck ausreichende Genesung und Erstarkung stattgefunden haben werde.

In seiner Gewissenhaftigkeit erwog der Prinz fort und fort die Pflichten gegen den Staat, gegen den König und gegen sich selbst. Am 20. September ließ er nochmals in der Sitzung des Ministeriums alle Gründe für und gegen die Regentschaft entwickeln; dann erst entschied er sich, der Verantwortung, die damit auf sein Haupt gelegt war, sich voll bewußt. Man wählte die mildeste Form: der König solle aus souveränem Rechte den Prinzen zur Übernahme der Regentschaft auffordern, aus agnatischem Rechte der Prinz sich dazu bereit erklären und dann die Zustimmung des Landtages dazu eingeholt werden.

Ebensowenig wie der Prinz von Preußen konnte die Königin Elisabeth sich dem Eindrucke verschließen, daß die Regentschaftsfrage klargestellt werden müsse. In schwerer Sorge, der Gesundheit des Königs zu schaden, legte sie ihm den Erlaß vor, durch den er den Prinzen von Preußen zur Übernahme der Regentschaft aufforderte. Schweigend las ihn der König, schweigend unterzeichnete er ihn; dann schlug er die Hände vor das Gesicht und verließ schweigend das Zimmer, um einige Tage danach nach Italien abzureisen.

So endigte — am 7. Oktober 1858 — die Regierung König Friedrich Wilhelms IV., des vielgeprüften. Wer möchte nicht mit tiefer Empfindung des genial angelegten Herrschers gedenken, dessen tragisches Geschick es war, daß seine Handlungen in weite Ferne gewirkt haben, ohne doch ihm selbst Genugthuung zu verschaffen?

„Der entscheidende Schritt ist geschehen", schrieb der Prinz an seine Gemahlin. „Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun

durch mich für das Vaterland beginnt." Dann eröffnete er durch Erlaß vom 9. Oktober dem Ministerium, daß er die Regentschaft übernehme, und berief noch an demselben Tage die beiden Häuser des Landtages zu ihrer verfassungsmäßigen Mitwirkung bei der Einsetzung der Regentschaft.

„Der Regent übt die dem Könige zustehende Gewalt in dessen Namen aus", bestimmt Artikel 58 der Verfassung.

Mit freudigem Vertrauen vernahm man im ganzen Lande die Kunde von der Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen. Auch der Landtag sprach sich mit Stimmeneinheit für die Notwendigkeit der Regentschaft aus. Das gab dem Prinzen Vertrauen, dessen Herz der Kummer über das schwere Geschick seines königlichen Bruders erfüllte und die Sehnsucht bewegte, daß der königliche Dulder doch noch genesen und mit hellen Sinnen auf den Thron zurückkehren möge. So erklärte er denn dem Landtage, daß er des ernsten Willens sei zu thun, was die Verfassung und die Gesetze erheischten, daß aber seine Wünsche und Gebete unablässig erflehten, Gottes Gnade möge dem Könige gestatten, das königliche Amt seinerzeit selbst wieder auszuüben. Wahrlich nicht nach der Herrschergewalt drängte es den Prinzen; er übernahm sie, weil er es für seine Pflicht hielt; aber unendlich viel lieber wäre es ihm gewesen, nicht in diese Lage sich gebracht zu sehen.

Am 26. Oktober leistete der Prinzregent den Eid auf die Verfassung. Dann wandte er sich mit einem kurzen, festen Wort an den Landtag. „Es ist meinem Herzen Bedürfnis", sprach er, „Ihnen, meine Herren, meinen Dank auszusprechen für die patriotische Einmütigkeit, mit welcher Sie mir Ihre Mitwirkung zur Einrichtung der Regentschaft gewährt haben. Sie haben dadurch einen erhebenden Beweis gegeben, was preußische Vaterlandsliebe in verhängnisvollen Augenblicken vermag. Sie haben durch die Einstimmigkeit Ihres Beschlusses — davon bin ich überzeugt — das Herz unsers teuren Königs und Herrn erquickt. In mir aber haben Sie die schmerzlichen Gefühle, mit welchen ich die Regentschaft übernahm, wesentlich gemildert und die Zuversicht gestärkt, daß es mir gelingen werde, während der Dauer meiner Regentschaft die Ehre und das Wohl des teuern Vaterlandes zu dessen Heil und Segen zu fördern. Das walte Gott!"

Aufmerksam folgte den Vorgängen in Berlin der alte Freund in England, der Prinzgemahl. Von ganzem Herzen wünschte er dem Prinzregenten zur vollständigen Lösung der Regentschaftsfrage Glück. „Bewundernd anerkennen muß ich dabei", setzte er hinzu, „die ganz vor-

treffliche Haltung des preußischen Volkes, welches Teilnahme an dem traurigen Schicksale seines Königs, Anhänglichkeit an das Haus, festes Vertrauen in dich und aus diesem heraus große Ruhe im Ertragen des oft willkürlichen Regierungsmaßregelns einer Partei an den Tag legte, die es als seinen heiligsten Interessen feindselig erkannte."



Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen,
preußischer Ministerpräsident November 1858 bis September 1862.

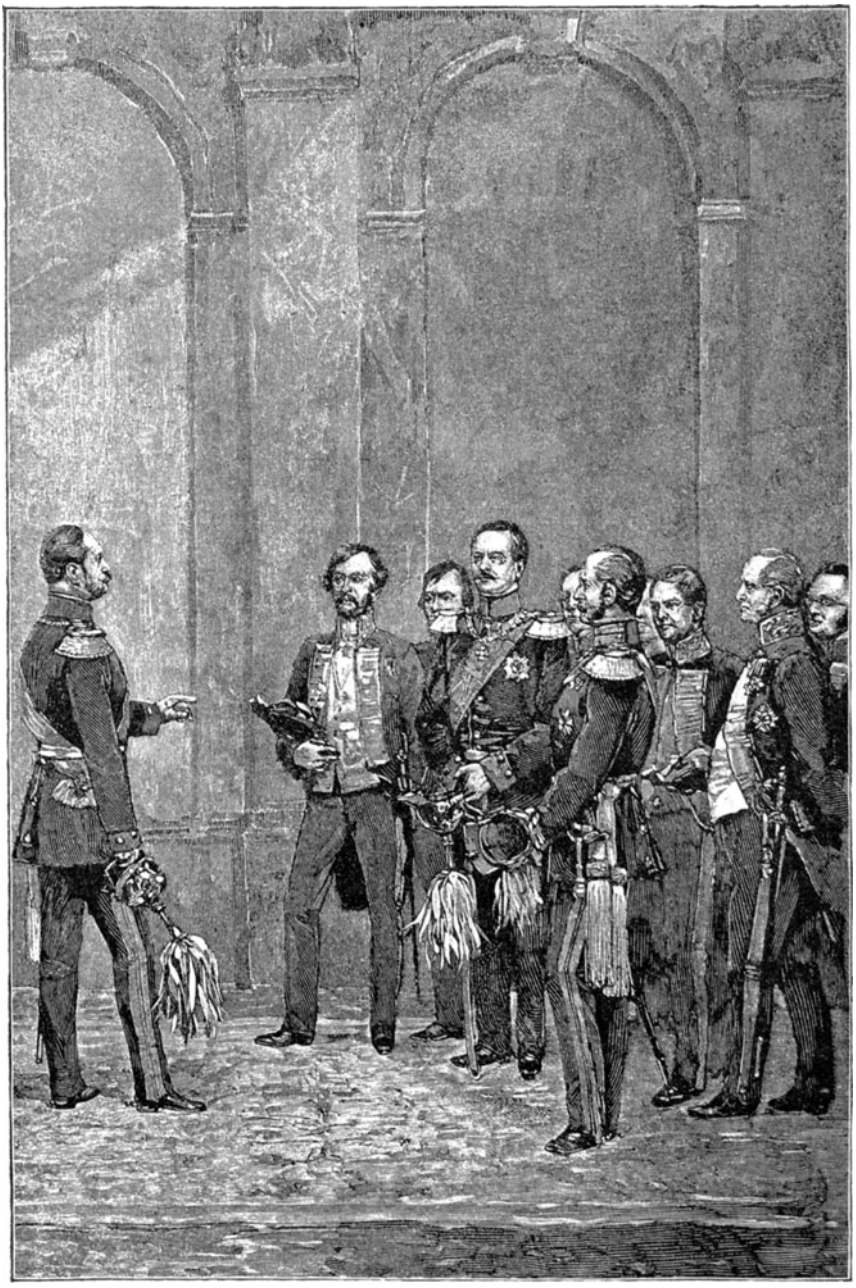
Auf keinen der Minister traf dieser Vorwurf der Willkür in höherem Maße zu, als auf den Minister des Innern, Herrn von Westphalen. Es entsprach daher den allgemeinen Wünschen, daß der Prinzregent, sobald er die Regentschaft übernommen, Westphalen entließ und den Oberpräsidenten von Flottwell mit der einstweiligen Verwaltung des Ministeriums beauftragte. Dadurch war den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Manteuffel es nahe gelegt, ebenfalls ihre Entlassung zu nehmen. Es ward auch darüber Beratung gepflogen, doch nur der Beschluß gefaßt, daß dem Prinzregenten anheimgestellt wurde, ob er noch ferner die Verwaltung mit vollem Vertrauen in den Händen der bisherigen Räte der Krone belassen wolle.

Indessen dies Vertrauen besaß der Prinzregent nicht; vielmehr war er, die Forderungen der Zeit erwägend, zur Neubildung des Ministeriums seit langem entschlossen. Auf seinen früheren Gedanken zurückgreifend, beauftragte er den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Der Fürst, 1811 geboren, war seinem Vater 1848 in der Regierung gefolgt. Allein schon im folgenden Jahre hatte er, durch die politischen Stürme gezwungen, bei Preußen Schutz zu suchen, sein Land an Preußen abgetreten: ein Mann, ebenso sehr durch sein gründliches Wissen wie durch seine reiche Erfahrung in Staatsangelegenheiten ausgezeichnet. Trefflich charakterisiert ihn sein Wort: „Ich habe ein volles preußisches Herz in mein zweites Vaterland mitgebracht und den Schritt, den ich 1849 gethan, noch nicht einen Augenblick bereut."

Somit erhielten denn am 6. November die bisherigen Minister ihre Entlassung. Nur zwei waren in das neuberufene Kabinett übernommen, dessen Präsidium der Fürst von Hohenzollern übernahm. Die übrigen Mitglieder desselben waren Rudolf von Auerswald als Staatsminister, Freiherr von Schleinitz als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Generalleutnant von Bonin als Kriegsminister, Freiherr von Patow als Finanzminister, Herr von Bethmann-Hollweg als Kultusminister, Graf Pückler als Ackerbauminister. Flottwell wurde das Ministerium des Innern definitiv übertragen, doch gab er es schon im Juli 1859 an den Grafen Schwerin ab. Aus dem früheren Kabinett blieb Herr von der Heydt Handels- und Simons Justizminister. Sie stellten das konservative Element in dem neuen Ministerium dar, während dessen übrige Mitglieder einem gemäßigten Liberalismus zugethan waren.

„Dein Ministerium", schrieb der Prinzgemahl aus Windsor alsbald an den Prinzregenten, „ist in der That eines von Ehrenmännern und wird die Achtung des In- und Auslandes genießen, und Du wirst mit Recht für die Ruhe und den Mut bewundert, mit welchem Du das, was Du als Recht und zum Besten Deines Landes erkannt hattest, durchzuführen gewußt hast."

Am 8. November 1858 war das Ministerium zu seiner ersten Sitzung versammelt. Der Prinzregent eröffnete dieselbe mit einer Ansprache an die Minister, in der er mit Klarheit und feierlichem Nachdruck die Grundsätze darlegte, nach denen er die Regierung Preußens fortan geführt sehen wollte. Von einem Bruche mit der Vergangenheit solle nun und nimmermehr die Rede sein; nur die sorgliche und bessernde Hand solle angelegt werden, wo sich Willkürliches oder Unzeitgemäßes zeige. Das



Ansprache des Prinzregenten an das neue Ministerium am 8. November 1858.

Wohl der Krone sei von dem des Landes unzertrennlich und müsse auf gesunder, kräftiger konservativer Grundlage beruhen. Nicht von sogenannten liberalen, in Wahrheit überspannten Ideen dürfe die Regierung sich fort und fort in das Unbestimmte treiben lassen; die wahre Staatsweisheit bestehe in richtiger Erkenntnis der vorhandenen Bedürfnisse, in Wahrheit, Gesetzlichkeit und Konsequenz. Dann werde eine Regierung stark sein, weil sie ein reines Gewissen und damit das Recht habe, allem Bösen kräftig zu widerstehen.

Hierauf ging der hohe Redner auf die einzelnen Verwaltungszweige ein, indem er das Verhalten der bisherigen Regierung einer einschneidenden Kritik unterwarf. „Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die ins Auge gefaßt werden muß" — sagte er, nachdem er einen kurzen Blick auf die inneren Verhältnisse, die Finanzen, den Handel und die Justiz geworfen — „ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden Konfessionen eine möglichste Parität obwalten. In beiden Kirchen muß aber mit allem Ernste den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche — wir können es nicht leugnen — ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung und ihre Weiterbeförderung ist mein fester Wille und Entschluß, mit aller billigen Berücksichtigung des konfessionellen Standpunktes, wie dies die dahin einschlagenden Dekrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und teilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebaren und Schaustellungen zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß, je höher man im Staate steht, man auch das Beispiel des Kirchenbesuches geben wird.

„Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Übergriffe über diese hinaus sind nicht zu dulden.

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch

die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indes auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwer wiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können.

„Und so kommen wir zu Preußens politischer Stellung nach außen. Preußen muß mit allen Großmächten im freundschaftlichsten Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden. Mit allen übrigen Mächten ist das freundliche Verhältnis geboten. In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indes einer Reform wird unterworfen werden müssen. Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen imstande ist.

„Auf dieser Bahn mir zu folgen, um sie mit Ehren gehen zu können, dazu bedarf ich Ihres Beistandes, Ihres Rates, den Sie mir nicht versagen werden. Mögen wir uns immer verstehen zum Wohle des Vaterlandes und des Königtums von Gottes Gnaden!"

Der Prinzregent hatte geendet: dies war sein Regierungsprogramm. In konstitutionellen Staaten besteht die Sitte, daß ein neu eintretendes Ministerium dem Herrscher sein Programm vorlegt und von dessen Genehmigung eine Übernahme der Geschäfte abhängig macht. Hier war es umgekehrt: der Prinzregent legte den Ministern sein Programm vor. Ganz allein, ohne jeden Beirat, ohne irgend jemandes Zustimmung einzuholen, hatte er es niedergeschrieben. Er unterwarf die darin ausgesprochenen Grundsätze auch jetzt gar keiner Erörterung, sondern befahl die Veröffentlichung.

Der Eindruck, den die Ansprache auf die Bewohner Preußens machte, war außerordentlich. In Berlin drängten sich vor den Buch-

läden, wo das Blatt zu kaufen war, die Leute; auf den Straßen standen sie, es lesend, oder lasen es den sich ansammelnden Gruppen laut vor. Besonders die Verurteilung der Scheinkirchlichkeit und die Erwartung moralischer Eroberungen in Deutschland machten tiefen Eindruck. Die Empfindung war, daß „eine neue Ära" für Preußen heraufzöge; viele sprachen es aus, und das Wort fand lauten Beifall. Denn wer konnte verkennen, daß dieser 8. November einen Wendepunkt in der Geschichte Preußens und Deutschlands bedeuten möchte?

Und das Ministerium der neuen Ära entsprach durchaus dem Vertrauen, das man ihm entgegentrug. Der Presse wurde freierer Spielraum gewährt, Übergriffe der Geistlichkeit wurden zurückgewiesen und den Beamten befohlen, sich jeder Beeinflussung der Wahlen zu enthalten, auch selbst nicht wie bisher nach Mandaten für das Abgeordnetenhaus zu trachten. So boten denn die Wahlen des Spätherbstes ein völlig verändertes Bild gegen die der letzten Jahre. Die Freunde des Ministeriums, die Vertreter der Altliberalen, hatten allerorten das entscheidende Wort. Man wollte der Regierung durch die Wahl demokratischer Kandidaten keine Schwierigkeiten bereiten und zugleich die reaktionären Gegner derselben aus der Volksvertretung beseitigen. Dem entsprach das Ergebnis. Das Ministerium hatte in dem neu gewählten Abgeordnetenhause eine überwältigende Mehrheit für sich; Demokraten waren gar nicht gewählt, Reaktionäre nur vereinzelt.

Am 12. Januar 1859 eröffnete der Prinzregent den neu gewählten Landtag im Weißen Saale des Schlosses. „Auf der Fahne Preußens", sagte er, „steht: Königtum von Gottes Gnaden, Festhalten an Gesetz und Verfassung, Treue des Volkes und des siegbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht! Wohlan, meine Herren! Helfen Sie mir diese Fahne hoch tragen! Wer ihr folgt, der folgt mir."

Das wären goldene Worte. Die Empfindung war in Preußen allgemein, daß mit diesem Regimente eine Disharmonie unmöglich wäre. Nur der Prinzregent selber bei seiner besonnenen Art verschloß sich der Frage nicht, inwieweit es möglich sein würde, diesem Jubel freudiger Erwartungen durch die That wirklich zu entsprechen. Aber auch ihn erfüllte es mit Zuversicht, daß das Abgeordnetenhaus die Thronrede mit einer einstimmig angenommenen Adresse beantwortete, in der es das freie und freudige Zusammentreffen des königlichen Willens mit dem Bedürfnis der Nation betonte und in dem ungeschwächten Rechte der Krone eine teure Bürgschaft des Gedeihens und der Geltung unter den andern Völkern für das preußische Volk anerkannte. Am 25. Januar wurde

durch eine Deputation diese Adresse dem Prinzregenten überreicht. In dem freudigen Ton, in dem er sie beantwortete, klingt die Befriedigung wider, die diese Zustimmungserklärung ihm bereitete.

„Mit besonderer Freude und aufrichtigem Danke", sagte er, „nehme ich diese Adresse entgegen. Nicht nur ihr Inhalt verpflichtet mich hierzu sondern auch die Einstimmigkeit, mit welcher das Haus der Abgeordneten dieselbe angenommen hat. Es ist das zweite Mal seit Einsetzung der Regentschaft, daß eine solche Einstimmigkeit mir entgegentritt. An jene Einstimmigkeit des allgemeinen Landtages der Monarchie, mit welcher er die vom Könige eingesetzte Regentschaft anerkannte, schließt sich Ihr gestriger Akt würdig an. Wie damals, so auch jetzt wird dies in den



Erinnerungsmedaille an die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm Viktor Albert (Kaiser Wilhelm II.).

Annalen des Repräsentativsystems seltene Ereignis weithin durch das Vaterland und durch Europa widerhallen und seinen Eindruck nicht verfehlen, weil es die Einmütigkeit der Regierung und der Vertreter des Landes darstellt. Mit Freude finde ich in Ihrer Adresse die Ansichten und Gefühle wieder, welche ich vom Throne herab zum Lande gesprochen habe. Halten wir fest an diesen Grundsätzen, dann wird in Erfüllung gehen, daß das Vaterland, wie in der Vergangenheit, so in der Gegenwart und in aller Zukunft kräftig und mächtig dasteht."

Dazu kam die entschiedene Anerkennung, die der Prinzgemahl von England allen Schritten des Prinzregenten spendete. Prinz Wilhelm schätzte den Prinzgemahl sehr hoch und legte auf sein feines politisches Urteil das größte Gewicht. So hatte er ihm die Ansprache vom 8. November mitgeteilt und gab ihm auch gern von allem, was er that und an-

strebte, Kunde. Darauf schrieb ihm voll herzlicher Zustimmung Prinz Albert: „Du hast nur Deine Pflicht als Unterthan, als Prinz und als Ehrenmann erfüllt. — Die Stellung des Regenten ist die des Moderators, und daß du bereit bist, sie nach allen Seiten hin mit Festigkeit zu üben, wird dem Ganzen vom wesentlichsten Nutzen sein."

Und nun trat das Ereignis ein, das mehr als alles für Fürst und Volk den Januar 1859 zu einem Glücksmond machte. Dem Kronprinzen wurde am 27. ein Sohn geboren: Kaiser Wilhelm II., unser jetzt regierender Herr. Dadurch wurde das stille, innige Familienglück des jungen fürstlichen Elternpaares auf den Gipfel erhoben, und mit herzlicher, frommer Freude begrüßte der Prinzregent seinen zweiten Enkelsohn: auf zwei Generationen war die Thronfolge in Preußen festgestellt! Zwar war die Entbindung schwer und einen Moment selbst das Leben des kleinen Prinzen in Gefahr gewesen: um so inniger aber war der Jubel, als alles zu glücklichem Ausgange sich wandte, in der königlichen Familie wie in dem ganzen preußischen Volke. 101 Kanonenschüsse erdröhnten vom Lustgarten herüber, mit brausendem Jubel von der Bevölkerung begrüßt. Zu Tausenden staute sich die Menge vor dem den Berlinern so lieben Palais König Friedrich Wilhelms III., das, stattlich ausgebaut, jetzt von dem Kronprinzen bewohnt wurde. Nicht enden wollten die Hochs und Hurras; jubelnd stürmten die Studenten aus der gegenüberliegenden Universität herbei und warfen ihre Mützen in die Luft, so daß wieder und wieder der Kronprinz auf den Balkon heraustrat, um für die begeisterten Glückwünsche zu danken: glückwünschende Hochrufe, in denen sich ebenso sehr frohe Hoffnungen für den jungen Prinzen, wie die warm empfundene Volksbeliebtheit seines Vaters, des Kronprinzen, wie die ehrliche und herzliche Verehrung des Prinzregenten Luft machte. Und wer hätte nicht den freudigsten Hoffnungen für einen Prinzen sich rückhaltslos hingeben sollen, den der fürstliche Vater gelobte, in denselben „Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, die ihn selbst an das Vaterland ketteten", dem der Großvater ein so leuchtendes und wirksames Vorbild auf dem Throne gab? Und wer hätte in seinem Herzen nicht einstimmen mögen in die frohe feierliche Weise, die in vollen Posaunentönen durch die Abendschatten von der Kuppel des königlichen Schlosses herabklang: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!"

Zweites Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten.

Eine drückende Schwüle erfüllte, als der Prinz Wilhelm die Regentschaft übernahm, die politische Atmosphäre Europas. Die Großmächte hatten sich in zwei Parteien gespaltet. Frankreich und Rußland hatten sich in dem Gegensatze zu Österreich gefunden, dem Frankreich in verdeckter Feindseligkeit, Rußland in unverhehltem, bitterem Grolle gegenüberstand. England dagegen neigte sich Österreich zu. Und Preußen? „Wer unnütz provoziert, wird so leicht keine Alliierte finden", war die Antwort, welche der Prinzregent den fremden Diplomaten zu geben pflegte, wenn sie seine Gedanken zu ergründen suchten.

Die Überlieferung war, daß Preußen sich an Österreich anschließen müsse. Zwar hatte Österreich in der Neuenburger Frage, die Preußen schließlich zur Aufgabe des schweizerischen Fürstentums gebracht hatte, sich sehr unfreundlich gestellt und fuhr unabläßig am Bundestage fort, Preußen zu hemmen und bei Seite zu schieben, aber dennoch suchte es sich Preußens zu versichern, indem es ihm das Mitbesetzungsrecht in der Bundesfestung Rastatt anbot, wenn Preußen ihm, wie es 1854 gethan, seinen gesamten Besitzstand, die deutschen wie die außerdeutschen Provinzen, garantiere. Mit aller Entschiedenheit indes wies der Prinzregent dies Anerbieten zurück, aber Herr von Schleinitz, der Minister des Äußern, blieb doch geneigt, einem Zusammengehen mit Österreich das Wort zu reden, während der Prinz Wert darauf legte, auch Österreich gegenüber sich freie Hand zu bewahren.

Nun aber hatte Österreich sich in fremde Angelegenheiten gemischt, indem es, auf abgeschlossene Bündnisverträge sich stützend, über die italienischen Kleinstaaten eine Gewaltherrschaft ausübte und die Bevölkerung despotisch niederhielt. In Baden-Baden suchte daher der leitende Minister Sardiniens, Graf Cavour, den Prinzregenten auf und trug ihm beweglich das Elend Italiens vor. Er hatte auch die Genug-

thuung, daß ihm der Prinzregent beistimmte, die Zurücknahme dieser Verträge, durch die Österreich sich Übergriffe in eine fremde Machtsphäre erlaube, sei zu wünschen und zu erstreben. Aber war zu erwarten, daß Österreich bloßen Vorstellungen nachgeben würde? Die sympathische Aufnahme, die sein Schmerzensschrei bei dem Prinzregenten gefunden, wenn dieser auch nichts anderes als Reformen der teils despotischen, teils stagnierenden Verwaltung der italienischen Kleinstaaten im Sinne hatte, veranlaßte Cavour, zu Weihnachten 1858 den Marchese Pepoli nach Düsseldorf zu dem Fürsten von Hohenzollern zu senden, um, wenn es möglich wäre, bei der Ähnlichkeit der Lage Preußens zu Deutschland und Sardiniens zu Italien den Abschluß eines preußisch-sardinischen Bündnisses zu erlangen. Auch der Fürst gab seiner Sympathie für Sardinien offenen Ausdruck, lehnte aber mit Bestimmtheit es ab, durch die Übernahme irgend welcher Verpflichtung die freie Bewegung der preußischen Politik einzuengen. So setzte denn Cavour auf die Zukunft seine Hoffnung. „Die Alliance Preußens mit Piemont", meinte er, „ist mit breiten Lettern eingeschrieben in das Buch der zukünftigen Geschichte!" Und so unrecht hatte er damit nicht.

Da erfolgte am 1. Januar 1859 die berüchtigte Neujahrsbegrüßung, durch die der Kaiser Napoleon, mit dem Könige Viktor Emanuel von Sardinien verbündet, die Kriegserklärung Österreichs veranlaßte. Die Schwüle wich, die Lage der Dinge klärte sich. In einem ausführlichen Schreiben an den Prinzgemahl vom 2. Februar 1859 sprach sich der Prinzregent über die Zeitlage aus und über die Stellung, die sich für Preußen daraus ergebe. „Die Gefahr der Revolutionskriege", schreibt er, „liegt nahe, daß, im Falle den französischen Waffen der Sieg verbliebe, diese dann bald gegen Deutschland und Preußen gerichtet werden würden, wenn diese neutral geblieben wären und Österreichs désastres ruhig mitangesehen hätten. — Aber gesetzten Falls, Österreich bleibt siegreich gegen eine franco-italienische Alliance, werden Deutschland, also auch Preußen, Zuschauer bleiben? Wie stiegen Österreichs Aktien in der Welt und vor allem in Deutschland! Kann dies Preußen gleichgültig sein??"

„Ich spreche meine Überzeugung aus, daß wir in nicht zu langer Zeit für unsere Existenz gegen Österreich werden fechten müssen", hatte schon drei Jahre zuvor Herr von Bismarck, der scharfsichtig urteilende Bundestagsgesandte Preußens, an den Minister von Manteuffel geschrieben. Er sah in Österreich den gefährlichsten Gegner Preußens. Es mußte daher als ein Österreich günstiger Umstand gedeutet werden, daß er jetzt aus Frankfurt abberufen und als Botschafter nach St. Peters-

burg versetzt wurde. Aber auch sein Nachfolger, Herr von Usedom, ein Gesinnungsgenosse der neuen Minister Preußens, war, von warmer Sympathie für Italien eingenommen, Österreich wenig gewogen. Indes er stand bald in Frankfurt ziemlich vereinsamt da. Denn Österreich hatte, seit es zum Kriege entschlossen war, es sich angelegen sein lassen, nicht bloß die Presse Süddeutschlands für sich zu gewinnen, sondern stellte auch an allen deutschen Höfen es als eine selbstverständliche patriotische Pflicht der Fürsten dar, für Österreich, die Vormacht Deutschlands, mit ganzer Heeresmacht in dem bevorstehenden Kriege einzutreten. Es hatte damit weitgehenden Erfolg; als unumstößliche Wahrheit wurde seinen Versicherungen wie denen der ihm ergebenen Presse geglaubt, daß ein Angriff auf Österreich in Italien die Sicherheit Deutschlands unmittelbar bedrohe, daß der Rhein am Po verteidigt werden müsse, daß der Kampf der Ehre Deutschlands gelte. In Preußen jedoch, zumeist auch in Norddeutschland urteilte man schärfer; man ließ sich nicht durch Phrasen berauschen, man versagte den gedrückten und mißhandelten Italienern sein Mitgefühl nicht und war weit entfernt, für die österreichische Suprematie über Italien sich zu begeistern.

Aber die Gedanken Österreichs, als es das Schwert zog, gingen viel weiter; den Kaiser Napoleon zu stürzen und Frankreich an den bourbonischen Prätendenten auszuliefern, war das Ziel der herrschenden Partei. Denn in diesem glaubte sie dann einen unbedingten treuen Bundesgenossen zu haben.

Der Erzherzog Albrecht erschien in Berlin, um dem Prinzregenten den Kriegsplan Österreichs darzulegen. Österreich wollte Piemont besetzen und dadurch den Feind im Süden an die Kette legen, dann aber zum Angriff auf Frankreich am Rhein vorgehen. Dieser gelte als der Hauptkrieg, für den es 260000 Mann bestimmt habe; diesen solle das deutsche Bundesheer in der Weise sich anschließen, daß die Süddeutschen unter dem Erzherzoge Seite an Seite mit Österreich fechten, die Norddeutschen am Niederrhein unter Preußens Oberbefehl in den Krieg eintreten würden. Nicht ohne Erstaunen vernahm der Prinzregent, wie man in Wien über die Streitkräfte Preußens und Deutschlands lediglich zu dem Zwecke verfügte, um die österreichische Doppelherrschaft über Deutschland und Italien zu behaupten. Er lehnte daher rundweg den österreichischen Plan ab und erklärte, daß sich Preußen auf die Beschützung des deutschen Bundesgebietes beschränken, sonst aber in neutraler Stellung verharren würde. Er wünschte heilsame Reformen in Italien, aber keine Revolutionen, keine Besitzveränderungen. Demgemäß war er ent-

schlossen, auch Frankreich nicht weiter gehen zu lassen, sondern thatkräftig einzugreifen, wenn es auf Umsturz in Italien ausginge. Sein Gedanke war, zur geeigneten Zeit als bewaffneter Vermittler aufzutreten. Deswegen ließ er das preußische Heer in Kriegsbereitschaft treten, also in eine Vorbereitung der Mobilmachung, aus der es leicht auf den Kriegsfuß übergeführt werden konnte. Zugleich entsandte er den General von Willisen nach Wien, um mit Österreich eine Verständigung über seine Absicht herbeizuführen. Preußen, ließ er erklären, sei bereit, für die Erhaltung des österreichischen Länderbesitzes in Italien einzutreten, verlange aber die volle Verfügung über die Streitkräfte des Deutschen Bundes. Dies Anerbieten des Prinzregenten erschien aber den österreichischen Staatsmännern durchaus ungenügend. Sie schlugen einen sehr hohen Ton an, indem sie die weitausgreifenden Ziele der österreichischen Bestrebungen entrollten und dafür die Mitwirkung Preußens und Deutschlands in Anspruch nahmen. Natürlich lehnte Willisen jedes Eintreten Preußens für die österreichische Herrschaft über Italien oder für die Erhebung des Grafen Chambord auf den französischen Thron rundweg ab.

Bald aber zog Österreich andere Saiten auf. Die französische Armee war inzwischen in Piemont angelangt und hatte die Österreicher am 20. Mai bei Montebello zurückgeworfen. Jetzt erklärte man sich in Wien mit den preußischen Vorschlägen einverstanden; nur verlangte Graf Rechberg, der österreichische Minister des Äußern, daß sie in die Form eines bindenden Vertrages gebracht würden. Dies Begehren mußte Schleinitz indessen zurückweisen, da Preußen, wenn durch Vertrag gebunden, unmöglich mehr in der Rolle eines Vermittlers auftreten konnte.

Nun aber mengte sich Rußland in die Verhandlungen. Frankreich sich zuneigend, hatte es vier Armeecorps mobil gemacht, um, wenn es notwendig wäre, einen Triumph Österreichs zu verhindern. Jetzt nun richtete das russische Kabinett an die deutschen Regierungen ein Rundschreiben, in welchem es ihnen in strengem Tone vorschrieb, der Sache Österreichs, die sie gar nichts anginge, fern zu bleiben. Unbeirrt ging jedoch der Prinzregent seinen Weg: er wartete auf den Zeitpunkt, wo er als bewaffneter Vermittler in den Gang der Ereignisse eingreifen solle. Schnell wider Erwarten kam dieser. Österreich, bei Magenta am 4. Juni geschlagen, mußte die Lombardei räumen und hinter den Mincio sich zurückziehen. Und um das Mißgeschick zu vollenden, erhob sich in den italienischen Kleinstaaten die Bevölkerung, verjagte die Regierungen und schloß sich in hellen Haufen dem Heere Viktor Emanuels an. Da

befahl der Prinzregent am 14. Juni die Mobilmachung von sechs preußischen Armeecorps und stellte zugleich am Bundestage den Antrag, daß auch die beiden süddeutschen Armeecorps mobil gemacht würden. Dem gegenüber versuchte Österreich indes, die Leitung der deutschen Angelegenheiten in seiner Hand zu behalten. Rechberg sandte eine Depesche nach Berlin, in der er dreist behauptete, es sei Preußens Bundespflicht, nicht nur für die Behauptung des österreichischen Besitzes in Italien, sondern auch für die Aufrechterhaltung der Schutzverträge einzustehen, auf denen Österreichs Oberherrschaft über Italien beruhte. Für alle Verhandlungen beim Bundestage behielt Österreich überdies sich freie Hand vor, d. h. es wies die Forderung Preußens, über die Streitkräfte des Deutschen Bundes Verfügung zu erhalten, zurück. Und doch war dies die Bedingung, an welche Preußen sein Eintreten für den österreichischen Besitz in Italien gebunden hatte.

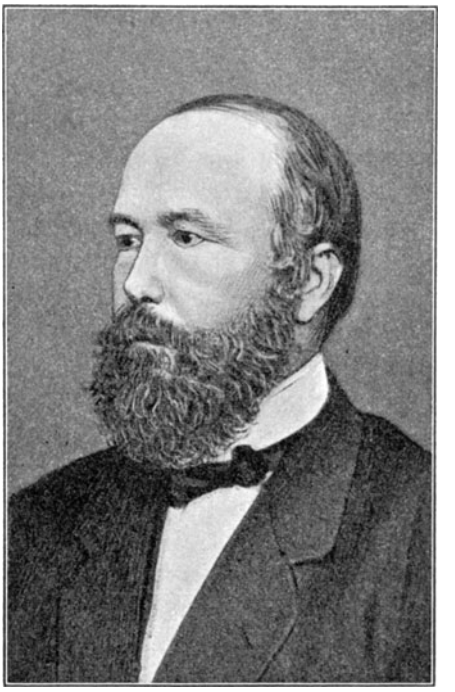
Auf diese Zumutung Österreichs gab der Prinzregent gar keine Antwort. Er sandte vielmehr nach London und St. Petersburg gleichlautende Depeschen, in denen er den Beginn der preußischen bewaffneten Vermittelung ankündigte und die beiden Großmächte um die Unterstützung derselben ersuchte. Die Grundlage sei die Erhaltung des Territorialbestandes und die Durchführung politischer Reformen in Italien. Nachdruck gab er dieser Erklärung dadurch, daß er jetzt nicht nur die ganze preußische Armee auf den Kriegsfuß setzte, sondern auch beim Bundestage die Mobilmachung und Zusammenziehung der beiden norddeutschen Bundescorps beantragte. Dadurch war die Sicherheit gegeben, daß in kürzester Frist 400000 Mann deutscher Truppen kampfbereit am Rhein standen. Kaum die Hälfte hatte Frankreich diesen entgegenzustellen. Konnte da der Kaiser Napoleon die Zurückgabe der eben eroberten Lombardei an Österreich verweigern? Oder, wenn er es doch that, bedurfte da Deutschland noch der Mitwirkung Österreichs, um am Rhein den Gegner im Schach zu halten?

Da geschah auf dem Kriegsschauplatze das Unerwartete. Auch die Schlacht bei Solferino hatte das Kriegsglück nicht den Fahnen Österreichs zugeführt; mit dem Schwert in der Hand, als bewaffneter Vermittler, war aber jetzt Preußen bereit, dem Bedrängten beizuspringen. Schon hatten drei preußische Armeecorps gegen den Rhein sich in Marsch gesetzt, als Napoleon dem Kaiser Franz Joseph den Frieden anbot und dieser begierig in die dargebotene Hand einschlug. Von London her war Napoleon die Nachricht von der bevorstehenden Vermittelung Preußens zugegangen. Er sollte die Lombardei zurückgeben! Wie konnte er das nach all den Er-

klärungen, die er in die Welt hinausgesandt: „Italien frei bis zur Adria!“ Und doch, wie konnte er es wagen, die Vermittelung zurückzuweisen? Daher der rasche Entschluß, um dem Vermittler zu entgehen, dem besiegten Gegner den Frieden anzubieten. Und Österreich? Am 4. Juli hatte Preußen im Bundestage verlangt, daß die sämtlichen deutschen Truppen unter seinen Oberbefehl gestellt werden sollten. Durch seinen Gegenantrag vom 7. Juli suchte Österreich dem zu begegnen, daß der Prinzregent von Preußen zum Bundesfeldherrn nach den Bestimmungen der Bundeskriegsverfassung ernannt werde. Das war ja von vornherein klar, daß der Prinzregent sich niemals unter die Weisungen des Bundestages stellen oder Aufsicht führende Bundeskommissare in seinem Hauptquartiere dulden würde. Aber würde Preußen sich so den Krieg verbieten lassen? Würde es nicht vielmehr die Zeitlage benutzen wollen, um sich unter Ausschließung Österreichs an die Spitze von Deutschland emporzuschwingen? Es gab nur *einen* Ausweg: durch raschen Friedensschluß allen weiteren Schritten Preußens zuvorzukommen. Darin also trafen die beiden kaiserlichen Gegner zusammen. So genügten denn wenige Stunden, um den Frieden zustande zu bringen. Das Auftreten Preußens hatte ihn den kriegführenden Parteien aufgedrängt. Jetzt wandten sich beide, wie es zu geschehen pflegt, gegen den Vermittler. Napoleon erklärte, er habe, nur um den Ausbruch eines neuen Krieges mit Preußen und Deutschland zu vermeiden, den Frieden geschlossen. Mit Ingrimm aber erhob Österreich die Anklage gegen Preußen, daß es von ihm, seinem nächsten natürlichen Bundesgenossen, im Stich gelassen sei. Indessen konnte doch, da die Erklärungen sich klar entgegenstanden, nur einer der Gegner, sei es Frankreich, sei es Österreich, recht haben! Die Leidenschaft blendete das Urteil. Man wollte sogar wissen, daß zwischen Wien und Paris Unterhandlungen im Gange wären, um mit vereinten Kräften Preußen zu züchtigen.

Der Prinzregent war über dies Benehmen des Wiener Hofes empört. Wie er die bewaffnete Vermittelung Preußens angekündigt, so hatte er sie klar und korrekt bis zum Friedensschlusse durchgeführt. In Deutschland selbst aber beklagten nicht wenige, daß er die Gunst der Umstände nicht ausgenutzt, um die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung durchzusetzen. Allein waren denn wirklich die Umstände so günstig gewesen? Doch nur zwei Wege hatten offen gestanden, das schöne Ziel zu erreichen; denn es konnte nur im Anschluß an eine der beiden kriegführenden Mächte geschehen. Wäre es aber mit Österreich im Bunde erreicht worden, so würde Österreich nimmer geruht und gerastet haben, bis es mit der deutschen Einheit und der preußischen Spitze wieder vorbei

gewesen wäre. Die Genossenschaft Frankreichs aber hätte das Brandmal fremdländischer Beihilfe der jungen deutschen Einheit aufgedrückt und Geltung und Gesundheit ihr schmerzlich verkümmert. Die Vorstellung beherrschte überhaupt den Prinzregenten, daß die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung sicher kommen würde, aber nicht unter ihm, sondern erst, wenn sein Sohn oder sein Enkel den preußischen Thron inne haben würde.



Rudolf von Bennigsen (um 1860).

Die deutschen Patrioten aber hatten die Entsagung nicht, in so bescheidene Hoffnung ihr sehnsüchtiges Verlangen zu fassen. Rudolf von Bennigsen, der nationale Führer der Opposition in der hannöverschen Kammer, gab zuerst dem Worte, was alle empfanden: Deutschland bedürfe der Führung Preußens und eines gemeinsamen deutschen Parlaments. Am 19. Juli 1859 berief er die Liberalen Hannovers zu einer beratenden Versammlung, deren Ergebnis die öffentliche Erklärung Bennigsens mit 34 Gesinnungsgenossen war, daß die Errichtung einer starken Zentralgewalt in Deutschland und die Berufung eines deutschen Parlamentes dringend notwendig sei. Mit warmer Beredsamkeit verteidigte Bennigsen diese Erklärung gegen den herben Tadel des Ministers von Borries in der Kammer, so daß schnell die Zahl der Unterschriften bis auf 700 anwuchs. Eine lebhafte Bewegung, hierdurch angefacht, lief durch ganz Deutschland. Zum Greifen klar war es ja allen zum Bewußtsein gebracht, daß Deutschlands Bundesverfassung ohne ein Organ des nationalen Willens lahm, daß Deutschlands Kraft ohne Preußen ohnmächtig war. Träger dieser Zentralgewalt konnte selbstverständlich niemand anders als der Prinzregent von Preußen werden. Wohl war dieser auch dem Gedanken geneigt, nur daß die nötige Rücksicht auf Wien und Paris ihm noch Zurückhaltung auferlegte. Nun hatten aber gleichzeitig die

norddeutschen Demokraten eine Versammlung nach Eisenach berufen, um die nationale Bewegung unter ihre Führung zu bringen. Als Bundesgenossen drängten sie sich den Liberalen auf, und diese ließen sich die ungelegenen Genossen gefallen. So bildete auf einer allgemeinen Versammlung zu Frankfurt am Main aus der Vereinigung beider Richtungen sich am 16. September 1859 der Nationalverein. Aber von einer Führung durch Preußen wollten die zahlreich anwesenden Süddeutschen, selbst solche von gemäßigter Stellung, nichts wissen. Es war eine traurige Lösung, daß man wohl eine Zentralgewalt schaffen wollte, aber offen ließ, wer ihr Träger sein und ihr erst Leben und Geltung geben sollte. Bei jedem Kompromiß zieht ja der Gemäßigtere stets schließlich den kürzeren. Bald führten denn in dem Vereine auch die demokratischen Elemente das große Wort. Die Folge war, daß der Bundestag den leitenden Ausschuß des Vereins aus Frankfurt auswies, so daß er nach Koburg unter den Schutz des liberalen Herzogs Ernst sich begab. Auch der Prinzregent war jetzt nicht ohne Bedenken. „Wenn solche Leute dabei sind", meinte er, „so kann nichts Gutes daraus werden." Doch legte er in Preußen ihm nichts in den Weg, nur daß ihm der Zeitpunkt für Einheitsbestrebungen sehr ungeschickt gewählt schien. Ihm galt als das wichtigste zunächst die Förderung praktischer Interessen, die Stärkung der Wehrkraft, die Sicherung der deutschen Rechtszustände; die Änderung der Bundesverfassung werde dann schon zur rechten Zeit ihre Wege zu finden wissen. Die kleinen italienischen Fürsten gaben ihm den Beweis. „Daß diese Souveräne", schrieb er an seinen altbewährten Freund, den Prinzgemahl von England, „nicht rechtzeitig Reformen zu gewähren verstanden, wird wahrscheinlich ihre déchéance zur Folge haben. Möchte doch dies Beispiel manchem deutschen Souveräne die Augen öffnen; aber im Gegenteil, sie werden immer blinder!" Aber doch, unermüdlich in der Sorge um die Förderung der Wohlfahrt Preußens, behielt er stets das Auge auf das ganze große deutsche Vaterland gerichtet; und man verstand ihn wohl, wenn er so beim Festmahl in Köln am 3. Oktober 1859, als dort die Rheinbrücke, die erste stehende über den Strom, eingeweiht wurde, einen Trinkspruch auf die Stadt ausbrachte, der in dem Wunsche gipfelte, daß die Brücke segensreich sein möge für Köln, für die Rheinprovinz, ja für das ganze Land, für alle Stämme, sie mögen heißen, wie sie wollen! Einen Jubel entzündeten diese Worte, wie ihn der alte Gürzenich noch nimmer vernommen, und es dauerte lange, bis sich die Gemüter der Festgenossen wieder beruhigt hatten. Und durch ganz Deutschland flog das mannhafte Wort, das der Prinzregent bei der Eröffnung der

Rhein-Nahe-Bahn auf dem linken Rheinufer gesprochen: „Preußen wird niemals dulden, daß auch nur ein Fußbreit deutschen Landes verloren geht!"

Gewiß wollten auch die deutschen Kleinstaaten sich gern von Preußen beschützen lassen. Sie wollten auch deutsch sein, aber dabei doch schwäbisch oder sächsisch bleiben. Die deutsche Einheit war ihnen eine schöne Theorie; aber im Grunde ihres Herzens waren sie partikularisch gesinnt. So kamen sie halben Weges dem Wiener Hofe entgegen, der in der Stille unablässig vor Preußen und seiner Begehrlichkeit sie warnte, während der Prinzregent ruhig abwartete, bis es an der Zeit sein würde, die Reform der Verfassung des Deutschen Bundes in die Hand zu nehmen. Nur mit dem Schwerte, meinte er, könne die Einheit Deutschlands gewonnen werden: es genügte ihm daher, das Schwert Preußens blank und stark zu erhalten, wenn er auch kaum noch erwartete, daß er selbst es würde in die Hand zu nehmen haben.

Moralische Eroberungen — hatte der Prinzregent angekündigt — müsse Preußen in Deutschland machen. Mit einer gewissen Überraschung sah man jetzt, wie derselbe Fürst, den seine Gegner nur als Soldaten wollten gelten lassen, der Wissenschaft und Kunst seine Neigung, ja seinen Respekt bekundete. Im Jahre 1858 hatte die Universität Jena ihre 300jährige Jubelfeier begangen: der Prinz von Preußen hatte der Heimatsuniversität seiner Gemahlin dazu die Marmorbüsten der großen Philosophen Fichte, Hegel, Schelling, die einst an ihr gelehrt hatten, geschenkt. Jetzt beging die Universität Berlin die Feier ihres 50jährigen Bestehens: mit wärmstem Interesse beteiligte sich der Prinz von Preußen daran, diesen Tempel des Wissens zu ehren, in welchem — nach dem Worte Wilhelms von Humboldt — das höchste Allgemein-Menschliche wie in einen Brennpunkt sich sammeln sollte. Die 100jährige Geburtstagsfeier Schillers gab dem Prinzregenten die Veranlassung, das Andenken des großen Dichters durch eine Stiftung zur Förderung des geistigen Lebens im deutschen Volke zu ehren. Er rief die Schillerstiftung ins Leben, indem er für das beste in dem Zeitraum von je drei Jahren hervorgegangene Werk der deutschen dramatischen Dichtkunst einen Preis von tausend Thalern in Gold nebst einer goldenen Denkmünze zum Werte von hundert Thalern in Gold bestimmte.

Auch den Ruhmestitel dürfen wir nicht übergehen, den die Entsendung der ostasiatischen Expedition für den Prinzregenten bildet. Am 25. Oktober 1860 liefen die Fregatte Thetis und der Schoner Frauenlob aus dem Hafen von Danzig aus, denen im November die Korvette Arkona folgte. Der Zweck dieser handelspolitischen Mission, an deren

Spitze Graf Eulenburg stand, war, mit den Regierungen von Siam, China und Japan, nach Umständen auch mit dem Reich der hawaiischen Inseln, Handelsverträge abzuschließen, um ähnliche Vorteile zu erringen, wie England, Frankreich, Rußland und Nordamerika sie sich schon gesichert hatten. Bisher hatte unter dem Schutze dieser Mächte der deutsche Handel in Ostasien gestanden. Jetzt erachtete es der Prinzregent der politischen Stellung Preußens und des Zollvereins für angemessener, dem deutschen Handel diesen Schutz selbst zu gewähren, um die Unternehmungen sicherer, solider und ausgedehnter zu gestalten. Darum eben sollte die preußische Kriegsflagge in jenen fernen Gegenden sich zeigen, die Expedition in wissenschaftlicher und kommerzieller Beziehung das Terrain erforschen und den Abschluß von Verträgen erwirken. Darum waren dem Chef außer seinen Attachés auch vier Naturforscher, drei Kaufleute und ein Landwirt beigegeben. Dem ganzen Deutschland also sollte zu gute kommen, was Preußen mit den Kräften seiner jungen Flotte unternahm.

Während so Preußen für die praktischen Interessen Deutschlands Fürsorge übte, wurde die Stimmung der deutschen Regierungen gegen Preußen unter Rechbergs unablässigem Schüren immer gereizter. „Allenthalben hört man, daß du uns verschlucken willst!" sagte König Johann von Sachsen zu dem Prinzregenten. „Wer sagt das?" war die Gegenfrage. „Nun, in Berlin sagen es alle Schusterjungen!" meinte König Johann. Aber mit Unwillen wies der Prinz die Verleumdung zurück. Es war die Furcht vor den Reformgedanken Preußens, welche die kleineren deutschen Staaten aufregte; und der Prinzregent hatte des gar kein Hehl, daß er mit solchen sich trüge. Die Stettiner Bürgerschaft hatte im August 1859 eine Adresse an ihn gerichtet, in der sie um die Errichtung einer deutschen Zentralgewalt bat. Graf Schwerin war der Meinung, sie kurzweg abzuweisen; aber der Prinzregent korrigierte ihm den Antwortsentwurf so gründlich, daß er zwar den Antrag für noch verfrüht erklärte, aber die Meinung, daß eine Umgestaltung der Bundesverfassung nötig sei, als richtig anerkannte. Da glaubten denn die deutschen Regierungen an der bundesfeindlichen Gesinnung Preußens, für das überdies der Nationalverein noch den Freiwerber machte, nicht länger zweifeln zu können. Österreich ging voran: es denunzierte den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg als Gesinnungsgenossen und Beschützer des Nationalvereins bei Preußen, indem es diesem die weiteren Maßregeln anheimgab. Zu seiner höchsten Ernüchterung empfing Graf Rechberg von dem Prinzregenten die Antwort, daß an der loyalen Gesinnung Herzog Ernsts gar nicht zu zweifeln sei; denn über die Notwendigkeit einer Bundes-

reform, von der der Herzog gesprochen, seien schon vor zehn Jahren alle deutschen Fürsten einig gewesen.

Der Sommer hatte jedem Einsichtigen gezeigt, daß vor allem die Bundes-Kriegsverfassung geändert werden müsse. Da brachte denn am 17. Oktober den Gerüchten gegenüber, daß Preußen eine solche Änderung herbeizuführen beabsichtige, Sachsen den Antrag beim Bunde ein, der Bundes-Militärkommission eine genaue Prüfung der Bundes-Kriegsverfassung und Bericht über etwa nötige Änderungen derselben aufzugeben. Das richtete sich nur gegen Preußen; indessen Preußen stimmte ohne weiteres für den Antrag und legte dann der Kommission seinen Reformvorschlag vor, nach welchem im Kriegsfalle die süddeutschen Bundescorps unter österreichischen, die norddeutschen unter preußischen Oberbefehl gestellt werden sollten. Der Oberbundesfeldherr, den der Bundestag zu wählen und durch seine Kommissare zu beaufsichtigen hatte, war dann in einfachster Weise beseitigt. Dem widerstrebte indessen Österreich mit aller Entschiedenheit, da so Norddeutschland seinem Einflusse entzogen wäre. So kam es, daß nach mehrmonatlichen Beratungen die Kommission mit allen gegen eine Stimme dem Bundestage die Verwerfung des preußischen Antrages empfahl. Aber war zu erwarten, daß der Prinzregent mit dieser Abweisung sich bescheiden würde?

Nicht weniger als diese Reformfrage regte aber das Eintreten Preußens für die hessischen Stände gegen ihren Kurfürsten auf. Es gab am Bundestage die Erklärung ab, daß der Deutsche Bund durch die Mitwirkung zur Beseitigung der kurhessischen Verfassung von 1831 seine Befugnis überschritten habe. Das machte großes Aufsehen in Deutschland: laut spendeten in allen Kammern die Liberalen dem preußischen Schützer des Rechts ihren Beifall, und selbst in Süddeutschland fand Preußen mehr und mehr bereite Zustimmung.

Dieser Abgeneigtheit der deutschen Regierungen gegenüber, während gerade die Bedrohung von Ost und West ein einmütiges Zusammenfassen aller Kräfte für Deutschland nötig gemacht hätte, hielt es der Prinzregent für unerläßlich, die Stellung Preußens zu Rußland zu klären und zu sichern. In Breslau Ende Oktober 1859 trafen die Herrscher Rußlands und Preußens zusammen. Kaiser Alexander II., der Neffe des Prinzregenten, war während des Krimkrieges seinem Vater Nikolaus auf dem russischen Throne gefolgt. Er hatte den Krieg beendigt und dann alsbald sein Lebenswerk, die Aufhebung der Leibeigenschaft, durchzuführen begonnen: ein Mann milden Sinnes, friedliebend, aber nicht von jenem imponierenden Eindruck, dessen sein Vater sicher war. Die Zusammen-

kunft der beiden Herrſcher führte zu einer Erneuerung des altbefreundeten Verhältniſſes Preußens zu Rußland, das ſeit faſt einem Jahrhundert alle Schickſalswechſel, wenn auch nicht ohne manche Schwankungen, überdauert hatte. Die übereinſtimmenden Geſinnungen der Herrſcher gaben dafür die Gewähr. Wo in ſo hohem Maße — ſchrieb damals eine angeſehene preußiſche Zeitung — wie in dieſen beiden erhabenen Perſönlichkeiten, das treue Feſthalten an den Grundſätzen des Rechts und der Gerechtigkeit ſich vertreten findet, da wird jede perſönliche Berührung



Kaiſer Alexander II. von Rußland (um 1860).

zu einer Bürgſchaft dafür, daß jene Grundſätze zum Heile der Völker in immer höherem Grade zur Geltung gelangen. Als das Ergebnis der Zuſammenkunft konnte man die Verſtändigung anſehen, daß die preußiſche und ruſſiſche Politik in allen Fragen, welche die europäiſche Diplomatie in Bewegung ſetzten, friedlich nebeneinander einhergehen, vielleicht geſonderte Ziele verfolgen mochten, aber jedenfalls nicht zu fürchten brauchten, in einen Intereſſenkonflikt zu geraten.

Kaiſer Alexander hatte ſich ein politiſches Syſtem dahin zurechtgelegt, daß eine Alliance zwiſchen Rußland, Preußen und Frankreich die

sicherste Grundlage für den Frieden Europas bilden würde; zugleich würde sie Rußland im Orient einen festen Rückhalt gegen England und Österreich gewähren. Napoleon schloß sich der russischen Idee ganz an und suchte nun seinerseits den Prinzregenten dafür zu gewinnen. Im Vertrauen teilte er diesem mit, daß er es mit Freuden begrüßen würde, wenn Preußen zu einer würdigen Stellung im Deutschen Bunde gelange; er ging sogar so weit, wenn Preußen eine kleine „Grenzberichtigung" am Rheine zulasse, ihm dafür die Erwerbung Schleswig-Holsteins als über-



Kaiser Napoleon III. (1859).
Gezeichnet und gestochen von Metzmacher. Verlag von Boussod, Valadon & Cie.

reiche Entschädigung zuzusichern. Aber der französische Kaiser hatte in dem Charakter des Prinzregenten sich völlig getäuscht: seine lockenden Anerbietungen machten gar keinen Eindruck. So glaubte er denn noch einen Schritt weitergehen zu sollen: er ließ dem Prinzregenten in Berlin den Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft machen. Allein der Prinzregent lehnte den Vorschlag ab. Gleichwohl wiederholte ihn Napoleon nach einiger Zeit. Zum zweitenmal gab der Prinzregent, von der Überzeugung durchdrungen, daß Napoleon ihn mit den deutschen

Fürsten zu verfeinden suche, eine ablehnende Antwort. Als aber dann zum drittenmal der Vorschlag vor ihn gebracht wurde, nahm er ihn an, machte jedoch zur ausdrücklichen Bedingung, daß die Unverletzlichkeit deutschen Gebietes die Grundlage aller Verhandlungen sei.

Allsommerlich pflegte der Prinzregent einige Wochen mit der Großherzogin, seiner Tochter, und deren Familie in Baden-Baden zuzubringen. Dort hatten ihm schon die Könige von Bayern und Württemberg ihren Besuch zugesagt. So lud er denn auch den Kaiser Napoleon dorthin ein. Zugleich aber zeigte er durch ein Zirkular sämtlichen deutschen Fürsten die bevorstehende Zusammenkunft an. Infolgedessen stellten sich auch die beiden norddeutschen Könige, die Großherzöge von Darmstadt und Weimar und die Herzöge von Nassau und Koburg dort ein. Als Wirt des Landes war auch der Großherzog von Baden zugegen. An der Spitze dieser gekrönten hohen Schar empfing der Prinzregent am 15. Juni 1860, abends um 7 Uhr, den kaiserlichen Gast. Eine Stunde später machte er ihm seinen Besuch. In lebhaftem Gespräch verging schnell eine Stunde. Es war das einzige Gespräch, das die beiden Herrscher während dieses Besuches unter vier Augen hatten. Napoleon begann mit der Klage über die Aufregung, die in Deutschland ganz grundlos gegen ihn herrsche, und über die feindselige Haltung fast der ganzen deutschen Presse. Er wünsche vielmehr, daß die beiden Völker, die an der Spitze der Zivilisation ständen, in Frieden verkehren und ihre Interessen verschmelzen möchten. Der Prinzregent wies darauf hin, daß die Einverleibung Savoyens von seiten Frankreichs die Ursache der Besorgnisse in Deutschland sei. „Was ist zu thun", fragte Napoleon, „um diese Besorgnisse zu stillen?" „Sagen Sie den deutschen Fürsten", antwortete der Prinzregent, „was Sie mir gesagt haben!"

Wohl hätte der Prinz die Zuvorkommenheit Napoleons ausnutzen können, um die Widersacher seiner nationalen Bestrebungen zu beugen. Es ist aber charakteristisch für ihn, daß er das vollkommen verschmähte und sich mit vollkommenster Offenheit Napoleon als den Vertreter aller deutschen Staaten gegenüberstellte.

Den folgenden Tag füllten Besuche und Festlichkeiten aus. Am Abend war eine große Soiree, in der alle Fürsten zugegen waren. Napoleon war sehr ruhig und gemessen, knüpfte auch mit niemand ein längeres Gespräch an, während der Prinzregent mit der heiteren Ungezwungenheit, die ihm eigen war, sich bewegte.

Nochmals fand zwischen den beiden Herrschern am 17. Juni eine Unterredung statt, der nur der König von Bayern beiwohnte. Es handelte sich



Der Prinzregent während der Fürſtenzuſammenkunft in Baden-Baden im Juni 1860.

dabei hauptsächlich um Napoleons Stellung zu Neapel. Am Abend des Tages reiste er ab. Immerhin wirkten die Friedensversicherungen, die er gegeben, beruhigend; aber völlig setzte doch niemand sein Vertrauen darauf.

Nach der Abreise des Kaisers versammelte der Prinzregent noch einmal die Fürsten im großherzoglichen Schlosse um sich. Er dankte ihnen, daß sie seinem Wunsche, sie möchten bei seiner Begegnung mit dem Kaiser Napoleon gegenwärtig sein, bereitwillig entsprochen hätten. Diesen Vorgang nehme er gern als ein Unterpfand an, daß, wenn Deutschland Gefahr drohen sollte, die deutschen Fürsten noch eifriger und zahlreicher zusammenstehen würden. Seine Absicht, die gemeinsamen deutschen Interessen Frankreich gegenüber zu vertreten, sei durch die Anwesenheit der Fürsten wesentlich unterstützt worden. Der Kaiser Napoleon habe sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß er mit der Begegnung die Absicht verknüpft habe, Beweise seiner friedlichen Gesinnungen zu geben und die aufgeregten Gemüter in Deutschland zu beruhigen. — Er selbst habe die Zusammenkunft in der Voraussetzung und unter der Bedingung angenommen, daß die Integrität der Grenzen des Vaterlandes durch nichts in Frage gestellt werde. Indem der Kaiser darein gewilligt und sich daraufhin nach Baden-Baden begeben, habe er diese Integrität anerkannt. Der Prinzregent aber glaube damit einen neuen Beweis gegeben zu haben, wie sehr seine Politik die Interessen Gesamt-Deutschlands im Auge habe. Er halte es für die Aufgabe nicht nur der deutschen, sondern auch der europäischen Politik Preußens, die Integrität der Grenzen Deutschlands zu wahren; diese werde stets seine erste Sorge sein und er werde sich auch dadurch in der Erfüllung dieser Aufgabe nicht beirren lassen, daß seine Auffassung über den Gang und die Ziele der preußischen und deutschen Politik von einigen seiner Bundesgenossen nicht geteilt werde. Über die Loyalität seiner Bemühungen, eine Reform der Bundesverfassung anzustreben und die Kräfte Deutschlands zu gedeihlicher Wirksamkeit zu entfalten, könne kein Zweifel bestehen. Diese Bemühungen hätten nicht in der Absicht stattgehabt, das zwischen den deutschen Regierungen bestehende völkerrechtliche Band zu erschüttern. Die Akte seiner Regierung hätten gezeigt, daß Preußen für den Augenblick weitergehende Reformen nicht erstreben wolle, aber genau die Punkte bezeichnet, die festgehalten werden müßten. Österreich habe neuerdings Schritte gethan zu einer Annäherung. Er lege darauf großen Wert, und seine deutschen Bundesgenossen würden von den Fortschritten derselben Kunde erhalten. Indem er an dem Wege, den er in Preußen und Deutschland bisher eingeschlagen, festhalte, hoffe er, daß sich auf

demselben immer mehr deutsche Regierungen mit ihm vereinigen würden. Er hoffe, daß infolge dieser Zusammenkunft nicht nur ein Zusammenstehen der deutschen Fürsten dem Auslande gegenüber, sondern auch eine Annäherung in inneren Angelegenheiten auf dem von Preußen betretenen Wege bewirkt werden möge.

Also von dem Prinzregenten eindringlich ermahnt, traten die Fürsten die Heimreise an. Nur König Max von Bayern blieb noch zurück, weil er noch mehreres auf dem Herzen hatte, das er durch persönliche Einwirkung auf den Prinzregenten hoffte fördern zu können. So kam es denn am 19. Juni noch zu einer offenen Aussprache zwischen den beiden Herrschern. Der König begann damit, daß er den Prinzregenten bat, seinen Antrag auf Zweiteilung des Bundesheeres im Kriegsfalle zurückzuziehen, da er den Fürsten die Verfügung über ihre Truppen nähme, also in ihre Souveränitätsrechte eingriffe. „Daran ist nicht zu denken", erwiderte der Prinzregent mit Nachdruck. „An sich wäre Einheit das beste; jedoch ergiebt sich bei der Größe der Heere und der Entfernung der Kriegstheater die Zweiteilung von selbst. Bundeskommissare im Hauptquartier würden überdies durch ihre Einsprüche und Verwahrungen alle Bewegungen des Bundesheeres lähmen." Nicht mehr Erfolg hatte der König mit seinem Wunsche, der Prinzregent möchte dem Nationalverein energisch entgegentreten. Allein, solange keine strafbaren Handlungen vorlägen, verweigerte dieser jede Verfolgung des Vereins. Er betonte dabei, daß er seine Stellung zu den deutschen Fragen in seiner Antwort auf die Adresse der Stettiner Bürgerschaft deutlich ausgesprochen habe.

Trotz dieses Mißerfolges kam nun König Max mit seinem dritten Wunsche hervor: eine Annäherung Preußens an Österreich herbeizuführen, ein Wunsch, der es eigentlich gewesen, der ihn nach Baden-Baden geführt habe. „Dazu bin ich sehr bereit", antwortete der Prinzregent, „unter der einfachen Bedingung, daß Österreich endlich aufhört, Preußen als Emporkömmling zu betrachten, und es aufrichtig als gleichberechtigte Großmacht anerkennt. Sobald Österreich aufhört, Preußen schaden zu wollen, wird der Ausgleich leicht erreichbar sein." Das könne am besten, meinte der König von Bayern hierauf, durch eine persönliche Zusammenkunft des Prinzregenten mit dem Kaiser Franz Joseph geschehen, zu deren Einleitung er mit Freuden bereit sei die erforderlichen Schritte zu thun. Der Prinz war damit einverstanden, jedoch verlangte er, nachdem Österreich durch sein Manifest die Schuld an dem Frieden von Villafranca in beleidigender Weise auf Preußen abzuwälzen versucht habe, daß der erste

Schritt von Wien aus geschehe. „Übrigens", fügte er hinzu, „werde ich, meinem Grundsatze getreu, auf vorzeitige Garantien und Alliancen nicht eingehen; jedoch bin ich bereit, bestimmte Kriegseventualitäten zu besprechen, bei denen Österreich und Preußen in Verbindung mit Deutschland vereint aufzutreten haben würden."

Sehr bereites Entgegenkommen fand der König von Bayern in Wien. Denn auf eine vorsichtige Anfrage in St. Petersburg, wie Rußland sich zu dem Gedanken einer Erneuerung der heiligen Alliance stelle, hatte Fürst Gortschakow, der russische Kanzler, den Grafen Rechberg zunächst an Preußen gewiesen. Als daher der Prinzregent dem Kaiser von Österreich einen Bericht über die Fürstenzusammenkunft in Baden übersandte, antwortete dieser mit dem Vorschlage einer persönlichen Begegnung in Dresden. Zu dieser erwarteten auch die vier deutschen Könige mit Bestimmtheit eingeladen zu werden. Der Prinzregent indessen versprach sich von einer solchen Vergrößerung der Teilnehmer keine Förderung der Sache. Er machte daher dem Kaiser Franz Joseph den Gegenvorschlag einer Besprechung unter vier Augen in Teplitz, womit sich dieser umgehend einverstanden erklärte. Nur Rechberg und Schleinitz, die beiderseitigen auswärtigen Minister, sollten ihre Herrscher begleiten.

Am 25. Juli, abends um $5^1/_2$ Uhr, traf der Prinzregent mit einem Extrazuge in Teplitz ein. Von großem Gefolge umgeben, empfing ihn der Kaiser auf dem Bahnhofe; er entblößte sein Haupt und streckte dem Prinzregenten, der die kleidsame Honveduniform seines ungarischen Regimentes angelegt hatte, die Hand entgegen. Mit kräftigem Druck ergriff sie der Prinz. So standen die Fürsten schweigend einen Moment einander gegenüber, sichtlich ergriffen. Wie von widerstreitenden Gefühlen bewegt, wechselte Kaiser Franz Joseph mehrmals die Farbe.

Am folgenden Tage um 11 Uhr fand, wie verabredet war, die Konferenz der beiden Fürsten statt. Zu Fuß, nur von einem Adjutanten begleitet, begab sich der Kaiser in das Hotel ‚Prinz von Ligne', in dem der Prinzregent wohnte. Fünf Viertelstunden dauerte die Unterredung, während eine unabsehbare Menschenmenge unten in lautloser Erwartung zu den Fenstern des Prinzregenten emporschaute. Und wahrlich, es war nicht weniger als das Schicksal Deutschlands, was dort oben in Frage stand!

Der Prinzregent begann die Unterredung, indem er darlegte, was er bieten und was er dafür erwarten wollte. Preußen, erklärte er, würde bereit sein zu gemeinschaftlicher Abwehr gemeinsamer Gefahr, zumal also, wenn etwa Frankreich einen Angriff auf die Besitzungen Österreichs

oder Preußens unternehmen ſollte, ausgenommen jedoch den Fall, daß der Krieg von ſeiten Öſterreichs provoziert würde. Der Kaiſer unterbrach ihn: er werde nie, warf er ein, einen Krieg provozieren; ſollte er ſich aber zu einem Angriffe gezwungen glauben, ſo werde er ihn nur nach Verſtändigung mit Preußen unternehmen. Gemeinſamer Widerſtand ſei ferner, fuhr der Prinzregent fort, gegen die auf Belgien, Holland oder die Schweiz ſich richtende Begehrlichkeit Napoleons zu leiſten. Als



Der Prinzregent und Kaiſer Franz Joſeph in Teplitz (Juli 1860).

Kriegsfall werde Deutſchland auch einen Angriff von ſeiten Sardiniens für den Fall betrachten, daß dabei deutſches Gebiet verletzt werde. Bereitwillig ſtimmte der Kaiſer dem allen zu; denn der Vorteil für Öſterreich lag auf der Hand.

Was aber ſollte nun Öſterreich dafür leiſten? Denn es war klar, daß für das, was er bot, der Prinz doch nun auch ein Entgegenkommen des Kaiſers erwarten mußte. Er verlangte alſo zunächſt, daß der Vorſitz am Bundestage regelmäßig zwiſchen Öſterreich und Preußen wechſele; nur ſo könne Preußen als gleichberechtigte Macht erſcheinen. Mit Be-

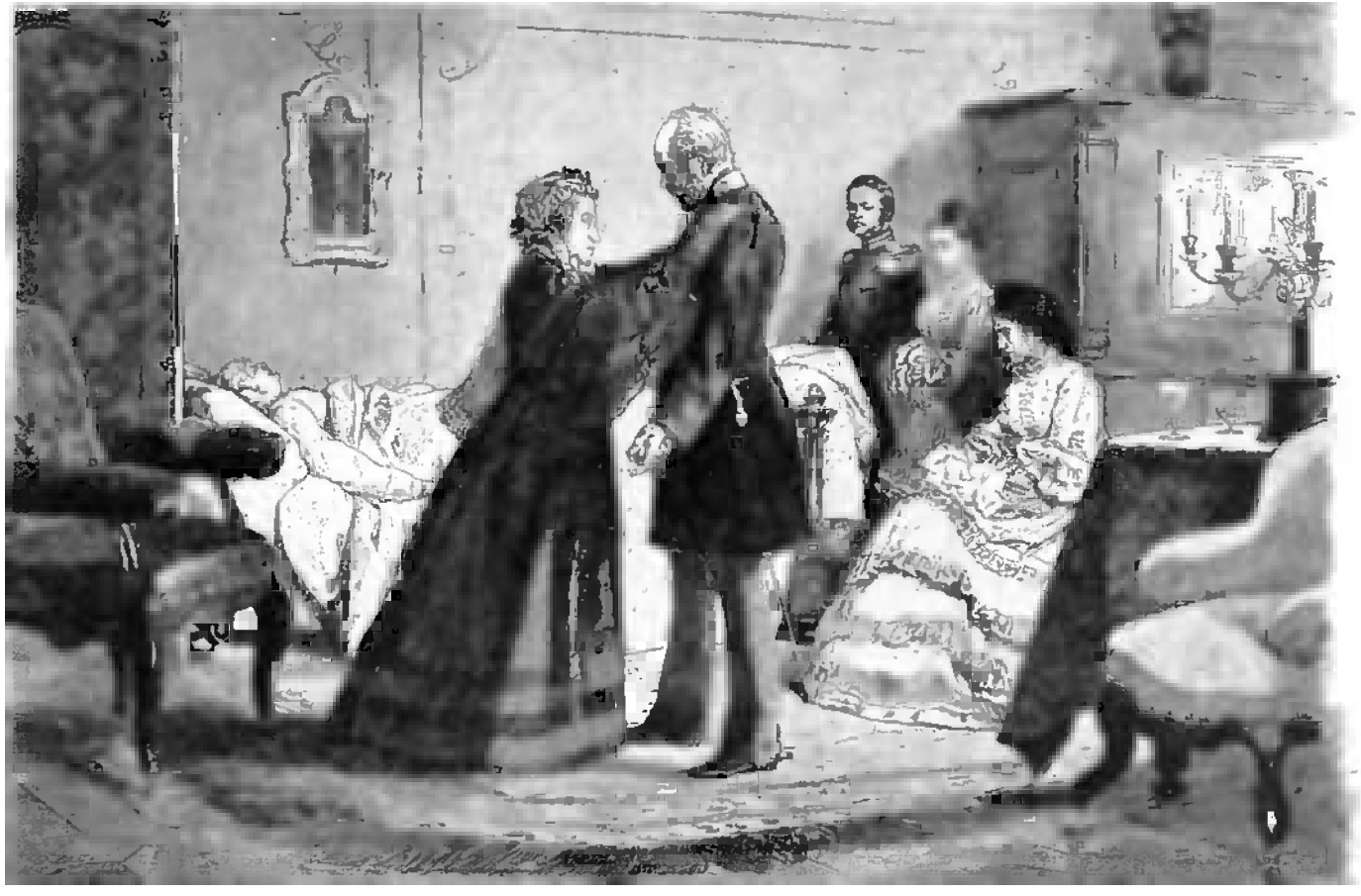
stimmtheit lehnte der Kaiser das ab. „Der Vorsitz des Bundestages", sagte er, „ist ein altes Ehrenrecht meines Hauses und darum für mich unantastbar."

Ebensowenig fand der zweite Punkt seine Lösung. Der Prinzregent war der Meinung, daß ein Bündnis mit Österreich überhaupt nur dann Wert habe, wenn der Kaiserstaat innerlich wieder gekräftigt werde; zu einer solchen Wiederherstellung bedürfe es aber vor allem liberaler Reformen und religiöser Duldsamkeit. Dies schien dem Kaiser indessen zu weit zu gehen; das seien innere Angelegenheiten, meinte er, über die er keine schriftliche Verpflichtung übernehmen könne. Gleichwohl kam der Prinzregent noch einmal auf die Gleichberechtigung der Konfessionen zurück, die ihm sehr am Herzen lag; und er erreichte auch, daß ihm der Kaiser volle Gerechtigkeit gegen seine protestantischen Unterthanen versprach.

Die Besprechung ging nun auf die deutschen Angelegenheiten über. Der Prinz brachte die in Frankfurt schwebende Verhandlung über die Bundes-Kriegsverfassung und den preußischen Antrag auf Teilung des Oberbefehls zwischen Österreich und Preußen zur Sprache, für den er die Unterstützung Österreichs am Bunde erwartete. Dies war jedoch die Auffassung des Kaisers nicht; er gab nur die Zusage, daß eine Kommission preußischer und österreichischer Generale den preußischen Antrag noch weiter beraten solle. War das aber etwas anderes, als eine schwach verhüllte Ablehnung?

Endlich wies der Prinzregent noch auf den unbefriedigenden Gang der schleswig-holsteinischen Angelegenheit hin. Hier wich aber die Auffassung des Kaisers so weit von der des Prinzen ab, daß eine Verständigung ausgeschlossen blieb. Überhaupt scheute der Kaiser so sehr vor der Übernahme jeder Verpflichtung zu gunsten Preußens zurück, daß die Abschließung eines Vertrages, der Leistung und Gegenleistung bestimmte, unmöglich war. Dennoch war der Kaiser Franz Joseph mit dem Ergebnis der Zusammenkunft sehr zufrieden. Wenige Tage danach sprach er es offen zu König Johann von Sachsen aus: „Ich bin sicher", meinte er, „daß ich nicht zum zweitenmal werde im Stich gelassen werden." Denn er hatte den bestimmten Eindruck gewonnen, daß, falls der unberechenbare Napoleon noch einmal einen Angriff auf Österreich unternehmen sollte, der Prinzregent dem auch ohne Verpflichtung nicht ruhig zusehen würde. Ob aber der Prinzregent auch befriedigt war? Am 27. Juli morgens verließ er, vom Kaiser geleitet, Teplitz.

Ein Vierteljahr später trafen die Herrscher nochmals zusammen. In Italien hatte die Einigung die raschesten Fortschritte gemacht; außer



Königin Elisabeth begrüßt am Totenbette Friedrich Wilhelms IV. den Prinzregenten als König.

Rom und Venedig war die ganze Halbinsel unter dem Zepter Viktor Emanuels vereinigt. Napoleon schlug daher zur Regelung der einzelnen dabei auftauchenden Fragen einen Kongreß der Großmächte vor. Diesem Gedanken war Rußland auch nicht abgeneigt; doch wünsche Kaiser Alexander, bevor er irgendwie sich bände, vorher mit dem Prinzregenten von Preußen persönlich sich über die Weltlage zu verständigen. Er lud ihn daher im Oktober zu einem Besuche nach Warschau ein. Gern entsprach dieser der Einladung und traf, von seinem Neffen, dem Großherzoge Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, begleitet, am 21. Oktober in Warschau ein.

Am folgenden Tage langte auch der Kaiser Franz Joseph in Warschau an. Er hatte auf die Kunde von der bevorstehenden Fürstenzusammenkunft bei Kaiser Alexander angefragt, ob auch sein Besuch willkommen sein würde. Zwar bestand von dem Krimkriege her eine starke Spannung zwischen den beiden Kaiserstaaten, die der lombardische Krieg nur noch vergrößert hatte; indes bereitwillig sprach Kaiser Alexander seine Zustimmung aus. Und das war auch das Ergebnis, daß sich das persönliche Verhältnis der beiden Kaiser zu einander fortan freundlicher gestaltete. Den Kongreßvorschlag lehnte indessen Kaiser Franz Joseph rundweg ab. Auch der Prinzregent hegte große Bedenken, da er den Vorschlag nicht bestimmt genug zu praktischem Verfahren fand.

Jäh unterbrach die Besprechungen die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung der Kaiserin-Mutter in St. Petersburg. Infolgedessen reiste Kaiser Alexander sofort dahin ab. Die Entrevue war zu Ende. Am Abend desselben Tages verließ auch der Prinzregent Warschau. Zur Verständigung über ein gemeinsames Vorgehen kam es nicht mehr. Dennoch ergab sich als die Frucht dieser persönlichen Begegnungen und Besprechungen die Erkenntnis der Interessen-Gemeinschaft der altlegitimen Dynastieen Europas in der gleichen Abneigung gegen die unruhige, projektenreiche Politik Frankreichs. Der Prinzregent insbesondere hatte die alten herzlichen Beziehungen Preußens zu Rußland neu befestigt, dem Verhältnis zu Deutschland Klarheit gegeben und die Spannung mit Österreich, wenn auch nicht ausgeglichen, so doch gemildert. Für Preußen ergab sich daraus, daß es den dunklen und gefahrdrohenden Zeitläuften, welche die nächste Zukunft in sich zu schließen schien, in größerer Festigkeit und Sicherheit, als eben noch, entgegengehen konnte: ein Erfolg, den Preußen durchaus der Persönlichkeit seines Prinzregenten, seinem würdigen, versöhnlichen und doch festen Auftreten verdankte. Als Regent erprobt und bewährt, sollte er jetzt nun auch die Krone empfangen.

Nach Einsetzung der Regentschaft hatte König Friedrich Wilhelm den milden Himmel Italiens aufgesucht, bis die Vorboten des lombardischen Krieges ihn wieder in die Heimat zurückführten. Seitdem verließ der königliche Dulder sein geliebtes Sanssouci nicht mehr. Unter der aufopferungsvollen Pflege der Königin Elisabeth weilte er dort noch zwei schwere Jahre hindurch. Die Schlaganfälle wiederholten sich. In kürzeren oder längeren Zwischenräumen traten Gehirnreizungen ein, die jedesmal längere Störungen der Empfindung, Bewegung und des Gedächtnisses zurückließen. Im Dezember 1860 war die nahe Auflösung unverkennbar; immer größer wurde die Abspannung und Schwäche. Der König nahm kaum noch Anteil an seiner Umgebung. Zu Weihnachten stellte sich Erbrechen ein, das sich mehrmals wiederholte. Dann versank der hohe Kranke in einen schlummersüchtigen Zustand, aus dem er nicht wieder erwachen sollte. Am Silvesterabend erkannten die Ärzte die Anzeichen einer beginnenden Lungenlähmung, und am 2. Januar 1861, bald nach Mitternacht, entschlief sanft und still in völliger Bewußtlosigkeit und ohne Todeskampf König Friedrich Wilhelm IV.

Lautlos, tief ergriffen, umstand die königliche Familie das Sterbelager. Da erhob sich die Königin Elisabeth, die der Augenblick zur Witwe machte. Langsam schritt sie vom Kopfende des Bettes, wo sie gesessen, auf ihren Schwager, den Prinzregenten, zu, der, in die Trauer um den geliebten Bruder ganz versunken, am Fußende stand. Schwer ihre Bewegung meisternd, umarmte sie ihn und begrüßte ihn als König, indem sie ein besseres Los in dem hohen Berufe ihm wünschte, als es ihrem heimgegangenen teuren Gemahl geworden.

Und voll erfüllte ein gütiger Gott ihr den Wunsch.

Drittes Kapitel.

Die Krönung.

„Nie hätte ich geglaubt", sagte König Wilhelm wenige Tage nach seiner Thronbesteigung zu den versammelten Generalen, „daß die Vorsehung mich zu dem schweren Amte Ihres Kriegsherrn berufen, nie habe ich daran gedacht, daß ich meinen teuren Bruder überleben würde. Ich war in der Jugend so viel schwächlicher als er, daß nach den Gesetzen der Natur meine Nachfolge auf den Thron unserer Ahnen außer aller Berechnung lag. Darum hatte ich auch stets meine Lebensaufgabe nur im Dienste der preußischen Armee erkannt, darum habe ich mich diesem Dienste mit voller Liebe und Ausdauer hingegeben und glaubte so am besten die Pflichten eines preußischen Prinzen gegen seinen König und sein Vaterland zu erfüllen. Jetzt hat mich der unerforschliche Ratschluß des Allmächtigen auf den Thron gerufen, den zu stützen ich bisher für meine einzige Pflicht gehalten."

Nicht mit der frischen Hoffnungsfreudigkeit eines jungen Kronprinzen, dessen Herz die ihm vorschwebenden Ideale erheben, bestieg König Wilhelm den Thron, sondern tief ergriffen von der Schwere der Aufgabe, die seiner warte, aber doch voll froher Zuversicht und auf das Vertrauen bauend, welches das Preußenvolk während der Zeit der Regentschaft ihm entgegengetragen hatte. Sein frommer Sinn war sich dessen bewußt, daß wie Gottes Wille das schwere Herrscheramt, nach dem er nie in sich Verlangen empfunden, ihm auferlegt, so auch Gottes Gnade in demselben ihn tragen und führen werde. Als König von Gottes Gnaden fühlte er sich von der ersten Stunde an: ihm war Von Gottes Gnaden nicht eine ehrwürdige Formel, sondern eine lebendige Wahrheit, deren Wirken er tief und voll in sich empfand.

Mit düsterer Pracht war König Friedrich Wilhelm in der von ihm selbst erbauten herrlichen Friedenskirche bei Potsdam am 7. Januar beigesetzt worden. Jetzt erst hielt es König Wilhelm für recht, als König zu seinem Volke zu sprechen. Mit pietätvoller Anerkennung richtet er den

Blick rückwärts auf den heimgegangenen königlichen Bruder; mit Klarheit und Festigkeit richtet er ihn vorwärts auf die Zukunft, vertrauensvoll seinem Volke sich hingebend. Das ist der Inhalt des an demselben 7. Januar veröffentlichten Erlasses:

An Mein Volk.

„König Friedrich Wilhelm der Vierte ruht in Gott. Er ist erlöst von den schweren Leiden, die er mit frommer Ergebung trug. Unsere Thränen, die in gerechter Trauer fließen, wolle der Herr in Gnaden trocknen; des Entschlafenen gesegnetes Andenken wird in Meinem, in Euren Herzen nicht erlöschen.

„Niemals hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen. Der Geist, in welchem Unseres Hochseligen Vaters Majestät, der Heldenkönig — so nannte ihn der nun heimgegangene Königliche Sohn — nach den Jahren des Unheils sein Volk wieder aufrichtete und zu den Kämpfen stählte, an welchen Mein verklärter Bruder hochherzig teilnahm, war König Friedrich Wilhelm dem Vierten ein heiliges Erbteil, welches Er treu zu pflegen wußte. Überall gewährte Er edlen Kräften Anregung und förderte deren Entfaltung. Mit freier Königlicher Hand gab Er dem Lande Institutionen, in deren Ausbau sich die Hoffnungen desselben erfüllen sollten. Mit treuem Eifer war Er bemüht, dem gesamten deutschen Vaterlande höhere Ehre und festere Einigung zu gewinnen. Als eine unheilvolle Bewegung der Geister alle Grundlagen des Rechts erschüttert hatte, wußte Meines in Gott ruhenden Bruders Majestät die Verwirrung zu enden, durch eine neue politische Schöpfung die unterbrochene Entwickelung herzustellen und ihrem Fortgange feste Bahnen anzuweisen.

„Dem Könige, der so Großes zu begründen wußte, dessen unvergeßliches Wort: „Ich und Mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen“ auch Meine Seele erfüllt, gebührt ein hervorragender Platz in der glorreichen Reihe der Monarchen, welchen Preußen seine Größe verdankt, welche es zum Träger des deutschen Geistes machten.

„Dies hohe Vermächtnis Meiner Ahnen, welches sie in unabläßiger Sorge, mit ihrer besten Kraft, mit Einsetzung ihres Lebens gegründet und gemehrt haben, will ich getreulich wahren. Mit Stolz sehe Ich Mich von einem so treuen und tapferen Volke, von einem so ruhmreichen Heere umgeben.

„Meine Hand soll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen

Leben walten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.

„Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken Mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm der Vierte ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistand gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen!

„Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß.

„Das Vertrauen auf die Ruhe Europas ist erschüttert. Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener Gott vertrauende Mut, welcher Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an Mir und Meinem Volke bewähren und dasselbe Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche Sein Ratschluß Mir übergeben hat."

Das waren gewaltige Worte, die der König an sein Volk richtete, erhabener und bedeutungsvoller, als er je gesprochen. Sie kündigten eine Regierung des Rechts, der Freiheit und der Gesittung an, indem sie mit Ernst auf die Bedingungen der Machtstellung Preußens hinwiesen, aber zugleich auch die Friedensliebe des Königs betonten, es müßte denn sein, daß Pflicht und Ehre zum Kampfe riefen.

Es war ein schönes Wort der Anerkennung, das dem Könige von seiten des Prinzgemahls von England zu teil wurde. „Meine Hoffnung", schrieb Prinz Albert, „wie die der meisten deutschen Patrioten, steht auf Preußen, steht auf Dir. Auf Preußen, das seine Verfassung nur zu handhaben braucht, um in sich alle Mittel zu finden, den Anforderungen



König Wilhelm eröffnet die preußischen Kammern im Weißen Saale des Königlichen Schlosses zu Berlin am 14. Januar 1861.

der Zeit zu genügen, dem übrigen Deutschland zum Muster zu dienen und seine Sympathien so zu gewinnen, daß dieses den engsten Anschluß an das preußische System wünschen muß. Auf Dir, der Du zu der Regierung gekommen bist, ohne mit jener unseligen Reaktionspolitik verstrickt und verwickelt gewesen zu sein, ja oft als ein Opfer derselben dastandest, und dessen bekannte Loyalität des Charakters den Deutschen als Typus ihres ältesten Wahlspruches ‚Ein Wort, ein Mann' vorschwebt! Im Vertrauen zu Deiner Person liegt der Kern der Sicherheit Europas."

Und zur Bethätigung dieser Gesinnung sandte die Königin Victoria durch eine besondere Gesandtschaft unter Lord Breadalbane dem König Wilhelm die Insignien des Hosenbandordens.

Ja, Prinz Albert hatte recht: in dem Vertrauen, das man von allen Seiten dem König Wilhelm entgegentrug, lag die günstigste Vorbedeutung für seine Regierung. Und er erwiderte es durch einen bezeichnenden Akt der ersten Tage. Am 12. Januar erließ er eine umfassende Amnestie für alle politischen Verurteilten. Nun kehrten, die vor der Strafe in das Ausland geflüchtet waren, freudig in das Vaterland zurück. Denn schon seit den Tagen der Regentschaft war diesem eine neue Ära aufgegangen, deren Segnungen auch die verbissensten Gegner der alten Zeit nicht verkennen konnten.

Mit besonderer Feierlichkeit ward am 14. Januar der Landtag der Monarchie eröffnet, der dem neuen Könige das Treuegelöbnis darzubringen hatte. Mit violettem Samt, der Landestrauer entsprechend, war der Thronsessel im Weißen Saale des Schlosses bedeckt; ein Baldachin aus schwarzem Samt, mit Hermelin verbrämt, erhob sich darüber. In Generalsuniform, den Helm auf dem Haupte, unter Vortritt sämtlicher Hofchargen betrat der König den Saal. Er stieg die Stufen zum Throne empor, begrüßte durch Abnehmen des Helmes die Versammlung und las, sich wieder bedeckend, die Thronrede, in der er dankbar des heimgegangenen Königs gedachte und sein Vertrauen auf die Treue des Volkes und auf die Zukunft Preußens aussprach. Die Eidesleistung der Abgeordneten beschloß den feierlichen Akt. „An Gottes Segen", sprach der König, die Hand erhebend, „ist alles gelegen. Gott segne Ihren Schwur! Er segne und schütze das Vaterland!" Und langsam stieg er die Stufen vom Throne herab.

Und nun wurde auch dem Könige die hohe Freude zu teil, daß er die Reorganisation der Armee, die er mit Recht stets als sein eigenstes Werk angesehen, durch die Weihe der Fahnen für die neugebildeten Regimenter vollenden konnte. Durch diese Reorganisation war das stehende Heer vermehrt worden bei der Infanterie: durch

acht Füsilierbataillone, durch welche die schon bestehenden acht Reserve-Infanterieregimenter auf je drei Bataillone vervollständigt wurden, durch vier neue Garderegimenter und 32 neue Infanterieregimenter, sowie durch Verstärkung der Jägerbataillone; bei der Kavallerie: durch zwei neue Garderegimenter (Ulanen und Dragoner) und durch acht Linienregimenter; bei der Artillerie: durch Errichtung einer zweiten Festungsartillerie-Abteilung und Verstärkung der Kopfzahl für die Feldartillerie; bei den Pionieren: durch Formierung der bisherigen Abteilungen in Bataillone; endlich beim Train: durch Verstärkung der Mannschaften bei den Bataillonen.

Dadurch war die Kriegsstärke der preußischen Armee auf 700000 Mann gebracht, so daß von den Armeen aller Großmächte nur die einzige französische an Stärke sie noch übertraf. Dem Könige war damit ein gewaltiges, scharf geschliffenes Schwert vom Anfange seiner Regierung an in die Hand gegeben: eine starke Versuchung gewiß, wenn es nicht eben König Wilhelm gewesen wäre! Die Weihe dieser großartigen Schöpfung war also keine militärische Schaustellung, sondern der Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der preußischen Armee sie war ein historischer, Akt. So war die Meinung des Königs, die Bedeutsamkeit des Vorganges auch durch die Formen auszudrücken, in denen er sich vollzog.

Am Abend des 16. Januar wurden die Fahnen und Standarten, die den neugebildeten Truppenkörpern verliehen werden sollten, unter militärischer Bedeckung in das Königliche Schloß in Berlin gebracht und hier — 142 an der Zahl — in einer langen Zimmerreihe längs der Fenster auf Tischen für die feierliche Nagelung niedergelegt.

Am folgenden Mittag erschien der König, von den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses und anderen fürstlichen Personen umgeben. Im Königszimmer empfing ihn der greise Feldmarschall Wrangel an der Spitze der Generalität. Mit kurzen, kräftigen Worten wies der König, sichtlich in gehobener Stimmung, auf die hohe Bedeutung des Momentes hin. Dann ergriff er den Hammer und schlug, die Reihe entlang schreitend, in jede Fahne den ersten Nagel, während die Deputationen der neuen Regimenter an den Wänden der Zimmer entlang ihre Aufstellung erhalten hatten. Dann folgten die Königin, die Prinzessinnen und Prinzen des Königlichen Hauses nach ihrem Geburtsrange, die fremden Fürsten und die Generale.

Der Nagelung folgte am 18. Januar, dem Jahrestage der Errichtung des preußischen Königtums, die Einweihung. Vor dem Denkmale Friedrichs des Großen unter den Linden war ein Altar aus Trommeln

errichtet, und um dasselbe waren die neuen Regimenter teils in ihrer ganzen Stärke, teils nur in den Kompanien und Schwadronen, die zur Empfangnahme der Fahnen und Standarten abgeordnet waren, aufgestellt. Unter der Bedeckung der Leibkompanie des Ersten Garderegiments zu Fuß wurden die Fahnen aus dem Schlosse abgeholt, mit denen die Fahnenträger in drei Gliedern Aufstellung nahmen, dem Altare gegenüber. Im ersten Gliede standen 14 Fahnen der Garde, 10 Standarten, 8 Fahnen der Füsilierregimenter, 6 Fahnen der Jägerbataillone und 8 Fahnen der Pionierbataillone. Im zweiten Gliede standen 48 Fahnen der Infanterieregimenter Nr. 41—56, im dritten endlich 48 Fahnen der Regimenter Nr. 57—72.

Jetzt schwenkten die Truppen ein und bildeten drei Seiten eines Vierecks, dessen vierte Seite der Altar bezeichnete. Die übrigen Truppenteile außerhalb des Vierecks schwenkten zur Stelle, die Infanterie mit Zügen rechts, die Kavallerie mit Zügen links ein und rückten in Kolonnen auf ihre Plätze. Begleitet von allen königlichen Prinzen, von einem glänzenden Gefolge umgeben trat der König in das Viereck, empfangen von den Ehrenbezeigungen der Truppen und den Klängen aller versammelten Musikcorps. Der Feldpropst Thiessen hielt die Weiherede; ergreifend und erhebend sprach er zu den Herzen der Krieger. Mit dem Chorale: „Gieb uns Mut in den Gefahren, wenn der Feind uns einst bedroht" schloß die Feier. Die Fahnenträger traten jetzt, jeder mit seiner Fahne zu ihren Truppenteilen, welche die einrückende Fahne mit Hurra empfingen. Dann begann der Abmarsch. Der König stellte sich mit seinem Gefolge vor der Universität auf. An ihm vorüber zogen die glänzenden Kolonnen der abrückenden Truppen, unabläßig in freudig erregter Stimmung mit feurigen Hurrarufen ihren Kriegsherrn begrüßend, dem wohl ein Gefühl des Stolzes über das großartig gelungene Werk die Brust schwellen mochte.

Indessen, während der hochbedeutsame militärische Akt jedes Preußenherz erhob, konnte die Volksvertretung nur mit Mühe den Entschluß finden, die Kosten für die Heeresreform wenigstens im Extraordinarium des Etats zu bewilligen. Auch dafür sprach ihr beim Schlusse des Landtages der König (am 5. Juni) seinen Dank aus, in der Erwartung, daß das nächste Abgeordnetenhaus die Summe (23 Millionen Thaler) in das Ordinarium übernehmen und damit die Reorganisation als dauernde Einrichtung anerkennen würde. Denn mit dieser Tagung endete das Mandat des Abgeordnetenhauses: im Herbst aber war das neue zu wählen.

Unverzüglich nach dem Schlusse des Landtages rüsteten sich die extremen Parteien zum Wahlfeldzuge. Die äußerste Rechte sammelte sich in dem hochkonservativen „Preußischen Volksverein", dessen Programm in seinen Hauptsätzen lautete: wir wollen keine Einigung des deutschen Vaterlands auf italienischen Wegen „durch Blut und Brand", sondern eine Verständigung der Fürsten und Völker im Festhalten an Obrigkeit und Recht. Wir wollen keine Verleugnung unseres preußischen Vaterlandes und seiner ruhmreichen Geschichte, kein Untergehen in dem Schmutz einer deutschen Republik, keinen Kronenraub und Nationalitätenschwindel, keine Beseitigung des christlichen Fundaments unserer Verfassung und keine Schädigung unserer Machtstellung durch Schwächung der Armee, kein parlamentarisches Regiment und kein Königtum von Verfassungs Gnaden, sondern allein ein persönliches Königtum von Gottes Gnaden nebst Pflege der Kirche und der christlichen Schule zum Kampf gegen die immer weiter um sich greifende Entsittlichung und Nichtachtung göttlicher und menschlicher Ordnung.

Es war klar: scharf richtete sich der Volksverein gegen das Ministerium der neuen Ära. Aber nicht minder scharf formulierte von der andern Seite her die „Deutsche Fortschrittspartei" ihre Forderungen. Das waren die mehr oder weniger demokratisch Gesinnten, die im Anfange der Regentschaft sich zurückgehalten hatten, um der Regierung der neuen Ära keine Schwierigkeiten zu bereiten. Jetzt war der versöhnliche Geist geschwunden; jetzt verlangten sie in einem Atem das Unvereinbare: kühne Wagnisse zur Begründung des deutschen Bundesstaates unter preußischer Leitung und demütige Unterordnung der Regierung unter den Willen der Nation, unbegrenzte Kriegsopfer für die Ehre und die Machtstellung des Vaterlandes und Verkürzung der militärischen Dienstzeit. Selbst die Person des Königs ließen sie nicht unangetastet. Er meine es wohl gut, war die Meinung, aber seine Bedenklichkeit trage die Hauptschuld, daß Preußen in zwei Jahren wie in der inneren Gesetzgebung, so auch in der Umgestaltung des Deutschen Bundes nur so geringe Erfolge erzielt habe. Die Mißstimmung, unter der sie selbst zu leiden glaubten, waren sie bestrebt durch Wort und Schrift in weitere Kreise zu verbreiten und verführten wohl auch manch jugendlich-urteilsloses Gemüt. Von hier her hatte der unselige Oskar Becker das Gift in sich aufgenommen, das zu ruchloser Freveltat ihn verblendete.

Wir lassen die Aufzeichnung berichten, die der König selbst unmittelbar nach dem Attentat gemacht hat. Er befand sich damals mit der Königin in Baden-Baden. „Als ich heute, den 14. Juli, in der Lichten-

thaler Allee ging, früh 1/2 9 Uhr, ging ein junger, ungefähr 20jähriger Mann an mir vorüber von hinten kommend und grüßte mich auf eine besonders freundliche, fast herzliche Art, indem er, den Hut abnehmend, denselben mehrere Male grüßend schwenkte. Da er bald darauf seine Schritte verkürzte, so ging ich wieder an ihm vorüber, wobei er nochmals grüßte. Dies geschah wenige Schritte vor und hinter dem Hause, in welchem früher der Maler von Beyer wohnte. An der Kettenbrücke begegnete mir mein Gesandter, Graf Flemming, der mich nun begleitete. Vielleicht 150 Schritt jenseit des Hirtenhäuschens fiel ein Schuß in solcher Nähe von hinten auf mich, daß ich sofort einen Schmerz an der linken Seite des Halses fühlte, eine Dröhnung im ganzen Kopfe empfand und mit der linken Hand sogleich nach der verletzten Stelle griff, ausrufend: Mein Gott, was war das! — Graf Flemming und ich drehten uns gleichzeitig um, und ich sah oben bezeichneten jungen Mann ganz ruhig hinter uns auf drei Schritte stehen. Graf Flemming fragte ihn: „Wer hat hier geschossen? Haben Sie geschossen?" worauf der Mann ganz gelassen erwiderte: „Ich habe auf den König geschossen." — Graf Flemming griff ihm nun in die Halsbinde und hielt ihn fest, fragend: „Womit haben Sie geschossen?" Er zeigte auf einen in das Gras geworfenen Regenschirm, und einige Schritte von demselben lag ein Doppelterzerol, von dem beide Läufe abgeschossen waren. Da sofort ein Herr, der der Rechtsanwalt Süpfle von Gernsbach sein soll, und ein andrer Mann, der Amtsverweser Refr. Schill aus Achern, zugesprungen waren und den jungen Mann zu Boden warfen, ausrufend: „Das ist eine Schmach und Schande für Baden, das muß das Volk rächen", — so hatte Graf Flemming Zeit, die Pistole aufzunehmen und den Regenschirm. Mittlerweile war der Hotelbesitzer Brandt aus Berlin hinzugekommen und diese drei Herren brachten den Menschen in einen Mietswagen, der gerade vorbeifuhr. Ich ersuchte die Herren, ihm nichts zuleide zu thun, und bestimmte, daß dieselben unter Geleite des Grafen Flemming ihn zum Stadtdirektor Kurz transportieren sollten. — Ein vierter Herr, Mr. Blanquet, Kaufmann aus Paris, sagte mir in Französisch, daß mein Rockkragen von einer Kugel zerrissen sei und ebenso die Halsbinde gestreift wäre; ich zog ihn aus und überzeugte mich von der Richtigkeit der Angabe. Die Kontusion am Halse blutete nicht, aber verursachte einen leichten, brennenden Schmerz. Ich konnte daher die Promenade bis gegen Lichtenthal fortsetzen und kehrte von dort mit der Königin zu Fuß nach Hause zurück.

Baden-Baden, den 14. Juli 1861, 11 Uhr vormittags."

Der Verbrecher war der Sohn eines Gymnasialdirektors in Odessa, wohin dieser vor 30 Jahren von Chemnitz ausgewandert war. Der Sohn, 1839 geboren, studierte seit 2 Jahren in Leipzig die Rechte; er lebte hier in ziemlich dürftigen Verhältnissen, hauptsächlich durch kleine schriftstellerische Arbeiten in russischer oder deutscher Sprache seinen Unterhalt sich erwerbend. An Fleiß fehlte es ihm nicht, aber er hatte etwas Verschlossenes und Scheues in seinem Wesen. Daher gehörte er auch keiner Verbindung an, besaß auch keinen vertrauten Freund. So hatte er auch keinen Teilnehmer oder Mitwisser der verruchten That, zu der das kritiklose Lesen demokratischer Zeitungen ihn gebracht hatte. Denn in seiner Brieftasche hatte er folgende Erklärung aufgezeichnet:

„Das Motiv, weshalb ich Se. Majestät den König von Preußen erschießen werde, ist, daß derselbe die Einigkeit Deutschlands nicht herbeiführen kann, und die Umstände überwältigen, daß die Einigkeit stattfindet; — dieserhalb muß er sterben, daß ein anderer es vollbringt. Man wird mich um der That willen lächerlich machen, oder für überspannt halten; ich aber muß die That vollziehen, um das Vaterland glücklich zu machen."

Er wurde von den badischen Gerichten zu langjähriger Kerkerstrafe verurteilt.

Über König Wilhelm aber hatte Gott seine Hand schützend gehalten. Die Untersuchung durch den Leibarzt ergab, daß die Kugel die linke Seite des Halses gestreift und daselbst eine Kontusion von etwa 2,5 cm Durchmesser verursacht hatte. Die Stelle war mit Blut unterlaufen, die Verletzung aber, obgleich der Schuß aus nächster Nähe abgegeben war, ohne alle Gefahr. Ohne Beschwerde war er daher imstande, persönlich Tag für Tag alle die zahlreichen Abordnungen von nah und fern zu empfangen, die da kamen, mit ihrem Abscheu über das nichtswürdige Attentat ihre Freude über die glückliche Errettung ihm auszusprechen und die Versicherung ihrer treuen Liebe und Verehrung ihm darzubringen.

Von Baden-Baden begab sich der König nach Ostende, um dort Seebäder zu nehmen. Dann nahm er seine Residenz auf Schloß Brühl am Rhein, in dem die großen Manöver, die in der Umgegend stattfanden, eine glänzende Schar von Prinzen und Fürsten um den König versammelten. Von hier reiste er Anfang Oktober nach Compiègne, um den Besuch Kaiser Napoleons vom vorigen Sommer zu erwidern.

Wenn man nach einer zweistündigen Fahrt von Paris auf der Nordbahn den Wagen verläßt und durch die freundliche Landschaft bis auf

die Höhen von Margny gewandert ist, dann werden die in die Runde schweifenden Blicke durch das Bild eines Städtchens gefesselt, das teils auf einer Anhöhe, teils an deren Abhängen gebaut ist und stattliche Türme in die Luft streckt. Das ist Compiègne, einst ein betriebsamer Fabrikort, jetzt aber lagert kleinstädtische Ruhe über den engen Gassen. An der einen Seite begrenzt das prachtvolle kaiserliche Schloß das Städtchen. Hier stand früher die Pfalz Ludwigs des Heiligen. Ludwig XIV. hatte sie zu einem Schlosse umbauen lassen, Napoleon I. jedoch erst den Prachtbau beendigt. Ein prächtiger Park grenzt daran, der unmittelbar in einen herrlichen, hochstämmigen Forst übergeht. In diesem Walde, an einem lieblichen See liegen höchst malerisch die Ruinen des Schlosses Pierrefonds. Nur durch die starken Stränge üppig wuchernden Epheus scheinen die geborstenen Mauern noch zusammengehalten. Der interessanten Chronik des Schlosses, die von der schönen Henriette, der Gemahlin Karl Stuarts, von der schwedischen Königin Christine zu erzählen weiß, wurde jetzt durch den Besuch König Wilhelms bei dem französischen Kaiserpaar ein neues, nicht minder interessantes Blatt hinzugefügt.

Kaiser Napoleon empfing — am 6. Oktober 1861, abends um 6 Uhr — seinen königlichen Gast auf dem Bahnhofe; am Fuß der Freitreppe des Schlosses begrüßte ihn die Kaiserin Eugenie, ihren kleinen Sohn an der Hand. Ritterlich küßte König Wilhelm der Kaiserin die Hand und führte sie die Treppe hinauf in die Paradegemächer des Schlosses, in denen ein großes Prunkmahl stattfand.

Für den folgenden Tag war eine Fasanenjagd veranstaltet. Um 2 Uhr aber wurde ein Ausflug nach den Ruinen von Pierrefonds unternommen. Als die Wagen den alten Festungsgraben des Schlosses erreichten, ertönten, sie begrüßend, unvermutet die markigen Klänge des Dessauer Marsches. Der Kaiser hatte verdeckt ein Musikcorps aufgestellt, seinem hohen Gaste diese freundliche Überraschung zu bereiten. Die Kaiserin arrangierte nun schnell ein kleines ländliches Mahl, bei dem sie in heiterster Laune die liebenswürdigste Wirtin machte. Die Schönheit des Ortes überraschte den König sichtlich; die zwanglose Fröhlichkeit verfehlte auch auf ihn ihren Eindruck nicht. Nur ungern entschloß man sich gegen Abend, die Heimfahrt anzutreten. Denn eine neue Aufmerksamkeit wartete des hohen und hochwillkommenen Gastes. Der Kaiser hatte die besten Kräfte der Comédie-Française aus Paris zu einer Festvorstellung nach Compiègne kommen lassen. Aber mehr als ihnen war die allgemeine Aufmerksamkeit den beiden Herrschern zugewandt, von denen der eine die Genugthuung wohl erkennen ließ, die es ihm bereitete, seinem



Empfang des Königs Wilhelm in Compiègne (6. Oktober 1860).

erlauchten Gaste so Treffliches zu bieten, der andere mit Herzlichkeit annahm, was ihm so liebenswürdig geboten wurde.

Auf den Mittag des 8. Oktober hatte König Wilhelm seine Abreise festgesetzt. Am Morgen lud ihn der Kaiser ein, über das Zuaven-Bataillon, das in Compiègne stand, die Parade abzunehmen. Der Kaiser war in Zivil. So nahm denn auch der König im schwarzen Überrock und Cylinder die Parade über das Bataillon ab und empfing so die militärischen Honneurs: was sicher sehr gegen seine Empfindung war.

Wieder bis zum Bahnhofe gab der Kaiser seinem abreisenden königlichen Gaste das Geleit. In der freundlichsten Weise verabschiedeten sie sich voneinander. Und als der Zug davonfuhr, rief der Kaiser dem am Fenster stehenden Könige die Worte zu: „Auf Wiedersehen an den Ufern des Rheines!" Gewiß sollten sie eine politische Anspielung enthalten; aber der König hatte seinen Besuch durchaus nur als eine persönliche Aufmerksamkeit gemeint, der alle Politik fern blieb.

Am 10. Oktober traf König Wilhelm wieder in seinem lieben Babelsberg ein. Aber schon drei Tage danach machte er sich von neuem auf: es ging nach Königsberg zur Krönung.

Seitdem Friedrich I. am 18. Januar 1701 sich in Königsberg die preußische Königskrone aufs Haupt gesetzt, hatten die preußischen Könige sich begnügt, bei ihrem Regierungsantritte die Erbhuldigung der Stände entgegenzunehmen. Jetzt aber bestanden die Stände in dem alten Sinne nicht mehr. Preußen war ein konstitutioneller Staat geworden und dadurch in eine neue Phase seiner Entwickelung eingetreten. Durch einen neuen Krönungsakt — war die Meinung des Königs — sei dem Ausdruck zu geben. Ihm war die Krönung eine Weihe, welche die Krone über das Getriebe der widerstreitenden Parteien weit hinaushob. Er legte die Frage dem Rate der Minister vor; sie stimmten ihm zu: auf den 18. Oktober ward die Krönung festgesetzt, die nach dem Gedanken des Königs das durch eine glorreiche Geschichte geknüpfte Band zwischen dem königlichen Hause und dem Volke Preußens befestigen sollte. So entschied er auch, der Geschichte folgend, nicht für die Landeshauptstadt Berlin, sondern für Königsberg, wo sein Ahn einst die Königskrone sich aufgesetzt. Eine neue Krone war auf Befehl des Königs für die Krönungsfeier angefertigt. Als aber der Hofjuwelier Sy sie brachte und um die Erlaubnis bat, sie dem Könige zur Probe aufsetzen zu dürfen, gestattete es dieser nicht: nicht anders als bei der Krönung dürfe er die Krone auf dem Haupte tragen. So ganz beherrschte ihn der weihevolle Sinn, in dem er die Krönung erfaßte.

Ein Ausdruck dieses Sinnes war es auch, daß er, als er die Krönungsfahrt antrat — es war am Sonntag, dem 13. Oktober — in der Morgenfrühe einen Gebetsgottesdienst in der Friedenskirche bei Potsdam halten ließ, an dem er mit der Königin und dem kronprinzlichen Paare teilnahm. Dann erst erfolgte (bald nach 7 Uhr) die Abreise nach Berlin, wo die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses sowie der Großherzog von Sachsen-Weimar zur Weiterfahrt nach Königsberg sich anschlossen.

Die Reise glich einem Triumphzuge. Alle Orte, die der königliche Zug passierte, hatten sich festlich mit Blumen und Fahnen geschmückt, und selbst auf den kleinsten Stationen begrüßten dichtgescharte Menschenmassen ihren Herrscher mit herzlichen Hochrufen. Nur in Kreutz und in Bromberg machte der König einen etwas längeren Aufenthalt, um die Begrüßung der auf dem Bahnsteig versammelten Abordnungen entgegenzunehmen. Dennoch wurde es 11 Uhr, bevor der königliche Zug in Ludwigsort, der letzten Station vor Königsberg, eintraf. Durch die Nacht ging es indessen von hier noch 15 Kilometer weiter nach dem Schlosse des Grafen Dohna Capustigall, das zum Nachtquartier bestimmt war.

Am nächsten Vormittage begab sich der König mit der Königin nach Schönbusch, 2 Kilometer vor Königsberg. Denn von hier aus sollte der feierliche Einzug in die Krönungsstadt durch das neue Brandenburger Thor stattfinden. Frisches Leben durchwogte die Straßen der Stadt; denn von weither war aus Dorf und Stadt nach Königsberg gekommen, wer sich nur irgend daheim freimachen konnte. Auch die Soldaten, nicht militärisch aufgestellt, hatten Freiheit, sich nach Gefallen, das Straßenbild belebend, unter die Einwohner und Gäste zu mischen.

Da erdröhnten die Kanonen. Es war mittags 12 Uhr. Der Krönungszug war vor der Stadt angekommen. Gendarmen, in einem Gliede reitend, eröffneten ihn. Dann kam nach altem Brauch die Metzgerzunft zu Pferde, Trompeter, auch ein Pauker voran. Ihr folgte im Schritt eine Schwadron der Ostpreußischen Kürassiere. Unter dem Vortritt von zwei Flügeladjutanten kam jetzt der König auf einem herrlichen arabischen Vollblutbraunen. Er hatte die große Generalsuniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens angelegt. Freundlich dankte er für die brausenden Hurrarufe der dichtgedrängten Volksmassen. In den Uniformen ihrer Regimenter, gleichfalls zu Roß, folgten ihm der Kronprinz und die übrigen Prinzen des königlichen Hauses. Nach ihnen, in geringem Zwischenraume, kam der achtspännige Galawagen der Königin, dem zwei Vorreiter und zwei Stallmeister voranritten. Die Generale

und Flügeladjutanten zu Pferde und die sechsspännigen Wagen der Damen und Kavaliere der Königin schlossen den glänzenden Zug.

Der König sollte der erste sein, der das neue Festungsthor passiere. Noch war der Bau nicht ganz vollendet. Aber künstlich hatte man ihm seine zukünftige Gestalt gegeben und die Zinnen und Scharten mit Kronen, Wappen und Fahnen geschmückt, während frei in die Luft darüber die Inschrift sich erhob: „Glück Hohenzollern!" Nun fiel die Schranke, die es bis dahin gesperrt hatte: und hinein ritt der König in seine gute Stadt, von einer Schar junger Mädchen festlich bewillkommnet und von dem alles übertönenden Jubel der Menge am Wege begrüßt, die hinter den Reihen der Spalier bildenden Schützengilden der ostpreußischen Städte alles erfüllte.

Unter endlosem Jubel ging der Zug durch die Stadt zum Schlosse. Vor demselben hatten die Offiziercorps sich aufgestellt; auf der großen Freitreppe standen die Geistlichen und die Professoren der Universität im Ornat, während eine einzige wogende Menschenmenge den weiten Schloßhof innehatte. Oben in den Sälen des Schlosses war die Generalität, die Spitzen der Behörden und die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft und Kunst versammelt. Nun trat der König in ihre Mitte. Rückwärts wandten sich von der glänzenden Gegenwart seine Gedanken, als er mit ernster Miene sie anredete. Von der schweren Zeit sprach er, welche die königliche Familie einst hier in diesem selben Schlosse verlebt hatte; mit Wehmut gedachte er dabei seines in Gott ruhenden Vaters und Bruders.

Der Erinnerung war dann auch der folgende Tag geweiht: war er doch der Geburtstag König Friedrich Wilhelms IV. Auf eine einfache und schlichte Art war das Schlafzimmer der Königin Luise zu einer Hauskapelle geschmückt; wo sonst das Bett der Königin stand, war ein Altar errichtet. Hier ließ der König ganz in der Stille eine Andachtsstunde durch den Oberhofprediger Snethlage halten und empfing mit der Königin aus dessen Händen dann das heilige Abendmahl. In stiller Zurückgezogenheit, wie es seine Sitte war, verlebte das hohe Paar den Tag dann; nur der Einweihung der Kapelle des Krankenhauses „Zur Barmherzigkeit" wohnte es ohne alles Gepränge bei.

Allein der Gottesfrieden des geistlichen Rüsttages wurde am späten Abend noch in sehr geräuschvoller Art unterbrochen. Der Erzherzog Karl Ludwig langte an, der beauftragt war, den Kaiser von Österreich bei der Krönungsfeier zu vertreten. Und kurz nach 11 Uhr traf auch der „Diplomatenzug" ein, der von Berlin außer manchen fürstlichen

Gästen die „Krönungsbotschafter" der fremden Mächte sowie das ganze diplomatische Corps brachte. Nach Staaten waren die Coupés eingeteilt und durch entsprechende Aufschriften an den Thüren kenntlich gemacht, während die letzten Wagen mit der Aufschrift Corps diplomatique nicht weniger als 116 Bediente der Gesandten bargen. Da wurde es denn für ein paar Stunden in dem alten ehrwürdigen Schloßbau unruhig genug.

Am folgenden Mittage fand die feierliche Auffahrt der Krönungsbotschafter sowie derjenigen Gesandten statt, die für die Krönung mit besonderen Kreditiven versehen waren. Am Morgen schon hatte der König dem Einmarsche der Regimentsabordnungen, welche die Fahnen und Standarten der Armee zur Krönung brachten, beigewohnt. Es war ein ernstes Wort, das er dabei an die Generalität und die Regimentskommandeure gerichtet hatte: „Von Gottes Händen ist mir die Krone zugefallen, und wenn ich mir dieselbe von Seinem geweihten Tische auf das Haupt setzen werde, so ist es Sein Segen, der sie mir erhalten wolle. Sie zu verteidigen ist die Armee berufen, und Preußens Könige haben die Treue derselben noch nie wanken sehen." Jetzt nun begab er sich in den Thronsaal, um in einer langen Reihe von Audienzen die Botschafter zu empfangen. Es ist Sitte, daß bei solchen Audienzen der Landesherr die Orden desjenigen Souveräns anlegt, dessen Gesandter empfangen wird. Selbst in solchen äußerlichen Dingen war König Wilhelm bedacht, das zu wahren, was er als eine höfliche Aufmerksamkeit ansah. Nach jeder Audienz zog er sich zurück, um die Orden des nächstkommenden Staates anzulegen, so daß die Auffahrt bis gegen 3 Uhr sich hinzog.

Am Abend begann die Reihe der glänzenden Krönungsfestlichkeiten mit dem Fest im Sommertheater, das die Stände der Provinz Preußen dem Könige gaben. Mit schwungvollen Worten gab bei demselben Graf Dohna-Lauck, der Obermarschall im Königreich Preußen, dem Wunsche der Stände Ausdruck, daß „die so erhabene, als bedeutungsvolle Krönungsfeier alle heiligen und edlen Bande, welche König und Volk in Preußen so lange vereinigt, aufs neue weihen und für alle Zukunft befestigen" möge.

„Wenn so das Volk", erwiderte der König, „in Treue und Hingebung mit seinem Könige geht, so wird die Zukunft Preußens unter Gottes gnädigem Schutze auch unter Stürmen gesichert sein."

Am nächsten Tage — am 17. Oktober — empfing der König die Mitglieder der beiden Häuser des Landtages. „Es war mir ein Bedürfnis" — sagte er zu ihnen — „die Vertreter des Landes noch vor

der Krönung um mich zu versammeln, und ich danke Ihnen, daß Sie meinem Wunsche gefolgt sind. Die Herrscher Preußens empfangen ihre Krone von Gott. Ich werde deshalb morgen die Krone vom Tische des Herrn nehmen und sie auf mein Haupt setzen. Dies ist die Bedeutung des Königtums von Gottes Gnaden, und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantastbar ist. Ich weiß, daß Sie selbst den Sinn des Aktes so verstehen, zu dessen Zeugen ich Sie berufen habe. Die Krone ist mit neuen Institutionen umgeben; Sie sind nach denselben berufen, der Krone zu raten. Sie werden mir raten — auf Ihren Rat werde ich hören."

Am Nachmittage hielt der König ein feierliches Kapitel des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler in der Schwarzen Adlerkammer ab. Es war dies das Zimmer, in welchem am 17. Januar 1701 einst König Friedrich I. den Orden gestiftet hatte. Seitdem war jedoch kein Kapitel mehr in ihm gehalten worden. Den Abend erfüllte das Fest, welches die Stadt Königsberg dem Herrscherpaare gab, indem sie in drei lebenden Bildern ihm sinnig ihre Huldigungen darbrachte.

Nun war der Krönungstag, der 18. Oktober, da. Es war der Geburtstag des Kronprinzen, der sein 30. Lebensjahr vollendete; es war der Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, die Deutschland fast ein halbes Jahrhundert zuvor die Befreiung von verhaßter Fremdherrschaft gebracht; es war aber auch der Gedenktag der Huldigung der Stände des Herzogtums Preußen, die der Große Kurfürst am 18. Oktober 1663 in demselben Königsberg entgegengenommen hatte.

Beziehungsreich war der Tag gewählt; beziehungsreich war auch der Ort durch den Vorgang der Krönung König Friedrichs I. Als ein mächtiges Viereck von 107 Meter Länge und 69 Meter Breite legt sich der Schloßhof zwischen das Schloß und die Schloßkirche. Ausreichenden Raum gewährte er für die Krönungszeugen wie für die zuschauende Menge. Rings um den Hof waren Mastbäume aufgestellt, an denen die Paniere der Provinzen, Herzogtümer, Grafschaften und Herrschaften angebracht waren, die das Königreich Preußen bildeten. Unter diesen Panieren waren auf drei Seiten die Innungen und Gewerke mit ihren Fahnen und Abzeichen aufgestellt. Die vierte Schmalseite blieb frei; hier war ein breiter Balkon dem ersten Stockwerke des Schlosses vorgelegt, auf den man unmittelbar aus den Zimmern heraustrat, während eine Freitreppe von ihm auf den Krönungsweg nach der Kirche hinabführte.

Unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches marschierten die Abordnungen, welche mit ihren Fahnen und Standarten sämtliche Regi-

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO4) is provided:



http://Extras.Springer.com

menter der preußischen Armee nach Königsberg entsandt hatten, durch das große Portal in den Schloßhof ein und nahmen zu beiden Seiten des Krönungsweges bis zur Schloßkirche hin, Front nach innen, Aufstellung.

Nun begann mit dem Glockenschlag 10 der Krönungszug. Zwei Herolde eröffneten ihn, denen die Spielleute wie der erste Zug der Leibkompanie des Ersten Garderegiments zu Fuß folgten. Paarweis schritten hinter ihnen die Kammerjunker und die Kammerherren einher, zwei Schloßhauptleute und die Inhaber der Erbämter aus allen Landesteilen. Nun kam der Reichsherold mit silbernem Stabe. Ihm folgten die acht Oberpräsidenten der Provinzen, die acht kommandierenden Generale und die Generalinspekteure, die Chefs der Immediatbehörden und die Minister. Zwei Herolde des Schwarzen Adlerordens schritten jetzt den Reichsinsignien voran. Die Krone, auf einem Kissen von Goldbrokat, trug der General Fürst Radziwill, angethan mit dem Mantel des Schwarzen Adlerordens. Ihr folgten das Reichszepter, das Reichsinsiegel, der Reichsapfel und das Reichsschwert.

Als die Reichsinsignien am Fuße der Freitreppe angelangt waren, erschien oben unter dem Baldachin ganz allein der König, den Helm auf dem Haupte, um die Schultern den wallenden roten Sammetmantel des Schwarzen Adlerordens. Die Truppen präsentierten, die Fahnen neigten sich, und ein Jubelruf erhob sich, der den König bis zum Portal der Kirche begleitete. Zu seinen Seiten schritten, etwas zurück, die Kommandeure des Ersten Garderegiments zu Fuß und der Gardes du Corps, beide mit gezücktem Degen, unmittelbar hinter ihm der Oberstkämmerer, der Oberstruchseß, der Oberstmundschenk und der Minister des Königlichen Hauses, denen es oblag, nach der Krönung den Krönungsmantel zu tragen.

Den Beschluß machte das Reichspanier, getragen von dem Feldmarschall von Wrangel und umgeben von sämtlichen General- und Flügeladjutanten des Königs.

Der König war in das Portal der Kirche eingetreten, als der Kronprinz auf den Balkon heraustrat. Auch er war, wie der König, in der großen Generalsuniform, den Mantel des Schwarzen Adlerordens um die Schultern gelegt. Unbedeckten Hauptes schritt er einher; hinter ihm paarweise in gleichem Aufzuge die sämtlichen Prinzen des Königlichen Hauses, denen sich die Ritter des Schwarzen Adlerordens anschlossen, die Generale der Infanterie und Kavallerie, die Generalleutnants, hohe Zivilbeamte und die sämtlichen Adjutanten.

Nach kurzer Pause folgte nun der Zug der Königin. Pagen, Kammerherren, Palastdamen und Hofdamen eröffneten ihn. Vor der Königin trug der General der Kavallerie, Graf von der Gröben, die Krone einher; neben der Königin schritt der Oberhofmeister, Graf von Boos-Waldeck. Die Königin war ganz in Weiß gekleidet; vier Gräfinnen, ebenfalls in Weiß, trugen ihre Schleppe. Ihr folgte, von ihren Damen begleitet, die Kronprinzessin, die einen Hermelinmantel um die Schultern gelegt hatte. Die übrigen Prinzessinnen des Königlichen Hauses schlossen sich ihr an. Zwölf Pagen bildeten den Beschluß.

Am Portal der Kirche wurde wie der König, so auch die Königin von der Geistlichkeit empfangen und, während der Gesang des Domchores von der Orgel herübertönte, zu den Thronen geleitet. Der Gottesdienst begann. Der Generalsuperintendent Moll hielt die Liturgie, Hofprediger Hoffmann die Krönungspredigt. Dann ertönten die feierlichen Klänge des Domine, salvum fac regem. Die Würdenträger nahmen die Krönungsinsignien, die sie auf Taburetts niedergelegt hatten, auf und trugen sie zum Altare. Nur die Träger des Reichsschwertes und des Reichssiegels blieben auf der linken Seite des Altars stehen, ohne dieselben aus der Hand zu legen.

Der König erhob sich auf dem Throne. Der Oberstruchseß und der Oberstmundschenk nahmen ihm den Mantel ab; er trat zum Altare hin, kniete auf der untersten Stufe desselben nieder und verrichtete ein stilles Gebet. Dann nahm er den Helm ab, worauf der Oberstkämmerer mit dem Grand-maître de la garderobe ihm den purpurnen Krönungsmantel umlegten. Langsam stieg der König so die Stufen zum Altare hinauf, erhob sein Angesicht zu dem Bilde des Gekreuzigten, neigte sein Haupt auf den Altar und betete. Darauf ergriff er die Krone auf dem Altare, hob sie empor und setzte sie sich aufs Haupt. Mit mächtigen Tönen schlugen in diesem Augenblicke die Glocken an, und draußen auf dem nahen Königsgarten donnerten die Kanonen. Mit erhobener Stimme aber betete der celebrierende Geistliche, Hofprediger Snethlage: „Gott, der Allmächtige, der Herr des Himmels und der Erden, bestärke Euch in allen christlichen Tugenden, auf daß das Land durch Euer gutes und glückliches Regiment aufblühe und daß der Tag des ewigen Reiches wahrhaftig werde!“

Der König ergriff nun mit der Rechten das Zepter, wendete sich um und hielt dies Zeichen höchster weltlicher Macht mit erhobenem Arm empor. Der Geistliche aber betete laut: „Gott, der Allmächtige, welcher Euch zum Herrscher über Sein Volk gesetzt und befohlen hat, daß Ihr

mit Gerechtigkeit das Volk regieren ſollt, verleihe Euch Seine Gnade, daß Ihr allezeit ein Zepter führet in Gerechtigkeit und Liebe gegen unſern Herrn Jeſum Chriſtum!“

Darauf nahm der König den Reichsapfel. Der Geiſtliche betete dazu: „Gott, der Allmächtige, verleihe Euch Seine Gnade, daß Ihr das Reich in Macht und Wohlſtand erhalten möget, Ihm zum Preiſe und zur Ehre, Euch zum Ruhme und dem Lande zum Nutzen, zur Freude und Einigkeit!“

Nachdem der König nun nochmals zu dem Kruzifix emporgeblickt, wandte er ſich zur Gemeinde, das Zepter in der ausgeſtreckten Rechten.



Denkmünze auf die Krönung König Wilhelms I. am 18. Oktober 1861.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Dann wandte er ſich wieder zum Altare, legte den Reichsapfel nieder und nahm ſtatt deſſen das Schwert, während der Geiſtliche betete: „Gott, der Euch das Schwert anvertraut hat zum Schutze der Frommen und Rechtſchaffenen, zur Strafe der Ungerechten und derer, die das Land in Verderben bringen wollen, gebe Euch Seine heilige Gnade, daß Ihr allezeit getroſt und männlich ſeid und Euren Auftrag zur Ehre Gottes, zum Frieden Eures Gewiſſens und zur Wohlfahrt Eurer Unterthanen ausrichten möget durch Jeſum Chriſtum!“ Damit reichte der König das Reichsſchwert dem Oberburggrafen, der es getragen, zurück, legte die beiden Arme auf den Altar und betete, den Kopf darauf neigend, in ſtiller Andacht. Darauf beſtieg er wieder den Thron, die ſtrahlende Krone auf dem Haupte, in der Hand das Zepter.

Die Königin kniete indeſſen in frommer Sammlung am Altare. Der Krönungsmantel ward ihr umgelegt, und tief verneigte ſie ſich vor dem Könige, der wieder zum Altare emporſtieg. Graf von der Gröben reichte auf einem Kiſſen ihm die Königinnenkrone dar; der König ergriff

sie und setzte sie seiner Gemahlin aufs Haupt, während der Geistliche betete: „Der Allmächtige Gott, der Herr des Himmels und der Erde, stärke Euch in allen Pflichten und königlichen Tugenden in Jesu Christo!"

Gemeinsam knieten darauf der König und die Königin betend vor dem Altare nieder. Auf ein Zeichen des Kronprinzen sanken nun auch alle Anwesenden auf die Kniee, und der Geistliche sprach den Segen über das Königspaar wie über das ganze Volk. Unter den feierlichen Klängen der Orgel kehrten darauf die Majestäten zu ihren Thronen zurück; zur Beglückwünschung nahten sich ihnen die königlichen Prinzen und Prinzessinnen, und die vollen Klänge des Tedeums erfüllten das Gotteshaus.

In derselben Ordnung, wie er eingezogen, verließ jetzt der Krönungszug die Kirche. In der vollen Pracht des Krönungsornates, die Krone auf dem Haupte, in der Rechten das Zepter, den Reichsapfel in der Linken, trat der König in das Portal, frei dem ganzen Volke sichtbar, und tausendstimmiger Jubelruf empfing ihn. Dreimal neigte der König dankend das Zepter. Auf dem ganzen Krönungswege geleiteten ihn die begeisterten Hochrufe der dicht gescharten Menge. Oben auf der Freitreppe wandte er sich zurück, neigte nochmals dankend das Zepter und erwartete das Herannahen der Königin. Auf dem Balkon angelangt, trat die Königin an die Seite ihres hohen Gemahls, während in rauschenden Akkorden „Heil dir im Siegerkranz!" von den dicht gedrängt im innern Schloßhofe Versammelten angestimmt, zu dem Herrscherpaare empordrang.

Erst als die Nationalhymne verklungen war, traten die Majestäten in das Schloß ein. Der feierliche Zug durchschritt es, und am offenen Fenster zeigten sie sich im vollen Krönungsschmucke auch dem den äußeren Schloßhof Kopf an Kopf erfüllenden Volke, das mit begeisterten Zurufen sie begrüßte.

Unterdessen hatten im Thronsaale die königlichen Prinzen, die Ritter des Schwarzen Adlerordens, die Minister, die Oberpräsidenten, die Generale und die Träger der Reichsinsignien zu beiden Seiten des Thrones Aufstellung genommen, rechts zunächst der Kronprinz, links zunächst der Feldmarschall Wrangel mit dem Reichspanier. Jetzt trat der König ein und ließ sich auf dem Thronsessel nieder. Der Kardinalerzbischof von Köln an der Spitze der acht Bischöfe des Reichs trat vor, dem Könige zu huldigen und die katholische Kirche dem landesväterlichen Schutze des Königs zu empfehlen.

Gern verhieß der König den erbetenen Schutz mit Gerechtigkeit und Wohlwollen, aber zugleich sprach er die zuversichtliche Erwartung aus,

daß die Geistlichkeit fortfahren werde, die katholischen Unterthanen zur Gottesfurcht, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit wie zur Achtung vor dem Gesetz anzuhalten.

Nunmehr nahte an der Spitze der ehemals reichsunmittelbaren Standesherren der Fürst von Solms-Lich dem Throne, den Herrscher der Treue und Hingebung seiner „ersten" Unterthanen versichernd. Mit huldvollen Worten erwiderte der König; dann erhob er sich und begab sich zu der großen Freitreppe. Hier nahm er unter dem Thronhimmel Platz, während die Prinzen und die Reichswürdenträger sich wieder zu den Seiten ordneten. An den offenen Fenstern des Schlosses erschienen zugleich die Königin mit der Kronprinzessin und den übrigen Prinzessinnen des Königlichen Hauses.

Es war ein Schauspiel, feierlich und erhebend, das hier im Angesicht der dicht gedrängten Volksmenge sich vollzog. Denn durch den Mund des Präsidenten des Landtags huldigte dem Herrscher sein ganzes Volk. Der Prinz zu Hohenlohe, Präsident des Herrenhauses, legte vor dem Throne das Gelöbnis unwandelbarer Treue nieder, und in schwungvoller Rede gab Simson, der Präsident des Abgeordnetenhauses, den Gefühlen der gewählten Volksvertreter begeisterten Ausdruck. Im Namen der entbotenen Krönungszeugen machte der Graf zu Dohna-Lauck, Obermarschall im Königreich Preußen, den Beschluß. Er gab dem Wunsche Worte, daß diese Kronenweihe auch eine Weihe für das ganze Preußenland werden und Herrschaft und Recht, Gesetz und Sitte an eine höhere Ordnung der Dinge, in der ja ihr ewiger Ursprung sei, knüpfen möge.

Huldreich dankte der König jedem Redner. Dann erhob er sich und nahm aus den Händen des Ministerpräsidenten den Text der Antwort entgegen:

„Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem durch zeitgemäße Einrichtungen der Thron umgeben ist, besteige ich als König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß ich sie in Demut aus Seinen Händen empfangen habe. Die Gebete meines Volkes, ich weiß es, haben mich bei diesem feierlichen Akt umgeben, damit der Segen des Allmächtigen auf meiner Regierung ruhe. Die Liebe und Anhänglichkeit, welche mir seit meiner Thronbesteigung erwiesen wurde und die mir soeben in erhebender Weise bekundet wird, sind mir Bürge, daß ich unter allen Verhältnissen auf die Treue, Hingebung und Opferfreudigkeit meines Volkes rechnen kann. Im Vertrauen darauf habe ich den althergebrachten Erbhuldigungs- und Unterthaneneid

meinem treuen Volke erlassen können. Die wohlthuenden Beweise jener Liebe und Anhänglichkeit, die mir jüngst bei einem verhängnisvollen Ereignisse zu teil wurden, haben dies Vertrauen bewährt. Gottes Vorsehung wolle die Segnungen des Friedens dem teueren Vaterlande lange erhalten! Vor äußeren Gefahren wird mein tapferes Heer dasselbe schützen. Vor inneren Gefahren wird Preußen bewahrt bleiben; denn der Thron seiner Könige steht fest in seiner Macht und in seinen Rechten, wenn die Einheit zwischen König und Volk, die Preußen groß gemacht hat, bestehen bleibt. So werden wir auf dem Wege beschworener Rechte den Gefahren einer bewegten Zeit, allen drohenden Stürmen widerstehen können. Das walte Gott!"

Der König hatte geendet. Noch klangen in eines jeden Gemüt die tiefbedeutungsvollen Worte nach, als der Minister des Innern, Graf Schwerin, bis an den Rand der Freitreppe vortrat und als Erweisungen der Huld des Königs die Standeserhöhungen und Ordensverleihungen, die aus Anlaß der Krönung der König beschlossen, mit lauter Stimme verkündigte. Dann erschien, von vier andern Herolden begleitet, der Reichsherold zu Pferde vor dem Balkon. Seinen silbernen Heroldsstab hoch erhebend, rief er aus: „Es lebe König Wilhelm!" Dumpf dröhnten dazu die Kanonen ihren Salut, während die sämtlichen Militärkapellen gleichzeitig anstimmten und die dicht gescharte Menge kräftig einfiel: „Nun danket alle Gott!"

Der König erhob sich; dreimal neigte er das Zepter gegen sein Volk; dann zog er sich mit der königlichen Familie in die inneren Gemächer des Schlosses zurück, wo ein Festmahl im größten Stile die weihevolle Krönungsfeier beschloß. Ihr Gedächtnis auch durch ein äußerliches Zeichen festzuhalten, stiftete der König den „Kronenorden", der gleichwertig neben dem Roten Adlerorden stehen sollte.

Am Montage, den 20. Oktober, ließ der König eine religiöse Nachfeier der Krönung in der Schloßkirche abhalten, der er selbst mit der Königin und den Königlichen Prinzen beiwohnte. Dann verließ er die Krönungsstadt. Auf dem Platze vor dem Bahnhofe war die ganze Garnison versammelt. „Adieu, Kinder!" rief ihnen der König zu, bevor er mit dem kommandierenden General von Werder in das Königliche Wartezimmer eintrat. Die Königin aber hatte alle die jungen Damen, die bei den lebenden Bildern des Festes der Stadt mitgewirkt hatten, auffordern lassen, auf dem Bahnsteig zum Abschied zu erscheinen. Jetzt trat sie in Begleitung der Kronprinzessin zu ihnen und dankte ihnen für jene Darstellung. Die Kronprinzeß stellte nun besonders die Darstellerin der

Stadt Königsberg aus den Bildern ihr vor: so empfing diese noch einen besonderen Dank. Mit freundlichen Dankesworten „zur lieben Erinnerung" nahm die hohe Frau all die schönen Blumensträuße entgegen, die fast jede der jungen Damen für sie mitgebracht hatte. So säumte auch die Abschiedsstunde noch sich mit freundlichen Eindrücken, als unter den lange schallenden Hurras der auf dem Bahnsteig Zurückbleibenden der Zug sich in Bewegung setzte, der aus der Krönungsstadt das Königspaar wieder heimwärts führen sollte.

Über Danzig und Bromberg, wo der König der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen beiwohnte, ging die Heimfahrt. Berlin rüstete unterdessen sich zu dem großartigsten Empfange. Die alte Sitte bestimmte, daß durch das Frankfurter Thor der Einzug stattfände. So wurde denn bis zu diesem von der Station Rummelsburg aus eine Eisenbahn gebaut, damit der Zug des Königs bis an das Thor freien Weg hätte, und ein Stationsgebäude am Ende der Eisenbahn mit Empfangssälen, Toilettezimmern und einem zeltartigen Speisesaal errichtet. In goldenen Lettern prangte hier an der Eingangshalle die Inschrift: „Willkommen dem gekrönten Königspaar." Vom Thore ab waren paarweise mächtige Mastbäume, deren Spitzen goldene Adler trugen, aufgerichtet; mit Flaggen geschmückt, durch Guirlanden verbunden, bezeichneten sie den Weg der festlichen Einholung. Auf dem Alexanderplatze erhob sich ein herrlicher Triumphbogen; und über dem Ganzen strahlte — es war am 22. Oktober — der blaue Himmel eines sonnig-warmen Herbsttages.

Zu beiden Seiten des langen Einholungsweges hatten die Gewerke mit ihren Fahnen Aufstellung genommen; Kopf an Kopf drängte sich hinter ihnen unabsehbar die Menschenmenge: als um Mittag Kanonendonner und Glockengeläute und wie in Wogen sich fortpflanzendes Hurrageschrei den Einzug des Königspaares verkündigte. Der König ritt im festlichen Zuge sein Lieblingsroß, den Jano, die Königin fuhr mit der Kronprinzessin im achtspännigen Krönungswagen, auf dessen Tritten Leibpagen standen.

Am Frankfurter Thore begrüßte an der Spitze der städtischen Behörden der Oberbürgermeister der Residenz, Krausnick, den König, indem er der „freien Verehrung", welche die Stadt für den König empfände, beredten Ausdruck gab. Bewegt reichte ihm der König die Hand. „Ich sage Ihnen," erwiderte er, „meinen innigsten, wärmsten und herzlichsten Dank für den Empfang, den Sie mir bei dem Einzuge in meine Vaterstadt bereiten. Ich komme soeben von der andern Residenz mit Gefühlen,

die ich nicht schildern kann. Ich war dort mit meinen verewigten Eltern unter ganz anderen, sehr trüben Verhältnissen, und jetzt habe ich dort eine Feier begangen, die bisher nur einmal vollzogen worden ist. So liegen Schmerz und Freude nahe beisammen, und dies giebt den Wink, stets nach oben zu schauen und Gott für die Gnade zu danken, die er mir so sichtlich gewährt. Darum habe ich von Gott die Krone empfangen, sie von Gottes Tisch genommen und sie auf mein Haupt gesetzt, auf daß ich sie in Demut trage, weil Er sie mir verliehen. Mögen die Gefühle dauernd bleiben, die Sie soeben ausgesprochen. An mir werden Sie stets einen Vater des Volkes finden."

Auf dem Alexanderplatz waren 112 junge Mädchen aufgestellt, deren anmutige Sprecherinnen das heimkehrende Königspaar mit einigen Versen willkommen hießen. Alle Musikchöre schwiegen. Da ertönten von der Höhe des Triumphbogens herab die rauschenden Klänge des Triumphmarsches, unter denen der Zug sich wieder in Bewegung setzte. In der Königsstraße verklang der Marsch, und mit „Heil Dir im Siegerkranz!" setzten die Musikchöre wieder ein, über die Kurfürstenbrücke und den Schloßplatz hinweg. Als aber der König in die Schloßfreiheit einlenkte, erhob sich, gleichsam den Weg zu weisen, ein dichter Schwarm von Tauben, alle mit schwarzweißen und grüngelben Bändern geschmückt; wie eine Wolke schwebten sie einen Augenblick über dem Festzuge; dann strichen sie schwirrend über das Schloß hin und verschwanden nach dem Lustgarten. Nun bog der König nach dem Lustgarten ein, und zugleich ging langsam über dem Schloßportale, schwere Falten schlagend, die Königliche Purpurstandarte in die Höhe, dem Volke verkündigend, daß sein König von der Krönungsfahrt zu dem Schlosse seiner Väter wieder heimgekehrt sei.

Am folgenden Tage fand eine große Parade der Berliner Garnison und nach derselben im Weißen Saale des Schlosses bei den Majestäten Krönungscour statt. Dann folgten in raschem Wechsel sich die Festlichkeiten, welche die Prinzen des Königlichen Hauses und nach denselben die Krönungs-Botschafter dem Königspaare zu Ehren gaben. Es schien, als wollten die fremden Höfe sich überbieten: so viel Pracht und Glanz wurde dabei entfaltet. Aber Schöneres bot doch niemand, als der Marschall Mac Mahon, den Kaiser Napoleon als seinen Krönungs-Botschafter entsendet hatte. Fünfzig Dekorateure hatte der Marschall aus Paris kommen lassen, um die Räume der französischen Botschaft am Pariser Platz in zauberische Hallen umzuwandeln; ja eine weite maurische Festhalle, in all ihren Einzelheiten in Paris hergestellt, wurde für den einen

Abend an die Botschaft angebaut, an dem der Herzog von Magenta die Ehre erfuhr, das preußische Königspaar als seine Gäste zu empfangen.

Aber doch schöner als alle diese rauschenden Feste und mehr als sie des Königs Herz ansprechend war die Nachfeier, die seine getreue Provinz Schlesien ihm bereitete. Der König war nach Breslau gekommen, um am 12. November der Enthüllung des Denkmals seines in Gott ruhenden Vaters, das Kiß' Meisterhand geschaffen, mit der Königin beizuwohnen. Die Feier war vorüber, als eine Deputation das Königspaar feierlich in den Fürstensaal des Rathauses geleitete, wo an derselben Stelle, an der Friedrich der Große am 7. November 1741 die Huldigung der schlesischen Stände entgegengenommen, die Thronsessel für die Majestäten aufgestellt worden.

Hier berichtete nun an der Spitze der sämtlichen Bürgermeister der Provinz der Oberbürgermeister Elwanger von Breslau, daß die Städte der Provinz beschlossen, aus ihren Mitteln ein Dampfkanonenboot zu erbauen und auszurüsten, das sie als Krönungsgeschenk dem Könige für die junge preußische Flotte darböten: worauf der Oberbürgermeister Haltig von Görlitz die Stiftungsurkunde verlas und dem Könige überreichte. Sichtlich erfreut erwiderte, vor dem Thronsessel stehend, der König:

„Mit dankbarem Herzen nehme ich das patriotische Geschenk an, welches Schlesiens Städte, und Breslau an ihrer Spitze, mir darbringen, und verleihe gern dem Kanonenboote den von Ihnen gewünschten Namen „Schlesien", welcher zu allen Zeiten der preußischen Flotte die Gesinnungen dieser Provinz vergegenwärtigen soll.

„Erhebend ist in diesem Raume, den die Geschichte geheiligt hat, jene Gabe durch die Stadt, welche nach einem noch nicht hundertjährigen Besitze der preußischen Krone im Jahre der vaterländischen Erhebung mit dem schönsten Beispiele voranleuchtete, und in deren Mitte wir soeben dem Schöpfer jener Erhebung das schöne Denkmal errichteten.

„Unsere Flotte ist zwar noch klein, aber sie wird als der einzige schöne Rest aus einer Zeit der Verwirrung, als würdiges und hoffentlich dereinst glorreiches Glied der altberühmten Wehrkraft Preußens sich einfügen. Sie dient nicht dem Kriege allein; auch im Frieden soll die Flotte dem Schutze von Handel und Wandel dienen, und die letzten Monate beweisen, wie das Erscheinen unserer Schiffe auch in der Ferne dem engeren wie dem weiteren Vaterlande nutzbringend werden konnte und werden wird.

„Und nun empfangen sie nochmals meinen innigsten Dank für diese patriotische Gabe, als Anerkennung und Aufmunterung für alle, die sich an diesem großen, zukunftreichen Werke beteiligen."

Die Freude des Königs über dies patriotische Bestreben der schlesischen Städte wurde noch dadurch vergrößert, daß auch das platte Land der Provinz auf Anregung des Fürsten Hatzfeld erhebliche Beiträge für die preußische Flotte aufgebracht hatte. Denn nur mit Dank, äußerte er, könne er es anerkennen, wenn „die Sympathien und die thätige Mitwirkung des Volkes den Bestrebungen der Regierungen entgegenkämen." Schon als Prinzregent hatte er seine Aufmerksamkeit dem Marinewesen zugewandt. Im Jahre 1859 war die ganze deutsche Küste von Memel bis Ostfriesland behufs Feststellung aller wichtigen Verteidigungsmomente untersucht worden und seitdem gar manches vorbereitet, um die junge preußische Flotte dem Vaterlande für Kriegs- wie für Friedenszwecke möglichst nutzbar zu machen.

So fand die hehre Feier, die in der ostpreußischen Hauptstadt begangen war, in der schlesischen den würdigsten Ausklang. Aber im Herzen des Königs ist sie nie verklungen. Erschienen ihm durch die Krönung die Rechte seiner Krone um so unantastbarer, so erfaßte sein ernster und ehrlicher Sinn sie doch vielmehr als Pflichten, die sich für ihn daraus ergaben. Ihm ward die Krönung zu einem Gelöbnis treuester Pflichterfüllung, abgelegt im Angesichte des gnadenreichen Herrn. Und der Tag war nahe, was er in tiefer Andacht gelobt, nun auch vor der Welt zu erproben.

Viertes Kapitel.

Die Armeereorganisation und der Verfassungskonflikt.

Mit lebhaftester Zustimmung war bei seinem Amtsantritte das Ministerium der „neuen Ära" von dem preußischen Volke begrüßt worden. Aber bald kühlten sich die Sympathien ab. Denn weder nach außen verstand es Preußen die gebührende Geltung zu verschaffen, noch schuf es im Innern rechten Wandel. Das Ministerium Manteuffel hatte dafür Sorge getragen, daß die meisten höheren Verwaltungsstellen nur mit Männern seiner politischen Richtung besetzt wurden. Darin änderten Flottwell sowohl wie Graf Schwerin nichts; kaum daß ein paar feudale Landräte beseitigt wurden. So wurde denn das Land unveränderten Geistes fortregiert, nicht selten im unverhüllten Gegensatze zu der Meinung der Minister. Mißbehagen und Unmut bemächtigten sich in weiten Kreisen der Bevölkerung. Wohl hatten die Wahlen zum Abgeordnetenhause 1859 dem Ministerium eine große Majorität in dem Hause gegeben; aber das Herrenhaus, der verfassungsmäßige Anwalt des Bestehenden, stand bald in offenem Gegensatze zu dem Ministerium. Jahrhundertelang hatte der große ritterschaftliche Grundbesitz, dessen Vertreter die Mehrheit des Herrenhauses bildeten, Grundsteuerbefreiung genossen. Die Neuregulierung der Grundsteuer sollte diese Bevorzugung beseitigen. Indes das Herrenhaus wies den Gesetzentwurf zurück. Dasselbe Schicksal hatte gleich darauf die Vorlage über die Notzivilehe. Durch die Berufung einer Anzahl neuer Herrenhausmitglieder suchte das Ministerium diesen Widerstand zu brechen; allein es bemaß den „Pairsschub" so schmal, daß zwar das Grundsteuergesetz durchgebracht, aber doch für weitere Fragen das Herrenhaus nicht gefügiger gegen das Ministerium gemacht wurde. Man sah, daß es den Ministern an der rechten Entschiedenheit gebrach; und dies brachte das Vertrauen, das anfangs ihnen entgegengebracht war, unmerklich immer mehr ins Wanken. Grell trat das in der Frage der Armeereorganisation zu Tage, mit der das Ministerium 1860 vor den Landtag trat.

Aus der Begeisterung der Befreiungskriege entsprungen, hatte das Gesetz vom 3. September 1814 „über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste" in Preußen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Alljährlich wurden seitdem nach diesem 40 000 Rekruten ausgehoben, die 3 Jahre in der Armee und 2 Jahre in der Reserve dienten, dann 7 Jahre dem ersten und nochmals 7 Jahre dem zweiten Aufgebote der Landwehr angehörten. Nun aber war seitdem die Bevölkerung Preußens um 78 Prozent gewachsen, ohne daß doch der Regimenterstand wesentlich geändert war. Es konnten demnach nicht mehr als etwa zwei Drittel der dienstpflichtigen jungen Leute in die Regimenter eingestellt werden; nur diese traten in die Reserve; nur sie blieben bis zum 40. Lebensjahr dienstpflichtig, um bei jeder Mobilmachung aus ihren Familien und ihrem Gewerbe als Landwehrmänner gerissen zu werden, während die Erhaltung ihrer Frauen und Kinder den Gemeinden zur Last fiel. Von alledem aber blieb das letzte Drittel, für das in den Regimentern kein Platz mehr war, lediglich durch die Gunst des Loses völlig frei. Konnte es eine schreiendere Ungerechtigkeit geben? Eine mildernde Ausgleichung war daher durch die Herabsetzung der Dienstzeit auf $2^1/_2$ Jahr versucht worden. So konnte wenigstens eine größere Zahl von Rekruten eingestellt werden. Allein dies Auskunftsmittel war höchst bedenklich, da es die militärische Tüchtigkeit der Armee bedrohte. Denn die höhere Ausbildung der Waffen und der Gefechtsweise verlangte gerade eine um so sorgfältigere und festere Durchbildung des einzelnen Soldaten nicht für den Paradeplatz, sondern für das Schlachtfeld, wo der einzelne oft in sich allein die rechte Entscheidung zu finden hat. Daher eben stand die Landwehr, die sich in den Befreiungskriegen mit wohlverdientem Ruhme bedeckt hatte, jetzt nicht mehr auf der Höhe der Brauchbarkeit; und doch mußte sie in der Front neben der Linie verwendet werden. Die Landwehrbataillone standen ja überhaupt nur auf dem Papiere. Denn es war darauf gerechnet, daß sie bei Mobilmachungen während der Marschwochen weiter exerziert und zu festem militärischen Halt in sich gebracht würden. Seit der Erbauung der Eisenbahnen aber war es nötig geworden, im Kriegsfalle sofort mit Wucht dem Feinde entgegenzutreten. Es mußte also jetzt die Landwehr, kaum einberufen, in militärische Disziplin noch nicht wieder eingewöhnt, mit ihren Offizieren unbekannt, dem Feinde entgegengestellt werden. Wie konnte sie da, ältere Leute von jungen Gelegenheitsoffizieren geführt, dasselbe leisten, wie die Linie, die doch aus jungen Leuten unter älteren Berufsoffizieren bestand? Und doch beruhte lediglich auf der Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit seiner Armee die

Stellung, ja die Sicherheit Preußens. Denn Preußen ist unter allen Großmächten Europas die einzige, die nicht bloß gegen Slawen und Romanen aller natürlichen Schutzwälle entbehrt, sondern an alle drei großen Militärmächte des Kontinents unmittelbar angrenzt.

Durchdrungen von der Überzeugung, daß die preußische Armee reorganisiert werden müsse, um Preußen zu der verlorenen Höhe wieder zu erheben, hatte der Prinz von Preußen schon in Koblenz den Entwurf einer Reorganisation in großen Zügen festgestellt. Das Ziel desselben war nicht nur die bewaffnete Macht Preußens soweit zu verstärken, daß die allgemeine Wehrpflicht eine Wahrheit werden konnte, sondern auch, den Verhältnissen der neueren Zeit entsprechend, eine erhebliche Beschleunigung der Mobilmachung herbeizuführen. Und als Prinzregent saß er dann bis tief in die Nacht in Berlin Tag für Tag in seinem Arbeitszimmer, bis ins einzelne alles ausarbeitend oder mit General von Roon zusammen alles prüfend und abwägend.

Nach diesem Entwurfe des Prinzregenten sollte die preußische Armee um 117 Bataillone und 72 Schwadronen verstärkt und damit auf 81 Regimenter Infanterie, 10 Bataillone Jäger und 36 Regimenter Kavallerie gebracht werden. Dann konnte die allgemeine Wehrpflicht zur wirklichen Durchführung gebracht, die Dienstzeit aber von 20 auf 12 Jahre herabgesetzt und die Landwehr fast ganz auf den Dienst im Lande beschränkt werden. Für den Kriegsfall stand zugleich an Linie und Reserve, die dreijährige Dienstzeit festgehalten, eine Feldarmee von 400 000 Mann zur sofortigen Verwendung bereit.

Freilich erforderte die Durchführung dieser Reorganisation eine jährliche Erhöhung des Militäretats um $9^1/_2$ Millionen. Aber waren denn nicht seit 1814 die Staatseinnahmen von 50 auf 90 Millionen Thaler gestiegen? Und hatte nicht 1814 der Militäretat 35 Prozent der Staatseinkünfte erfordert, während die Kosten der reorganisierten Armee nur 29 Prozent in Anspruch nahmen? Und wie erheblich waren die Vorteile, die diesem Mehraufwande gegenüberstanden! Der verheiratete Landwehrmann wurde nicht mehr der unmittelbaren Kriegsgefahr ausgesetzt, die Dienstpflicht überhaupt um 8 Jahre herabgesetzt. Welche Schonung der Erwerbskraft des Landes lag in der Reorganisation, welche Entlastung der Gemeinden!

Der Prinzregent hielt daran fest, daß die Überzeugung, die er selbst von der Zweckmäßigkeit, ja von der Notwendigkeit der Armeereorganisation gewonnen hatte, von dem ganzen Volke geteilt werden würde. So trat denn das Ministerium mit der Forderung der $9^1/_2$ Millionen

Thaler vor den Landtag. General von Roon wurde zum Kriegsminister ernannt, um diese Forderung vor dem Landtage zu vertreten. Aber hier erfuhr sie heftigen Widerstand. An der dreijährigen Dienstzeit zumal nahm die Kammermajorität Anstoß; auch das Zurücktreten der Landwehr stieß auf Widerspruch. Doch das waren Vorwände; die liberale Majorität erhob Schwierigkeiten, da sie in der Annahme der Reorganisationsvorlage eine außerordentliche Stärkung einer Regierung sah, der sie nicht mehr rechtes Vertrauen schenkte. Um demnach das Ministerium gewissermaßen am Zügel zu halten, bewilligte sie endlich die geforderten 9 Millionen auf ein Jahr „zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft". Damit gab sich das Ministerium zufrieden, und die Durchführung der Reorganisation wurde nunmehr begonnen. Der Prinzregent knüpfte an die Mobilmachung des Jahres 1859 an; bei der Demobilisierung ließ er sämtliche Landwehrstämme mit einem Teile der Mannschaften stehen. Aus ihnen wurden die neuen Truppenkörper der Linie gebildet. Es handelte sich um die Durchführung einer dauernden Maßregel, wie eine von solcher Bedeutung für den Schutz und den Schirm — nach den Worten der Thronrede — für die Größe und Macht des Vaterlandes der Landesvertretung noch niemals vorgelegt worden war.

In dieser Frage erblickte der Prinzregent die Quintessenz seiner Politik. Auf die reorganisierte Armee gestützt, meinte er Preußens Ansehen mit Nachdruck zur Geltung zu bringen. Ihm kam alles darauf an, die Reform durchzusetzen. „Wenn die Liberalen jetzt klug sind", meinte der alte Minister von Manteuffel, die Situation ganz richtig beurteilend, „so ist ihnen auf lange Jahre der Besitz der Macht gesichert."

Aber sie waren nicht klug! Die liberale Kammermajorität bewilligte die Kosten für eine dauernde weitumfassende Maßregel, die, wenn einmal durchgeführt, ohne die schwerste Schädigung mannigfaltigster Interessen gar nicht rückgängig gemacht werden konnte, mißtrauisch nur auf ein Jahr; und das liberale Ministerium begnügte sich mit so Unzulänglichem.

Und im nächsten Jahre 1861 war die Reorganisation vollendet; alsbald nach seiner Thronbesteigung ließ König Wilhelm die Fahnen und Standarten der neuen Regimenter feierlich weihen. Jetzt vor die vollendete Thatsache gestellt, besann sich der Landtag nicht etwa, den Fehler des Vorjahres zu verbessern, sondern er vergrößerte ihn, indem er die Kosten der Reorganisation nur im Extraordinarium des Etats bewilligte. Das ist nun zwar bei einjährigen Etats sachlich kein Unterschied, aber der Eindruck dieser Art der Bewilligung war doch — und sollte es auch sein — daß es sich um eine außerordentliche Bewilligung

handele, die der Landtag bei der nächsten Gelegenheit wieder zurücknehmen könne und würde. Wiederum gab sich auch damit das Ministerium zufrieden. Statt getragen und gefördert, sah es sich in seinen Maßnahmen durch die liberale Kammermajorität gehemmt und gegängelt, ohne doch etwas gegen eine solche Abhängigkeit zu vermögen. Aber diese Lauigkeit und Mattigkeit machte die demokratische Partei im Lande, die vor der „neuen Ära" sich vorsichtig zurückgezogen hatte, dreist; jetzt erschien sie auf dem Plan und erhob ihre Stimme gegen die neue Ära, die nirgend die gehegten Erwartungen erfüllt hätte. Es waren die alten umsturzlustigen Demokraten, jedoch durch die gemachten Erfahrungen etwas gewitzigt, auch wohl gemildert, die jetzt, da die Wahlperiode des Abgeordnetenhauses im Herbst 1861 zu Ende ging, unter dem gut klingenden Namen der „Deutschen Fortschrittspartei" in die Wahlbewegung eintrat. Freilich den Unterschied gegen 1848 erkannten sie wohl: jetzt war nicht an einen Umsturz des Bestehenden, nicht an einen Aufruf der Massen zu revolutionären Erhebungen zu denken, und vor allem jetzt stand ihnen ein König gegenüber, zu dem in Treue und Verehrung sein Volk stand. Denn des Königs redlicher und treuer Wille war über jeden Zweifel erhaben: hatte er doch eben noch im Ministerium des Äußern den ängstlich befangenen Schleinitz durch den Grafen Bernstorff, den preußischen Gesandten in London, ersetzt, um einen kräftigeren Zug in die äußere Politik Preußens zu bringen. Aber man hielt ihn für schlecht beraten. Gegen das Ministerium daher richtete sich die Agitation; und sie war so erfolgreich, daß, während die Konservativen auf 24 Stimmen zusammenschmolzen, die Fortschrittspartei als die zahlreichste in das neugewählte Abgeordnetenhaus eintrat. Sie forderte Umgestaltung des Herrenhauses, keine Bewilligung für die Reorganisation des Heeres, bis ein Gesetz durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit und durch Erhaltung der Landwehr eine Verminderung der Steuern herbeigeführt habe, und energisches Eintreten der Regierung für die Berufung eines deutschen Parlaments und für die Schöpfung einer preußisch-deutschen Zentralgewalt. Sie erreichte damit, daß ein erheblicher Teil der Liberalen sich ihr anschloß, so daß sie alle Aussicht gewann, in dem neu zusammentretenden Abgeordnetenhause über die Mehrheit der Stimmen zu verfügen.

Heutzutage besteht nicht der geringste Zweifel, daß die Durchführung der Reorganisation der Armee einer der ersten Ruhmestitel König Wilhelms ist, durch den er den Dank des Vaterlandes im höchsten Grade sich gewonnen hat. Denn erst durch dies grundlegende Werk sind die

Großthaten der folgenden Jahre überhaupt möglich geworden. Damals aber erfuhr es Angriffe über Angriffe, die der großen Menge des Volkes das Urteil verwirrten, bald wegen der militäriſchen Einzelheiten, bald wegen der Höhe der Koſten. Aber in Wahrheit waren das nur Vorwände, nur Scheinmanöver, das wahre Ziel des Abgeordnetenhauſes zu verdecken. Dies Ziel aber war, die Regierung unter den Willen der Kammer zu beugen. Die Liberalen wollten damit die Entfernung einiger feudal geſinnter Oberpräſidenten und Landräte erzwingen. Georg von



Kriegsminiſter Albrecht von Roon.

Vincke, der Vorſitzende der Militärkommiſſion des Hauſes, jubilierte, als die Regierung, der ſteten Angriffe überdrüſſig, einen Antrag zurückzog. Und der Abgeordnete Fiſchel ſprach es offen aus, daß, wenn man den Militärvorlagen ohne weiteres zuſtimmen wollte, die liberale Partei im Lande ruiniert ſein würde.

Aber in der Fortſchrittspartei fanden die Liberalen ihren Meiſter. Sie führte mit methodiſcher Verbiſſenheit den Krieg gegen die Regierung; denn ihr Ziel war, die liberalen Miniſter über der Militärvorlage zu

Falle zu bringen und so den König zu zwingen, sie selbst in den Rat der Krone zu berufen. Aber sie brachten bei dieser Rechnung den Charakter des Königs nicht in den richtigen Ansatz, wenn sie glaubten, daß der König, um die Militärvorlage durchzubringen, sich zur Berufung eines demokratischen Kabinetts entschließen könnte. König Wilhelm hat einmal seinen politischen Standpunkt als „konservativ-konstitutionell" bezeichnet. So hatte er wohl zuzeiten die Empfindung, als wenn die „neue Ära" ihn zu weit nach links dränge. Aber solange die Minister sein Vertrauen hatten, behielt er sie; denn bei seiner hohen und reinen Auffassung der Krone verlangte er auch von den Ministern, daß sie Männer seien, mit denen er in der Grundauffassung von Staat und Kirche übereinstimmte. Und der Verdacht versteckten Zwanges würde seinen redlichen Sinn vollends mit Unmut erfüllt haben. So erklärte er sich denn mit einigen Abstrichen an der Vorlage, um die Kosten herabzumindern, wenngleich mit schwerem Herzen, einverstanden. Denn nunmehr erwartete er mit der Landesvertretung ins Einvernehmen zu kommen. Durch die eindringlichsten Vorstellungen der Thronrede suchte er bei der Eröffnung des Landtages am 14. Januar 1862 das Abgeordnetenhaus für seine Politik zu gewinnen. Fort und fort sei er bemüht, die deutschen Fürsten zu einer Reform des Deutschen Bundes, besonders der Wehrverfassung desselben, zu bestimmen. Seien hierin noch keine befriedigenden Ergebnisse erreicht worden, so ergebe sich doch für Preußen die Nötigung, zur Lösung seiner nationalen Aufgaben um so stärker sich zu rüsten. Und es könne dies auch, da seine günstige Finanzlage die Mittel zur Aufrechterhaltung der auf das sparsamste eingerichteten Reorganisation vollauf gewähre, so daß nur nötig sei, das große Kriegsdienstgesetz vom Jahre 1814, das noch immer die gesetzliche Grundlage des preußischen Heerwesens bilde, durch endgültige Billigung der Reorganisation zeitgemäß umzugestalten. „Meine Herren", schloß der König die Thronrede, „Sie sind berufen, im Verein mit Meiner Regierung die Gesetzgebung, welche in einer großen Zeit begonnen wurde, weiter zu führen. Wie jene Reformen bestimmt waren, dem Patriotismus des preußischen Volkes ein größeres Feld der Bethätigung zu eröffnen und dadurch dessen Aufschwung vorzubereiten, so erwarte ich von der gegenwärtigen Fortführung jener Gesetzgebung die gleiche Wirkung. Die Entwickelung unserer Institutionen muß im Dienste der Kraft und der Größe unseres Vaterlandes stehen. Niemals kann ich zulassen, daß die fortschreitende Entfaltung unseres inneren Staatslebens das Recht der Krone, die Macht und Sicherheit Preußens in Frage stelle oder gefährde. Die Lage Europas

fordert einträchtiges Zusammenwirken zwischen mir und meinem Volke. Ich zähle auf die patriotische Unterstützung seiner Vertreter."

Aber wie wenig entsprach das Abgeordnetenhaus dieser Erwartung seines Königs! 139 Stimmen durch den Anschluß der Fraktionen Bockum-Dolffs und Immermann stark, beherrschte die demokratische Linke das Haus; nur 92 ministerielle „Altliberale" mit 24 Konservativen standen ihr gegenüber. Denn die Haltung des jetzt zum erstenmal auftretenden katholischen Zentrums, das etwa 50 Stimmen zählte, war noch unklar.

Sofort begann die Linke den Kampf gegen das Ministerium. Die preußische Regierung hatte, um die deutsche Frage zu fördern, durch ein Rundschreiben an die deutschen Höfe (vom 20. Dezember 1861) erklärt, die Reform des Deutschen Bundes könne nur durch die Gründung eines Bundesstaates innerhalb des deutschen Staatenbundes von 1815 bewirkt werden. Schon diese Erinnerung an die preußischen Unionsbestrebungen von 1849 hatte durch die Hindeutung auf Deutschlands Einheit in den Mittelstaaten zumal des Südens einen wahren Sturm von Leidenschaft hervorgerufen und auch Österreich im höchsten Grade aufgebracht: unbekümmert darum ging das Abgeordnetenhaus noch viel weiter. Zur Beratung der deutschen Frage wurde ein Ausschuß eingesetzt, der Ende Februar den Antrag vor das Haus brachte, daß Preußen einen deutschen Bundesstaat mit einem deutschen Parlament ins Leben zu rufen habe, da das deutsche Volk ein Anrecht auf die Reichsverfassung von 1849 habe, der Bundestag aber, 1848 rechtmäßig aufgehoben, überhaupt nicht zu Recht bestehe. Eindringlich wies die Regierung auf das Gefährliche dieses Antrags hin, dessen Annahme sofort zu einem Kriege mit Süddeutschland und Österreich führen müsse. Aber die Kommission, der Annahme ihres Antrages im Plenum des Hauses sicher, beharrte auf ihrem Beschlusse: sie glaube nicht an eine solche Gefahr; aber wenn das Ministerium so, war die Meinung, vor jedem tapferen Entschlusse zurückbebe, wozu dann die Bewilligung der neuen Regimenter der Reorganisation? Sie würden ja doch nur für müßigen Paradedienst bestimmt sein!

Auf die Militärfrage lief eben alles hinaus. Dem Wunsche des vorjährigen Abgeordnetenhauses entsprechend, brachte die Regierung eine neue Gesetzesvorlage über die Wehrpflicht ein, die den Wünschen des Hauses möglichst Rechnung trug, besonders auch die Kosten der Reorganisation noch weiter ermäßigte. Sie fand indessen in der für das Wehrgesetz eingesetzten Kommission sehr wenig Beifall. Stavenhagen, ein General a. D., die militärische Autorität der Linken, erklärte alles Entgegenkommen der Regierung für wertlos, solange sie an der dreijährigen Dienstzeit fest-

halte. Das Zugeständnis einer zweijährigen Dienstzeit sei die notwendige Vorbedingung für die Bewilligung der Reorganisationskosten. Die Kommission nahm ein Amendement in diesem Sinne an. Kein Zweifel, daß auch das Plenum am nächsten Tage sich ebenso entscheiden würde.

Die Minister indessen verlangten die Aussetzung der Verhandlung; denn sie hielten sich für verpflichtet, dem Könige, bevor die Entscheidung fiele, von der Sachlage Kenntnis zu geben. Ohne Verzug berief der König den Ministerrat in sein Palais. Hier sprach sich der Minister von der Heydt für die Annahme des Stavenhagenschen Amendements aus; denn die Fortdauer des budgetlosen Zustandes erschien ihm gefährlich und für die Verwaltung unerträglich. Von Roon, der Kriegsminister, von dem unausgesetzten Kampfe ohne Aussicht eines andern Ausgleiches ermüdet, hielt es für geraten, auf weitere Verhandlungen mit dem Abgeordnetenhause einzugehen. Er meinte, daß die Regierung die Anträge der Kommission unter der Bedingung von Kompensationen annehmen sollte, indem er als solche Kompensationen die Vermehrung der Kapitulanten und die Errichtung von stehenden Lagern vorschlug, dem ähnlich, das Napoleon damals in Chalons eingerichtet hatte. Diesen Ansichten stimmten auch die andern Minister zu. Da erhob sich der König. „Nach meiner festen Überzeugung und militärischen Erfahrung", erklärte er, „kann ich es mit Pflicht und Gewissen nicht vereinigen, auf die neue Organisation der Armee mit dreijähriger Dienstzeit zu verzichten. Wenn nun hierbei auch meine Minister mich verlassen, so bleibt mir nichts übrig, als auf der Stelle den Kronprinzen zu berufen, der zur Zeit in Süddeutschland weilt. Dieser mag und kann dann statt meiner die Regierung übernehmen und die neuen Vorschläge ausführen." In dem, was seine Überzeugung war, gab es bei dem Könige kein Markten. Er ergriff die Glocke, um dem im Nebenzimmer befindlichen Flügeladjutanten vom Dienst ein Zeichen zu geben und den Befehl zur Absendung des Telegramms an den Kronprinzen zu erteilen. Erschrocken sprangen alle Minister auf und baten den König auf das dringendste, es nicht zu thun; einmütig erklärten sie, bis aufs äußerste treu bei ihm ausharren und auch im Abgeordnetenhause seine Entscheidungen unbedingt vertreten zu wollen. Der König war innerlich sehr bewegt; er brach die Sitzung ab. Am Abend wurde sie fortgesetzt und nun die Antwort vereinbart, die am nächsten Tage der Kriegsminister im Abgeordnetenhause abgeben sollte.

So erklärte denn Roon am 5. März endgültig in der Kammer, daß die Regierung von der dreijährigen Dienstzeit nicht lassen könne. Damit

stand für die Mehrheit des Hauses der Entschluß fest, die ganzen Kosten für die Reorganisation der Armee zu streichen.

Nun aber blieb doch noch für die Regierung die Möglichkeit, bei den hohen Beträgen der bisherigen Haupttitel des Militäretats an verschiedenen Stellen so viel herauszusparen, wie die Neukosten der Reorganisation betrugen. Auch diesen Ausweg war die Linke bedacht, ihr sofort zu versperren. Als daher am nächsten Tage die Beratung des Gesetzvorschlages, betreffend die Oberrechenkammer, auf der Tagesordnung stand, ergriff der Abgeordnete Hagen das Wort. Der Gesetzentwurf bestimmte, dem bisher geübten Brauche entsprechend, daß für die Regierung im Etat nur die Hauptsumme der einzelnen Titel bindend sein sollte, während die einzelnen Positionen, aus denen jeder Titel sich zusammensetzte, sich gegenseitig übertrügen. Hagen dagegen beantragte, daß jede einzelne Position für die Regierung bindend sein und danach der Etat schon für das laufende Jahr spezialisiert werden solle. Niemand war zweifelhaft, daß dies auf den Militäretat, obgleich er nicht genannt war, gemünzt sei. Denn dadurch wurde der Regierung ein Herausparen, wie es die Linke fürchtete, völlig unmöglich gemacht. Der Finanzminister von Patow antwortete. Er versprach für das nächste Jahr die gewünschte Spezialisierung durchzuführen; für den vorliegenden Etat von 1862 sei sie nicht mehr durchführbar. Sollte dennoch das Haus sie beschließen, setzte er hinzu, so sei das ein Ausdruck des Mißtrauens, der dem Ministerium den Gedanken zurückzutreten nahe legen müßte.

Das war es ja gerade, was die Linke wollte: natürlich stimmte sie wie ein Mann für den Antrag Hagen, den das Haus mit einer Mehrheit von 34 Stimmen annahm. Und soweit ging die Verblendung in dem ganzen Lande, daß dieser Beschluß des Abgeordnetenhauses allerorten mit lauter Zustimmung begrüßt wurde.

Die Folge des Beschlusses war, daß das gesamte Ministerium den König um seine Entlassung bat. Zwar der Fürst von Hohenzollern hatte seit Monaten schon an den Beratungen sich nicht mehr beteiligt; auch Herr von Auerswald wurde durch seine Kränklichkeit dauernd ihnen entzogen. Aber doch war das Ministerium der Ausdruck der neuen Ära. Und an dieser hielt der König fest. Er richtete daher am 9. März eine Ordre an das Gesamtministerium, in der er demselben zu erkennen gab, daß bei dem Vertrauen, welches er demselben schenke, wie bei der Achtung, in welcher dasselbe bei den wohldenkenden Klassen der Nation stehe, er auf das Gesuch desselben nicht eingehen könne. Dementsprechend verfügte er am 11. März die Auflösung des Abgeordnetenhauses.

Allein über das weitere Verfahren waren die Minister unter sich nicht einig. Roon, von der Heydt und auch Graf Bernstorff waren der Meinung, daß die Regierung sich aus Nachgiebigkeit schon zu weit nach links habe drängen lassen, während doch nur durch festen Widerstand ein Erfolg der Kammermehrheit gegenüber sich hoffen lasse. Die Mehrheit des Ministeriums dagegen glaubte nur durch weitere Zugeständnisse an das Abgeordnetenhaus die Militärvorlage durchbringen zu können. Indessen dieser Weg mußte notwendigerweise die Regierung in Zwiespalt mit dem Herrenhause bringen, das bisher treu zu dem Könige gestanden. Uneingeschränkt hatte es schon 1860 die Reorganisation gut geheißen und die Kosten bewilligt, sogar in einer dem Beschlusse angefügten Resolution die Regierung dringend aufgefordert, an dem Reformplane festzuhalten und alle dazu erforderlichen Maßregeln kräftig zur Ausführung zu bringen.

In unversöhntem Gegensatze standen demnach die beiden Häuser des Landtages gegeneinander. Die Frage war also, auf welches die Regierung fortan sich stützen solle. Wer den König kannte, konnte nicht zweifeln, wie seine Entscheidung ausfallen würde. Nie vergaß sein treues Herz einen Dienst, der ihm einmal geleistet war. Dazu kam die Erwägung, daß er bei weiterer Nachgiebigkeit gegen das Abgeordnetenhaus von der konservativen Basis, auf die er seine Regierung gestellt, ganz abkommen würde. Und die Wage sank zu gunsten des Herrenhauses. Er nahm die Entlassungsgesuche der liberalen Minister an und betraute den Präsidenten des Herrenhauses, den Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen, mit dem Vorsitz in dem neuen Kabinett.

Die neue Ära war zu Ende. Am 11. März erhielten die erbetene Entlassung die Minister Auerswald, Patow, Bernuth, Graf Pückler und Graf Schwerin. Wie wenig von den Hoffnungen, die einst auf sie gesetzt waren, hatten sie erfüllt! Mit freudigem Beifall vor vier Jahren begrüßt, sah man jetzt sie ohne Bedauern scheiden. Dennoch gehörte bei der aufgeregten Stimmung, die im ganzen Volke durch die demokratischen Umtriebe und Verhetzungen geschürt wurde, Mut dazu, die arg verfahrene Erbschaft der Scheidenden anzutreten. Das Innere übernahm Herr von Jagow, den Kultus Herr von Mühler, Graf zur Lippe die Justiz, die Landwirtschaft Graf Itzenplitz. Aus dem früheren Kabinett war Roon Kriegsminister geblieben, von der Heydt wurde Finanzminister und das Äußere behielt Graf Bernstorff. Da aber dieser den Botschafterposten am englischen Hofe, von dem er gekommen war, unbesetzt ließ, so machte es den Eindruck, als würde er auf denselben bei nächster Gelegen-

heit sich zurückziehen. Es war ein Ministerium von gleichmäßig streng konservativer Richtung, das am 18. März in die Leitung der Geschäfte eintrat, bestimmt und entschlossen, sie gegen die feindselige Stimmung des Volkes wie gegen den Ingrimm der demokratischen Partei, die ihre Ziele durchkreuzt sah, im Sinne des Königs zu führen. Auch die Königin Augusta war den neuen Ministern nicht eben gnädig gesinnt; denn sie besorgte von ihnen „reaktionäre" Bestrebungen.

Aber König Wilhelm war weit davon entfernt, den Wechsel der Personen im Ministerium trotz deren veränderter Parteistellung zugleich als einen Wechsel des Systems der Regierung aufzufassen. „Ich halte unabänderlich fest", erklärte er ihnen in der Ordre vom 19. März 1862, „an den Grundsätzen, welche ich am 8. November 1858 dem Staatsministerium eröffnet und seitdem wiederholt vor dem Lande kund gegeben habe; sie werden, richtig aufgefaßt, auch ferner die Richtschnur Meiner Regierung bleiben. Aber die daran geknüpften irrtümlichen Auslegungen haben Verwickelungen erzeugt, deren glückliche Lösung die nächste Aufgabe Meiner gegenwärtigen Regierung ist.

„In weiterer Ausführung der bestehenden Verfassung soll die Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen ausgehen. Es kann aber ein heilbringender Fortschritt nur gedacht werden, wenn man nach besonnener und ruhiger Prüfung der Zeitlage die wirklichen Bedürfnisse zu befriedigen und die lebensfähigen Elemente in den bestehenden Einrichtungen zu benutzen weiß. Dann werden die Reformen der Gesetzgebung einen wahrhaft konservativen Charakter tragen, während sie bei Übereilung und Überstürzung nur zerstörend wirken.

„Es ist Meine Pflicht und Mein ernster Wille, der von Mir beschworenen Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern, in gleichem Maße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung seines Berufes notwendig ist, und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde. Diese Meine Überzeugung ist — Ich weiß es — auch in den Herzen Meiner Unterthanen lebendig, und es kommt nur darauf an, denselben Meine Gesinnung für deren Wohl klar und offen darzulegen."

In unseliger Verblendung aber erschien die Verwerfung der Militärvorlage der großen Mehrheit des preußischen Volkes als das Palladium politischer Freiheit. Und in der ganzen Wahlbewegung, die der Auflösung des Abgeordnetenhauses folgte, kündigte die demokratische Partei es als die einzige Pflicht des Volkes an, der drohenden Rückkehr zu

reaktionärem Absolutismus unbeugsamen Widerstand entgegenzusetzen. Zwar suchte durch starke Beeinflussung der Wahlbewegung das neue Ministerium dem zu begegnen, aber es erreichte damit nur, daß selbst gemäßigte Männer der oppositionellen Strömung sich anschlossen. So ergaben denn die Neuwahlen des 6. Mai den vollständigen Sieg der Fortschrittspartei und der ihr nahestehenden Linksliberalen, während die Vertreter der Konservativen, der gemäßigten (Alt-)Liberalen und der Katholiken nur ein kleines Häuflein ausmachten. Welchen Erfolg konnte in einem solchem Hause das durchaus konservative Ministerium erwarten? An eine rein sachliche Behandlung der Vorlagen war nicht zu denken; denn der Fortschrittspartei galt die Sicherung der Machtstellung des Vaterlandes weniger als der Schein der Folgerichtigkeit der Parteitaktik, durch den sie der öffentlichen Meinung zu imponieren glaubte. Daher machte auch die Erklärung des Ministeriums, daß es weitere zwei Millionen im Militärbudget erspart habe und nunmehr auf die seit dem Jahre 1859 erhobenen Steuerzuschläge Verzicht leisten könne, keinen Eindruck: wie sonst ohne Zweifel würde geschehen sein.

Dennoch bewahrten die Dinge noch länger als ein Vierteljahr ein friedliches Antlitz: die Maßregeln der Regierung in den äußeren Angelegenheiten, der deutschen Frage, der Zollvereinssache fanden durchweg die Zustimmung der Volksvertretung. Ende August aber hatte die Budget-Kommission die Beratung des Militäretats beendigt und stellte an das Haus den Antrag, alle Mehrausgaben für die Armeereorganisation zu streichen und es der Regierung zu überlassen, welche Wege sie einschlagen wolle, um den Zustand der Armee wieder auf eine gesetzliche Grundlage zu stellen. Und am 29. August folgte die Marinekommission mit dem Antrage, den von der Regierung aufgestellten Plan zur Schaffung einer Kriegsflotte zu verwerfen.

So begann denn am 11. September die siebentägige Redeschlacht, wie der Landtag bisher eine solche noch nicht erlebt hatte. Zwar der Ausgang war nicht zweifelhaft; aber mit unbeugsamem Mute, unermüdlich kämpften die Minister und eine kleine Rednerschar aus der Minorität für die verlorene Sache, voll Unmut und Entrüstung, daß die Selbständigkeit der preußischen Krone gebeugt werden solle, voll tiefen Schmerzes, daß das Vaterland einem Parteimanöver geopfert werde, voll gerechten Unwillens über die frivole Verblendung, die Gegner Preußens durch Anläufe zu einer energischen Politik auf den Plan zu rufen und dann Preußen zu Wasser und zu Lande wehrlos ihnen gegenüberzustellen. „Ihr beschließt, was ihr gar nicht ausgeführt haben wollt!“ rief der

Abgeordnete Twesten in gerechtem Zorn der Linken zu. Denn war es nicht unerfüllbar, was sie beschließen wollte? Und mußte es den Staat nicht in die gefährlichste Notlage stürzen?

Der Konflikt war da in seiner vollsten Schärfe: Forderung stand gegen Forderung, aber auch Recht gegen Recht! Das Gesetz vom 3. September 1814 gab dem Könige unzweifelhaft das Recht, die Stärke der jährlichen Aushebung und damit die Stärke und Zahl der erforderlichen Regimenter zu bestimmen, und die Angriffe der Linken auf dies Recht waren gar nicht aufrecht zu erhalten; aber ebenso unzweifelhaft war das Recht des Hauses der Abgeordneten, neue Ausgaben, die nicht auf einem Gesetz beruhten, zu streichen. Indes die rücksichtslose Durchführung dieses Rechtes brachte notwendig die oberkriegsherrliche Stellung des Königs in die Gefahr, zu einem inhaltlosen Scheine herabgedrückt zu werden, während anderseits die Leistung einer von dem Hause nicht bewilligten Ausgabe durch die Regierung gegen die Verfassung verstieß.

Wo lag die Lösung? Der Minister von der Heydt war der Meinung, daß ohne Verfassungsbruch die Reorganisation der Armee nicht aufrecht zu erhalten sei. Er erbat daher seine Entlassung. Ja in der Hitze der Kammerdebatte hatte er sich wirklich fortreißen lassen, mit Dingen zu drohen, „die in der Verfassung nicht geschrieben ständen". Wie schlecht kannte er doch seinen König, wenn er ihm den Gedanken eines Staatsstreichs zutraute! Wohl bewegte die ganze Sachlage den König auf das tiefste; schwer litt er in diesen unseligen Tagen. Sollte er alle seine Zukunftsgedanken, Preußen zu Ehren zu bringen, mit der Reorganisation opfern? Felsenfest stand ihm die Überzeugung, daß sie zum Wohle des ganzen Landes sei. Durch das Opfer der dreijährigen Dienstzeit sie zu erkaufen, war ausgeschlossen, seitdem das Abgeordnetenhaus mit überwältigender Mehrheit diesen Vermittelungsvorschlag verworfen hatte. Ganz unfaßbar aber war seinem ehrlichen Herzen der Gedanke, der Verfassung zum Trotz die Heeresreform aufrecht zu erhalten. Er hatte die Verfassung beschworen, und sein Eid war ihm heilig. Hier stand sein Gewissen, dort seine Überzeugung, zu der ein langes, arbeits- und erfahrungsreiches Leben ihn geführt hatte! Wieder und wieder in heißem Gebete rang er um die Lösung. Da erfaßte ihn der Gedanke, sich selbst zum Opfer zu bringen. Alsbald ward er That. Der König entwarf seine Abdankungsurkunde und unterzeichnete sofort das Dokument. Es sollte für sein Volk die Antwort auf den jetzt unmittelbar bevorstehenden Beschluß des Abgeordnetenhauses sein.

Die Hohenzollern sind ein ganz eigenartiges Herrschergeschlecht. Denn in der ganzen Weltgeschichte giebt es kein Fürstenhaus, in dem Thronentsagungen so zahlreich vorgekommen sind, wie in der Reihe der Kurfürsten und Könige des Hauses Hohenzollern. Man sieht, wenn man es nicht auch sonst wüßte, sie haben ihre fürstliche Stellung von Anbeginn nicht als ein Privilegium, sondern stets als ein hohes Amt gefaßt, das sie zum Wohle ihres Landes zu verwalten hätten. Und wenn sie der Erreichung dieses Zieles nicht mehr gewiß sind, so legen sie ihr Herrscheramt nieder, um durch einen letzten Entschluß noch das Wohl ihres Volkes zu wahren. Aber sonst ist es doch immer das Bewußtsein der nachlassenden Körperkraft gewesen, was zu diesem letzten Entschlusse sie geführt hat. Hier aber, in König Wilhelm, war es das erste Mal, daß ein Hohenzollernfürst im Vollbesitze seiner Kraft für den Frieden seines Volkes sich zum Opfer darbringt. Aber Gott nahm das Opfer nicht an: Er hatte es mit Preußen besser im Sinne.

Der König ließ den Kronprinzen, seinen einzigen Sohn, nach Babelsberg kommen und übergab ihm die Abdankungsurkunde mit dem Auftrage, sie bekannt zu machen. Der junge Kronprinz erschrak heftig: es war die ernsteste Frage, die bisher in seinem Leben an ihn herangetreten war. Was sollte er thun? Er flehte den König an, von seinem Entschlusse Abstand zu nehmen. Umsonst! So bat er ihn um eine kurze Bedenkzeit, um sich zu sammeln. Er hielt die Reorganisation im ganzen nicht weniger für unerläßlich als sein königlicher Vater, wenngleich er der Frage frei gegenüberstand; aber er sah voraus, daß jede Nachgiebigkeit auf diesem Gebiete von vornherein ihn in eine schiefe Stellung zu seinem Volke bringen müßte. Er erklärte daher dem Könige, daß er es ablehnen müsse, die Krone anzunehmen.*)

So mußte der König denn ausharren, wie es auch sei. Er sprach zu Roon von seinen Seelenkämpfen, von seiner Entschließung und verlangte den Rat des altbewährten Dieners und Freundes in seiner schwierigen Lage. Wiederholt schon hatte der Kriegsminister dem Könige den damaligen preußischen Gesandten am Tuilerienhofe, Otto von Bismarck-Schönhausen, als eine besonders geeignete Persönlichkeit zum Minister vorgeschlagen; und mehr als einmal hatte ihn auch der König in ernstliche Erwägung genommen. Aber stets nahm er doch jedesmal wieder von ihm Abstand, weil er von Bismarck ein allzu ungestümes und rücksichtsloses Vorgehen gegen die Gegner der Regierung besorgte. Aber

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

jetzt verlangte die Sachlage mehr als je einen Mann von Kraft und Nachdruck. Deswegen hatte Roon, als die letzten Zweifel über das zu erwartende Ergebnis der Abstimmung im Abgeordnetenhause schwanden, auf eigene Hand an Bismarck telegraphiert und ihn aufgefordert, ohne Verzug nach Berlin zu kommen. „Berufen Ew. Majestät nur den Herrn von Bismarck", war daher auch jetzt wieder seine Antwort auf des Königs Frage. Sie kam dem Könige nicht überraschend; wie es schien, hatte er schon selbst daran gedacht. Dennoch wandte er ein: „Er wird nicht wollen; er ist auch nicht da: es kann mit ihm nichts besprochen werden." Nun belohnte sich Roons Voraussicht. Er versicherte dem Könige, daß Bismarck, der am Morgen dieses Tages in Berlin eingetroffen, nachmittags um 2 Uhr in Babelsberg sein würde.

Aber die Bedenken des Königs waren, wenn er auch zur Berufung Bismarcks entschlossen war, noch nicht ganz überwunden. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und entwarf für Bismarck ein Programm, sehr eingehend, 16 eng geschriebene Seiten lang, in durchweg gemäßigt liberalem Sinne. Eben hatte er es vollendet, als ihm auch schon der Erwartete gemeldet ward. Ohne ein Wort der Überraschung, daß er seinen Botschafter in Babelsberg statt in Paris sähe, ging der König sofort auf die Sache ein, die seine Gedanken ganz erfüllte. „Wollen Sie", fragte er ihn, „denn auch gegen die Majorität des Landes Ihr Amt antreten und führen?" Mit Nachdruck erklärte sich Bismarck bereit. Die Unterredung befriedigte den König; jetzt nahm er ihn ernstlich für die auswärtigen Angelegenheiten und zugleich für den Vorsitz im Ministerium in Aussicht. Sobald sich Bismarck im auswärtigen Amt des genaueren orientiert hätte, sollte die Vorbesprechung weiter fortgesetzt werden. Das aber war schon jetzt das Ergebnis, daß der König die Abdankungsurkunde vom Schreibtische nahm und, nachdem er Bismarck hatte einen Blick darauf werfen lassen, vor dessen Augen zerriß. Und auch die Instruktion, die er eben erst für den Neueintretenden geschrieben, zerriß er jetzt wieder. Einen sprechenderen Beweis vollsten Vertrauens ihm zu geben war unmöglich. Das eben ist das wahrhaft welthistorische Verdienst Bismarcks, daß er in der Entscheidungsstunde König Wilhelm die Zuversicht und das Vertrauen auf die Zukunft zurückgegeben hat. Und darum ist dieser 20. September ein Wendepunkt der preußischen Geschichte von der höchsten Bedeutung. Hier wurde jene wunderbare pietätvolle Treue gepflanzt, die bis ans Lebensende den König mit seinem Minister, aber nicht weniger auch den Minister mit seinem Könige ohne Wanken verbunden hat.

Konferenzen zwischen Graf Bernstorff und Bismarck erfüllten die nächsten Tage. Am 22. ist dieser wieder in Babelsberg, um mit dem Könige deren Ergebnis zu besprechen. Da entlud sich in der Kammer das Gewitter. Der Worte waren genug gewechselt: am 23. erfolgte die Abstimmung nach der großen Redeschlacht. Mit 273 gegen 68 Stimmen wurden zunächst die gesamten Kosten der Heeresreorganisation aus dem Budget für 1862 gestrichen und dann dies so verstümmelte Budget mit 308 gegen 11 Stimmen angenommen. Noch über die ärgsten Befürchtungen ging die Niederlage hinaus. Auf der Stelle erbat Fürst Hohenlohe, durch Kränklichkeit schon seit längerer Zeit seinem hohen Amte ferngehalten, die Entlassung und mit ihm zugleich auch der Minister von der Heydt. Auch Graf Bernstorff kehrte jetzt auf seinen früheren Botschafterposten am Hofe von St. James zurück.

Der Kriegsminister von Roon begab sich alsbald nach Babelsberg, um dem Könige über die Lage der Dinge Bericht zu erstatten. Noch einmal fragte ihn der König, ob er wirklich Bismarck für den rechten Mann halte; noch einmal bestätigte es Roon mit allem Ernste. Nicht als ob dem Könige doch wieder Zweifel aufgestiegen wären: aber ihm lag daran, auch Roon in vollster Übereinstimmung mit Bismarck zu wissen. Denn jetzt galt es, die Reorganisation der Armee auch gegen den Willen des Abgeordnetenhauses aufrecht zu erhalten. Der König genehmigte die Entlassung des Fürsten Hohenlohe, und als Bismarck am Nachmittage um 5 Uhr in Babelsberg erschien, übergab er ihm die Ordre, durch die er ihn zum Staatsminister ernannte und ihm den interimistischen Vorsitz des Staatsministeriums übertrug.

Am nächsten Tage stand die Ordre im Staatsanzeiger. Jetzt ist der Schleier zerrissen, schrie man im Abgeordnetenhause. Man sieht, wohin die Regierung steuert! Man kannte ihn ja, den „märkischen Junker!" Auf die Vernichtung der Verfassung ist es abgesehen. Die Aufregung der Gemüter in ganz Berlin wuchs ins maßlose: „Ja, Bismarck ist der Staatsstreich!" Mit höchster Spannung erwartete man sein Auftreten im Abgeordnetenhause.

Allein durchaus friedfertig waren die Schritte, mit denen er sich einführte. Er suchte Fühlung mit Simson und andern Führern der Altliberalen. Nur deren Forderung der zweijährigen Dienstzeit verhinderte ihren Eintritt in das Ministerium, dessen Vorsitz der König endgültig am 8. Oktober zugleich mit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Bismarck übertrug. Den Etat für das Jahr 1863, in dem die Budgetkommission des Abgeordnetenhauses die Reorganisationskosten auch

schon wieder gestrichen hatte, zog Bismarck mit dem Versprechen zurück, zur neuen Landtagssession im Januar 1863 ihn wieder vorzulegen. Aber das Haus antwortete mit der Erklärung, daß vor Beginn des Jahres 1863 der Etat ihm wieder vorzulegen sei; denn jede Ausgabe vor der Genehmigung des Etats sei verfassungswidrig.

Unterdessen ging der durch die Beschlüsse des 23. September verstümmelte Etat für 1862 dem Herrenhause zu. Auf Antrag des Grafen Arnim-Boitzenburg lehnte das Herrenhaus am 11. Oktober mit 150 gegen 17 Stimmen den Etat des Abgeordnetenhauses ab und nahm mit 114 gegen 44 Stimmen den ursprünglichen Etat der Regierung an. Allein das Abgeordnetenhaus erklärte diese Annahme des Regierungsetats durch das Herrenhaus am folgenden Tage für verfassungswidrig. Allen weiteren Streit zu endigen, ließ der König noch an demselben Tage die Session des Landtages schließen.

Das Etatsgesetz, welches die preußische Verfassung verlangt, war also nicht zustande gekommen. Denn dazu ist, wie zu jedem andern Gesetze, die übereinstimmende Genehmigung der Krone und der beiden Häuser des Landtags notwendig. Was sollte nun geschehen? Das Abgeordnetenhaus wies auf das Beispiel Englands hin, wo das Haus der Gemeinen allein die Entscheidung über die Einnahmen und Ausgaben des Staates hat. Aber was geht uns Preußen England an: für Preußen gelten die preußischen Gesetze! Die preußische Verfassung bestimmt nur in Artikel 109, daß die bestehenden Steuern und Abgaben forterhoben werden, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden. Aber über die Ausgaben enthält sie keine Bestimmung. Denn Artikel 99 schreibt nur vor, daß der Staatshaushaltsetat (Einnahmen und Ausgaben des Staates) jährlich durch ein Gesetz festgestellt werden soll. Nun war dies Gesetz aber nicht zustande gekommen. Sollten darum nun alle Ausgaben unterbleiben? Das hieße ohne Zweifel den Staat vernichten; denn ohne Ausgaben kann er nicht einen Tag bestehen. Es müssen also um des Staatszweckes willen die notwendigen Ausgaben auch ohne Etatsgesetz geleistet werden, wie ja auch Artikel 63 der Regierung das Recht giebt, im Falle ungewöhnlichen Notstandes unter Verantwortung des gesamten Staatsministeriums Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft zu erlassen unter der Bedingung, daß sie den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Genehmigung sofort vorgelegt werden.

Dementsprechend kündigte die Thronrede, mit der Bismarck auf Befehl des Königs die Landtagssession schloß, die Absicht der Regierung

an, die Umformung der Heeresverfassung, da sie, auf Grund früherer Bewilligung der Landesvertretung ausgeführt, jetzt nur unter Preisgebung der dafür gebrachten großen Opfer und mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens rückgängig gemacht werden könne, aufrecht zu erhalten. Sie sehe sich nach dem Beschlusse des Herrenhauses in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage zu führen; sie sei sich dabei ihrer Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt; ebenso sei sie aber auch ihrer Pflichten gegen das Land eingedenk, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, die zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nötig seien, indem sie die Zuversicht hege, daß dieselben seinerzeit die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten würden.

Das war der einzige Weg, den die Verfassung frei ließ: das war des Königs wie Bismarcks Überzeugung, von der Einsicht der Zukunft erhoffen, was die Parteileidenschaft der Gegenwart versagte. Aber Wirren und Streit — wer konnte wissen, wie viel? — schloß er in sich.

„In Avignon", meinte Bismarck, „habe ich einen Ölzweig gebrochen, um ihn dem hohen Hause der Abgeordneten zu bringen. Indes, noch scheint's nicht Zeit dazu!"

Fünftes Kapitel.

Deutsche Politik.

Seit langem kannte König Wilhelm seinen neuen Ministerpräsidenten schon; und man kann sagen, daß er niemals ohne ein achtsames Interesse an dem um 18 Jahre jüngeren Mann vorübergegangen war.

Otto von Bismarck-Schönhausen war, einer altgesessenen märkischen Adelsfamilie entstammend, am 1. April 1815 geboren. Im Vereinigten Landtage einer der entschiedensten Vorkämpfer des absoluten Königtums, hatte er 1848 besonders durch seine schneidigen Artikel in der „Kreuzzeitung" die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er war es gewesen, der im Herbste 1848 den Blick König Friedrich Wilhelms, der in Sanssouci ihn oft bei sich sah, mit richtigem Urteil auf den Grafen Brandenburg richtete. In dem preußischen Abgeordnetenhause von 1849 galt er für den hervorragendsten Führer der Rechten; im Erfurter Parlamente bewies er sich als den entschiedenen Gegner der preußischen Unionsbestrebungen wie als den eifrigen Förderer einer Österreich zugewandten Politik. Infolgedessen wurde er im Sommer 1851 als erster Gesandtschaftssekretär Preußens an den wiederhergestellten Bundestag nach Frankfurt gesandt. Binnen kurzem indessen trat er hier an die Stelle des preußischen Bundestagsgesandten von Rochow. Damit gewann er einen tieferen Einblick in das diplomatische Getriebe: mit offenen Augen sah und beobachtete er, und die tiefstgreifende Wandlung seiner politischen Ansichten vollzog sich allmählich in ihm. Ein nicht seltener Gast war er zudem in Koblenz, wo damals der Prinz von Preußen residierte: und das waren Tage, die nicht ohne starke Miteinwirkung auf die Abklärung der Ansichten Bismarcks bleiben konnten.

Wohl hatte im Vereinigten Landtage der Prinz von dem jungen Wortführer der äußersten Rechten sich sympathisch angezogen gefühlt. Seine Furchtlosigkeit, seine Frömmigkeit, sein strenges Pflichtgefühl nahmen für ihn ein. Seine glühende Vaterlandsliebe, seine eifersüchtige Sorge

um Preußens Ehre fand der Prinz in dem jungen Deichhauptmann wieder. Dazu stimmten ihre politischen Grundanschauungen durchaus überein. Beide sahen sie in der ungeschmälerten Königsmacht den starken Tragepfeiler des preußischen Staates und in Preußen den wahrhaften Grundbau Deutschlands. Beide beklagten sie im Grunde ihres Herzens König Friedrich Wilhelms Entschluß, seine ererbten Kronrechte freiwillig zu gunsten des Volkes zu schmälern; beide beklagten sie in den Märztagen, daß die Krone den Schein nicht mied, vor ungesetzlicher Empörung sich zu beugen. Der Revolution gegenüber waren sie beide gleich kampfbereit, gleich unversöhnlich. So fehlte denn auch Bismarck unter denen nicht, die schon auf dem Bahnhofe in Potsdam den Prinzen von Preußen nach seiner Rückkehr aus England am 7. Juli 1848 empfingen.

Hier aber trennten sich ihre Wege. Der Prinz war nicht als derselbe aus England zurückgekehrt. Im lebhaften Verkehre mit den englischen Staatsmännern, zumal mit dem Prinzgemahl Albert und dessen väterlichen Freunde, dem vielerfahrenen Baron Stockmar, hatte er für die deutschen Freiheitsbestrebungen regen Anteil und vorurteilsfreies Verständnis gewonnen. Namentlich das Interesse, das Preußen daran hatte, sich an die Spitze dieser Bewegung zu stellen, erfüllte ihn ganz. Anderseits war ihm für die Gefahr und die Unlauterkeit der Gegenbestrebungen Österreichs der Blick geschärft. In den nächsten Jahren steht er daher durchweg auf der Seite derjenigen, die dem Könige, seinem Bruder, zu entscheidenden Schritten in der deutschen Einheitsbewegung raten. Denn schon damals erfüllt ihn die Überzeugung, daß Österreich aus Deutschland auszuschließen und dies dann unter der Führung Preußens zu vereinen sei; erst wenn dies geschehen, sei die Verbindung Österreichs mit Deutschland durch ein Bündnis ins Auge zu fassen.

In dieser Zeit war es, zu Anfang 1849, daß sein Neffe, der junge Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, der wie ein Sohn durch rückhaltloses Vertrauen ihm verbunden war, sich mit der Bitte um Belehrung über die deutsche Frage an den fürstlichen Oheim wandte. Der Prinz antwortete ihm im Februar: „Deine Bemerkung über die Stellung Österreichs *neben* Deutschland erscheint mir die ganz richtige. Wenn aber Österreich erklärt, in Deutschland bleiben zu wollen, wird es sich durch die Verhandlungen in Frankfurt erst ergeben, wie es dies versteht und auszuführen gedenkt, und was die übrigen Staaten dazu sagen werden. Hierzu wird freilich eine Verständigung der Fürsten nötig sein. Ob ein Königskollegium zustande kommt, muß sich gleichfalls aus den bei dem Minister Camphausen eingehenden Vorlagen ergeben. Wäre

Österreich auf die Stellung eingegangen, sich neben Deutschland zu stellen — die ich als die allein richtige betrachte — so wäre es gewiß dazu gekommen, Preußen, wenn auch nur als Reichsverweser, vorläufig zeitlebens, dann später vielleicht erblich, an die Spitze des engeren Deutschland zu stellen. Doch hätte dies auch wiederum von den Fürsten abgehangen, da der König nur von ihnen, und niemals von der Nationalversammlung eine solche Stellung annehmen würde. — Käme eine solche Nebeneinanderstellung Deutschlands und Österreichs noch zustande, so muß dahin gestrebt werden, daß ein so enges Bündnis zwischen ihnen erzielt wird, daß sie zusammen nach außen als eins erscheinen und in Bezug auf das ius belli et pacis in das engste, untrennbarste Bündnis treten. Eine gegenseitige Garantie des Besitzstandes, im Fall eines Angriffs, wäre wohl kein zu hoher Preis für eine solche Nebeneinanderstellung! Daß Österreich seine besondere Diplomatie behält, erscheint unter allen Umständen in der Natur der Dinge zu liegen.

„Wenn ich soweit Deine Fragen beantwortet habe, so siehst Du doch ein, daß es eigentlich noch zu früh war, zu antworten, weil alles noch schwankt."

Der Brief ist ein Programm: er zeigt die Grundlinien, nach denen sich damals der Prinz von Preußen die Lösung der deutschen Frage dachte. Aber der Tag von Olmütz kam und warf die Hoffnungen des Prinzen weit zurück. Ein zweites „Jena" nannte er ihn; sein patriotisches Ehrgefühl hat die Demütigung, die das Abkommen über Preußen gebracht hat, niemals überwunden.

Soweit war der Prinz in seiner politischen Entwickelung Bismarck vorausgeeilt: so klar war er sich über die Ziele der Zukunft! Aber so günstig wirkte die Schule in Frankfurt auf Bismarck ein, daß er binnen weniger Jahre ebenfalls den Standpunkt des Prinzen erreichte. Als ein warmer Freund Österreichs, als ein Verteidiger der historischen Vormachtstellung Österreichs in Deutschland war er im Mai 1851 nach Frankfurt gekommen. Jetzt hatte er die reaktionären Umtriebe der österreichischen Politik unmittelbar vor Augen; jetzt sah er, daß ihr Ziel die Aufrechterhaltung der Ohnmacht Deutschlands, die systematische Herabwürdigung Preußens war. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen: ins Herz fühlte er sich getroffen. An die Stelle der vollen Hingabe trat mißtrauische Beobachtung, die schnell in kräftige Abwehr der österreichischen Übergriffe und Vergewaltigungsversuche überging. Die Überzeugung erwuchs ihm, daß der Gegensatz der beiden deutschen Großmächte nur mit dem Schwerte zu lösen sei. Mit scharfem Wort gab er in seinen Berichten ihr Aus-

druck. Und nun in Koblenz, so oft er als Gast bei dem Prinzen von Preußen weilte, begegnete er der gleichen klaren Überzeugung, daß nur das preußische Schwert den Übermut der österreichischen Politik zu brechen und die Uhr des Jahrhunderts auf die richtige Stunde zu stellen vermögen würde. Der Verkehr mit dem Prinzen machte ihn klarer und fester und gewann ihm dessen Vertrauen. Damit wurde Bismarck der rechte Mann, um einen besonders ehrenvollen, ganz vertraulichen Auftrag des Königs Friedrich Wilhelm auszuführen. Der König beauftragte ihn, da Preußens Politik im Krimkriege eine Verstimmung und Erkältung zwischen dem Könige und seinem Bruder herbeigeführt hatte, sich nach Baden-Baden zu dem Prinzen von Preußen zu begeben und einen freundlichen Ausgleich der Spannung herbeizuführen: ein Auftrag, den er ebenso taktvoll wie erfolgreich ausführte.

Mit stillen großen Zukunftsplänen für Preußen und Deutschland trug sich der Prinz. Aber er meinte, daß es erst seinem Sohne beschieden sein würde, sie zur Ausführung zu bringen, unter Preußens Führung Deutschland die heiß ersehnte Einheit zu geben. Wohl wußte er, daß Preußen für die Stunde der Entscheidung gewaltige unberechenbare Kräfte zur Verfügung habe, wenn es entschlossen an die Spitze der nationalen Bewegung sich stelle. Darum sah er die nächste und dringendste Aufgabe Preußens darin, in Deutschland „moralische Eroberungen" — wie er es nannte — zu machen: aber wie wenig Verständnis hatte man dafür in Berlin! Da berief den Prinzen die Erkrankung seines königlichen Bruders von Koblenz fort. Aus der Stellvertretung wurde die Regentschaft. Schon damals faßte er Bismarck für das Ministerium der äußeren Angelegenheiten ins Auge: aber er paßte nicht in die neue Ära. Der sich im Kampfe gegen Österreich in Frankfurt so erfolgreich bewährt, wurde, als der österreichisch-französische Konflikt ausbrach, im Januar 1859 als Botschafter an den sehr antiösterreichisch gesinnten Hof von St. Petersburg gesandt, wo er die freundlichste Aufnahme fand. Das Ministerium erhielt Herr von Schleinitz, der die liebenswürdigsten Depeschen schrieb und es sorgsam vermied, bei den fremden Mächten irgendwie anzustoßen. Aber auf dem Programm der neuen Ära stand die Reform des Deutschen Bundes. So mußte denn auch Schleinitz, der öffentlichen Meinung genug zu thun, die schwierige Frage anregen; aber er that es, vorsichtig die Empfindlichkeit Österreichs schonend. Offenbar auf die Weisung des Prinzregenten; denn dem lag daran, bis die Reorganisation der Armee durchgeführt wäre, alle Verwickelungen zu vermeiden. In der Reorganisation erst sah der Prinzregent nicht nur die

von der Gerechtigkeit gebotene Ausgleichung der allgemeinen Dienstpflicht, sondern auch die Grundlage, auf der Preußen, mit Entschiedenheit und gebührendem Nachdruck auftretend, allein sich die ihm gebührende Geltung unter den Staaten wiederzugewinnen, zumal zu gunsten Deutschlands für Olmütz mit Österreich mit Erfolg abzurechnen vermögen würde.

Zu Anfang des Jahres 1861 war die Reorganisation vollendet, und im Sommer beschied König Wilhelm seinen St. Petersburger Botschafter zu sich nach Baden-Baden. Hier gab er ihm den Auftrag, eine kurze Denkschrift über die von Preußen einzuhaltende deutsche Politik zu entwerfen. Nach einigen Tagen schon überreichte sie Bismarck dem Könige. Um so bereiter sprach dieser seine Zustimmung aus, als er ja in allen Hauptpunkten Bismarck mit sich eins wußte. So kann man sagen: Diese Denkschrift ist das Programm geworden, nach dem König Wilhelm in so ruhmreicher Weise die deutsche Frage gelöst hat.

Von Baden begab sich der König nach Ostende ins Seebad. Hierhin begleitete ihn der preußische Botschafter in London, Graf Bernstorff. Es war klar, der König wünschte jetzt Schleinitz durch einen Minister des Auswärtigen von größerer Energie zu ersetzen; denn die Zeit zu festerem Auftreten in der deutschen Frage schien ihm gekommen. Bismarck oder Bernstorff war ihm der kommende Mann. Bismarck hatte Roons beim Könige sehr schwer wiegende Empfehlung für sich; dennoch entschied sich der König für Bernstorff. Man möchte sagen: er wollte aus dem piano nicht unvermittelt ins forte übergehen. Im Oktober wurde Bernstorff zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt; aber er hatte selbst die Empfindung, daß er nur einen vielleicht kurzen Übergang zu Bismarck darstelle. Wenigstens ließ er den Botschafterposten in London unbesetzt, als wünsche er sich jederzeit wieder auf ihn zurückziehen zu können.

Bismarck kehrte, nachdem er der Krönung des Königs in Königsberg beigewohnt und von diesem den Charakter eines Wirklichen Geheimen Rates erhalten, nach St. Petersburg zurück.

Das Bedenken des Königs indes, daß Bismarck nicht in das Ministerium der neuen Ära hineinpasse, fiel fort, als das Ministerium Hohenzollern im März 1862 seine Entlassung nahm. Wiederum war es der Kriegsminister, der, aus dem alten in das neue Ministerium übertretend, auf Bismarck hinwies. Er kannte ihn seit langem und war überzeugt, daß er an ihm einen unverzagten Mitkämpen für die Reorganisation gewinnen würde. Er erreichte auch, daß Bismarck nach Berlin beschieden wurde. Allein diesem lag durchaus nichts an einem Ministerposten, aber

er war entschieden, seinem Könige zu dienen, wo es auch sei. Es schien auch einige Tage lang, als werde der König ihm den Vorsitz des Ministeriums übertragen. Aber das Ministerium Hohenlohe kam zustande ohne Bismarck; dieser wurde vielmehr als Botschafter an den Tuilerien-Hof versetzt.

Indes nur kurze Zeit blieb Bismarck dort. Er hielt seine feierliche Auffahrt bei Hofe, hatte einige Tage später eine Privat-Audienz bei Kaiser Napoleon, in der dieser sich sehr freundlich über seine Verehrung für König Wilhelm und sein Verhältnis zu Preußen aussprach. Dann nahm Bismarck Urlaub, um auf Reisen in Süd-Frankreich und Nord-Spanien abzuwarten, was ihm weiter beschieden sei. Seine Familie war überhaupt auf dem Gute Reinfeld in Pommern zurückgeblieben.

Er brauchte nicht lange zu warten. Schon um die Mitte des September war mit zweifelloser Deutlichkeit zu erkennen, wie die Abstimmung des Abgeordnetenhauses über die Reorganisation und das ganze Budget ausfallen würde. Dann war der Konflikt zwischen der Regierung und dem Hause da, dem Fürst Hohenlohe nicht standhalten würde. „Die Birne ist reif!" telegraphierte Roon nach Paris. Aber Bismarck war noch nicht von seiner Urlaubsreise dorthin zurückgekehrt. Als daher keine Antwort kam, telegraphierte er am 18. September nochmals dorthin: „Periculum in mora." Am Morgen des Tages war Bismarck dort eingetroffen; am nächsten Morgen saß er schon wieder im Eisenbahnzuge. In Frankfurt am Abend begrüßte ihn Roon, der ihm voll Ungeduld entgegengefahren war; und vereint machten sie nun die nächtliche Fahrt nach Berlin, ohne ein Auge zu schließen. Denn das drohende Geschick des Vaterlandes bewegte ihre Herzen in der Tiefe. Drei Tage später war Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannt.

Kein Zweifel, daß damit der Tag der Auseinandersetzung mit Österreich nahegerückt war. Von Wichtigkeit war es daher, daß der preußische Ministerpräsident diejenigen beiden Großmächte, mit welchen Preußen bei einem Konflikte mit Österreich vornehmlich zu rechnen hatte, ihre inneren Verhältnisse, die maßgebenden Persönlichkeiten, die Umgebung des sehr wohlgesinnten Zaren sowohl wie des undurchdringlichen Franzosenkaisers aus eigener Beobachtung kannte. Aber ungleich wichtiger war es doch noch, daß er in sein hohes Amt eine unerschütterliche und opferbereite Königstreue, die lauterste Vaterlandsliebe, weiten Blick, reiche Erfahrung und schöpferische Genialität in der rechten Auffindung der rechten Mittel mitbrachte. Dazu kam ein frischer Mut der Initiative, eine durch nichts zu ermüdende Beharrlichkeit, eine oft geradezu ver-

blüffende Offenheit und eine ganz eigenartige Rednergabe. Es war ein wahrhaft heroisches Bild, wenn die reckenhafte Gestalt im Abgeordnetenhause am Ministertische sich erhob und, die Rede bald mit einer fesselnden Frische des Ausdrucks, bald mit schlagendem Vergleiche belebend, bald wieder zur packenden Sentenz sie zuspitzend, mit wuchtigem, gedankenschwerem Wort oder mit ätzender Ironie auf den Gegner eindrang.

Freilich der Fortschrittspartei galt Bismarck noch immer als der „märkische Junker"; sie hatte keine Ahnung von der tiefgreifenden Wandlung, die sich in Frankfurt in ihm vollzogen; sie beurteilte den Minister von 1862 nach den Reden, die der Abgeordnete des Vereinigten Landtags gehalten. „Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen!" war ihre Parole. So glitten denn auch die Mahnungen, die der König an das im Januar 1863 wieder zusammentretende Abgeordnetenhaus richtete, völlig wirkungslos ab. „Das Werk der Verständigung ermöglicht zu sehen", sagte er, „ist Meinem Herzen ein Bedürfnis, Meinem Herzen, dessen einziges Verlangen darauf gerichtet ist, das Wohl des preußischen Volkes zu fördern und dem Lande die Stellung zu erhalten, die eine glorreiche Geschichte durch treues Zusammengehen von König und Volk demselben angewiesen hat." Das Abgeordnetenhaus verlangte einen Minister- und Systemwechsel und verwarf, um den König zu zwingen, das ganze Budget für 1863. Der König aber hielt fest an den Kronräten seiner Wahl — als Finanzminister war Herr von Bodelschwingh eingetreten; an Herrn von Jagows Stelle trat als Minister des Innern Graf Friedrich Eulenburg, in dem Bismarck einen rüstigen und unermüdlichen Mitstreiter gewann. Es war ein Kabinett von gleichmäßiger, streng konservativer Richtung, in dem — nach dem treffenden Scherzworte des Prinzen Wilhelm von Baden — der König der liberalste Mann war.

Das Ende war, daß das Abgeordnetenhaus aufgelöst wurde. Nun aber erhob sich die schon längst auf das äußerste erregte fortschrittliche Presse zu so zügellosen Angriffen auf Regierung und Herrenhaus, daß es notwendig schien, ihren Verhetzungen und Verleumdungen einen Zügel anzulegen. Am 1. Juni erschien daher eine königliche Verordnung, welche die Presse unter die Aufsicht der Verwaltung stellte und dieser das Recht gab, nach mehrmaliger Verwarnung das Forterscheinen einer Zeitung zu verbieten. Noch während die Angelegenheit im Ministerrate verhandelt wurde, hatte der Kronprinz, eben erst aus dem Süden zurückgekehrt, auf das Gefährliche einer solchen Maßregel hingewiesen und, da er selbst zu einer militärischen Inspektion sich nach Ostpreußen begeben mußte,

brieflich seinen königlichen Vater gebeten, von dem Erlaß dieser Preßordonnanzen Abstand zu nehmen. Allein der König ließ sich in dem, was er für notwendig hielt, nicht beirren. Sobald nun aber die Verordnung erschienen war, schrieb der Kronprinz nochmals an den König: aus tiefster Überzeugung müsse er gegen die Ordonnanz Protest einlegen, obwohl er wisse, daß er damit seinem königlichen Vater Schmerz bereite. Zugleich lehnte er in einem scharfen an Bismarck gerichteten Schreiben



Ministerpräsident Otto von Bismarck-Schönhausen (um 1863).

jede Verantwortlichkeit für die Maßregel ab. In Danzig nun war es, wo am 5. Juni aus der Begrüßungsrede des Oberbürgermeisters von Winter neben der herben Verstimmung über die Maßregel die Mahnung entgegentrat, seine wahre Stellung der Welt darzuthun. In tiefer Bewegung antwortete der Kronprinz: „Ich habe keinen Anteil an den Ratschlägen gehabt, die zu dem Zerwürfnis geführt haben. Ich war abwesend. Aber wir alle und ich am meisten, der ich die edlen landesväterlichen Intentionen und die hochherzigen Gesinnungen Seiner Majestät des Königs am besten kenne, wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter dem Zepter Seiner Majestät der Größe sicher entgegengeht, die

ihm die Vorsehung bestimmt hat." Was sollte der König thun? Konnte er es zulassen, daß der Thronerbe sich so von seiner Politik trennte. Der alte Feldmarschall von Wrangel war bereit, den Kronprinzen auf eine Festung zu führen; aber der König, dem einzigen Sohne in inniger Liebe zugethan, begnügte sich damit, ihm einen Verweis zu erteilen. Allein der Kronprinz entgegnete, daß er bei seinen Anschauungen verharren müsse und bereit sei, die Konsequenzen derselben zu tragen. Der König jedoch ließ mit der Mahnung, daß der Kronprinz fernerhin öffentliche Kundgebungen politischer Art unterlassen möge, die Sache auf sich beruhen.*) Auf jeden Fall indessen trug das Auftreten des Kronprinzen sehr wesentlich dazu bei, daß die Preßordonnanzen bald wieder zurückgenommen wurden.

Wohl hätte man erwarten dürfen, daß durch den bis zur äußersten Schärfe sich steigernden Konflikt zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause, der bis zu Versuchen, die Minister der Disziplinargewalt des Kammerpräsidiums zu unterwerfen, ja bis zu persönlichen Beleidigungen der Minister und zu der Erklärung des Hauses gedieh, daß es jede Mitwirkung zur Politik der Regierung nach innen wie nach außen ablehne: daß unter diesen Umständen die Thatkraft der preußischen Regierung erlahmt wäre. In kurzsichtiger Parteinahme für das Abgeordnetenhaus strich auch der Nationalverein „die preußische Spitze" fortan aus seinem Programm. Allein das Gegenteil geschah: fest und bestimmt, wie seit Jahren nicht, trat die Regierung an die Aufgaben heran, die zumal in den deutschen Dingen ihrer Lösung harrten.

„Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist!" hatte der Prinzregent am 8. November 1858 als seinen Grundsatz den neu ernannten Ministern ausgesprochen. Seit langem schon gab Kurhessen die Mahnung ihn zu bewähren. Hier hatte der Kurfürst Friedrich Wilhelm unter dem Schutze des wiederhergestellten Bundestages die liberale Verfassung des Jahres 1831 beseitigt und 1852 eine stark reaktionäre oktroyiert. Jahrelang ertrugen die Hessen das Willkürregiment des Kurfürsten, die Mißwirtschaft seines reaktionären Ministers Hassenpflug. Endlich 1857 wandten sich die beiden Kammern des Kurfürstentums Beschwerde führend an den Bundestag. Sofort that Hassenpflug seinen Gegenzug: er reichte eine Reihe sogenannter Verbesserungsvorschläge, die das Land erst recht in Fesseln schlugen, beim Bundestage ein und erbat nun für die so verbesserte Verfassung die Garantie des

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

Bundes. Dieser war auch des Willens, mit einigen Modifikationen sie zu gewähren. Allein dagegen erklärte sich Herr von Usedom, der preußische Bundestagsgesandte: der beabsichtigte Beschluß des Bundestages sei eine Kompetenzüberschreitung desselben und deshalb zurückzuweisen; vielmehr verlange das Recht, die kurhessische Verfassung von 1831 wieder herzustellen. Dies war freilich dem damaligen Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Schleinitz, viel zu kühn; aber der Prinzregent beschied Usedom zu sich nach Baden-Baden und faßte nach einer eingehenden Unterredung mit ihm, an der auch Herr von Bismarck, damals preußischer Botschafter am russischen Hofe, teilnahm, den Entschluß, für das kurhessische Verfassungsrecht einzutreten. Österreich wurde mit dem Bedeuten zur Mitwirkung eingeladen, daß Preußen auch im Falle einer Ablehnung die nötigen Schritte zu thun gedenke. Das machte gewaltigen Eindruck in Deutschland; überall sprach sich die liberale Partei in Zeitungen wie Adressen für die gute Sache der Kurhessen aus; ganz Kurhessen aber pries Preußen als den Erlöser aus der Schmach und dem Druck der Rechtlosigkeit. Das war der erste Schritt, den Preußen auf der Bahn nationaler Politik that: sein Erfolg auf die Stimmung in Deutschland war über Erwarten glänzend, aber der thatsächlichen Durchführung stellten Schwierigkeiten über Schwierigkeiten sich entgegen. Österreich konnte nicht zu der gleichen Hochherzigkeit wie Preußen sich erheben; die deutschen Fürsten waren sehr verstimmt und der Bundestag glaubte Herr der Sachlage zu bleiben, wenn er Preußen vor eine vollendete Thatsache stellte. Am 24. März 1860 erteilte er mit wenigen Abänderungen der kurhessischen Verfassung die Garantie des Bundes. Nachdrücklich legte Preußen gegen diesen Beschluß Protest ein und erklärte ihn, da er eine Kompetenzüberschreitung in sich schlösse, für null und nichtig. Der Kurfürst von Hessen indes kehrte sich daran nicht, sondern verkündigte diese vom Bunde garantierte Verfassung am 30. Mai 1860 in seinem Lande als rechtsbeständig.

Unterdessen hatte sich Österreich aber doch dem preußischen Standpunkte mehr genähert. Vereint stellten die beiden Großmächte daher beim Bundestage den Antrag, den Kurfürsten zu veranlassen, daß er unter Beseitigung dieser Verfassung von 1860 die einzig rechtmäßige von 1831 wieder in Wirksamkeit setze. Der Bundestag zögerte, einen solchen Beschluß, welcher der früheren Abstimmung völlig zuwider lief, zu fassen, so daß der Kurfürst am Bundestage einen Rückhalt gewonnen zu haben glaubte. Er befahl daher seinem Lande durch die Wahlverordnung vom 26. April 1862 kurzweg, die oktroyierte Verfassung von 1860 anzuerkennen.

Das war dreist. Konnte König Wilhelm ein solches Verfahren sich bieten lassen? Mit einem eigenhändigen Handschreiben entsandte er seinen Generaladjutanten, den General von Willisen, nach Kassel und kündigte dem Kurfürsten, wenn er nicht jene Wahlverordnung zurücknähme, den Abbruch der diplomatischen Beziehungen an. Der Kurfürst, aufs höchste entrüstet über diesen Eingriff in seine Rechte, wie er meinte, ließ den preußischen Abgesandten bis zur Unhöflichkeit lange in dem Vorzimmer warten, dann nahm er den Brief entgegen, warf ihn, ohne ihn zu öffnen, mit verächtlicher Handbewegung auf einen Seitentisch und fuhr den General mit groben Worten an, als dieser seinen Auftrag ankündigte. „Sehr sonderbar", sagte der Kurfürst in höchst gereiztem Tone, „daß der König von Preußen solche Schritte in einem andern Lande kritisieren will; wird aber in seinem eigenen Lande bald viel Schlimmeres thun müssen." Nochmals wies Willisen darauf hin, daß es die Absicht des Königs sei, im Falle der Ablehnung den diplomatischen Verkehr mit Kurhessen abzubrechen. „Ich kann den König nicht hindern", erwiderte der Kurfürst trotzig, „aber es ist doch ein sonderbares Verfahren, Gesandte abberufen, weil in inneren Fragen im Nachbarland nicht alles geschieht, was man vorschreibt."

Unmittelbar danach setzte auch der Bundestag die hessische Wahlverordnung außer Kraft. Jedoch nicht im geringsten änderte der Kurfürst seine Haltung. Da befahl König Wilhelm das 4. (sächsische) und 7. (westfälische) Armeecorps in Marschbereitschaft zu setzen und forderte als Sühne für den beleidigenden Empfang seines Gesandten die sofortige Entlassung der kurhessischen Minister. Mit der Hand am Schwerte stellte Preußen sein Ultimatum. Nach wenig Tagen schon war der Beschluß des Bundestages auf Herstellung der Verfassung von 1831 in Hessen fertig und das kurfürstliche Ministerium verabschiedet. Kurhessen hatte seinen Rechtsfrieden wieder — aber doch nur auf kurze Zeit. Wohl war die Verfassung von 1831 eingeführt; durch Änderung des Wahlgesetzes indes suchte der Kurfürst ein Gegengewicht zu schaffen. Der Landtag wurde berufen und nur der Entwurf des neuen Wahlgesetzes ihm vorgelegt. Er protestierte gegen die Zumutung, dies Gesetz anzunehmen, verlangte vielmehr der Verfassung entsprechend die rechtzeitige Vorlage des Budgets. Dieser Forderung stimmten die im Mai berufenen Minister zu. Der Kurfürst war außer sich: auf der Stelle entließ er das Ministerium und vertagte am 20. November den Landtag auf unbestimmte Zeit.

Das hieß der Rechtsordnung, die Preußen im Mai hergestellt hatte, offen Hohn sprechen. An Preußen wandten sich daher die Häupter

der verfassungstreuen Partei in Hessen mit ihrem Hilferuf. Und König Wilhelm hielt seine Hand über sie. Schon am 24. November sandte Bismarck, da der diplomatische Verkehr abgebrochen war, durch einen Feldjägerleutnant eine Note mit der Erklärung nach Kassel, daß Preußen, falls der Kurfürst in seiner Willkür beharre, sofort mit dessen Agnaten die nötigen Verhandlungen einleiten werde. Was konnten diese Verhandlungen anders als die Absetzung des Kurfürsten zum Ziel haben? Und konnte der Kurfürst bei dem Verhältnis, wie er und seine Agnaten zu einander standen, auch nur einen Augenblick zweifeln, daß der Familienrat nicht ohne Genugthuung auf der Stelle die Regierungsunfähigkeit seines Hauptes aussprechen würde? In ohnmächtigem Grimme unterwarf er sich daher der Forderung des Königs, berief Landtag und Ministerium zurück und versuchte fürs erste keinen Anstoß weiter zu geben.

Mit der gleichen Entschiedenheit ging Preußen auch in der Zollvereins-Frage vor. Längst waren die Sachverständigen sich darin einig, daß der Zolltarif, vor 30 Jahren aufgestellt, den bestehenden Verhältnissen nicht mehr entspreche. Er mußte also mit dem Ende der Zollvereinsverträge (31. Dezember 1865) erheblichen Änderungen unterzogen werden. Nachdem nun aber England und Frankreich 1860 einen Handelsvertrag miteinander geschlossen hatten, der für England den Übergang zum Freihandelssystem, für Frankreich sehr bedeutende Erleichterung des internationalen Verkehrs bedeutete, regte Kaiser Napoleon bei König Wilhelm den Abschluß eines Handelsvertrages mit gleicher Tendenz zwischen dem deutschen Zollvereine und Frankreich an. Die daraufhin begonnenen Verhandlungen führten indes anfangs zu keinem befriedigenden Ergebnis, so daß Preußen den übrigen Regierungen des Zollvereins vorschlug, einen neuen Zolltarif unter Ermäßigung der Eingangszölle selbst aufzustellen und die Wohlthaten desselben allen Nationen zu teil werden zu lassen, welche die deutschen Erzeugnisse ebenso günstig wie die einer andern Nation behandelten. Fast ohne Ausnahme stimmten die Regierungen diesem Vorschlage zu.

Nun mischte sich aber Österreich in die Verhandlungen, die dadurch das völlig veränderte Antlitz einer politischen Frage erhielten. Beim Abschlusse des Zollvereinsvertrages vom Jahre 1853 war der Abschluß eines Vertrages zwischen dem Zollverein und Österreich in unbestimmte Aussicht genommen worden. 1860 schlug nun Österreich vor, diesen Vertrag anzubahnen, während Preußen ihn bei der allzu großen Verschiedenheit des Kulturstandes beider Zollgebiete von vornherein für undurchführbar erklärte. Gleichwohl suchte Österreich 1861 die preußisch-

französischen Unterhandlungen als nachteilig für die mit Österreich in Aussicht genommene Zolleinigung zu hindern. Im Hintergrunde lag dabei die stille Hoffnung, den deutschen Zollverein zu sprengen. Denn ließ sich nicht erwarten, daß die Österreich stets zugeneigten deutschen Mittelstaaten auch auf dem kommerziellen Gebiete seiner Führung willig folgen würden? Durch schnelles Handeln suchte Preußen indes der Gefahr zu begegnen. Graf Bernstorff brachte einen kräftigen Zug in die Verhandlungen mit Frankreich, und am 29. März 1862 wurde in Berlin der Handelsvertrag zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen.

Dagegen aber erhob nun Österreich Protest: es erklärte das Abkommen von 1853 für verletzt, da in dem französisch-preußischen Vertrage die Zollsätze so niedrig gestellt wären, daß Österreich sie ohne schwere Schädigung seiner eigenen Industrie nicht annehmen könne.

Die Frage war: wie würden sich dazu die anderen Zollvereinsstaaten stellen? Auf den Einspruch Österreichs antworteten in übereinstimmendem Sinne Preußen und auch Sachsen, das aus Rücksicht auf seine hoch entwickelte Industrie bei aller sonstigen Abneigung gegen Preußen jetzt die österreichische Gefolgschaft sofort fahren ließ. Die Rücksicht auf die österreichische Industrie, führten sie aus, wie sie Österreich verlange, sei gerade der Beweis, daß eine Zollvereinigung im Sinne des Abkommens von 1853 für absehbare Zeit nicht ausführbar sei; übrigens lasse dies Abkommen auch jedem Beteiligten volle Freiheit. Sachsen also trat dem preußisch-französischen Handelsvertrage bei; schnell folgten ihm die thüringischen Staaten, sowie Baden und Oldenburg. Allein nochmals trat Österreich dazwischen. Es verlangte unter Beibehaltung des bisherigen Zolltarifs die Aufnahme Gesamt-Österreichs in den deutschen Zollverein und dann die Ermächtigung für Österreich und Preußen, gemeinschaftlich mit Frankreich und England über Handelsverträge zu unterhandeln. Konnte Preußen darauf eingehen? Die Beibehaltung des bisherigen Tarifs war mit dem Interesse der deutschen Industrie völlig unvereinbar. Preußen lehnte daher den Antrag Österreichs rundweg ab, bot aber den süddeutschen Staaten, um ihnen den Beitritt zu dem preußisch-französischen Vertrage zu erleichtern, den Fortfall der bisherigen Übergangsabgabe für Wein an, den diese seit langem erstrebten.

Auf das lebhafteste war durch diese Verhandlungen die öffentliche Meinung in Deutschland in Bewegung gesetzt. Der Handelsstand wie die Industrie erkannten das Zweckmäßige, das ihnen der preußisch-französische Handelsvertrag in Aussicht stellte. Selbst die Landesvertretungen sprachen sich in den meisten Zollvereinsstaaten in scharfem Gegensatze zu

den Regierungen für den Vertrag aus. Auch der in München im Oktober 1862 versammelte deutsche Handelstag nahm nach heißer Debatte eine Resolution des Inhalts an, daß das schleunige Zustandekommen des Vertrags nicht in Frage gestellt werden dürfe. Damit war der Sieg des Handelsvertrages in der öffentlichen Meinung Deutschlands vollkommen entschieden, und die ihm abgeneigten Regierungen sahen sich im eigenen Lande durch die Vertreter der Handels- und Fabrikinteressen sowie durch die allgemeine Volksstimmung gedrängt.

Aber freilich der Widerstand der Preußen abgeneigten Staaten ruhte viel mehr auf politischen als auf kommerziellen Gründen; mit Österreich in nähere Verbindung zu kommen, war ihr Ziel. Preußen begegnete dem durch die Erklärung, die es zunächst an die süddeutschen Königreiche richtete, daß es eine Ablehnung des französischen Vertrages als den Ausdruck des Willens auffassen müsse, den Zollverein mit Preußen nicht fortzusetzen: eine Entschiedenheit, deren volle Billigung das Abgeordnetenhaus trotz seines Konfliktes mit der Regierung mit 233 gegen 26 Stimmen aussprach. Überhaupt blieb Preußen dabei stehen, daß es die Sicherung des Zollvereins als die Voraussetzung für alle Verhandlungen mit Österreich ansähe. Nach Möglichkeit verzögerten die widerstrebenden Staaten ihre Antwort und verschleppten die Verhandlungen. Allmählich indes trat einer nach dem andern zu Preußen über, bis endlich als die letzten — am 12. Oktober 1864 — auch Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau folgten. Damit war der Zollverein auf Grund des deutsch-französischen Handelsvertrages auf fernere 12 Jahre erneuert, sein Eintritt in das System der westeuropäischen Verträge vollendet. Drei Jahre lang hatte der Kampf die öffentliche Meinung beschäftigt und Diplomaten und Presse in Atem erhalten. Jetzt war er glücklich zu Ende geführt. Preußen hatte gesiegt, weil es sich auf die aufgeklärte Überzeugung des preußischen und deutschen Volkes stützte und in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung befand. Dagegen war der hochfliegende Plan Österreichs auf Herstellung des Siebzig-Millionen-Reiches in weitere Ferne denn je gerückt. Die Macht der Kabinette hatte dem Kaiserstaate nicht mehr zum Siege zu verhelfen vermocht; man begriff, daß die gerade von Österreich so lange verachtete und unterdrückte öffentliche Meinung eine Macht geworden war, und das deutsche Volk lernte wieder einmal, daß es von Österreich nichts zu erwarten habe.

Auf die zeitweilig während dieser Verhandlungen hervortretende Verstimmung Österreichs hatte Preußen durch die Anerkennung des Königreichs Italien geantwortet, was sofort die freundlichsten Beziehungen

mit dem neu erstandenen Reiche zur Folge hatte. Auch die alte Freundschaft mit Rußland bestand ohne Wanken. Durch die „Punktation" vom 8. Februar 1863 verband sich Preußen mit dem Zarenreiche zur Unterdrückung des damals eben ausgebrochenen polnischen Aufstandes durch gemeinsame Maßregeln. Endlich waren auch die guten Beziehungen zu Frankreich durch den Handelsvertrag nur noch befestigt worden. So war die Stellung Preußens so günstig, wie sie nur sein konnte. Zu allen Großmächten des Kontinents stand es in dem freundlichsten Verhältnis. Seine Widersacher hatte es, Österreich voran, nur in Deutschland. Was ließ sich da für die hohen Ideen König Wilhelms von einer naturgemäßen Neugestaltung der Verhältnisse des Deutschen Bundes für ein Erfolg erwarten?

Durch offene Aussprache suchte Bismarck, mit seinem königlichen Herrn darin sich völlig eins wissend, den Boden zu ebenen. Er führte (am 4. Dezember 1862) dem Grafen Karolyi, dem österreichischen Botschafter in Berlin, eindringlich zu Gemüte, daß, wenn Österreich fortfahre, in den in der Machtsphäre Preußens liegenden deutschen Staaten einen zur Opposition gegen Preußen aufstachelnden Einfluß mit Erfolg geltend zu machen, es sich dadurch die Sympathie Preußens entfremden würde. Demnach sei es „ein gefährlicher Irrtum" für Österreich anzunehmen, daß in einem für Österreich gefährlichen Kriege unter allen Umständen die beiden deutschen Großmächte sich als Bundesgenossen finden würden. Vielmehr sei, sollten die Verhältnisse beider Staaten sich nicht bessern, ein Bündnis Preußens mit einem Gegner Österreichs ebenso wenig ausgeschlossen, wie im entgegengesetzten Falle eine treue und feste Verbindung beider Mächte gegen gemeinschaftliche Feinde. Österreich habe also die Wahl, seine gegenwärtige antipreußische Politik mit dem Stützpunkte einer mittelstaatlichen Koalition fortzusetzen oder eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen. Diese aber könne nur durch das Aufgeben der Preußen feindlichen Thätigkeit Österreichs an den deutschen Höfen gewonnen werden. Die ganze Behandlungsweise Preußens von seiten des Wiener Kabinetts scheine auf der Voraussetzung zu beruhen, daß Preußen mehr als irgend ein anderer Staat auswärtigen Angriffen ausgesetzt sei, gegen welche es fremder Hilfe bedürfe, und daß es sich deshalb von seiten der Staaten, von denen es solche Hilfe erwarten könne, eine rücksichtslose Behandlung gefallen lassen müsse. Die Aufgabe einer preußischen Regierung, der die Interessen des königlichen Hauses und des eigenen Landes am Herzen liege, werde es daher sein, das Irrtümliche jener Voraussetzung durch die That nachzuweisen, wenn man ihren Worten und Wünschen keine Beachtung schenke.

Allein die Warnung war in den Wind gesprochen. Österreich, die Kräfte Preußens weit unterschätzend, blieb auf dem traditionellen Wege seiner deutschen Politik. Durch das „Oktober-Diplom" vom 20. Oktober 1860 und das „Februar-Patent" vom 26. Februar 1861 war es in die konstitutionelle Bahn zurückgekehrt, so daß seine Anhänger in Deutschland, die „Großdeutschen", nicht müde wurden, auf das „frische konstitutionelle Leben" in Österreich unter ironischen Seitenblicken auf Preußen mit Befriedigung hinzuweisen. Unter der Gunst der öffentlichen Meinung glaubte es daher jetzt durch eine Umgestaltung des Deutschen Bundes sein Übergewicht in Deutschland auf festere Grundlagen stellen zu können.

Am 15. Oktober 1861 hatte der sächsische Minister von Beust dem Bundestage einen Reformplan vorgelegt, der auf Herstellung einer ständischen Delegiertenversammlung am Bunde, eines Bundesgerichts und einer aus drei Mitgliedern bestehenden Exekutivgewalt gerichtet war. Österreich und Preußen sollten diese sein, dazu ein von den übrigen Regierungen zu erwählender deutscher Fürst, so daß Preußen mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen konnte, die Majorität in der Exekutive stets gegen sich zu haben. Freilich bei den weit auseinander gehenden Ansichten der deutschen Regierungen blieb der Antrag ohne praktischen Erfolg.

Indessen unter der Protektion Österreichs wurde der Gedanke von acht Staaten, die in Würzburg, um über ein gemeinsames Vorgehen sich zu verständigen, sich zusammengefunden hatten, wieder aufgenommen: dem Bundestage solle eine ständische Versammlung von Delegierten der Einzellandtage an die Seite gesetzt werden, hauptsächlich zur Beratung allgemeiner Gesetzentwürfe. Mit größter Entschiedenheit trat Preußen diesem Projekte entgegen. Der preußische Bundestagsgesandte von Sydow erklärte, daß jeder Mehrheitsbeschluß in dieser Sache rechtswidrig wäre. Gewiß würden auch alle deutschen Landtage dies Delegiertenprojekt mit Unwillen zurückweisen; denn das deutsche Volk verlange eine kräftige Bundeszentralgewalt und eine wirklich nationale Volksvertretung. Mit großer Mehrheit stimmte das preußische Abgeordnetenhaus dieser Erklärung der Regierung zu; und König Wilhelm war entschlossen, eher aus dem Deutschen Bunde auszuscheiden, als eine solche Delegiertenversammlung sich aufdrängen zu lassen. Indessen diese Gefahr eines Bürgerkrieges wurde noch einmal vermieden. Zum größten Verdrusse Österreichs verwarf der Bundestag am 22. Januar 1863 mit 9 gegen 7 Stimmen das Projekt.

„Nur in einer Vertretung", erklärte Preußen bei der Abstimmung, „welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letzterer durch unmittelbare Wahl hervorgeht, kann die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden." Ein deutsches Parlament stellte es jenem untauglichen Delegiertenprojekt entgegen! Es war das erste Mal, daß hier die preußische Regierung mit voller Zustimmung König Wilhelms die Losung eines deutschen Parlaments ausgab! Das war es doch gerade, was seit 1859 die Deutschen auf allen Sänger-, Schützen-, Turnerfesten, und allen voran der Nationalverein, verlangt hatten. Man hätte meinen sollen, daß nun ganz Deutschland in heller Freude dem preußischen Antrage zugejubelt hätte; denn wie in der Zollvereins-Krisis stützte sich auch hier Preußen auf das, was die öffentliche Meinung verlangte. Aber so sehr verwirrte auch außerhalb Preußens der preußische Konflikt das Urteil der großen Menge, daß sie nur mit ungläubiger Verwunderung, ja vielfach wie einen unpassenden Scherz mit Gespött den großen Gedanken Preußens aufnahm.

Österreich allein erfaßte ihn in seiner weittragenden Bedeutung: nur durch ein Projekt im größten Stil glaubte die österreichische Regierung ihn überbieten zu können.

Die Ärzte hatten König Wilhelm zur Kur nach Karlsbad geschickt. Zur Nachkur begab er sich gegen Ende Juli, von Bismarck begleitet, nach Gastein, dem herrlich grünen Alpenthal, das die Ache wie in einem „rasenden Walzer" durchrauscht. Am 2. August traf dort auch Kaiser Franz Joseph von Österreich ein und teilte noch an demselben Tage König Wilhelm seine Absicht mit, zur Beratung und Entscheidung über eine neue deutsche Bundesverfassung einen deutschen Fürstentag nach Frankfurt einzuladen. Noch eingehender sprach er am folgenden Tage sich dahin aus, daß die Grundlagen seines Reformplanes ein Bundesdirektorium von fünf Köpfen wären sowie die periodische Berufung einer Versammlung von Abgeordneten der Kammern der Einzelstaaten. Zugleich übergab er ihm eine Denkschrift der Wiener Hofkanzlei, welche über die Einzelheiten des Programms Aufschluß geben sollte. Auch mit Bismarck hatte der Kaiser an beiden Tagen eingehende Besprechungen über seinen Plan.

Mit rückhaltsloser Offenheit sprach König Wilhelm dem Kaiser die Bedenken aus, die er gegen das Reformprojekt hegte. Allein sie machten wenig Eindruck; erst im Moment der Abreise richtete er die Bitte an den König, diese Bedenken ihm schriftlich zufertigen zu lassen. Mehrere Stunden später — am Spätabend des 3. August — überbrachte zu des

Königs Erstaunen ein Generaladjutant des Kaisers die vom 31. Juli datierte Einladung zu dem auf den 16. August nach Frankfurt ausgeschriebenen Fürstentage. Nicht die geringste Berücksichtigung war damit den Bedenken des Königs zu teil geworden. Man sah, es war die Absicht des Kaisers, in allem bündig seinen Willen durchzusetzen. Das war die Weise, in welcher Österreich in Deutschland aufzutreten liebte. König



Kaiser Franz Joseph (um 1860).
Gezeichnet und lithographiert von Metzmacher. Verlag von Bouffod, Valadon & Cie.

Wilhelm indessen lehnte die Einladung durch eine Depesche an den Kaiser ab, zumal auch seine Kur zu einem so frühen Termine sein Erscheinen in Frankfurt verhindere. Durch ein besonderes Schreiben legte er dann dem Kaiser seine schon mündlich geäußerten Bedenken dar. „Einmal", schrieb er, „kommt es darauf an, zu verhüten, daß das bestehende Maß der Einigung vor jeder Gefährdung durch das Streben nach einem festen Bande bewahrt werde.

„In dieser Beziehung entnehme Ich aus Eurer Majestät Absicht, die wesentlichen Grundlagen der Bundesverfassung zu erhalten, die

Bürgschaft, daß das Gute, soweit es vorhanden, dem Streben nach Besserem nicht ohne Sicherheit des Erfolges geopfert werden wird.

„Meine zweite Erwägung ist die, daß die Erreichung des für die Zukunft gesteckten Zieles durch die Wahl des Weges wesentlich beeinträchtigt oder gefördert werden wird. Unsere Arbeiten würden Meiner Ansicht nach dadurch nicht erleichtert werden, daß Wir sie mit einer Zusammenkunft der Souveräne beginnen. Es erscheint Mir unerläßlich, daß einem so bedeutsamen Schritt, wenn er den gewollten Erfolg haben soll, eingehende Vorarbeiten und Konferenzen Unserer Minister vorausgehen, über deren Ergebnis schließlich von den Souveränen die Entscheidung zu treffen sein wird.

„Aus diesem Grunde glaube Ich Mir die Annahme der Einladung Eurer Majestät zum 16. August versagen und Eurer Majestät vorschlagen zu sollen, daß Wir die Fragen, über welche von den Souveränen sämtlicher Bundesstaaten zu beschließen sein wird, zunächst in Ministerialkonferenzen der Vertreter der 17 Stimmen des engeren Rates der Bundesversammlung beraten und feststellen lassen."

Auf diese sachlichen Bedenken ging die Antwort des Kaisers Franz Joseph gar nicht ein, sondern lud nur den König ein, wenn die Badekur sein Erscheinen hindere, durch einen Prinzen seines Hauses in Frankfurt sich vertreten zu lassen. Darauf antwortete König Wilhelm noch an demselben 7. August durch ein eigenhändiges Schreiben, in dem er es nochmals ablehnte, sei es selbst in Frankfurt zu erscheinen, sei es einen Prinzen dorthin zu entsenden. Zugleich sandte er an alle befreundeten Regierungen telegraphisch die Aufforderung, auch ihrerseits die Einladung nach Frankfurt abzulehnen. In einer Depesche an Herrn von Werther, den preußischen Botschafter in Wien, wurde aber dargelegt, daß es der Würde des Königs nicht entsprechend sei, an einer Versammlung teilzunehmen, deren Zweck mit ihm nicht vorher beraten sei, sondern erst auf der Versammlung selbst im einzelnen ihm mitgeteilt werden solle; Mehrheitsbeschlüssen des in Aussicht genommenen Bundesdirektoriums könne Preußen nimmermehr seine Selbständigkeit unterordnen; die zu berufenden beratenden Delegationen seien absolut bedeutungslos; vielmehr halte Preußen an einem aus Volkswahlen hervorgehenden Parlamente fest.

So ging denn ohne König Wilhelm der Frankfurter Fürstentag vor sich. Mit Jubel begrüßte die alte, immer gut österreichisch gesinnte Reichsstadt die einziehenden Fürsten; und vollends den Kaiser Franz Joseph empfing sie mit rauschendem Enthusiasmus. Die Meinung war,

daß auch der Preußenkönig wohl doch noch sich entschließen würde zu kommen.

Der Plan Österreichs ging dahin, daß der Deutsche Bund künftig von einem Direktorium, bestehend aus Österreich, Preußen, Bayern und zwei von den Fürsten gewählten Mitgliedern, geleitet werden solle. Daneben sollte ein Bundesrat bestehen, in dem Österreich wie Preußen je drei Stimmen führen sollten; doch nahm Österreich im Direktorium wie im Bundesrat den Vorsitz für sich in Anspruch. Endlich sollten alle drei Jahre Delegierte der Landtage in öffentlicher Versammlung zusammentreten, über deren Beschlüsse indes den Konferenzen der Fürsten die Entscheidung zustehen sollte. Auch ein Bundesgericht war in Aussicht genommen. Und für dies Entgegenkommen Österreichs sollte der Deutsche Bund als Gegenleistung die Bürgschaft für den Gesamtbesitzstand Österreichs übernehmen! Bismarck hatte doch wohl so unrecht nicht, wenn er seiner Frau von den „Frankfurter Windbeuteleien" schrieb.

Bevor nun der Fürstentag in die Beratung über diesen Reformplan Österreichs eintrat, beantragte König Wilhelms Neffe, der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, den jetzt in Baden-Baden weilenden König von Preußen nochmals zur Teilnahme an den Verhandlungen einzuladen, da es unangemessen sei, ohne Preußen etwas zu unternehmen. Die andern Fürsten stimmten zu, und König Johann von Sachsen übernahm es, die Gesamteinladung des Fürstentages an König Wilhelm persönlich zu überbringen. Auch der Kaiser Franz Joseph war damit einverstanden, jedoch nur mit dem Vorbehalt, daß auch für den Fall der Ablehnung die Fürsten das Verfassungswerk in kürzester Frist fertigzustellen hätten: man könne ja Preußen den nachträglichen Beitritt offenlassen. Ihn beherrschte durchaus die Empfindung, daß auch dieser Versuch der Fürsten, Preußen zu gewinnen, ohne Erfolg sein würde.

Indessen dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinettskurier! König Wilhelm hatte wirklich einen Moment das Gefühl, daß er bei seiner ablehnenden Haltung nicht mehr beharren könnte. Allein, wie stets bei ihm, überwand die ruhige Erwägung bald das erste Empfinden. Jedoch die begreifliche Aufregung machte ihn nervös, und als er den König Johann empfing, befand er sich sehr unwohl. Er bezeugte seinem hohen Gaste die lebhafte Neigung, die er empfände, nach Frankfurt zu kommen, aber er legte ihm auch alle die Gründe dar, die ihn davon abhielten. In einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser Franz Joseph, das der König von Sachsen mit sich nahm, gab er seine

Entscheidung. Was der Kaiser erwartet hatte, geschah: König Wilhelm blieb klar und bestimmt bei seiner Ablehnung. Er schrieb:

„Durchlauchtigster, Großmächtigster Fürst,
besonders lieber Bruder und Freund!

Ew. Majestät haben in Gemeinschaft mit Unseren erhabenen Bundesgenossen, den in Frankfurt versammelten deutschen Fürsten und freien Städten, die erneute Einladung an Mich gerichtet, welche Se. Majestät der König von Sachsen die Güte gehabt hat, Mir unter mündlichen Erläuterungen zu überbringen, und beehre Ich Mich, nach sorgfältiger und bundesfreundlicher Erwägung des Inhalts derselben, darauf in Folgendem zu erwidern.

„In Meinem Schreiben vom 4. d. M. habe Ich Ew. Majestät neben Meiner Bereitwilligkeit, zu zeitgemäßen Verbesserungen der Bundesverfassung mitzuwirken, zugleich die Überzeugung ausgesprochen, daß ein solches Werk nicht ohne eingehende Vorarbeiten mit einer Zusammenkunft der Souveräne begonnen werden könne, wenn der beabsichtigte Erfolg erreicht werden solle, und Ich habe deshalb zu Meinem Bedauern Ew. Majestät Einladung, Mich am 16. d. M. zur Versammlung nach Frankfurt zu begeben, ablehnen müssen.

„So ungern Ich auch der wiederholten, in ihren Formen für Mich so ehrenvollen Einladung Mich versage, so ist doch Meine Überzeugung auch heute noch die, welche Meine Erklärung vom 4. geleitet hat, und beharre Ich bei derselben um so mehr, als Ich auch jetzt noch keine amtliche Mitteilung der der Beratung zu Grunde gelegten Anträge erhalten habe, dasjenige aber, was auf andern Wegen zu Meiner Kenntnis gelangt ist, Mich nur in der Absicht bestärkt, Meine Entschließungen erst dann festzustellen, wenn durch geschäftsmäßige Bearbeitung der Angelegenheit von seiten Meiner Räte die zu erörternden Abänderungen der Bundesverfassung in ihrem Verhältnisse zu der berechtigten Machtstellung Preußens, zu den berechtigten Interessen der Nation, eingehend geprüft sein werden. Ich bin es Meinem Lande und der Sache Deutschlands schuldig, vor einer solchen Prüfung der einschlägigen Fragen keine Mich bindenden Erklärungen gegen Meine Bundesgenossen abzugeben; ohne solche aber würde Meine Teilnahme an den Beratungen nicht ausführbar sein.

„Diese Erwägung wird Mich nicht abhalten, jede Mitteilung, welche Meine Bundesgenossen an Mich werden gelangen lassen, mit der Bereitwilligkeit und Sorgfalt in Erwägung zu ziehen, welche Ich der

Entwickelung der gemeinsamen vaterländischen Interessen jederzeit gewidmet habe.

„Ew. Majestät und Unsere in Frankfurt versammelten erhabenen Bundesgenossen bitte Ich den angelegentlichen Ausdruck bundestreuer Freundschaft zu empfangen, mit der Ich verbleibe

Eurer Majestät
freundwilliger Bruder und Freund
Wilhelm."

Baden-Baden, 20. August 1863.

Kaiser Franz Joseph war der Meinung, daß die versammelten Fürsten den Reformplan gleich im ganzen annehmen sollten: lief er doch handgreiflich auf eine Machterhöhung Österreichs hinaus. Allein hiergegen legte der Großherzog Friedrich von Baden Verwahrung ein. Es mußte also in eine Einzelberatung aller Paragraphen des Entwurfes eingetreten werden. Das Ende war, daß 24 Fürsten die durchberatene Reformakte „unter Vorbehalt der Zustimmung aller Bundesstaaten", d. h. des allein fehlenden Preußens, unterzeichneten. Ausdrücklich jedoch gegen den Verfassungsentwurf stimmten die Großherzöge von Baden, Sachsen-Weimar und Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Heinrich der Niederlande für Luxemburg und die Fürsten von Waldeck und Reuß jüngerer Linie.

War aber überhaupt eine Reform des Bundes ohne Preußens Beteiligung möglich? Die Unterzeichner der Reformakte wandten sich daher in einem gemeinschaftlichen Schreiben an König Wilhelm, um ihn zum nachträglichen Beitritte zu ihren Beschlüssen einzuladen. Am 22. September antwortete ihnen der König von Berlin aus:

„Durch das Schreiben, welches Eure . . . . . in Gemeinschaft mit andern deutschen Fürsten und Vertretern der freien Städte am 1. d. M. an Mich gerichtet haben, sind die in Frankfurt a. M. beratenen Bundesreformvorschläge zu Meiner Kenntnis gelangt. Ich habe dieselben der sorgfältigen Erwägung unterzogen, welche Ich in Meinem, am 20. v. M. an Se. Majestät den Kaiser von Österreich nach Frankfurt gerichteten Schreiben zugesagt hatte. Diese Prüfung hat Mir nicht die Überzeugung gewähren können, daß die vorgeschlagene Reformakte in ihrer gegenwärtigen Gestalt geeignet sei, einen Abschluß Unserer vieljährigen Bemühungen um die Verbesserung der Bundesverfassung zu bilden. In dem Entwurfe habe Ich nicht den Ausdruck der wirklichen Verhältnisse und Bedürfnisse, deren Berücksichtigung allein einem solchen Werke Leben und Dauer verleihen kann, zu erkennen vermocht.

„Ich darf daher nicht zögern, es Euer ..... wenn auch mit Bedauern auszusprechen, daß Meine Pflichten als König von Preußen und als deutscher Fürst es Mir nicht gestatten, den Mir mitgeteilten Entwurf als die Grundlage einer neuen Bundesverfassung anzunehmen.

„Ich vermag in eine Erweiterung des bisherigen vertragsmäßigen Bundeszweckes und der Kompetenz der Bundes-Zentralbehörde nur dann zu willigen, wenn dieselbe mit voller und gerechter Rücksichtnahme auf das Gewicht Preußens im Bunde und auf die Gesamtinteressen der deutschen Nation erfolgt. In diesem Sinne betrachte Ich als Vorbedingungen Meiner Zustimmung zu einer durchgreifenden Reform der bestehenden Bundesverträge die Verständigung über drei Punkte, mit deren näherer Darlegung bei Eurer ..... Regierung Ich Meinen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten beauftragt habe. Dieselben betreffen:

1. Das Veto Preußens und Österreichs mindestens gegen jeden Bundeskrieg, welcher nicht zur Abwehr eines Angriffs auf das Bundesgebiet unternommen wird.

2. Die volle Gleichberechtigung Preußens mit Österreich zum Vorsitze und zur Leitung der Bundesangelegenheiten.

3. Eine Volksvertretung, welche nicht aus Delegationen, sondern aus direkten Wahlen nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgeht, und deren Befugnisse zu beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten Gegenstand der Verhandlung, aber jedenfalls ausgedehnter zu bemessen sein würden, als in dem vorliegenden Entwurfe einer Reformakte der Fall ist.

„Vor einer Verständigung über diese Grundlage kann Ich ein gedeihliches Ergebnis der Erörterung der sonstigen Einzelheiten des Mir mitgeteilten Entwurfes nicht in Aussicht nehmen. Ich habe daher Meinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Auftrag erteilt, über die ersteren zunächst mit der kaiserlich-österreichischen Regierung in Unterhandlung zu treten, in der Hoffnung, daß es Euer .... gefallen werde, sobald das erforderliche Einvernehmen angebahnt sein wird, in Gemeinschaft mit Mir die Berufung von Ministerialkonferenzen zu veranlassen, welche die definitive Beschlußnahme der deutschen Souveräne vorzubereiten haben würden."

Scharf und bestimmt bezeichnete König Wilhelm die unerläßlichen Vorbedingungen, unter denen allein Preußen die Hand zu Beratungen über eine Bundesreform bieten könne. Das war eine vernichtende Kritik des österreichischen Reformprojektes. Die Folge war, daß das mit

blendendem Glanze unternommene, mit lautem Beifall vielfach begrüßte Werk in sich selbst zusammenfiel. Österreich erklärte die preußischen Vorbedingungen für „durchaus unannehmbar“ und gab in einer am 30. Oktober nach Berlin gesandten Note ziemlich unverhüllt die Absicht zu erkennen, wenn nicht anders, auch *ohne* Preußen sein Bundesreformprojekt durchzuführen. Eitles Vornehmen! Der Fürstentag hatte mit zweifelloser Deutlichkeit gezeigt, daß ohne Preußen und vollends gegen Preußen für Deutschland nichts durchgeführt werden könne. Das mußte, wenn irgend etwas, den Gegensatz der beiden deutschen Großmächte noch mehr verschärfen, für den eine ausgleichende Lösung sich nicht finden ließ.

„Jede fruchtbare Bundesthätigkeit ist unmöglich“, sagte Großherzog Friedrich von Baden in einer Sitzung des Fürstentages, „solange *zwei* Großmächte dem Bunde angehören!“ Es klang wie eine arge Ketzerei in dem erlauchten Kreise und war doch nicht mehr, als die schlichte Wahrheit.

Sechstes Kapitel.

Die Befreiung Schleswig-Holsteins.

Und nun ereignete sich das Unglaubliche: die beiden deutschen Großmächte, eben noch scharfe Gegner, fanden sich zu gemeinsamer Aktion zusammen!

Unter dem Antriebe der Demokraten, die auch in Dänemark das Sturmjahr 1848 ans Ruder gebracht, hatte König Friedrich VII. den Bereich der neu erlassenen dänischen Gesamtverfassung bis zur Eider ausgedehnt und damit das nur durch Personalunion mit Dänemark verbundene Schleswig trotz allen Protestes der dänischen Monarchie einverleibt. Alsbald hatte für Schleswig das stammverwandte, jedoch zum Deutschen Bunde gehörige Herzogtum Holstein Partei ergriffen, und beide hatten sich von Dänemark losgesagt. Allein mit ihren eigenen Kräften den Dänen nicht gewachsen, mußten sie sich 1851 Dänemark wieder unterwerfen. Denn auf Grund der Olmützer Punktation bedrohten Österreich und Preußen sie mit „gemeinschaftlicher Exekution im Weigerungsfalle." Zugleich versprach ihnen der Bundestag, „die Rechte des Herzogtums Holstein und das altherkömmlich berechtigte Verhältnis zwischen Holstein und Schleswig auf Grundlage des Zustandes, wie er vor dem Kriege gewesen, zu wahren." Freilich ließ er es in der Folge ruhig geschehen, daß Dänemark jede Verbindung Schleswigs mit Holstein beseitigte, an die Eider eine Zollgrenze legte und einen dreisten Vertilgungskampf gegen deutsches Wesen und deutsche Sprache in dem nördlichen Schleswig begann.

Nun stand aber das dänische Königshaus nur auf zwei Augen. Um daher allen Thronstreitigkeiten und einer möglichen Erneuerung des Bürgerkrieges vorzubeugen, vereinbarten die Großmächte untereinander das „Londoner Protokoll" vom 8. Mai 1852. Dasselbe setzte fest, daß die dänische Monarchie in ihrem ganzen Bestande mit Einschluß von Schleswig-Holstein erhalten bleiben solle und bestimmte den Prinzen

Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg zur Thronfolge, während von den anderen Linien des schleswig-holsteinischen Herzogshauses die Gottorper Verzicht leistete und die Augustenburger es zufrieden war, durch eine ansehnliche Summe entschädigt zu werden. Zugleich verpflichtete sich der König von Dänemark, auf die Inkorporation des Herzogtums Schleswig zu verzichten und demselben selbständige Provinzialstände zu gewähren, auch die Gleichberechtigung der deutschen und dänischen Nationalität in Schleswig anzuerkennen.

Indes schon 1855 erließ König Friedrich, von den Eiderdänen gedrängt, eine Gesamtverfassung für die dänische Monarchie, welche die Zusagen von 1852 gröblich verletzte. Da nun aber das Herzogtum Holstein und das kleine Kronland Lauenburg zum Deutschen Bunde gehörten, so erklärte der Bundestag, daß die neue Verfassung für diese beiden Länder nicht zu Recht bestehe, und verlangte für sie die Aufhebung der Verfassung. Dem wollte jedoch die dänische Regierung sich nicht fügen; erst als der Deutsche Bund 1858 mit Bundesexekution drohte, lenkte sie wenigstens teilweise ein, bis die kriegerischen Ereignisse des folgenden Jahres den dänischen Konflikt ganz in den Hintergrund drängten. Allein die Eiderdänen ruhten nicht: sie veranlaßten den König, das Patent vom 30. März 1863 zu erlassen, durch das Schleswig in Dänemark einverleibt, Holstein aber und Lauenburg in Abhängigkeit von Dänemark gebracht wurden.

Das war König Wilhelm indessen nicht gesonnen, sich bieten zu lassen. Er erließ an Dänemark die bündige Erklärung, daß weder der Deutsche Bund noch Preußen als europäische Großmacht das einseitige Zurücktreten Dänemarks von den übernommenen Verpflichtungen dulden könnten. Der Bund beschloß das Exekutionsverfahren gegen Dänemark wieder aufzunehmen und beauftragte die österreichische, die preußische, die sächsische und die hannöversche Regierung mit der Vollstreckung der Exekution gegen Dänemark. Da starb König Friedrich VII. am 15. November 1863, und Prinz Christian von Glücksburg bestieg als Christian IX. den dänischen Thron, um der Gesamtverfassung, die der dänische Reichsrat am 13. November angenommen hatte, auch seinerseits die Zustimmung zu erteilen. Damit war die Einverleibung der Elbherzogtümer in die dänische Monarchie vollendete Thatsache.

Allein nicht in dem Könige Christian sahen die Herzogtümer ihren Herzog, sondern in dem Prinzen Friedrich von Augustenburg, dessen Erbanspruch ihnen als eine Abwehr der drohenden dänischen Vergewaltigung galt. Mit Begeisterung hoben sie ihn auf den Schild, und auch

in Deutschland entstand eine lebhafte Parteibewegung, voll Verlangens, daß die Regierungen sich von dem Londoner Protokoll lossagen und den Prinzen von Augustenburg mit Waffengewalt als Herzog von Schleswig-Holstein einsetzen sollten. Dieser Meinung war auch das preußische Abgeordnetenhaus; die Ehre Deutschlands, erklärte es, verlange, daß sämtliche Regierungen den Prinzen von Augustenburg als den rechtmäßigen Herzog anerkennten und ihn in der Geltendmachung seiner Rechte unterstützten. Und was wäre das Ergebnis gewesen? Daß es einen deutschen Kleinstaat mehr gegeben hätte, zu schwach, sich selbst zu schützen, und darum, wie die andern alle, auf den starken Arm Preußens lediglich angewiesen. Und zu der Flotte, deren es doch dazu bedurft hätte, hatte eben dies Abgeordnetenhaus erst unlängst die Mittel der preußischen Regierung abgeschlagen!

König Wilhelm indes war auf die Nachricht vom Tode des Königs Friedrich von vornherein entschlossen, da Preußen aus seiner früheren Einmischung in die schleswig-holsteinische Sache wenig Anerkennung und Ruhm gewonnen hatte, jetzt alles daran zu setzen, um die alte Streitfrage zu einer dauernden Lösung zu führen, wie sie der Ehre und den Interessen Deutschlands entspräche. Der Weg freilich, den das Abgeordnetenhaus eingeschlagen sehen wollte, war der verkehrteste von allen; denn er mußte notwendig den Einspruch und Widerstand aller Großmächte als der Unterzeichner des Londoner Protokolls wachrufen. Preußen begnügte sich daher, nachdem es mit Österreich Verständigung gesucht, beim Bundestage, um zunächst die Rechte Holsteins zu wahren, die rasche und kräftige Ausführung der Bundesexekution gegen Dänemark zu beantragen. Bereitwillig schloß sich Österreich diesem Schritte an, freilich nur um das entschlossen vorgehende Preußen zügeln und nach Umständen auch hemmen zu können. Den fremden Mächten aber gab die Bundesexekution, da sie nicht gegen frühere Abmachungen verstieß, keinerlei Anlaß zur Beschwerde. So wurden denn von Bundes wegen Hannover und Sachsen beauftragt, zunächst Holstein zu besetzen, während als Reserve ihnen 25000 Preußen und 15000 Österreicher an der Elbe nachrücken sollten.

Freilich die geforderte Kriegsanleihe von 36 Millionen Mark schlug das preußische Abgeordnetenhaus der Regierung ab; der österreichische Reichsrat dagegen, weniger kurzsichtig als die preußische Linke, bewilligte ohne weiteres die geforderten 6 Millionen Gulden für den gleichen Zweck.

An der Eider mußte die Bundesexekution Halt machen; aber die Großmächte gingen einen Schritt weiter. Gemeinsam richteten sie an

Dänemark die Forderung, binnen 48 Stunden jene Gesamtstaatsverfassung vom 13. November 1863 für die Herzogtümer aufzuheben. Sie hatten beim Deutschen Bunde die Besetzung Schleswigs beantragt, falls Dänemark nicht unverzüglich das verfassungsmäßige Recht dort anerkenne und die widerrechtliche Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie wieder aufhebe. Indessen die Mehrheit der deutschen Kleinstaaten wollte, bis der Prinz von Augustenburg zunächst in Holstein eingesetzt wäre, Schleswig noch unberücksichtigt lassen und lehnte daher den Antrag ab. Da thaten denn Preußen und Österreich den bedeutungsvollen Schritt und nahmen als Großmächte selbständig die Sache in die Hand. Dänemark aber war im Vertrauen auf die anderen Großmächte dreist genug, das ihm gestellte Ultimatum abzulehnen. Und nun zeigte sich die Weisheit, in der Preußen ein gemeinsames Vorgehen Österreich angetragen. Mit Rußland durch die polnische Konvention, mit Italien durch die bereite Anerkennung stand Preußen so, daß es von ihnen keine Einsprache zu erwarten hatte. Auch auf Napoleons freundliche Gesinnung konnte es rechnen. So waren nur von England und zumal von Österreich, dem alten Gegner, Schwierigkeiten zu besorgen. Durch das preußische Erbieten aber war Österreich vor die Wahl gestellt, entweder der Widerpart Preußens oder sein Bundesgenosse zu sein. Durch die Waffengemeinschaft glaubte es sich am besten gesichert und ergriff so bereitwillig fast über Erwarten das angetragene Bündnis, daß es den militärischen Oberbefehl an Preußen, wie es dieses verlangte, ohne Schwierigkeit überließ. Auf England allein konnte sich also das Vertrauen der Dänen stützen; wohl wurden dort auch voller Entrüstung dröhnende Reden gehalten. Aber da zwei Großmächte verbündet ihm gegenüberstanden, getraute sich England doch nicht irgend etwas gegen sie zu unternehmen. Vor polternden Reden und Noten aber, wie England hoffte, wichen die verbündeten Mächte auch nicht einen Schritt zurück. Sie beantworteten vielmehr die Ablehnung ihres Ultimatums mit der Abberufung ihrer Gesandten in Kopenhagen, und der Höchstkommandierende der verbündeten Armeen, der greise Feldmarschall von Wrangel, befahl mit dem lakonischen Kommando: „In Gottes Namen druff!“ am 1. Februar 1864 den Einmarsch in Schleswig.

Die dänische Armee unter General de Meza zählte 59214 Mann mit 120 Geschützen. Die gleiche Zahl ihrer Truppen hielten die verbündeten Fürsten für ausreichend zur Besiegung der dänischen Kriegsmacht. So waren denn überhaupt nicht mehr als 37000 Preußen mit 110 Geschützen und 23000 Österreicher mit 56 Geschützen für den Krieg

aufgeboten. Nur an Artillerie also waren die Verbündeten dem Feinde merklich überlegen, wogegen aber dieser zur See ein außerordentliches Übergewicht besaß.

Die erste Verteidigungslinie der Dänen bildete das Dänenwerk, eine Reihe von festen Werken und Wällen, die sich hinter der Schlei quer über einen großen Teil von Schleswig erstreckten, überall geschützt durch Sümpfe, Flüsse und Wasserflächen. Die östliche Ecke des Festungswerkes war von der Schlei umflossen, die sich von der Stadt Schleswig bis zum Meere wie ein breiter See ausdehnt und durch ihre Wasserfläche eine natürliche Schutzwehr für das Dänenwerk bildet. Die Übergangsstelle bei Missunde war zudem durch sieben Schanzen und einen starken Brückenkopf befestigt.

Mit 36000 „tapperen Landsoldaten" hatte Meza den 80 Kilometer langen Schanzenwall und die Schleilinie besetzt. Gegen diese Aufstellung richteten die Verbündeten sofort ihren Angriff. Prinz Friedrich Karl, der die Preußen führte, versuchte bei Missunde den Übergang zu erzwingen; allein dem konzentrierten Geschützfeuer der Dänen gegenüber hatte er keinen Erfolg und schlug daher weiter abwärts bei Arnis eine Brücke über die Schlei, seinen Marsch auf Flensburg richtend, um die Rückzugslinie des Feindes zu bedrohen.

Die Mitte der langen Angriffsfront der Verbündeten bildeten die Österreicher unter Feldmarschallleutnant von Gablenz. Nach dem glücklichen Gefecht bei Oversely drangen sie bis an das Dänenwerk vor. Sie schickten sich an, es zu erstürmen: da sahen sie, daß die Dänen es mit Zurücklassung zahlreicher Geschütze aufgegeben und in der Nacht vom 5. zum 6. Februar den Rückzug angetreten hatten. Eben war König Christian selber im Hauptquartier der Dänen eingetroffen, um Kriegsrat zu halten und seine Truppen anzufeuern, als sie auch schon mitten in der Nacht in höchster Eile sich zurückziehen mußten, wenn sie nicht zwischen zwei Feuer geraten und durch die Preußen Friedrich Karls, den rechten Flügel der Verbündeten, von ihrer zweiten Verteidigungslinie, den Schanzenreihen bei Düppel auf der Halbinsel Sundewitt, abgeschnitten werden wollten. Ohne Verzug setzte Gablenz den Abziehenden nach und brachte ihrer Nachhut bei Översee am 6. Februar eine empfindliche Schlappe bei; und am nächsten Tage schon rückten die Verbündeten in Flensburg ein, während ein Teil der dänischen Armee sich nordwärts nach Jütland, der andere in die feste Stellung von Düppel und auf die gegenüberliegende Insel Alsen zurückzog. Ein glänzendes Ergebnis hatte somit die erste Kriegswoche gehabt: die Eider war überschritten, das

Dänenwerk, das für uneinnehmbar gegolten, war ohne ernste Verteidigung aufgegeben, 119 schwere Festungsgeschütze und 20 Feldgeschütze, dazu große Vorräte aller Art waren erbeutet, und vor allem, wie hob der große, rasche Erfolg das kriegerische Selbstgefühl des Soldaten!

Unterdessen rückte auch die preußische Garde, die den linken Flügel der Verbündeten darstellte, nach Norden vor: am 18. Februar stand sie an der Grenze Jütlands. Sollten die Verbündeten sie überschreiten, da sie doch einzig zur Befreiung Schleswigs ausgezogen waren? Österreich war bedenklich: es fürchtete bei dem Einmarsche den Einspruch der fremden Mächte. Und wirklich ließ es auch England in Wien wie in Berlin nicht an eindringlichen Vorstellungen gegen ein weiteres Vorrücken, das Dänemark ganz zu Boden werfen mußte, fehlen und drang mit allem Eifer auf die Bewilligung eines Waffenstillstandes; allein Preußen hielt es vor allem für nötig, die kriegerischen Erfolge zu sichern, und dazu bedurfte es durchaus der Besetzung Jütlands. Der Zweck derselben war ein dreifacher: es wollte für die Wegnahme deutscher Schiffe an den Dänen Repressalien üben, die dänischen Streitkräfte teilen und die Dänen zu einer baldigen Beendigung der kriegerischen Aktion willig machen. So gingen denn am 18. Februar die Preußen über die Grenze von Jütland, und die preußische Garde besetzte Kolding, die erste Stadt auf jütischem Boden.

Der geschickten Unterhandlung des Generals Edwin von Manteuffel gelang es, in Wien die Bedenken des Kaisers Franz Joseph zu überwinden. Um der Maßregel indes einen lediglich militärischen Anschein zu geben, wurde schon damals ein Vorgehen gegen die Düppeler Schanzen ins Auge gefaßt. Denn so wurde am besten jedem Mißtrauen der fremden Mächte gewehrt. Daher gingen jetzt auch die Österreicher über die jütische Grenze, erstürmten, durch preußische Reiterei verstärkt, in einem scharfen Gefecht am 8. März Veile und zwangen die Dänen, während die preußische Garde die Festung Fridericia einschloß, hinter dem Limfjord Sicherheit zu suchen. Und nun erwies König Wilhelm, da der Feldmarschall Wrangel der Stellung eines Höchstkommandierenden sich doch nicht ganz gewachsen zeigte, dem Kronprinzen das Vertrauen, am 30. März zu befehlen, daß Wrangel keine Anordnung, ohne vorher mit dem Kronprinzen Rücksprache zu nehmen, erlassen solle: womit denn thatsächlich die oberste Heeresleitung auf den jungen Kronprinzen überging.

Mit frischem Wagemut gingen allenthalben die Verbündeten vor, während die Dänen je länger je mehr sich auf eine vorsichtige, fast ängstliche Verteidigung beschränkten. Selbst zur See, wo sie doch das

überwältigende Übergewicht besaßen, wagten sie außer fortgesetzten Kapereien nichts zu unternehmen. Um so größeren Eindruck machte es daher, daß die preußischen Schiffe sich erkühnten, die weit überlegene dänische Flotte aufzusuchen und anzugreifen. Am 17. März gingen aus dem sicheren Hafen von Swinemünde die beiden Schraubenkorvetten Arkona und Nymphe unter dem Befehle des Kapitäns Jachmann in See; auf der Höhe von Jasmund trafen sie die dänischen Schiffe, das Schraubenlinienschiff Skjold, die Schraubenfregatte Själland und die Schraubenkorvetten Heimdal und Thor. Von Norden her näherte sich noch die Schraubenfregatte Tordenskjold, während den preußischen Schiffen sich von Westen her noch der Raddampfer Loreley näherte, dem die erste Kanonenboot-Division folgte. Mutig gingen die Preußen vor. Die Arkona eröffnete den Angriff mit einem Schuß, der zu kurz bemessen war; schnell entwickelte darauf sich das Gefecht. Planmäßig gaben die drei preußischen Schiffe ihre Breitseiten und gingen dann, nachdem sich das Gefecht südlicher gezogen hatte, zu dem vorgesehenen Rückzugsgefechte über, hauptsächlich aus den Heckgeschützen feuernd. Die Dänen begnügten sich mit ihren Jagdgeschützen nicht, so daß Arkona und Nymphe zweimal Gelegenheit erhielten, der Själland Breitseiten mit großer Wirkung beizubringen. An der Verfolgung beteiligten sich Själland und Skjold, erlitten aber erhebliche Beschädigungen. Heimdal und Thor konnten nicht folgen. Der Tordenskjold ging den Kanonenbooten zu Leibe; doch konnte er ihnen nichts anhaben, da sie nach dem Landtief bei Rügen zurückfuhren. Gegen 5 Uhr nach dreistündigem Kampfe langten Arkona und Nymphe auf der Greifswalder Oie an, wohin die Dänen folgten; doch wurde deren Feuer immer schwächer, bis sie die Verfolgung ganz aufgaben. Über 1200 Schüsse hatten die Dänen abgegeben, die Arkona 156, die Nymphe 84, die Kanonenboote zusammen 20. Unter dem Jubel der Bevölkerung führte Jachmann sein leichtes Geschwader, nachdem die Loreley nach Thiessow zurückgegangen war, in den Hafen zurück; hatte er doch, was seit den Tagen des Großen Kurfürsten vergessen war, den Dänen klargemacht, daß es auch eine preußische Macht zur See gäbe, die in Gefechtsführung und mutigem Vorgehen ihnen durchaus ebenbürtig wäre.

Unterdessen war England mit rührigem Eifer beschäftigt, die Berufung einer Konferenz der Großmächte ins Werk zu setzen, um wenigstens mit diplomatischen Waffen den Dänen beizuspringen. An Entrüstungstiraden hatte es ja Lord Palmerston, Englands leitender Minister, nicht fehlen lassen; freilich auf die Verbündeten verfehlten sie jeglichen

Eindrucks; bei den Dänen dagegen hielten sie die Hoffnung rege, daß schließlich England doch noch thatkräftige Hilfe ihnen bringen würde. Von Waffenstillstand und Konferenz wollte darum Dänemark gegen alle Mahnungen Englands nichts wissen. Allein Jütland in Feindeshand übte sehr bald seine Wirkung. Alle Rekruten, alle Einkünfte aus der ergiebigen Provinz fielen für Dänemark weg: konnte es da noch den Krieg aufrecht erhalten? Zumal da der Hauptteil seiner Armee durch den Prinzen Friedrich Karl in die Schanzen von Düppel festgebannt war. Jetzt nahm es also die Einladung zur Konferenz in London an. Preußen dagegen hatte von vornherein der Berufung einer Konferenz, um den Frieden einzuleiten, zugestimmt; aber es wünschte, daß diese nicht eher zusammentrete, als bis es die Düppeler Schanzen erobert hätte. Denn es war klar, daß eine glänzende Waffenthat wie diese das Gewicht seiner Stimme auf der Konferenz außerordentlich verstärken müßte.

Zwischen dem Apenrader und dem Flensburger Meerbusen springt an der Ostküste von Schleswig die Halbinsel Sundewitt vor, nur durch den Alsensund, einen schmalen Meeresarm, von der malerisch schönen Insel Alsen im Kleinen Belt geschieden. In der südöstlichen Spitze des Sundewitt vom Alsensund bis zu der Meeresbucht Wenningbund zieht sich eine Hügelkette hin, die Düppelberge, die in ihren höchsten Erhebungen wohl 70 bis 80 Meter aufsteigen. Diese von Natur feste Stellung hatten 1858 die Dänen, als ihre Beziehungen zu Deutschland sich immer mehr zu trüben begannen, durch künstliche Werke noch fester gemacht. Das waren die Düppeler Schanzen. Diese Schanzen, sieben in der vorderen Reihe, drei dahinter gelegen, verfolgten, ohne gerade immer die höchsten Kuppen der Hügelkette zu wählen, im wesentlichen nur ihren Rücken von Wasser zu Wasser, vom Wenningbund zum Alsensund. Sie waren Erdwerke, 6 Meter hoch, die Gräben 4 Meter tief und 6 Meter breit ausgestochen und mit Palissadenreihen versehen. Vor den Gräben befanden sich Wolfsgruben, Eggen, Spickpfählchen und Drahtnetze, um die Annäherung zu erschweren. Jede Schanze, auf 6 Geschütze und 2 Kompanien Besatzung eingerichtet, besaß im Innern ein starkes hölzernes Blockhaus und ein Pulvermagazin. Untereinander waren sie durch Verbindungslinien verbunden, die wieder durch „Geschützaufstellungen“ zu eigenen Verteidigungswerken gemacht waren. Auch auf den Uferhöhen der Insel Alsen waren Batterien angelegt, die den rechten Flügel (vor Schanze X) flankierten und von Sonderburg her das Gelände zwischen dem Alsensund und den Schanzen bestrichen. Überdies war das

Fahrwasser im Alsensunde wie im Wenningbunde tief genug, um dem Rolf Krake, dem eisengepanzerten Monitor der Dänen, freie Einfahrt und Verwendung seiner beiden Kolossalgeschütze zu gewähren.

Zur Eroberung einer so außerordentlich starken Stellung bedurfte es natürlich umfassender Vorbereitungen, vor allem der Herbeischaffung schweren Belagerungsgeschützes. Am 13. März trafen die ersten schweren Kanonen vor Düppel ein; zwei Tage später wurde mit der Beschießung begonnen. Indessen je näher man an die Schanzen herankam, um so deutlicher erkannte man ihre Stärke. Nur durch eine regelrechte Belagerung, nicht durch eine Überraschung konnten sie genommen werden. Am 30. März wurde daher, nachdem Wochen in blutigen, aber entscheidungslosen Kämpfen vergangen waren, mit der Aushebung der ersten Parallele begonnen. Diesen Schwierigkeiten gegenüber schlug der Oberst von Blumenthal vor, statt einen Sturm auf Düppel zu unternehmen, nach Alsen überzusetzen, dort die Dänen entscheidend zu schlagen und so den Fall der Schanzen ohne weitere Anstrengungen herbeizuführen. Wohl war es ein Wagnis, aber der Kronprinz hatte volles Vertrauen zu der Energie der preußischen Truppen, denen nur bisher die Gelegenheit zu einer größeren Aktion gefehlt hatte. Der größte Teil der Garde wurde nach dem Sundewitt herangezogen, um die 26 Bataillone, die zu dem Übergang nach Alsen bestimmt waren, frei zu machen, und die Nacht vom 2. zum 3. April für das kühne Unternehmen angesetzt. Alles ließ sich günstig an: die See war ruhig; bei dem Dorfe Ballegard standen die schweren Geschütze aufgefahren, die dänischen Kriegsschiffe abzuwehren, welche etwa den Übergang stören sollten; die Mannschaften waren bereit, in Böten und Pontons sich einzuschiffen. Da schlug um Mitternacht plötzlich das Wetter um; in mächtigem Wogenschwall erhob sich die See; selbst die wetterfesten Schiffer erklärten eine Überfahrt für völlig unmöglich.

Nach diesem Mißlingen war nicht daran zu denken, daß man die Dänen noch ein zweites Mal würde überraschen können. Es wurde daher die regelmäßige Belagerung wieder aufgenommen, um mit Energie und Schnelligkeit den Sturm vorzubereiten. Dazu würden freilich, meinte der im preußischen Lager anwesende französische Militär-Bevollmächtigte, Graf Clermont-Tonnerre, bei der Stärke der Schanzen Monate gehören; allein seine Rechnung war irrig. Binnen zwei Wochen hatten die preußischen Truppen sich so weit an die Werke herangezogen, daß schon auf den 18. April, vormittags 10 Uhr, der Sturm angesetzt werden konnte.



Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April 1864. Gezeichnet von U. v. Salpius, lithographiert von L. Burger (Verlag von A. Bath in Berlin).

Die preußischen Soldaten nahmen das heilige Abendmahl: zu siegen oder zu fallen waren sie entschlossen. Aus allen Bataillonen wurden die Sturmkolonnen ausgelost; denn ein jedes verlangte seinen Anteil an dem Kampfe. In der milden Frühlingsnacht standen sie in den Laufgräben bereit. Morgens um 3 Uhr begann das Bombardement; stündlich steigerte sich dessen Heftigkeit, bis um 8 Uhr etwa 30 Schüsse in der Sekunde fielen. Da schlug die Turmuhr in dem Dorfe Düppel zehn. Mit dem Glockenschlage schwiegen sämtliche Geschütze; und gleichzeitig gegen die sechs südlichen Schanzen rückten im Laufschritte die Sturmkolonnen vor. Noch immer waren von der vierten (letzten) Parallele bis zu den Schanzen 400 Schritt zurückzulegen. Voran eine Kompanie in aufgelöster Ordnung, um das Feuer mit der Besatzung zu unterhalten; hinter dieser Pioniere mit Beilen, Faschinen, Hacken, mit Pulversäcken zum Wegsprengen der feindlichen Palissaden; ihnen folgte die erste Kolonne der Stürmenden, etwas weiter zurück die zweite. Die Tamboure schlugen an, mit Hurra ging es vorwärts, die Schanzen hinan. Nach sechs Minuten schon war die erste erobert, nach 22 Minuten alle sechs. Sofort ging es nun zum Angriff auf die vier nördlicheren Schanzen bis hinauf zur Höhe der Düppelmühle. Ein heißer Kampf entspann sich um die Mühle; indessen trotz tapferer Gegenwehr der Dänen sind die Preußen nach drei Stunden Herren sämtlicher Schanzen und des Brückenkopfes, der die Schiffsbrücken nach Alsen deckte. Jetzt drehten sie die eroberten Kanonen um und feuerten damit auf den Rolf Krake, so daß dieser doch für gut fand, schnell abzudampfen; und hätten die Dänen nicht schleunigst ihre Schiffbrücken über den Alsengrund abgefahren, so würden die Preußen, von Siegesfreudigkeit fortgerissen, gleich den flüchtenden Dänen nach Alsen gefolgt sein. 118 Kanonen fielen dem Sieger in die Hände, der Preis einer der glänzendsten Waffenthaten, von denen die Kriegsgeschichte zu berichten hat.

Die nächste Folge des Sieges war, daß die Dänen es aufgaben, die Festung Fridericia zu verteidigen. In aller Stille zogen sie in der Nacht des 28. April ab, 237 Kanonen dem siegreichen Gegner überlassend.

König Wilhelm hatte am Morgen des Düppeler Siegestages auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin das Füsilierbataillon des 2. Garderegiments zu Fuß vor sich exerzieren lassen. Von da ritt er nach der Stadt zurück, als ihm die Depesche des Prinzen Friedrich Karl überreicht wurde, welche die glückliche Eroberung der Schanzen meldete. Von hoher Freude über den Sieg erfüllt, kehrte der König sofort auf das

Exerzierfeld zurück, wo jetzt das Füsilierbataillon des Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments seine Übungen machte. Er ließ das Bataillon präsentieren und teilte dann die frohe Siegeskunde mit. Mit brausendem Hurra, mit Hochrufen auf den König nahmen die Füsiliere die stolze Mär auf, und der König telegraphierte an den Prinzen zurück: „Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke Ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchste Anerkennung und Meinen Königlichen Dank für ihre Leistung aus."

Wohl hatte der König Ursache, des Sieges sich von Herzen zu freuen. Denn dieser bewies, daß die Reorganisation der Armee, des Königs eigenstes Werk, ihre erste Probe glänzend bestanden hatte. Dem preußischen Vaterlande war damit die Stellung wieder erobert, die seit den Tagen von Olmütz ihm bestritten war. Denn dem kriegerischen Geiste der Armee hatte der langjährige Frieden keinen Abbruch gethan; auf dem Schlachtfelde hatte sie ebenso Tüchtiges geleistet, wie bisher nur auf dem Paradeplatz. Wie drängte es den König daher, auf dem Ehrenfelde sie aufzusuchen und den ruhmbekränzten Siegern für ihre todverachtende Tapferkeit persönlich seinen Dank auszusprechen.

Nach rascher Nachtfahrt traf der König am Morgen des 21. April in Hamburg ein, wo er die glückwünschende Begrüßung des Senats mit der Anerkennung erwiderte, daß die Leistungen der Truppen in Schleswig in nichts hinter denen des ruhmreichen Jahres 1813 zurückständen. Auf dem Bahnhofe in Flensburg erwartete ihn der Kronprinz: welche Freude des Wiedersehens für beide nach überstandenen Gefahren, nach errungenen Siegen! Lange hielten, von innerer Bewegung übermannt, Vater und Sohn sich umschlungen.

Das nächste Ziel des Königs war Schloß Gravenstein, wo bisher Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier gehabt hatte. Das Schloß, 1758 in schmuckloſem Stile erbaut, hatte den Herzögen von Augustenburg gehört, die hier alljährlich eine Zeitlang zu residieren pflegten. 1852 war es durch Kauf in den Besitz des Grafen Moltke übergegangen. Es war ein stattlicher Bau, weiß getüncht, wie die Edelsitze in Schleswig meist es sind, mit langen Korridoren und hohen Zimmerreihen. Bis in den Februar hatten die Dänen darin gehaust; das Souterrain und das Erdgeschoß hatten sie zu Pferdeställen gemacht, und als sie abzogen, alles Hausgerät zerschlagen. Die preußischen Pioniere hatten erst Tische und Stühle anfertigen, und die preußischen Schiffe aus ihren Kajütten entbehrlichen Hausrat hergeben müssen, bevor der Prinz in dem Schlosse

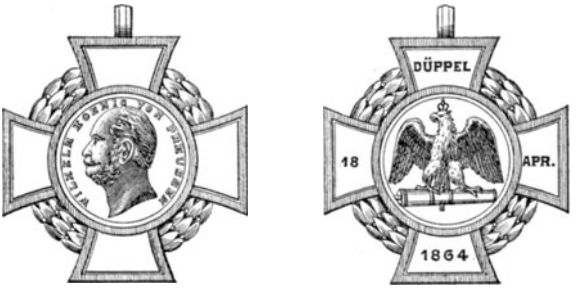
Wohnung nehmen konnte. Auch für den König konnte darin nur eine dürftige Unterkunft geschafft werden. Allein diesem lag nur daran, seine braven Soldaten zu sehen. In der großen Koppel dicht hinter dem Schlosse nahm er die Parade über die in den nächsten Dörfern untergebrachten Düppel-Sieger ab. Das war nicht eine prunkvolle Schaustellung, sondern ein Abglanz des ruhmvollen Kampfes und Sieges. In demselben Anzuge, den sie bei dem Sturm getragen, ließ der König die Bataillone antreten und unter den Klängen des Düppel-Marsches, in dem Piefke, der Stabshoboist des Leib-Grenadierregiments, getreu die Wucht des Ansturms und den Jubel des Sieges zusammengefaßt hatte, in derselben Ordnung, wie sie zum Sturm vorgegangen waren, den Vorbeimarsch machen. Dann trat er in den Kreis, den die Generale und Offiziere mit den dekorierten Unteroffizieren und Gemeinen um ihn bildeten. „Meine Herren", redete er mit erhobener Stimme sie an; „ich bin hierher gekommen, um der tapferen Armee persönlich meinen herzlichen Dank auszusprechen für die außerordentlichen Leistungen, für die bewundernswerte Ausdauer bei den gehabten unendlich großen Strapazen, für die umsichtige, vorzügliche Führung der Truppen, für den großen herrlichen Sieg. Gern wäre ich in diesem Feldzuge mitten unter Ihnen gewesen, leider aber gestattete dies zur Zeit die Stellung, die ich jetzt einzunehmen berufen bin, nicht; andere Verhältnisse bedingen meine Abwesenheit von den im Felde stehenden Truppen, und dies — ich versichere Ihnen das — thut meinem Soldatenherzen wehe. Sie haben die Augen von ganz Europa auf sich gezogen und überall, wo man hinhört, das größte Lob eingeerntet. Das ist die Frucht des guten Geistes, der, wie allbekannt, die ganze preußische Armee beseelt und gewiß nie in derselben erlöschen wird. Den Sturmkolonnen werde ich für die im höchsten Maße bewiesene Bravour und Unerschrockenheit, mit welcher sie den großartigen Sieg herbeiführten, ein ganz besonderes Denkzeichen verleihen. Adieu, meine Herren! Teilen Sie allen Mannschaften meine allerhöchste Anerkennung mit und sagen Sie ihnen meinen königlichen Dank!"

Es war die Düppel-Medaille, welche der König prägen ließ und allen, die an dem Sturme teilgenommen, als Erinnerungszeichen verlieh.

Von Gravenstein aus besichtigte der König die eroberten Schanzen. Klarer als aus allen Berichten sprang es hier, wenn man die steile Böschung der Erdwerke hinabsah oder auf das breite Sturmfeld davor den Blick richtete, in die Augen, welche Tapferkeit und Todesverachtung, aber auch welche Zucht und Disziplin dazu gehört hatten, um diese

Werke zu stürmen. Die Rückfahrt nahm der König über Nübel, um das Lazarett zu besichtigen. Er trat an das Schmerzenslager des Generals von Raven, tröstete ihn mit freundlichem Zuspruch und verlieh ihm den Orden pour le mérite: und ein leises Lächeln der Freude überzog auf einen Moment die Züge des sterbenden Helden.

Unterdessen hatte sich bei Gravenstein die andere Hälfte der Düppel-Sieger versammelt, die in entfernteren Quartieren im Sundewitt untergebracht war. Auch über sie nahm der König die Parade ab und überreichte mehreren Unteroffizieren und Gemeinen mit eigener Hand die Auszeichnungen, die er ihnen für bewiesene Tapferkeit verliehen. Noch am Abend fuhr der König nach Flensburg, übernachtete hier im Hause des Kaufmanns Callsen, besuchte am nächsten Tage die Lazarette und kehrte nach dreitägiger Abwesenheit nach Berlin zurück.



Die Düppel-Medaille.

Am 3. Mai langten auch die Trophäen des Sieges, die eroberten Geschütze — 118 an der Zahl — in Berlin an. Ein Zug von 127 Mann, lauter Düppel-Sieger, geführt von dem Premierleutnant Stöphasius, der sich durch tollkühnen Wagemut bei dem Sturme hervorgethan, eskortierte sie. Vom Brandenburger Thor ging der Zug, reich bekränzt, von flatternden Danebrogfähnchen umweht, während die Berliner Garnison auf dem ganzen Wege Spalier bildete, die Linden hinauf bis zum Palais des Königs. Das war ein Triumphzug, wie er das Herz des Preußen höher schlagen macht. Mit begeisterten Hochrufen begrüßte die dicht gescharte Volksmenge den Zug der Tapferen, die im unscheinbaren Feldanzuge, aber ruhmbekränzt, den dröhnenden Geschützen voranschritten. Bei der Statue des alten Blücher machten sie Halt. Hier hielt der König. Mit eigener Hand reichte er den Mannschaften, die von ihren Truppenteilen zur Dekorierung vorgeschlagen waren, die ihnen verliehenen Ehrenzeichen. Und am nächsten Tage lud er sie alle als seine Gäste ins Schloß zu festlichem Mahle, erschien selbst in der Mitte

der fröhlichen Streiter und führte ihre Freude zum Gipfel, indem er allen mit freier Fahrt mit Post und Eisenbahn einen zweiwöchigen Urlaub in die Heimat ankündigte.

Unterdessen war in London die Konferenz der Großmächte zusammengetreten, an der als Vertreter des Deutschen Bundes auch der sächsische Minister von Beust teilnahm. Es gelang ihr denn auch, als Einleitung des Friedensschlusses einen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten zu vermitteln. Aber Dänemark wies jede Zumutung nachzugeben mit kurzsichtiger Hartnäckigkeit zurück; es glaubte immer noch, wenn es auf seine Inseln sich zurückzöge, den Waffen der Verbündeten widerstehen zu können. Nebenbei hoffte es unbelehrt auf Englands Hilfe. Und wirklich setzte England alles daran, wenn es auch nicht den Entschluß finden konnte, selbst in den Krieg einzugreifen, doch die kriegführenden Verbündeten von einander zu trennen. Einen Moment wollte es auch scheinen, als wenn Österreich, Englands Andrängen nachgebend, die Fortführung des Krieges Preußen allein überlassen würde; indes eine Zusammenkunft König Wilhelms mit dem Kaiser Franz Joseph in Karlsbad stellte nicht nur das alte Einvernehmen zwischen den Verbündeten her, sondern führte auch zu Verabredungen über die Fortführung des Feldzuges. Somit löste sich ohne Ergebnis am 25. Juni die Konferenz auf, und der Krieg begann sofort von neuem.

Auf der Insel Alsen stand in wohl befestigten Stellungen die Hauptmasse der dänischen Armee, unangreifbar, wie sie meinte, durch den Alsensund gegen die Preußen auf dem Festlande gedeckt; denn aus ihren Schanzen auf dem hohen Inselufer konnte sie jedes Boot, das etwa die Überfahrt wagte, in Grund schießen oder mit dem Rolf Krake niederrennen.

An Wrangels Stelle als Höchstkommandierender war inzwischen Prinz Friedrich Karl getreten, während für diesen die Preußen jetzt General Herwarth von Bittenfeld führte. Die nächste Aufgabe für die Preußen mußte die Vertreibung der Dänen von Alsen sein. Indessen wie viel Schwierigkeiten stellten sich dem entgegen! Es galt nicht einen Fluß, sondern im Angesichte des Feindes einen Meeresarm zu überschreiten, dessen reißende Strömung und Breite das Schlagen einer Brücke unmöglich machten, dessen jenseitiges Ufer mit zahlreichen Schanzen und Batterien dicht besetzt war. Auf leichten Böten galt es sich dem Meere, bedroht von Wind und Wetter, anzuvertrauen, während die Kriegsschiffe des Feindes mit ihren Geschützen das Meer bestrichen. Es galt, selbst wenn die Landung der ersten Bataillone gelang, einem überlegenen Feinde auf der Insel entgegenzutreten, der, längst auf diesen Angriff vor-

bereitet, während des Waffenstillstandes Zeit genug gehabt hatte, alle Vorkehrungen zu treffen, um jedem Landungsversuche mit Nachdruck zu begegnen. Allein allem erwiesen sich die Preußen gewachsen: kühn wurde das Unternehmen beschlossen, sorgsam vorbereitet und dann mit so kaltblütiger Unerschrockenheit ausgeführt, daß der glänzende Sieg nur mit geringen Opfern erkauft zu werden brauchte.

Die Nacht vom 28. zum 29. Juni war zur Ausführung des Überganges bestimmt. Das Wetter war neblig; der Wind wehte entgegen. Freilich war es nicht gelungen, mehr als 160 flachgehende Kähne in der Umgegend aufzutreiben, so daß immer nur $3\frac{1}{2}$ Bataillone auf einmal übersetzen konnten. Es war 2 Uhr; der Morgen begann dunstig zu grauen und entschleierte in unbestimmten Umrissen den Hochrand der Insel. Geräuschlos schifften die Truppen von der Division Manstein in Mützen, ohne Gepäck sich ein; mit umwickelten Rudern ruderten die Pontoniere. In den vordersten Böten befanden sich die Generale Manstein und Röder. Noch waren die Böte etwa 200 Schritt von der Insel entfernt, als die Dänen den nahenden Feind erspähten. Sofort krachte eine Kartätschensalve auf die Böte. „Hurra!" riefen die Preußen und gaben Gewehrsalven ab, wo es im Nebel vor ihnen aufblitzte. Die Pontoniere setzten die Ruder ein, daß die Stangen sich bogen. Aus den Schanzen auf der Insel donnerten die Kanonen; aus den Schützengräben krachten Salven auf das Wasser. Vom Ufer her dröhnten die schweren Geschütze der Preußen die Antwort; hoch über die Böte weg flogen die Granaten in die dänischen Schanzen hinein. Endlich stoßen die Böte auf; watend gewinnen die Soldaten das Ufer und stürmen, des Pelotonfeuers nicht achtend, die Höhen hinauf. Hartnäckig verteidigt sich der Feind in seinen Gräben; doch bald treiben sie ihn in die Fohlenkoppel, ein nahes Gehölz, zurück. Zugleich flammen auf der ganzen Insel Feuerzeichen auf, die Landung der Preußen weithin ankündigend. Da kehren auch schon die Böte mit neuen Bataillonen zurück. Durch heftiges Feuer sucht eine seitwärts liegende Schanze ihre Landung zu verhindern. Auch der Rolf Krake dampft aus einer Bucht heran und bestreicht den Sund der ganzen Länge nach mit seinen Bomben; aber die preußischen Kugeln aus den Uferbatterien fallen so wuchtig auf seine Eisenpanzer, daß er nach kurzer Zeit das Weite sucht.

Um $3\frac{1}{2}$ Uhr morgens ist die ganze Division Manstein übergesetzt; ihr folgt die Division Göben; auch Feldgeschütze werden herübergeschafft, so daß das Mißverhältnis der Zahl allmählich sich ausgleicht. Wohl leisten die Dänen, nachdem sie Verstärkungen an sich gezogen, heftigen

Widerstand. Bei der Rönhoffschanze entspinnt sich ein hitziges Gefecht; allein schon um 6 Uhr ist es entschieden. Die Dänen werden auf Kjär, dann auf Ulkebüll und Sundsmark zurückgeworfen; um 8 Uhr räumen sie die Stadt Sonderburg, im Abziehen sie in Brand steckend, so daß die Preußen den Brand löschen müssen, und schiffen sich endlich auf der Halbinsel Kekenis in großer Unordnung nach der Insel Fünen ein. Um 2 Uhr nachmittags befand sich kein dänischer Soldat mehr auf der Insel. 2600 Gefangene, 99 Kanonen, 26 Danebrogs bestätigten den glänzenden Sieg der Preußen, diesen — wie Prinz Friedrich Karl in seinem Armeebefehl sagte — „in der Kriegsgeschichte einzig dastehenden Übergang über einen Meeresarm, diesen Sturm zu Wasser gegen gut verteidigte Schanzen." Wohl verdient war darum auch die Bewunderung, mit der Europa die Kunde von dem Übergange der Preußen nach Alsen allerorten aufnahm.

Unverweilt besetzten die siegreichen Preußen jetzt auch Nordjütland. Bei heftigem Sturm ging General Vogel von Falckenstein auf 100 Kähnen über den breiten Limfjord, ohne daß die Dänen auch nur den Versuch machten, ihn zu hindern. Und am 12. Juli wehte schon die preußische Flagge auf Kap Skagen, der 10 Meter hoch aus dem Meere aufsteigenden Nordspitze von Jütland, bis wohin seit den Tagen Kaiser Ottos I. kein deutscher Kriegsmann mehr vorgedrungen war. Und wenige Tage später mußte sich auch Kapitän Hammer mit seiner Flotille, die das Wattenmeer gedeckt hatte, auf der Insel Föhr ergeben.

Die Wirkung dieser raschen Erfolge auf die demokratischen Hitzköpfe in Kopenhagen war außerordentlich; trotzig hatten sie eben noch jedem Frieden widerstrebt: jetzt sahen sie im Geiste schon die Preußen nach Fünen übersetzen und Seeland und Kopenhagen bedrohen. Kleinmütig verlangten sie jetzt, daß die Reste von Heer und Flotte zur Verteidigung um die Reichshauptstadt gesammelt würden. König Christian entließ daher sein eiderdänisches Ministerium und berief Männer gemäßigten Sinnes mit dem Auftrage in den Rat der Krone, den Frieden mit den siegreichen Großmächten anzubahnen. Diese bewilligten denn auch eine kurze Waffenruhe zur Einleitung des Friedens. Als Grundlage für diesen stellte aber Preußen die Forderung auf, daß die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg von Dänemark völlig an die verbündeten Sieger Preußen und Österreich abgetreten und der Frieden ohne jede fremde Einmischung abgeschlossen würde. Österreich schloß sich dieser zweifachen Forderung Preußens durchaus an, so daß Dänemark nicht umhin konnte, sie anzunehmen. So wurde denn am 30. Oktober 1864

in Wien der Friedensschluß unterzeichnet, durch den der König von Dänemark alle seine Rechte auf die drei Herzogtümer an den Kaiser von Österreich und den König von Preußen abtrat, indem er sich zugleich verpflichtete, „die Dispositionen, welche Preußen und Österreich in Bezug auf die Herzogtümer treffen würden, anzuerkennen". Kriegskosten wurden nicht verlangt.

Welch ein Erfolg! Völlig waren die Herzogtümer aus jeder Verbindung mit Dänemark befreit, und damit für Deutschland ein Zuwachs an Land und Macht, wie seit Jahrhunderten nicht, gewonnen. Die Schleswig-Holsteiner freilich verlangten mit Hartnäckigkeit, als ein selbstständiger Staat anerkannt zu werden und den Herzog Friedrich eingesetzt zu sehen. War aber darum das Blut so vieler Tapferen geflossen, daß Deutschland einen Kleinstaat mehr erhielte? Der Meinung war König Wilhelm nicht: nur dann schien ihm der Preis nicht zu hoch, wenn aus den Herzogtümern „eine wahre Nordmark zu Deutschlands Schutz und Trutz zu Lande und zur See" gemacht würde.

Indessen der Bundestag, ganz eingenommen für den Kleinstaatsgedanken, war bedacht, sich eine Stimme bei der künftigen Gestaltung der Elbherzogtümer zu sichern. Er ließ daher die Bundestruppen in Holstein stehen, um dem Herzog Friedrich eine Stütze zu gewähren. Gerade deswegen verlangte Preußen ihren Abzug; und Österreich schloß sich diesem Begehren an. So mußte denn der Bundestag sich fügen. Denn nur die beiden Großmächte, nicht aber der Deutsche Bund waren durch den Wiener Frieden die Herren der Herzogtümer geworden. Das Verlangen aber, das bei dieser Gelegenheit zu Tage getreten war, Preußen unter die Entscheidungen des Bundestages zu beugen, beantwortete die preußische Regierung mit der bündigen Erklärung, daß sie eine Herrschaft der Mehrheit des Bundes, welche ihr eigenes Belieben an die Stelle der Bundesverträge setzen wolle, in keinem Falle dulden würde. Wenn daher die deutschen Regierungen auf die Vorteile, die ihnen der Bund gewähre, Wert legten, so müßten sie sich sorgfältig hüten, durch willkürliche Überschreitungen das gemeinsame Band zu zerreißen.

So hatte Preußen noch niemals zu dem Bunde gesprochen. Erschreckt drängten sich die Mittelstaaten, deren Bestreben von jeher auf eine Hemmung der preußischen Politik gerichtet war, an Österreich heran. Denn Graf Mensdorff-Pouilly, der neue Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Österreichs, kehrte sichtlich zu der alten Praxis Österreichs zurück, die Gegnerschaft gegen Preußen zu betonen und die deutschen Mittelstaaten, die Preußen abgeneigt waren, zu protegieren. Daher war

es denn auch für die Einsetzung des Herzogs Friedrich von Augustenburg und begünstigte, nachdem die Bundestruppen aus Holstein abgezogen waren und Zivilkommissare der beiden Großmächte die Verwaltung der Herzogtümer übernommen hatten, ganz offen die Agitation für den Herzog. Auch Preußen erwog, wieweit sich die Einsetzung desselben mit dem Interesse Deutschlands vereinigen lasse. In einer Note vom 22. Februar 1865 formulierte es die Bedingungen seiner Anerkennung dahin, daß die Herzogtümer dem Zollvereine beiträten, ihr Post- und Telegraphenwesen an Preußen übergäben, ihre Militärmacht dem Könige von Preußen zur Verfügung stellten, der dafür den Schutz der Herzogtümer gegen jeden Angriff übernähme, und einige strategisch wichtige Punkte, besonders den Kieler Hafen, abträten, während Rendsburg Bundesfestung würde. Nur so konnte Deutschland Vorteil von der Erwerbung haben. Österreich als Mitbesitzer billigte diese Bedingungen mit Ausnahme der militärischen; Herzog Friedrich indessen wies sie als „unannehmbar" zurück. Damit zerbrach er das Brett, auf dem er stand. Sein Erbrecht war sehr anfechtbar; das Gutachten der preußischen Kronjuristen, das die Regierung eingefordert hatte, wies seine Ansprüche als unbegründet zurück, und durch die Agitation, die er zuließ, verscherzte er die Sympathie König Wilhelms vollends. So blieb denn nur die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen, soweit es das Mitbesitzrecht Österreichs zuließ, ins Auge zu fassen. Allein dieser stand das Bedenken entgegen, daß sie Preußen eine Machtverstärkung nicht bringen konnten. Denn infolge ihrer Lage legten die Elbherzogtümer zu ihrer Verteidigung die Kräfte Preußens zu Wasser und zu Lande fest, während sie nicht mehr als eine Million Einwohner ihm zubrachten. Daß er dennoch diese Lösung der Frage ins Werk gesetzt und durchgeführt hat, wer sieht darin nicht heute ein Verdienst König Wilhelms, in dem seine weise Voraussicht und klare Erfassung der Situation sich ausdrückt?

Freilich das Abgeordnetenhaus in Berlin mutete das Entgegengesetzte ihm zu. In einer Adresse richtete es die Bitte an den König, von dem Londoner Vertrage zurückzutreten, den Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen und dahin zu wirken, daß der Deutsche Bund ihm in der Besitzergreifung und Befreiung seiner Erblande wirksamen Beistand leiste. Mit ernstem und festem Worte wies der König den Versuch, in die zweifellosen Rechte der Krone einzugreifen, zurück. Aber die Zeiten waren vorüber, wo die Vorgänge im Abgeordnetenhause noch einen tiefen Eindruck im Lande wie vordem gemacht hätten. Zwar lehnte auch jetzt noch das Haus es ab, die Kosten

für den so ruhmreich durchgeführten Feldzug zu bewilligen, und verwarf, durch den Krieg auch jetzt noch nicht hinlänglich belehrt, nochmals den Flottengründungsplan, den Roon ihm vorlegte: aber die öffentliche Meinung entschied anders. Am 17. Dezember hielten die aus Schleswig zurückkehrenden Truppen ihren Siegeseinzug in Berlin. Am Abend war Festvorstellung im Opernhause. „Ein Feldlager in Schlesien" wurde gegeben. Von der Bühne ertönte der kriegerische Chor: „Für unsern König Gut und Blut!" Da erhob sich ein jubelnder Beifallssturm; das ganze Publikum, Herren und Damen, stand auf und wandte sich der königlichen Loge zu; von begeisterten Hochrufen erbrauste das ganze Haus. Der König erhob sich, und lächelnd sich über die Brüstung der Loge verneigend, dankte er für die jubelnde Huldigung, die an diesem Ehrentage seiner Truppen ihm dargebracht wurde.

Um so mehr hielt er auch an der Überzeugung fest, daß auch das Abgeordnetenhaus die Notwendigkeit der dreijährigen Dienstzeit — des alten Streitpunktes — wenn sie ihm nur recht vorgestellt würde, trotz allem doch noch einsehen würde. Und hatten denn nicht die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1864 die neue Heereseinrichtung glänzend bewährt? Darum ergriff König Wilhelm selbst nochmals die Feder, um die gegen die Reorganisation der Armee, zumal gegen die dreijährige Dienstzeit gerichteten Angriffe zu entkräften. Er ließ eine Hofjagd absagen und blieb fast den ganzen Tag in seinem Arbeitszimmer allein. So entstand die Denkschrift „Im Januar 1865", acht eng geschriebene Folioseiten lang. Sie wurde nicht gedruckt, sondern nur handschriftlich mehreren Generalen mitgeteilt, besonders dem Kriegsminister, um ihre Gedanken in der Kammerdebatte zu verwerten.

„Die Bekämpfung", beginnt der königliche Verfasser — „der trügerischen Auffassungen und Schlußziehungen der oppositionellen Parteien im Landtage, wie dieselben sie in den Preßorganen als Erfahrungen des letzten Krieges hinstellen, um die Armeereorganisation als überflüssig darzustellen und die Rückkehr zu der alten Organisation zu empfehlen — verlangt eine sehr eingehende und scharf accentuierte Analyse jener Trugschlüsse. Diese Analyse muß sehr durchdacht sein, weil die Massen durch jene Trugschlüsse nur zu leicht verführt werden können.

„Die Opposition stellt drei Hauptsätze auf:

1. Die Erfahrung habe gelehrt, daß die dreijährige Dienstzeit überflüssig ist, da die ein- und zweijährigen, ja nur wenige Monate erst dienenden Soldaten sich ebenso gut geschlagen hätten, wie die älteren Mannschaften;

2. die Landwehroffiziere hätten sich mit gleicher Tapferkeit geschlagen, wie die der Linie, und hätten überall Lob geerntet, was den Beweis liefere, daß der einjährige Freiwilligendienst vollkommen ausreiche, um Offiziere zu bilden;

3. daß, wenn im Jahre 1814 die jetzigen Prinzipien der Reorganisation der Armee Anwendung gefunden hätten, die Defizits im Staatshaushalte bis weit über das Jahr 1830 gedauert haben würden."

Ad 1. Mit scharfen Strichen zeichnet der König die militärische Erziehung. „Mut, Tapferkeit", sagt er, „sind Eigenschaften, die allen Menschen mehr oder weniger angeboren sind; sie aber unter allen Mühseligkeiten und Entbehrungen des Kriegs aus Pflichtgefühl sich zu erhalten und sie im entscheidenden Augenblick in fester Form zur Ausübung zu bringen, sich zur Ertragung jener Mühseligkeiten und Entbehrungen vorzubereiten, dazu gehört eine längere Erziehung, und nur wenn dies alles in gehörige Wechselwirkung gebracht ist, wird der Soldatengeist geschaffen. Diesen Geist, namentlich bei langem Frieden, von Geschlecht zu Geschlecht durch Tradition und Übung zu erhalten, ist die Aufgabe jedes Kriegsherrn. Ja, es ist eine seiner höchsten Pflichten, weil von der Tüchtigkeit des Heeres und von dem Geist, der es belebt, oft die Existenz des Vaterlandes abhängen wird! so daß eine Vernachlässigung auf diesem Gebiete dem Kriegsherrn zum gerechten Vorwurf durch seine Nation gemacht werden müßte!" Wir folgen den leitenden Gedanken. „Im ersten Dienstjahre hat der Rekrut seine ganze erste, sehr vielseitige Instruktion in sich aufzunehmen, und alles, was er erlernt, ist vorläufig Gedächtnissache. — Die Erfahrung lehrt, daß die Masse des zu Erlernenden im ersten Dienstjahre den Rekruten zur Überzeugung von der Notwendigkeit des Erlernten noch nicht gelangen läßt. Erst im zweiten Jahre fängt er bei den Wiederholungen des in sich Aufgenommenen an, dasselbe zu verstehen und praktisch selbständig auszuführen. Aber er ist noch lange nicht ein Soldat, der durch Beispiel überzeugend auf den Neuling wirken kann, und namentlich nicht, wenn er mit dem Ablaufe seines zweiten Dienstjahres die Endschaft seiner Dienstzeit erwartet, weil alsdann der Gedanke an seine immer näher rückende Entlassung nur zu rasch die Freudigkeit am Dienst erlahmen läßt. Erst im dritten Dienstjahre fühlt der Mann seine Überlegenheit über den neu eintretenden Ersatzmann, dem er nun nicht nur als Vorbild aufgestellt werden kann, sondern wo er auch selbst als Instruktor auftritt, indem er das Erlernte nicht nur vollständig in sich aufgenommen hat, sondern es auch andern mitzuteilen imstande ist; kurzum er fühlt sich nun erst als Soldat dem

Geist und der Fähigkeit nach. Nun erst fühlt er selbst, daß er nach längerer Entlassung imstande sein wird, das Erlernte sich rasch wieder anzueignen, wenn er, nach der Reorganisationsbestimmung selbst erst nach 13, sonst nach 16 Jahren noch zum Dienst wieder herangezogen werden würde. Und nur mit einem Kern solcher durchgebildeten Soldaten kann man siegesgewiß in den Krieg ziehen. Denn dieser Kern besteht nach der neuen Organisation erstens aus den wieder einberufenen, völlig geschulten und daher sich rasch wieder eingewöhnenden Mannschaften im Alter von 24—27 Jahren; zweitens aus denen, welche im dritten und zweiten Dienstjahre sich befinden, die bereits imstande sind, das Erlernte zu verwerten. Diese zwei Kategorien sind daher in der Lage, den letzteingestellten, wenig ausgebildeten Ersatz mit sich fortzureißen; und in einem so tüchtigen Rahmen findet dann auch später der übereilt ausgebildete Kriegsrekrut einen sicheren Halt und wird durch das Beispiel seiner älteren Kameraden rasch kriegstüchtig. Und so waren unsere im Jahre 1864 kömpfenden und siegenden Truppen gebildet. Wenn man einen Stein aus dieser Gliederung entfernt, so muß das ganze Gebäude baufällig werden! Und man hat mehr als eine Armee zu Grunde gehen sehen, weil man aus Nebenrücksichten falschen Theorien huldigen zu müssen glaubte. Solche Irrtümer rächen sich im Kriege nur zu rasch!"

Ad 2. „Es ist gerade kein Lob, welches die Opposition den Landwehroffizieren, welche im Jahre 1864 gefochten haben, spendet, wenn sie hervorhebt, daß sie tapfer gewesen und Tüchtiges geleistet hätten. Niemand in der preußischen Armee hat daran gezweifelt, daß die Landwehroffiziere tapfer und leistungsfähig sein würden. Mut und Tapferkeit zieht man in unserer Nation nicht erst mit dem Waffenrock an; nur die Gelegenheit, diese Eigenschaften bei steter Todesgefahr fortgesetzt zu beweisen, bietet die Anlegung des Waffenschmuckes dar! Hätte die Armee eine andere Ansicht von den Landwehroffizieren gehabt, so würde man diese Klasse von Offizieren gewiß nicht beibehalten haben. Im Gegenteil, die Notwendigkeit, bei einem geringen Friedensstand an Offizieren eine Reserve derselben bei eintretender Kriegsaugmentation zu besitzen, hat die Sorgsamkeit auf die Ausbildung der Landwehr-Offizieraspiranten, der sogenannten Einjährig-Freiwilligen bei den Linientruppen, von Jahr zu Jahr gesteigert, und es wäre ein schlechtes Zeugnis, welches sich die Linienoffiziere ausstellten, wenn sie ihre auf die Ausbildung dieser Offizieraspiranten verwendete Sorgfalt so gering anschlügen, daß sie dereinst nichts von ihrer Kriegstüchtigkeit erwarteten."

Der König zeigt dann, in welcher Weise man es beim Heere erreicht habe, daß auch die Landwehroffiziere mit Erfolg Dienste leisten konnten, und das sei um so leichter zu erreichen gewesen, als „die Bildungsstufe der Klasse der Gesellschaft, aus welcher diese Offizieraspiranten, noch dazu nach einer zu bestehenden Prüfung hervorgehen, zu den höheren gehört; ihre Bildung und Gesittung stellt ihnen die Einsicht, warum sie zeitweise zum Heeresdienste verpflichtet sind, klar dar, so daß nur Routine ihnen nötig ist, um tüchtige Glieder des Heeres zu werden." Das habe sich jetzt, meint der König, vollständig bewährt; daraus aber, wie es die Opposition thue, den Schluß zu ziehen, daß es überhaupt hinreiche, als Einjährig-Freiwilliger ausgebildet zu werden, um ein tüchtiger Offizier zu sein, sei ein Trugschluß, den nur das Parteigetriebe aufstellen könne.

Ad 3. Der letzte Abschnitt der Denkschrift beschäftigt sich mit Budgetfragen. Der königliche Verfasser stellt die Militärlasten, wie sie 1814, 1848 und bei den durchgreifenden Einrichtungen seit 1851 dem preußischen Volke auferlegt waren, unter Heranziehung aller einschlägigen Fragen mit den Pflichten zusammen, welche die von ihm durchgeführte Reorganisation fordere, und kommt zu dem Schlusse, „daß es doch sehr in die Augen springend sein dürfte, welche Erleichterung dem Lande durch die Reorganisation zu teil geworden, indem zum dänischen Kriege nur 4—5000 Landwehrleute eingezogen wurden, während nach den früher bestandenen Bestimmungen über 30 000 Mann Landwehr hätten einberufen werden müssen. Und faßt man die in Reserve aufgestellten Truppen, sowie die zum Schutz der polnischen Grenze aufgestellten ins Auge, so würde nach der alten Landwehrorganisation die Mannschaft von 6 Armeecorps einberufen worden sein, das heißt 70 000 Mann Landwehr."

Auch in der Thronrede, mit der er am 14. Januar 1865 den Landtag eröffnete, weist der König auf die großen Vorzüge der Heeresreorganisation hin: allein vergeblich hoffte er auf einen Umschwung der Stimmung, auf eine Ausgleichung des Gegensatzes zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause. „Der Wohlfahrt Preußens und seiner Ehre", sagte der König, „ist mein ganzes Streben, mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziel vor Augen werden Sie, wie ich nicht zweifele, den Weg zur vollen Verständigung mit meiner Regierung zu finden wissen und werden Ihre Arbeiten dem Vaterlande zum Segen gereichen." Allein noch war der Tag nicht da, an welchem die Nation — mit Bismarck zu sprechen — auch durch den Mund ihrer geordneten Ver-

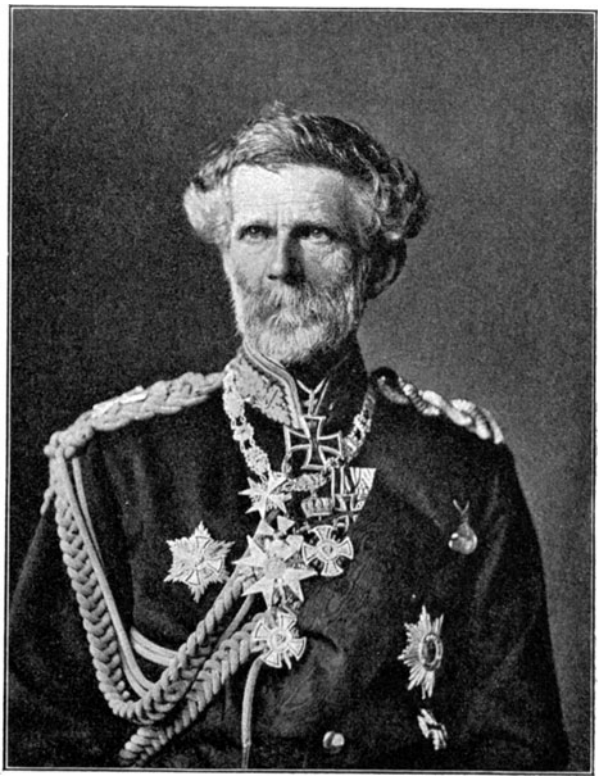
treter ihrem Königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen sollte — wenn auch das Volk, wie am Einzugstage, aus eigener Bewegung es that. So fand auch der Gedanke des Königs im Volke bereite Zustimmung, sein tapferes Heer durch ein Denkmal in der Reichshauptstadt zu ehren, das — nach den Worten des Königs — „den kommenden Geschlechtern bezeugen soll, wie in Unserem Volke auch nach langem Frieden der Geist seiner Väter lebte, wie Unser Heer, das Volk in Waffen, mutig und wohlgeübt, die ererbte kriegerische Tüchtigkeit in Zucht und Ordnung bewährend, zu Wasser und zu Lande die Ungunst der Elemente und den tapferen Widerstand der Feinde überwunden hat, dem Könige die Treue haltend bis in den Tod." Am Jahrestage des Düppelsturmes wurde in Berlin der Grundstein feierlich dazu gelegt.

Doch auch in die Politik griff der Gegensatz der Regierung und der demokratischen Landtagsmehrheit hinüber. Das Gutachten des preußischen Kronsyndikats erklärte die Ansprüche des Herzogs von Augustenburg durch die Abfindung, die sein Vater erhalten hatte, für erledigt. Damit war für die Regierung diese Kandidatur beseitigt; die Linke des Abgeordnetenhauses hielt dagegen an ihr fest. Das war auch die Stellung Österreichs, das die Umtriebe und Zettelungen der augustenburgischen Partei gegen Preußen ruhig mit ansah, ja auch gelegentlich begünstigte. Alle Vorstellungen Preußens dagegen fruchteten nichts, so daß Preußens Mitbesitzerschaft fast zu einem Gespött in den Herzogtümern wurde. Das konnte sich Preußen nicht bieten lassen. Immer bedrohlicher schärfte sich daran der alte Gegensatz der beiden Großmächte von neuem; täglich wuchs die Entfremdung, ja die Spannung zwischen ihnen. Endlich griff Preußen zur Selbsthilfe: es wies zwei von den augustenburgischen Agitatoren, die mit besonderer Rührigkeit thätig waren, eine Entscheidung der Großmächte von vornherein zu vereiteln, kurzerhand aus dem Lande und verlegte die Hauptstation der preußischen Marine von Danzig nach Kiel; ja König Wilhelm war entschlossen, wenn der Herzog von Augustenburg sein preußenfeindliches Treiben nicht einstellte, ihn aufheben und auf einem Kriegsschiffe nach der Festung Pillau bringen zu lassen. Vor Kiel lag die Vineta, der Ordre gewärtig. Da nahm der Herzog doch die eindringlichen Mahnungen seiner Gönner am Bundestag, zumal Bayerns, zu Herzen und machte sich auf, den stets so gütigen Preußenkönig in persönlicher Zusammenkunft zu versöhnen. Allein jetzt war es zu spät; wie ein Donnerschlag traf ihn unterwegs die Kunde, daß die beiden Großmächte, von deren Widerstreit er zu gewinnen hoffte, sich friedlich miteinander verständigt hätten.

Es war der Gedanke Bismarcks gewesen, den inneren Frieden in den Herzogtümern dadurch herzustellen, daß er durch eine Geldzahlung Österreich zur Abtretung seines Mitbesitzrechtes an Preußen bestimme. Allein Graf Mensdorff hatte, obgleich Österreich in den größten finanziellen Bedrängnissen sich befand, mit auffallender Entschiedenheit den Gedanken zurückgewiesen. Denn durch ein Bündnis mit Frankreich hoffte er es in seinem Gegensatze zu Preußen zu stärken. Graf Metternich, der Botschafter Österreichs am Tuilerien-Hofe, gab sich auch alle Mühe, in der Stille dies Ziel zu erreichen. Indes die Hoffnung verwirklichte sich nicht: Kaiser Napoleon war nicht zu bewegen, das Entgegenkommen zu erwidern. Das legte Österreich nun freilich den Wunsch nahe, es nicht zum Bruche mit Preußen kommen zu lassen: wenn dies nur etwas nachgiebiger gewesen wäre! Aber König Wilhelm fand die Verhältnisse in den Herzogtümern je länger, um so unerträglicher. Er hatte die Kur, welche die Ärzte ihm auferlegt hatten, in Karlsbad beendigt und stand im Begriffe, sich zur Nachkur nach Gastein zu begeben. Unterwegs, auf der Reise dorthin, versammelte er den Ministerrat, zu dem auch die Botschafter aus Wien und Paris beschieden waren, in Regensburg am 21. Juli um sich; der Beschluß war, daß Preußen auf seinen Forderungen beharren müsse. Der König glaubte das der Ehre Preußens schuldig zu sein.

Und in Österreich überwog doch, als das preußische Ultimatum in Wien eintraf, die Neigung zum Frieden. Graf Blome, der österreichische Gesandte in München, ein geborener Holsteiner, fand einen Ausweg, der sich gangbar erwies. Er schlug vor, die Herzogtümer zwischen die beiden Besitzer zu teilen. Man beschloß in Wien, in Ausführung dieses Gedankens, Preußen eine vorläufige Teilung der Verwaltung unter Vorbehalt der gemeinsamen Souveränität in beiden Herzogtümern anzutragen; und der Kaiser richtete ein sehr warm gehaltenes Handschreiben an König Wilhelm nach Gastein, um ihn für diesen Vorschlag zu gewinnen. Graf Blome, mit der Führung der Verhandlungen betraut, überbrachte es dem Könige und vereinbarte mit Bismarck in dreitägiger Unterhandlung alle Einzelheiten. Am 14. August unterzeichneten beide Staatsmänner den Vertrag von Gastein. Danach sollten die Rechte, welche die beiden Mächte im Wiener Frieden erworben hatten, für Holstein auf Österreich, für Schleswig auf Preußen übergehen, „unbeschadet der Fortdauer dieser Rechte beider Mächte an der Gesamtheit der beiden Herzogtümer." Preußen erhielt jedoch in Holstein zwei Etappenstraßen und zwei Telegraphendrähte sowie preußi-

schen Postverkehr auf der Eisenbahn. Der Kieler Hafen sollte von Preußen besetzt bleiben, das auch das Recht erhielt, Friedrichsort zu befestigen. Rendsburg dagegen sollte mit jährlich wechselndem Kommando von beiden Mächten gemeinsam besetzt werden. Endlich sollten beide Herzogtümer dem Zollvereine beitreten und Lauenburg ganz gegen Zahlung von $2^1/_2$ Millionen dänischer Reichsthaler (5 625 000 Mark) in den Besitz Preußens übergehen.



Edwin von Manteuffel.

Der Vorteil des Vertrages lag mithin ausschließlich auf seiten Preußens. Nachdem auch die beiden Herrscher in Salzburg am 20. August ihn unterzeichnet hatten, nahm König Wilhelm ihn zum Anlaß in dankbarer Anerkennung der völlig veränderten Stellung, die Preußen während der letzten Jahre unter den Mächten Europas sich errungen, Bismarck in den erblichen Grafenstand zu erheben. Preußischer Gouverneur in Schleswig wurde der Generalleutnant Edwin von Manteuffel, ein Vetter

des früheren Ministerpräsidenten; österreichischer Gouverneur in Holstein wurde Gablenz.

Höchst niederschlagend wirkte die Kunde von dem Vertrage auf den Herzog von Augustenburg; denn er machte den Thronprätendenten wieder zum schlichten Privatmann. Zum Einlenken war es jetzt zu spät. Aber nicht weniger bedrückte das Gasteiner Abkommen den Bundestag; er entzog sich allen Schwierigkeiten, indem er mit dem Ende des Monats August in die Ferien ging. Zwar in den deutschen Mittelstaaten, denen der Vertrag alle Wichtigkeit nahm, war man voll Unmuts, und der Abgeordnetentag in Frankfurt hallte von Entrüstung wider: aber wieder einmal ward es klar, daß, wenn die deutschen Großmächte einig waren, niemand gegen ihre Entscheidung aufkommen konnte.

In Wahrheit indes war durch den Gasteiner Vertrag, wie Bismarck wohl erkannte, „der Frieden nur geflickt und der Riß im Bau nur verklebt." Denn der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich hatte viel tiefere Wurzeln als die Differenzen über die Elbherzogtümer; in der Stellung beider Mächte in und zu Deutschland lag der wahre Grund. Und der Tag mußte kommen, an dem eine Auseinandersetzung darüber zwischen ihnen unvermeidlich war. Von dieser Überzeugung war der König ebenso sehr wie sein Ministerpräsident durchdrungen und beide gleichmäßig darauf bedacht, die Stellung Preußens zu den übrigen Großmächten dementsprechend zu erhalten. Höchst empfindlich berührte es den König daher, daß die französische Regierung am 29. August ein Rundschreiben an ihre Gesandten, das indes auch in die Zeitungen gelangte, erließ, in welchem der Gasteiner Vertrag als ein gewaltthätiger Willkürakt der Teilungsmächte gebrandmarkt wurde. Nur mit Widerstreben gab er daher dem Grafen Bismarck die Erlaubnis, durch persönliche Besprechung mit dem Kaiser Napoleon diese Trübung der freundlichen Beziehungen Preußens zu Frankreich zu beseitigen. Geschehen mußte indessen etwas, da dieser Angriff der französischen Regierung sachlich völlig unbegründet war. Und Bismarck hatte denn auch die Genugthuung, seinem königlichen Herrn berichten zu können, nachdem er Napoleon in Biarritz gesprochen, daß der Kaiser durch einen Erlaß an den französischen Botschafter in Berlin das Rundschreiben der Hauptsache nach zurücknahm. Sehr wesentlich wirkte darauf der Umstand ein, daß Bismarck Napoleons Frage, ob Preußen etwa Österreich zur Entschädigung für den Gasteiner Vertrag Venetien garantiert habe, mit aller Bestimmtheit verneinen konnte. In Österreich freilich legte man diese Reise des preußischen Ministerpräsidenten nach Biarritz als eine

Intrige gegen Österreich aus, deren Ziel nur die Verwirklichung eines Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen sein könne. Wohl war auch in Fortsetzung der Biarritzer Unterredungen in St. Cloud die Möglichkeit eines preußisch-französischen Bündnisses erwogen worden, aber doch hatte, der Weisung König Wilhelms entsprechend, Bismarck den Abschluß eines solchen als noch verfrüht bezeichnet eine Auffassung, der auch Napoleon zustimmte, während er ein österreichisch-französisches Bündnis als für ihn unmöglich erklärte. Auch zu Italien gestalteten sich die Beziehungen Preußens nur noch freundlicher. Der Abschluß eines Handelsvertrages zwischen beiden Staaten wurde in Aussicht genommen. Hauptsächlich aber war es die Hoffnung, durch Preußens Mitwirkung das noch österreichisch gebliebene Venetien zu erlangen, die Italien der norddeutschen Großmacht näher brachte.

Diese achtsame Pflege der internationalen Beziehungen Preußens machte für König Wilhelm der Hinblick auf die Dinge in Holstein zur Notwendigkeit. Denn wenn dort auch anfangs Gablenz jeden Anstoß zu vermeiden gesucht hatte, so schien es doch sehr bald so, als ob der Gasteiner Vertrag Österreich wieder leid geworden wäre: so offen wurde unter den Augen des österreichischen Gouverneurs die Agitation gegen Preußen in Holstein getrieben. Öffentliche Kundgebungen und Volksversammlungen fanden statt, und die Landespresse triefte förmlich von Verunglimpfungen Preußens. Alle Beschwerden Preußens darüber verhallten aber in Wien völlig wirkungslos. Wollte Österreich erproben, wie viel sich Preußen bieten lasse? Freilich schien durch den fortdauernden Konflikt mit der Landesvertretung die Kraft der preußischen Regierung lahm gelegt worden zu sein. Am 15. Januar 1866 war der Landtag eröffnet worden. Seine erste Kundgebung war eine Rede des Präsidenten Grabow, in der dieser der feindseligen Stimmung der Mehrheit des Hauses durch herausfordernde Vorwürfe gegen die Regierung Ausdruck gab. Aber auch weiterhin war die Thätigkeit des Hauses nicht den Gesetzesvorlagen, sondern Angriffen auf die Regierung zugewandt. Es mißbilligte die Erwerbung des Herzogtums Lauenburg, obgleich der König die Mittel dazu aus seiner Privatschatulle hergegeben hatte; es griff gegen Art. 86 der Verfassung die Unabhängigkeit der Gerichte an; es erteilte gegen Art. 45 der Verfassung den Beamten Vorschriften in betreff ihrer dienstlichen Pflichten. Die Hoffnung, mit ihm zum Frieden zu gelangen, schien also ausgeschlossen. So ließ denn König Wilhelm am 23. Februar die Sitzungen des Landtages schließen und berief auf den 28. unter Zuziehung Manteuffels

einen Ministerrat in Berlin, um die Situation zu erwägen. Der Beschluß desselben ging dahin, daß es mit der Ehre Preußens unverträglich sei, in der Angelegenheit der Elbherzogtümer sich vor Österreich zu beugen, daß indes noch jetzt ein Anlaß zur Mobilmachung nicht vorläge.

Anders jedoch sah man in Österreich die Sachlage an. Am 10. März hielt der Kaiser Franz Joseph in Wien Kriegsrat. Hier erfüllte alle die Zuversicht, daß Preußen, wenn es Ernst sähe, sich doch beugen würde. Sofort begann man daher mit militärischen Vorbereitungen und Truppenansammlungen an der preußischen Grenze in Böhmen und Mähren. Zugleich hoffte Österreich den Bundestag mit fortzureißen. Vertraulich sprach es am 16. März den ihm befreundeten deutschen Regierungen die Erwartung aus, daß sie, falls es zum Bruche mit Preußen käme, für Mobilmachung der Bundeskontingente und für Bundesexekution stimmen würden.

So erschien mit düsteren Wolken der Himmel Preußens umzogen, als in diesen Tagen König Wilhelm sein siebzigstes Lebensjahr antrat. Da war es denn ein heller Sonnenstrahl für ihn, wie am Geburtstagsmorgen die jüngsten Hohenzollern dem greisen Haupte der Familie ihre Glückwünsche darbrachten. Sie waren alle gekommen, die fröhlich heranwachsenden Enkel, von den kronprinzlichen Eltern geleitet, der verständige Prinz Wilhelm, der herzige Heinrich, die liebliche Charlotte und der kleine Sigismund, der, obwohl noch nicht ganz sicher auf den Füßen (geboren am 15. September 1864), sich etwas vordrängte, um ja zuerst dem lieben Großvater sein Sträußchen darzubieten. Wer mochte ahnen, daß nach drei Monaten schon der lebensfrische Prinz in der Fürstengruft der Friedenskirche ruhen würde.

Gegenüber den Umtrieben Österreichs richtete Ende März auch Preußen seinerseits die Anfrage an die deutschen Regierungen, „ob und in welchem Maße es auf deren Unterstützung in dem Falle rechnen könne, wenn es von Österreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genötigt werde". Zugleich brachte es wiederum die so notwendige Bundesreform in Anregung. Allein die Antworten, die es erhielt, lauteten meist ausweichend; manche blieben auch ganz aus. Das war deutlich genug. Preußen zögerte daher jetzt nicht länger, mit Italien ein Schutz- und Trutzbündnis auf die Dauer von drei Monaten abzuschließen, in dem sich Italien die Erwerbung von Venetien, Preußen die einer mindestens ebenso großen Gebietserweiterung ausbedang. Das Ob und Wann der Kriegseröffnung war darin ausschließlich in Preußens Hand gelegt. Als Kriegs-



Die kronprinzliche Familie gratuliert König Wilhelm zu seinem 69. Geburtstage (22. März 1866).

fall war bezeichnet, „wenn Preußens Antrag wegen einer den Bedürfnissen der Nation entsprechenden Bundesreform zurückgewiesen werden sollte". Denn nicht für die schleswig-holsteinische Frage wollte König Wilhelm das Schwert ziehen. Das große Ziel, das er im Auge hatte, war die Neugestaltung Deutschlands. Am Tage nach der Unterzeichnung des preußisch-italienischen Bündnisses richtete er daher an den Bundestag den Antrag, eine aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehende deutsche Nationalversammlung einzuberufen.

Allein so sehr fehlte es dem Bundestage an Verständnis für den ehernen Ernst der Situation, daß er den preußischen Antrag einer Kommission überwies, die ihn ruhig beiseite legte. Schlimmer konnte er gar nicht seine Unfähigkeit bezeugen.

Siebentes Kapitel.

Die Auseinandersetzung mit Österreich.

Die schleswig-holsteinische Frage war zur deutschen Frage geworden. Infolge der Rüstung Österreichs begann auch Preußen in den letzten Märztagen mit militärischen Vorbereitungen. Hand am Schwerte standen die beiden Gegner sich gegenüber. Jeder warf dem andern vor, zum Kriege herausgefordert zu haben; jeder lehnte von sich den Vorwurf ab. Seine Friedensliebe zu bethätigen, schlug Österreich gleichzeitige Abrüstung vor. Sofort war Preußen dazu bereit. Allein Österreich wollte nur gegen Preußen, nicht auch gegen Italien abrüsten, während Preußen verlangte, daß die Abrüstung aller drei Mächte eine vollständige sein müsse. Indessen dies lehnte Österreich ab. Nun versuchte Napoleon zu vermitteln: im Einverständnis mit England schlug er vor, die streitigen Fragen durch einen Kongreß der Großmächte zu schlichten. Damit war Preußen einverstanden; Österreich jedoch wollte ihn sich nur unter der Bedingung gefallen lassen, „daß von keiner Seite ein Anspruch auf eine Gebietsvergrößerung erhoben werden dürfe". Was sollte aber der Kongreß, wenn von vornherein die Entscheidung über Schleswig-Holstein und Venetien ihm entzogen blieb? Dem Bundestage vielmehr wollte Österreich die Entscheidung über die Elbherzogtümer übertragen sehen. Dem widersprach Preußen, da der Wiener Frieden ausschließlich die beiden Großmächte zu Herren der Herzogtümer gemacht habe. Österreich gab darauf keine Antwort, während es doch mit aller Beschleunigung seine Rüstungen fortsetzte. Ende Mai waren diese so weit gefördert, daß es den Vorsprung vor Preußen zu haben glaubte. Und nun übertrug es am 1. Juni, ohne Preußen, als wenn es Alleinbesitzer wäre, vorher auch nur zu benachrichtigen, die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit dem Bundestage und beauftragte Gablenz zugleich, auf den 11. Juni die holsteinischen Stände einzuberufen.

Das war ein Faustschlag, Preußen vor aller Welt ins Gesicht gegeben: der Gasteiner Vertrag war zerrissen. Preußen stellte sich also

„auf den Boden des Wiener Friedens". Demgemäß kündigte Manteuffel dem österreichischen Gouverneur an, daß er wieder in Holstein einrücken würde, um es gemeinsam mit Österreich zu besetzen, indem er Gablenz anheimgab, in der gleichen Weise in Schleswig zu verfahren. Das bedeutete noch nicht den Krieg; aber die Gewitterschwüle der ganzen politischen Atmosphäre deutete doch auf einen nahen Losbruch des Wetters. Mit beklommenem Zagen sahen in Preußen nicht wenige ihm entgegen. Preußen gegen Österreich, gegen Deutschland! Der Gedanke eines „Bruderkrieges" war ihnen unfaßbar, weil sie die zwingenden Gründe nicht verstanden. Klarer als König Wilhelm selbst hat sich niemand über diese ausgesprochen, als er am 4. Juni dem Erzbischof Melchers von Köln auf dessen Bitte antwortete, „die Schrecken eines deutschen Bruderkrieges, dessen Ausgang außer aller menschlichen Berechnung liege, von dem teuren Vaterlande fernzuhalten, wenn es immer noch möglich sei."

„Der Ernst der Zeit" — schrieb der König — „hat Ihnen den Wunsch eingegeben, sich offen gegen Mich auszusprechen, und das ist Mir sehr erwünscht gewesen. Ebenso offen werde Ich Ihnen nun antworten.

„Ich weiß, daß in weiten Kreisen der wahrscheinlich bevorstehende Krieg in seinen Ursachen nicht begriffen wird, teils weil diese nicht handgreiflich einem jeden vor Augen liegen, teils weil nach 50 Friedensjahren, der größten und höchsten Wohlfahrt der Bevölkerung, man sich des Gedankens entwöhnt hatte, daß alle die gewonnenen Güter zeitweise einem höheren Zweck geopfert werden müßten. Diese Unklarheit über die Ursachen zum Kriege wurzelt aber außerdem noch in den Tendenzen der Umsturzpartei oder Fortschrittspartei, welche seit Jahren Mißtrauen gegen Mich und Meine Regierung säet, um zu ihrem Zwecke, d. h. der Schwächung und zuletzt der Vernichtung der monarchischen Macht zu gelangen; diese Partei benutzt die Gegenwart, um die Unklarheit der politischen Lage Preußens zu vermehren und den Mißmut, der bei jedweder kriegerischen Aussicht unvermeidlich ist, zu nähren, da von Patriotismus bei dieser Partei nicht die Rede sein darf, sondern nur von Egoismus.

„Wenn man aber, wie Ich seit Jahren die Tendenzen Österreichs verfolgen mußte, so mußte es Mir immer klarer werden, daß selbst während der Allianz von 1864 diese nur einen kurzen Stillstand in jenen Tendenzen hervorbrachte, um sie darauf um so eklatanter zum Austrage zu bringen; und diese Tendenz ist seit dem Siebenjährigen Kriege keine andere, als Preußen von seiner Großmachtstellung wieder herabzuwerfen und es

zu einem Staate zweiten Ranges zu degradieren. Selbst die glorreiche Erfahrung des Jahres 1864 hat Österreich nicht vermocht, diese Richtung aufzugeben, obgleich es sah, daß Preußen und Österreich, einig, ganz Europa Schach bieten können. Welche Mittel Österreich aufgeboten hat, um Preußen in der öffentlichen Meinung nicht nur in den Herzogtümern, sondern in ganz Europa zu degradieren, liegt jedermann vor Augen; Lug, Trug, Verleumdung in allen von ihm erkauften Zeitungen Europas waren ihm gesuchte Mittel, die öffentliche Meinung gegen Preußen aufzustacheln und dasselbe als von Ehrgeiz und Eroberungssucht aufgeblasen zu schildern, und so vornehmlich die deutschen Staaten gegen uns aufzuhetzen. Dies ist das Lügengewebe, welches nun zum Kriege führt. Einem solchen Verfahren darf ein Staat, der sich achtet, nicht ruhig zusehen. Alle Meine Vorstellungen in Wien gegen ein so perfides Benehmen blieben fruchtlos, und seit dem Februar sistierte auf diesem Terrain jedwede Verständigung mit Wien. Dennoch beschloß Ich im Konseil des 28. Februar, zu keinen Rüstungen zu schreiten, sondern alle Mittel auf indirektem Wege (Rußland, England) zu verfolgen, um einen Bruch mit Österreich zu vermeiden. Da schritt Österreich am 13. März ganz unerwartet zu Truppenkonzentrationen an Preußens Grenzen, unter den lügenhaftesten Vorwänden, die wir durch die ja bekannt gewordenen Aktenstücke entlarvten. Volle 14 Tage zögerte Ich mit Gegenmaßregeln, die sich nun gegenseitig so steigerten, daß die Armeen sich vollzählig gegenüberstehen. Nochmals ist die Hand zum Frieden geboten in einer Konferenz zu Paris, die Ich sofort ergriff, die aber von Österreich schon so gut wie verworfen ist. Am Bundestage hat vor 4 Tagen Österreich den Gasteiner Vertrag einseitig, ohne Preußens Vorwissen, zerrissen und die Herzogtümerfrage, die zwischen uns und nicht am Bundestage geschlichtet werden sollte, gegen den Vertrag jenem vorgelegt. So folgte sich Perfidie, Lüge, Vertragsbruch unaufhaltsam seitens Österreichs. Da haben Sie in kurzem Abriß die Lage, in welche Preußen geworfen ist! Ich habe mit Meinem Gott im Gebet gerungen, um Seinen Willen zu erkennen, und nur so habe ich, Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, nach Meinem Gewissen gehandelt. Nach diesem Exposé werden Sie sich überzeugen, daß wir einem Kampf um Preußens Existenz entgegengehen, und er wird nur dann ein Bruderkrieg werden, wenn Deutschland, durch Österreich aufgestachelt, sich unberufen mit demselben gegen Mich verbündet. Daß Ich freiwillig keinen deutschen Boden aufgebe, weiß die Welt, und Ströme Blutes müßten geflossen sein, ehe dies geschähe. Beten Sie für Mich und für Preußen. Dann begegnen sich

unsere Herzen am Throne Gottes, dessen Wille geschieht, wie im Himmel, so auf Erden! Amen!

Ihr ergebener König

Wilhelm."

Allein trotz der tiefen Entrüstung über die österreichische Politik, die den König erfüllte, war es ihm doch nicht leicht geworden, seinen Entschluß zu fassen. Er liebte den Kaiser Franz Joseph, den Neffen König Friedrich Wilhelms IV., aufrichtig; er sah in der Vereinigung der beiden deutschen Großmächte das sicherste Bollwerk gegen die Revolution im Innern wie gegen Angriffe von außen. Dazu kam, daß auch die Königin Augusta, deren feinfühliges Urteil ihr königlicher Gemahl sehr hoch schätzte, einem Bruche mit Österreich durchaus abgeneigt war. Aber jetzt war durch das brüske Vorgehen Österreichs Preußens Ehre geschädigt; und über alles, seit langen Jahren erfüllte den König die Überzeugung, daß Deutschland nur durch das Ausscheiden Österreichs gesunden könnte. Und der streng abwägende Verstand siegte über die Impulse des Herzens: mit klarer Bestimmtheit erwuchs der Entschluß, nicht zurückzuweichen. Das ist eben das Bewundernswerte in König Wilhelm, daß er stets bereit war, dem, was die eiserne Pflicht gebot, was das Wohl des Staates verlangte, sein persönliches Empfinden zum Opfer zu bringen: ein Held in Selbstüberwindung, gerade in seiner Schlichtheit so groß! Und doch, was hätte er bis zur letzten Stunde darum gegeben, den Frieden bewahren zu können. „Ich bin ein alter Mann und bald 70 Jahr" — sagte er zu seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich Karl, als dieser sich zur Armee begab — „wie soll ich jetzt noch an Krieg denken? Ich will nichts mehr, als meinem Volke den Frieden lassen, wenn ich sterbe. Ich weiß ja auch, daß ich's vor Gott und meinem Gewissen verantworten muß. Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe alles gethan: gebeten habe ich den Kaiser, gebeten, wie man nur bitten kann. Ich will ja zugestehen, was ich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Aber sie wollen ja den Krieg!"

Ja, Österreich wollte den Krieg! Mit nervöser Hast drängte es, den Bruch zu vollenden. Am 7. Juni überschritten die Preußen die Eider, und Manteuffel forderte den österreichischen Statthalter jetzt auf, wieder eine gemeinsame Regierung für Schleswig-Holstein einzurichten, die einseitige Berufung der holsteinischen Stände aber zurückzunehmen. Beides lehnte Gablenz ab. Manteuffel verkündigte daher, daß er zur Wahrung der Rechte des Königs von Preußen die oberste Regierungsgewalt auch



Prinz Friedrich Karl.

in Holstein in die Hand nehme. Er löste die von Gablenz eingesetzte Landesregierung in Kiel auf und setzte den holsteinischen Freiherrn von Scheel-Plessen als Oberpräsidenten für Schleswig-Holstein ein, indem er zugleich die nach Itzehoe einberufene Ständeversammlung verbot. Gablenz überschritt unterdessen mit seinen Truppen die Elbe und führte sie durch Hannover nach Süddeutschland.

Da war auch schon in Frankfurt die Entscheidung gefallen. Den österreichischen Antrag vom 1. Juni, welcher ohne Rücksicht auf Preußen den Bundestag zur Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage berief, beantwortete Preußen damit, daß es den deutschen Regierungen den Entwurf einer Bundesreform, durch den Österreich ganz aus Deutschland ausgeschieden wurde, vorlegte. Er kam indessen nicht mehr zur Verhand-

lung. Denn schon am 11. Juni beantragte Österreich bei dem Bundestage die Mobilmachung sämtlicher nichtpreußischen Kontingente, um gegen die von Preußen in Schleswig-Holstein geübte „gewaltsame Selbsthilfe" einzuschreiten und den Bundesfrieden wiederherzustellen. Und so eilig hatten es Österreich und seine Freunde damit, daß der Antrag schon auf den 14. Juni zur Verhandlung angesetzt wurde. Jede bundesrechtliche Grundlage fehlte ihm. Der preußische Bundestagsgesandte von Savigny legte daher Verwahrung gegen die augenfällige Verletzung der durch die Bundesverfassung vorgeschriebenen Formen ein und enthielt sich der Abstimmung. Das Ergebnis derselben war, daß nur eine Minorität von fünf Stimmen dem Antrage Österreichs entgegentrat. Da erhob sich Savigny, erklärte im Namen seines Königs durch den gefaßten Beschluß den Bundesvertrag für gebrochen und damit den Deutschen Bund für aufgelöst und verließ die Bundesversammlung.

Unverweilt zeigte Preußen jetzt den europäischen Mächten an, daß der bisherige Deutsche Bund seit dem 14. Juni aufgehört habe zu bestehen. Allein die öffentliche Meinung war durchaus nicht für Preußen. Bei den Regierungen galt als sicher, daß Preußen, wenn es nicht noch einlenke, unterliegen müsse, da Österreich nicht weniger als 800000 Mann ins Feld stellen wolle. Aber auch der Nationalverein, in dem freilich die Fortschrittspartei das große Wort führte, legte Protest gegen den Ausbruch des Krieges ein und verwarf das preußische Bundesreformprojekt. Besonders kriegerisch war die Bevölkerung Süddeutschlands gestimmt: kriegslustig drohten sie Preußen mit ihrem Einmarsche. Selbst der treffliche Großherzog von Baden, König Wilhelms Schwiegersohn, wurde durch die allgemeine Stimmung in seinem Lande auf die Seite Österreichs gedrängt.

Anders dagegen wirkte in Preußen selbst der rasche Verlauf der Dinge. Das energische Auftreten des Königs war von tiefer Wirkung; unter dem Eindrucke der ersten kriegerischen Ereignisse fanden die Neuwahlen zu dem im Februar aufgelösten Abgeordnetenhause statt. Das Ergebnis zeigte, daß das preußische Volk von der Fortschrittspartei sich abwandte und eine starke Mehrheit von Männern der gemäßigten Parteien in den Landtag sandte, die bereit war, mit der Regierung über die Armeereorganisation Frieden zu schließen.

So sehr den König die Beflissenheit schmerzte, mit welcher der Bundestag ohne eine Untersuchung, ohne eine rechtliche Entscheidung, wie die Bundesverfassung sie doch vorschrieb, die Mobilmachung, welche gegen Bundesglieder gar nicht statthaft war, gegen Preußen beschloß: so lag

ihm doch alles daran, gegen deutsche Mitfürsten den Kampf zu vermeiden. Noch in der Nacht vom 14.—15. Juni ließ er daher an die preußischen Gesandten in Dresden, Hannover und Kassel den Befehl ergehen, unverweilt den betreffenden Monarchen eine „Sommation" zu überreichen, um den Frieden mit diesen nächsten Nachbarn zu erhalten. Es war eine letzte Aufforderung, sich zu erklären, ob sie bereit seien, ein Bündnis mit Preußen unter der Bedingung einzugehen, daß sie ihre Truppen auf den Friedensstand vom 1. März zurückführten und der Berufung eines deutschen Parlamentes zustimmten sowie die Wahlen zu demselben ausschrieben, sobald dies von Preußen geschähe: wogegen Preußen ihnen ihre Besitzungen und Souveränitätsrechte auf Grund seiner Reformvorschläge gewährleisten wolle. Mit Sicherheit erwartete König Wilhelm, daß die Fürsten die ihnen dargebotene Friedenshand ergreifen würden; allein alle drei beantworteten die Sommation ablehnend. „Wohlan denn", sagte der König auf die Meldung, „wenn sie wirklich alle gegen mich sind, so stelle ich mich selbst an die Spitze meiner Armee und will lieber mit ihr untergehen, als daß ich in dieser Lebensfrage nachgebe!" Und damit gab er den Befehl, in die ihm abgeneigten Staaten einzurücken und sie zu besetzen: in drei Tagen befanden sie sich in Preußens Macht.

Der Krieg hatte begonnen: für seine Existenz zog Preußen das Schwert. Dank der Voraussicht König Wilhelms geschah es ohne Zagen. Es sind die eigensten Gedanken des Königs, die er am 18. Juni in dem Aufruf aussprach:

„An mein Volk!

In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach:

Das Vaterland ist in Gefahr!

„Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen! Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Österreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervor-

gehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. Österreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Österreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens!

„Aber in Meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten.

„In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe Ich seit Jahren es als die erste Pflicht Meines Königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußen als ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben.

„Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Österreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt.

„So sei es denn. Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Befreiungskriegen hervor-

gegangen iſt, von der Stufe herabſtoßen wollen, auf die ſeiner Fürſten Geiſt und Kraft, ſeines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Geſittung es emporgehoben haben.

„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geſchicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unſere Waffen ſegne!



Helmut von Moltke.

„Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch ſtark genug ſein, das loſe Band, welches die deutſchen Lande mehr dem Namen als der That nach zuſammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerriſſen iſt, die das Recht und die Macht des nationalen Geiſtes fürchten, in anderer Geſtalt feſter und heilvoller zu erneuen. — Gott mit uns!

Wilhelm."

Und an dem gleichen Tage, an dem der König ſo zu ſeinem Volke ſprach, ordnete ſein frommer Sinn an, daß im ganzen Preußenlande am 27. Juni ein allgemeiner Bettag gehalten würde.

Unterdessen hatte Italien am 20. Juni an Österreich den Krieg erklärt. Um seine Kräfte durch Teilung nicht schwächen zu müssen, beschloß Österreich, sich gegen Italien lediglich auf Verteidigung zu beschränken, mit der ganzen Wucht seiner Kraft aber Preußen zu zerschmettern. So wurde denn fast die ganze österreichische Armee bei Brünn und Olmütz zusammengezogen. Langsam rückte sie von hier nach Böhmen vor und nahm zwischen der Festung Josephstadt und der preußischen Grafschaft Glatz Aufstellung. Der Gedanke ihres Oberanführers, des Feldzeugmeisters von Benedek, war, hier die in Böhmen einrückenden preußischen Armeen einzeln zu schlagen und den zurückgeworfenen dann nach Preußen hinein zu folgen. Im vollen Gegensatze zu ihm war dagegen König Wilhelm zu nachdrücklichem Angriffe entschlossen und drängte zu rascher Entscheidung.

In diesem Gedanken leitete daher als Chef des Generalstabes der General Helmut von Moltke von Berlin aus mit wohlabwägender Kühnheit den Einmarsch der preußischen Heere in Böhmen. „Getrennt marschieren, vereint schlagen!" war sein Grundsatz, dessen glänzende Durchführung ihm jetzt die Bewunderung der ganzen Welt eintragen sollte.

Mit brausendem Hurra überschritt am 23. Juni die Erste preußische Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von der Lausitz her die österreichische Grenze und besetzte die große Fabrikstadt Reichenberg. Am 25. stieß sie auf das Corps des Grafen Clam-Gallas, das die Iser-Linie decken sollte. Erst nach hartnäckigem Widerstande zog es sich in das verschanzte Dorf Podol zurück und, als die Preußen in der Nacht auch dies stürmten, in eine feste Stellung bei Münchengrätz. Gleichzeitig indessen hatte die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld, dem Sieger von Alsen, auf dem Passe von Schluckenau das Lausitzer Gebirge überstiegen und die österreichischen Truppen, welche die Paßausgänge besetzt hielten, bei Hühnerwasser zurückgeworfen. Sie reichte damit der Ersten Armee die Hand, so daß sich Clam-Gallas von zwei Seiten bedroht sah. Nach kurzer Gegenwehr gab dieser daher die Iser-Linie auf, indem er sich auf Gitschin zurückzog.

Hier zum zweitenmal trafen die Preußen auf deutsche Truppen in den Reihen des Gegners. Die Könige von Sachsen und Hannover, wie der Kurfürst von Hessen hatten nach Ablehnung der preußischen Sommation ihre Truppen ins Feld rücken lassen. Die Kurhessischen marschierten auf Frankfurt, wo sich das 8. Bundes-Armeecorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen sammelte, während der Kurfürst in Kassel

von den Preußen kriegsgefangen gemacht und nach Stettin abgeführt wurde. Die hannöverſchen Truppen dagegen zogen von Göttingen ſüdwärts, um Anſchluß an die Bayern zu gewinnen. Allein durch einen verwegenen Angriff hielt ſie der General von Flies bei Langenſalza auf, ſo daß die Preußen Zeit gewannen, das hannöverſche Corps rings zu umſtellen und am 29. Juni zur Ergebung zu zwingen. Ein beſſeres Los war den Sachſen beſchieden. Sie waren, an die Öſterreicher ſich anſchließend, dem Corps von Clam-Gallas zugeteilt worden, der jetzt mit ihnen die Stadt Gitſchin beſetzte, während er mit ſeinen Öſterreichern auf den waldigen Felsgruppen vor der Stadt Stellung nahm. Wohl war es eine ſchwierige Aufgabe für die Preußen, die ſteilen Berglehnen zu erſtürmen und in ſcharfem nächtlichen Kampfe die Sachſen aus der Stadt zu treiben; allein als der Morgen graut, ziehen Öſterreicher und Sachſen erſchöpft und entmutigt auf die Hauptarmee ſich zurück.



Kronprinz Friedrich Wilhelm.

In Gitſchin machte die Erſte Armee, während die Elbarmee noch weiter vorwärts drang, einſtweilen Halt. Denn hier ſollte ſie den Aufmarſch der Zweiten Armee zur weiteren gemeinſamen Aktion abwarten.

Die Zweite Armee, welche der Kronprinz Friedrich Wilhelm aus Mittelſchleſien nach Böhmen heranführte, hatte einen kürzeren, aber ſchwierigeren Weg. Die Straßen durch das Gebirge bildeten lange Defileen, deren Ausgang der Feind beſetzt hatte. Der Kronprinz ließ daher zunächſt auf ſeinem äußerſten linken Flügel das 6. Armeecorps von Neiße in der Richtung auf Olmütz vorgehen, um den Feind dorthin abzuziehen. Dann überſchritt das I. Armeecorps auf der Straße nach Trautenau, das 5. auf der Straße nach Nachod und zwiſchen beiden das Gardecorps die öſterreichiſche Grenze. Die weit vorgeſchobenen Corps von Gablenz und Ramming deckten dieſe. So ſtießen die Spitzen des I. Corps ſchon in der Stadt Trautenau auf den Feind; ſie trieben ihn

aus der Stadt hinaus, mußten aber am Nachmittage sie wieder aufgeben. Indessen am folgenden Tage wetzte das Gardecorps die Scharte glänzend wieder aus, zersprengte das ganze Gablenzsche Corps, eroberte Trautenau von neuem und erstürmte sogar Königinhof, wo sich nunmehr das ganze siegreiche Corps konzentrierte, so daß jetzt auch das 1. Armeecorps sich wieder in Vormarsch setzen konnte.

Auf das Corps von Ramming traf das 5. Armeecorps, das der greise General von Steinmetz anführte. Aus dem langen Engpasse vorbrechend, warf es die Österreicher zurück, schlug sie bei Nachod aufs Haupt und trieb sie bis nach Skalitz zurück. Allein hier zog Benedek das Corps von Ramming ganz in die Reserve und ließ statt dessen das Corps des Erzherzogs Leopold in die Gefechtslinie einrücken. So hatten die Preußen am nächsten Morgen völlig frische Truppen sich gegenüber, die denn auch nicht säumten, die, wie sie meinten, ermatteten Sieger anzugreifen. Allein bald waren die Österreicher bis hinter die hohen Eisenbahndämme von Skalitz zurückgetrieben. Mit gefälltem Bajonett stürmten die Preußen die Dämme und trieben die Feinde westwärts von dannen. Die Sieger setzten sich nunmehr auf Gradlitz in Marsch, um den Anschluß an das Gardecorps zu gewinnen: als ihnen das österreichische Corps des Grafen Fastetics — wiederum frische Truppen — den Weg zu verlegen suchte. Allein Steinmetz ließ das Dorf Schweinschädel erstürmen, vertrieb die Feinde aus dem Dorfe und dem benachbarten Walde und nahm dann am Abend seinen Marsch wieder auf, auf dem das fast noch unberührte 6. Armeecorps ihm folgte. Bis über Königinhof hinaus war die Elblinie im Besitze der Preußen.

Die Stellung der preußischen Armeen zu einander war jetzt eine solche, daß ihr Zusammenwirken die Entscheidung bringen mußte. Denn nicht mehr als 30 Kilometer trennten die Zweite Armee von Gitschin. Der Zeitpunkt war jetzt da, wo die gesamten Streitkräfte Preußens zu übereinstimmendem Handeln unter gemeinsamen Oberbefehl gestellt werden mußten. Es war somit notwendig, daß der König sich jetzt selbst auf den Kriegsschauplatz begab.

In tiefernster Empfindung hatte das preußische Volk den allgemeinen Buß- und Bettag, den der König angeordnet hatte, begangen. Aber wie stärkten schon die ersten Nachrichten, die vom Kriegsschauplatze eintrafen, die Meldungen von Podol, von Turnau, von Nachod, die Gemüter! „Das nasse Stroh fängt an zu brennen", sagte ein General, als er die ersten Hurrarufe vor dem Palais des Königs hörte. Bald stieg die Begeisterung, aller Kleinmut war verschwunden und durch die ganze

Stadt hin zogen jubelnde Scharen. Allein König Wilhelm blieb ernst: er vertraute nicht leichthin auf den Sieg. Da wurden fast gleichzeitig drei Siegesdepeschen ihm gebracht, die ihm die Siege von Skalitz, von Münchengrätz und die Kapitulation von Langensalza meldeten. Da kam auch ihm freudige Zuversicht. Auf dem Tische des Fahnenzimmers, vor dem Arbeitszimmer des Königs, lagen Karten ausgebreitet. Der König stand davor und verfolgte nach den Meldungen das Vorrücken der Armeen. Die Fenster standen an dem schönen Sommermorgen (29. Juni) weit offen. So sah der König an dem Denkmal Friedrichs des Großen eine Dame stehen, die Gattin seines Vorlesers, die gekommen war, ihren König vor seiner Abreise ins Feld wenigstens aus der Ferne zu sehen. Freundlich winkte sie der König heran und rief, sich aus dem Fenster lehnend, ihr zu: „Mein Sohn hat einen Sieg erfochten. Siegesnachrichten von allen Seiten! Es geht gut. Ich werde alles gleich bekannt machen lassen. Sie können das allen sagen. Meine brave Armee!“ Dann aber gedachte er voll Dank des Siegers. Er verlieh dem Kronprinzen in väterlichem Stolze den Orden pour le mérite und sandte die Ordre in das Hauptquartier der Zweiten Armee. Allein bei dem steten Vorrücken der Armee gebrauchte sie lange Zeit, ihr Ziel zu erreichen. „Mein Sohn“, meinte der König, „ist glücklicher, als ich in meinen jungen Jahren gewesen bin. Mir war ein solches Kommando und solche Siege nicht beschieden!“ Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Das geht ja im Anfange alles zu gut; wenn es nur so weiter geht. Wir sind noch lange nicht über den Berg!“ Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb den Armeebefehl nieder, mit dem er auf dem Kriegsschauplatze den Oberbefehl zu übernehmen gedachte.

Nun galt es Abschied zu nehmen. Es war der Geburtstag des Prinzen Karl, seines Bruders. So fuhr der König denn hinaus nach Glinicke bei Potsdam, um dem Bruder seine Glückwünsche auszusprechen und an der Siegesfreude ihn teilnehmen zu lassen. Von da machte er in Sanssouci einen Abschiedsbesuch bei der Königin-Witwe Elisabeth, der er stets mit ritterlicher Aufmerksamkeit begegnete, dann auch im Neuen Palais bei der Kronprinzessin, seiner Schwiegertochter, die, noch in tiefem Schmerze um den Tod des kleinen Prinzen Sigmund, mit schwerem Herzen den Gemahl hatte in den Krieg ziehen sehen. Welche Erquickung waren ihr die freudigen Nachrichten, die der König brachte! Von der Wildparkstation fuhr er dann nach Berlin zurück.

Rasch hatte sich unterdessen in der Hauptstadt die Siegeskunde verbreitet. Von den Hausgiebeln wehten die schwarzweißen Fahnen, zuerst

Unter den Linden, dann bis in die entlegensten Stadtviertel hinein. Vor dem Königlichen Palais stand Kopf an Kopf die Volksmenge, während von der Rampe des Palais ein Flügeladjutant immer von neuem wieder die Siegesdepeschen vorlas. Denn immer neue Volksscharen drängten sich heran; ein jeder will sie hören, bis eine kräftige Stimme den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott!" anstimmte und die dichtgedrängte Menge, ihrer Empfindung Luft machend, einfiel. Der König zurückgekehrt, öffnet das Fenster und spricht, seine Bewegung kaum meisternd, zu seinem freudig bewegten Volke herzliche Worte des Dankes und des Abschiedes. Der Abend sinkt herab. Festlich erleuchten sich die Fenster der weiten Stadt, und froh gestimmte Volksscharen durchziehen bis gegen Mitternacht die Straßen. Aber immer noch ist bei dem Könige Licht. In seinem Bibliothekszimmer, das neben dem Arbeitszimmer nach der Opernplatzseite liegt, steht eine derbe Holzkiste mit starken, eisernen Bändern beschlagen, wie eine Marktkiste anzusehen. Dahinein packt der König selbst seine wichtigsten Papiere, um für den schlimmsten Fall sie in Sicherheit zu bringen. So wenig hat die dreifache Siegeskunde die kühlste Vorsicht ihm getrübt. Bis gegen 3 Uhr in der Nacht hören die Schildwachen ihn hin- und hergehen. Da erst legte er zu kurzer Ruhe sich nieder.

Schon um 8 Uhr früh am nächsten Morgen (30. Juni) reiste der König ins Feld ab. Auf dem schlesischen Bahnhofe waren die Königin, die Prinzessinnen und die höchsten Staatsbeamten versammelt. Der König war in sehr ernster Stimmung; mit wenig Worten, aber in sichtlich großer innerer Bewegung nahm er von allen Abschied. Für jeden hatte er einen freundlichen Blick oder einen herzlichen Händedruck. In der Begleitung des Königs befanden sich der Prinz Karl, Roon, der Kriegsminister, Moltke, der Chef des Generalstabes, und Bismarck, der Ministerpräsident. Nach preußischer Sitte hatte dieser, obgleich Zivilbeamter, die Uniform seines Landwehrverhältnisses angelegt, und machte so als Major des 7. schweren Landwehr-Reiterregiments den Feldzug mit.

In vier Extrazügen war das Große Hauptquartier mit der Stabswache dem Könige schon vorangegangen, in einem fünften folgte dem Zuge des Königs das Kriegsministerium und der Generalstab. So umfaßte das Gefolge des Königs nicht weniger als 146 Offiziere und 960 Mann mit 825 Pferden, wovon indessen 11 Offiziere und 434 Mann mit 235 Pferden auf die Stabswache (Infanterie und Kavallerie) kamen. Dies starke Gefolge wird verständlich, wenn man bedenkt, daß der König auch im Felde mit gewohnter Regelmäßigkeit alle Regierungsangelegen-

heiten erledigte. Für seine persönliche Bedienung freilich nahm der König nur einen Kammerdiener, einen Garderobier und zwei Leibjäger mit, die auch während des Feldzuges nicht abgelöst wurden. Denn es war erstaunlich, wie wenig Bedürfnisse König Wilhelm für seine Person hatte. Von früh morgens bis spät abends angezogen, kannte er in der Kleidung keine andere Bequemlichkeit, als daß er in seinem Arbeitszimmer den Militärüberrock aufknöpfte. Die meisten Dinge that er so ausschließlich selbst, daß gar keine Hilfe nötig war. Ja manches, wie das Auspacken und Einpacken seiner sämtlichen Papiere in die für Reisen bestimmten Portefeuilles, das wohl ein anderer hätte thun können, that er bei seiner Gewöhnung an strenge Ordnung selbst. Seine Befehle wurden nie hart oder unfreundlich gegeben; Versehen nie mit einem heftigen Worte oder im Zorn gerügt, so daß der Dienst bei der Person des Königs ein leichter war. Überhaupt ließ die sich immer gleichbleibende milde Ruhe des Königs gar keine Unruhe um ihn her aufkommen; daher eben ging alles um ihn wie am Schnürchen.

Ganz allein befand sich der König während des Feldzuges nur selten, höchstens früh morgens. Wenn früh sein Leibarzt von Lauer, der Generalarzt des Gardecorps, bei ihm gewesen war, las der König die eingegangenen Depeschen und Telegramme und sandte sie nach ihrem Inhalt an Bismarck, Roon, Moltke oder die Chefs des Militär- oder Zivilkabinetts. Dann folgten die Meldungen des Hofmarschalls, Grafen Perponcher-Sedlnitzky, und des Hofstallmeisters von Rauch, durch die das ganze innere Getriebe des königlichen Hofhaltes geregelt wurde. Sofort begannen nun die Audienzen, Vorträge und Besichtigungen, die kaum von der kurzen Tafelzeit unterbrochen wurden, um gleich danach wieder fortgesetzt zu werden.

Die Bewachung und den militärischen Dienst hatte die aus allen Infanterie- und Kavallerieregimentern der Armee gebildete Stabswache unter dem Kommando des Oberstleutnants von Krosigk. Die Infanterie war in ein Bataillon, die Kavallerie in eine Schwadron formiert. Sie ritt, wenn das Hauptquartier sich in Bewegung setzte, dem Wagen des Königs teils voran, teils folgte sie ihm, und zwar immer abwechselnd, entweder Kürassiere und Dragoner oder Husaren und Ulanen. Die Infanterie hatte die Bewachung der Wohnung des Königs zu übernehmen; sie marschierte, wenn das Hauptquartier aufbrach, entweder voraus oder folgte ihm nach. Waren aber schon preußische Truppen in der Stadt, so gaben diese neben der Stabswache auch eine Ehrenwache, die der König jedesmal sofort nach seiner Ankunft inspizierte, indem er

diejenigen Offiziere und Mannschaften, die sich etwa in den vorhergehenden Gefechten ausgezeichnet hatten, sich vorstellen ließ.

Schon auf dem Bahnhofe in Berlin sah der König die Anzeichen des Krieges. Endlos lange, schwer beladene Wagenzüge mit Proviant, Fourage und Kriegsbedürfnissen aller Art hielten da, um den Truppen im Felde nachgesandt zu werden. Und je weiter die Fahrt über Görlitz und Zittau nach Reichenberg in Böhmen ging, um so mehr führte sie in den vollen Kriegszustand hinein. Die unabsehbaren Transporte von Kriegsmaterialien, die Feldbäckereikolonnen, die Krankenträgerkompanien, die Lazarette, die Stroh- und Heudepots, endlich mehrere Züge mit österreichischen Gefangenen zeichneten deutlich den Krieg. Städtische Deputationen, Abordnungen und Korporationen warteten auf allen Bahnhöfen, den König zu begrüßen. In Sorau stand er an dem Wagenfenster, als ein bescheiden bürgerlich gekleideter Mann an den Wagen herantrat und dem Könige ein zusammengefaltetes Blatt reichte; worauf er sich sofort wieder in die Volksmenge zurückzog. Der König entfaltete es und las eine poetische Antwort auf seinen „Aufruf an Mein Volk“:

„Ich ziehe hin in Gottes Namen,
Ich ziehe hin in Gottes Kraft;
Die in der Menschen Namen kamen,
Hat oft der Zorn schnell hingerafft!
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.“

Ja, das war es, was den König mit stiller Zuversicht erfüllte: nachdenklich faltete er das Blatt wieder zusammen und steckte es in den Ärmelaufschlag seines Überrockes. Da hat es ihn wie ein Talisman durch den ganzen Feldzug begleitet.

Auf allen preußischen Bahnhöfen empfing Jubel und freudiger Zuruf den König. Nun ging es über die sächsische Grenze: da wurde es mit einem Male still; die Bevölkerung hielt sich zurück. In Feindes Land waren die Bahnhöfe militärisch von preußischen Truppen besetzt. Und vollends in Böhmen mußte langsam und vorsichtig gefahren werden. Bei jedem Halt sprang die Stabswache aus den Wagen, pflanzte das Bajonett auf und besetzte sofort den ganzen Umkreis der Bahnhöfe.

Um 4 Uhr nachmittags fuhr der königliche Zug in Reichenberg ein. Mitten hinein in die Kriegswirren war der König versetzt. In den Wartesälen und Schuppen des Bahnhofes waren elfhundert österreichische Gefangene eingesperrt, und auf dem Bahnsteig erwartete eine Deputation der Bürgerschaft die Ankunft des Königs, um ihn um Gnade für die

schwer heimgesuchte Stadt anzuflehen. Auf den Abend beschied sie der König zu sich. Denn jetzt drängte es ihn, vor allem die Lazarette zu besuchen, die in den Schulhäusern eingerichtet waren. Da stand er an den Betten der Verwundeten und Typhuskranken, sprach zu ihnen mit freundlichen Trostworten und empfahl den Ärzten alle Sorgfalt.

Auf einer die Stadt Reichenberg beherrschenden Anhöhe liegt das Schloß des Grafen Clam-Gallas, der in den Reihen der Feinde focht. Hier nahm König Wilhelm sein Quartier; er bewohnte die Parterrezimmer nach dem Garten links vom Eingange. Denkwürdiges Zusammentreffen! Es waren dieselben Zimmer, in denen Kaiser Joseph II. am 30. Juni 1766 gewohnt hatte — auf den Tag ein Jahrhundert zuvor. Unmittelbar vor den Fenstern des Königs, am Abhange des Gartens, biwakierte die Stabswache. Denn in den nahen Bergen, wurde gemeldet, hielten sich österreichische Truppen auf, von denen man sich wohl eines verwegenen Handstreiches versehen durfte. Kaum war im Schlosse das kurze Diner beendigt, so versammelte der König die Generale um sich, verglich mit ihnen die sämtlichen eingegangenen Berichte, welche deutlich das auf allen Punkten siegreiche Vorrücken der Preußen zeigten, und gab danach seine Befehle. Einen Kriegsrat hat König Wilhelm während des ganzen Feldzuges *nicht* gehalten. Den Bürgermeister empfing er, während er abends im Garten sich erging, und gab ihm gnädigen Bescheid, indem er die tägliche Kontribution von 3000 Gulden auf den Betrag ermäßigte, der thatsächlich zur Verpflegung der in Reichenberg weilenden preußischen Truppen gebraucht wurde. Und als dann alles, von der Reise ermüdet, im Schlosse bald zur Ruhe gegangen war, sah man um Mitternacht den König noch schreibend an einem Tische sitzen. Eisern zwang durch sein Pflichtgefühl der bald Siebzigjährige den ermattenden Körper.

Über Reichenberg hinaus war die Eisenbahn von den Österreichern zerstört. So ging es denn am Sonntagmorgen (1. Juli) zu Wagen weiter. Aber so sehr der König auch vorwärts drängte, so machte er doch dem General von Tümpling, der in der Nacht verwundet in das Stephanshospital gebracht war, einen trostspendenden Besuch, bevor er sich mit dem Prinzen Karl in den Wagen setzte. In schärfstem Trabe ritt ein Zug Ulanen dem königlichen Wagen voraus, ein Zug Husaren folgte. So ging es in den schönen Sommermorgen hinaus, durch ein wohlbebautes Land, dessen Bewohner in der Sonntagsmuße vor die Thüren traten, um den rasch dahin eilenden Wagenzug sich anzusehen. Eine halbe Stunde vor Turnau biegt der Weg nach Sichrow, dem

Schlosse des Prinzen Rohan, ab. Hier war das Quartier des Königs. Eine anmutige Landschaft breitete vor seinen Fenstern sich aus. In dem herrlichen Schloßpark biwakierte die Stabswache. Den ganzen Nachmittag trafen Meldungen ein, die über die Stellungen der Preußen genaue Nachrichten brachten. Ordonnanzen kamen und gingen. Man ward sich dessen schon bewußt, daß seit gestern der König mit fester Hand das Ganze leitete.

Nach Gitschin, wieder 30 Kilometer näher an den Feind heran, wurde am 2. Juli das Große Hauptquartier verlegt. Der Weg dorthin führte den König fast fortwährend über Schlachtfelder. Der fast zerstörte Bahnhof von Turnau, die nur notdürftig wieder hergestellte Iserbrücke, die Verhaue aus gefällten Chausseebäumen, das in Kolonnenbreite niedergetretene Getreide, die herumliegenden toten Pferde wiesen auf die Heftigkeit der Kämpfe der letzten Tage hin. In dem Dorfe Libuhn waren Feldlazarette eingerichtet. Durch die Fähnchen mit dem roten Kreuz aufmerksam gemacht, ließ der König halten und besichtigte die Einrichtungen in der Kirche, der Pfarrei und mehreren Häusern. So manchen der Verwundeten kannte der König. Graf Voß, ein österreichischer Offizier, entstammte einer ihm wohlbekannten mecklenburgischen Familie; auch der sächsische Oberst von Bocksberg war ihm wiederholt begegnet. Gern erlaubte der König allen fremden Offizieren, sich zur Pflege hinzubegeben, wohin sie wollten, wenn sie nur ihr Ehrenwort gaben, solange der Krieg dauere, nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen.

Eine halbe Stunde vor Gitschin kam in einem leichten Jagdwagen Prinz Friedrich Karl, wie immer in der roten Uniform der Zieten-Husaren, dem Könige entgegengefahren. Er stieg in dessen Wagen und erläuterte ihm nun an Ort und Stelle den Gang der Gitschiner Kämpfe, wozu die Wagen voll Tornister, Gewehre, Patrontaschen, die auf dem Schlachtfelde jetzt aufgelesen wurden, die beste Illustration abgaben. Gegen 1 Uhr langte der König in Gitschin an. Sein Quartier war das bescheidene Gasthaus zum Goldenen Löwen am Ringe; Hunderte von Einwohnern standen auf dem Ring, um den Preußenkönig zu sehen. Vor dem Quartier des Königs war neben der Stabswache eine Ehrenwache des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pommersches) Nr. 2 aufgestellt. Es waren die ersten Truppen, die im Feuer gewesen waren, welche der König sah. „Guten Morgen, Euer Majestät!" erwiderten sie herzhaft seinen Gruß. Sie waren im Feldanzuge, Stiefeln und Hosen bespritzt; denn das Wetter war regnerisch geworden. Aber der Pulverdampf hatte die Gesichter bronziert, und abgeschossene Helm-

spitzen und zerhauene Beschläge zeigten, was die Wackeren durchgemacht hatten. Ganz nach Laune hatte jeder, was zu seiner Ausrüstung gehörte, sich umgehängt. Mit warmem Interesse musterte der König die Reihe, während er an ihr hinabschritt, den Offizieren mehrfach die Hand reichend.

Noch auf dem Ringe sammelten mehrere hohe Offiziere sich um den König, der mit ihnen die militärische Situation besprach. Dann erst begab er sich in sein Quartier, von dem Prinzen Albrecht, seinem jüngsten Bruder, der auch zur Begrüßung herbeigekommen war, und dem Prinzen Friedrich Karl begleitet. Sofort ließ eine Deputation der Stadt um eine Audienz nachsuchen, um sich gegen die Verleumdung zu rechtfertigen, daß bei der nächtlichen Erstürmung der Stadt die Bürger sich durch Schießen aus den Fenstern am Kampfe beteiligt hätten. Ohne Umstände ließ der König sie eintreten und hörte eine Weile ihre Reden geduldig mit an; dann aber sagte er ihnen mit Nachdruck: „Meine Truppen sind keine wilden Horden und verlangen nur das zum Leben unbedingt Notwendige, und Ihre Sorge ist es, ihnen keine Veranlassung zu gerechten Klagen zu geben. Sagen Sie es den Einwohnern, daß ich nicht gekommen bin, einen Krieg gegen friedliche Bürger zu führen, sondern die Ehre Preußens gegen Verunglimpfung zu verteidigen!" Und damit entließ er sie.

Fortdauernd liefen beim Könige die militärischen Meldungen ein. Durch einen Generalstabsoffizier von der Ersten Armee ließ er sich eingehend Vortrag über die Stellung der Ersten Armee, die schon bis Horiz vorgedrungen war, über die Beschaffenheit des Geländes und über die bisherige Fechtart des Feindes halten. Dann befahl er, daß die Truppen, die unter fortwährenden Kämpfen vorgerückt waren, um nicht übermüdet zu werden, am nächsten Tage, soweit es die Verhältnisse zuließen, Ruhetag haben, auch das Große Hauptquartier in Gitschin bleiben solle. Er selbst aber wollte am Vormittage zu einer Begegnung mit dem Kronprinzen nach Miletin fahren.

Diesen Befehl nahm Prinz Friedrich Karl, der um 5 Uhr Gitschin verließ, nach Horiz mit. Sobald er in Gitschin den Truppen bekannt gegeben wurde, breitete sich bald große Stille über die Stadt aus. Man wußte, daß also nichts bevorstand, daß man unbesorgt ausruhen könne. Der Regen überdies steigerte sich gegen den Abend und verödete die Straßen noch mehr.

Jetzt eigentlich erst in Gitschin hatte der König den aktiven Oberbefehl über die ganze preußische Armee übernommen. Jetzt ließ er, um dies zum Ausdruck zu bringen, den Armeebefehl, den er von Berlin

mitgebracht und während der Nacht in Reichenberg in der Druckerei der Gebrüder Stiepel hatte drucken lassen, an die Regimenter austeilen. Es war ein warmer und trotz aller Erfolge doch von jedem Siegeshochmut freier Gruß an die Armee.

„Soldaten Meiner Armee!

Ich begebe Mich heute zu Euch, Meinen im Felde stehenden, braven Truppen, und biete Euch Meinen Königlichen Gruß. In wenigen Tagen sind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erfochten worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke Ich auf sämtliche Abteilungen Meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampfe. Laßt uns indes auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen; Er wird durch Euere Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preußischen Fahnen zu neuen Siegen führen.

1866, 29. Juni. Wilhelm."

Den Abend brachte der König in seinem Zimmer allein zu. Arbeitend saß er an seinem Schreibtische, die Vortragsmappen neben sich, als um halb 11 Uhr in höchster Eile ein Wagen rasselnd bei dem Gasthause vorfuhr und der General von Voigts-Rhetz, der Generalstabschef der Ersten Armee, vom Prinzen Friedrich Karl gesandt, dem Könige die Meldung brachte, daß die österreichische Hauptarmee oder mindestens ein sehr großer Teil derselben nicht hinter der Elbe, wie man im preußischen Hauptquartier angenommen hatte, sondern vor derselben an der Bistritz, also dicht vor der Ersten Armee der Preußen sich zusammengezogen habe, demnach eine Schlacht zu erwarten sei; infolgedessen habe auch der Prinz eine Konzentration seiner Armee nach vorwärts befohlen. Ungläubig schüttelte der König den Kopf: er konnte sich nicht denken, daß ein bewährter General wie Benedek so die einfachsten Vorsichtsmaßregeln sollte außer acht gelassen haben; denn die Elbe im Rücken mußte ihn bei einem doch immer möglichen Rückzuge in die gefährlichste Bedrängnis bringen. Gleichwohl sandte er den General zu Moltke, dem Chef des Großen Generalstabes, der über die Straße dem Könige gegenüber wohnte. Wenn Moltke, so lautete die Weisung, es nach der Meldung für nötig halte, so möge er noch in der Nacht zu jeder Zeit zum Könige kommen. Bis Mitternacht wartete der König; da aber Moltke nicht erschien, so legte er sich in sein Feldbett, das auf dem Fußboden des Zimmers aus-

gebreitet war. Moltke aber prüfte die Meldung ganz genau; dann begab er sich zum Könige, den er schon im Bette fand. Mit kurzen Worten zeichnete er ihm die Gunst der augenblicklichen Lage. Sofort war der König entschlossen, sie auszunutzen und am Morgen den Feind von allen Seiten anzugreifen. Die Maßregeln des Prinzen Friedrich Karl entsprachen bereits diesem Gedanken; es kam nur noch darauf an, die Mitwirkung der Armee des Kronprinzen sicherzustellen, der jetzt gerade in der Flanke des Gegners stand, aber, um ihn zu erreichen, einen Marsch von 15—20 Kilometern zurückzulegen hatte. Demgemäß nahm der König den Ruhetagsbefehl zurück und bestimmte statt dessen, daß die Erste Armee schon um 7 Uhr morgens in den ihr angewiesenen Stellungen zum Angriffe bereitstehen sollte; denn ihr fiel die Aufgabe zu, den Feind festzuhalten, daß er nicht hinter die Elbe entweiche. Die Elbarmee sollte durch einen Angriff auf Nechanitz den linken Flügel der Österreicher lahm legen, der Kronprinz aber mit der Zweiten Armee durch einen mächtigen Vorstoß gegen den rechten Flügel die Entscheidung herbeiführen.

In dem Quartier Moltkes, wo die Generale von Podbielski und Graf Wartensleben schon warteten, wurden nun, entsprechend der Disposition des Königs, sogleich die nötigen Befehle aufgesetzt und ohne Verzug in doppelter Ausfertigung auf zwei verschiedenen Wegen nach Königinhof an den Kronprinzen abgesandt, während Prinz Friedrich Karl durch den zurückkehrenden General Voigts-Rhetz von der Entscheidung des Königs in Kenntnis gesetzt wurde.

Unruhig brachte König Wilhelm die wenigen Nachtstunden, die bis zum Beginne der Aktion noch blieben, zu. Denn eine Schlacht ist unter allen Umständen eine sehr ernste Sache. Zwar die Entscheidung, wenn anders die Meldungen richtig waren, konnte hier kaum zweifelhaft sein; denn selbst wenn die Erste Armee auf einen übermächtigen Gegner traf und geschlagen wurde, so mußte das Eingreifen des Kronprinzen den Sieg zurückbringen. Bedenken hegte der König nur für die Elbarmee; ihr konnte, wenn sie geschlagen wurde, wegen der weiten Entfernung keine Hilfe gebracht werden; und doch mußte sie, um die volle Wirkung zu erzielen, so weit ab detachiert werden. Im Grunde, darf man sagen, war die Schlacht bei Königgrätz entschieden, bevor sie begonnen wurde: die taktischen Vorteile, welche die doppelte Flankenstellung, dank des wirkungsvoll durchgeführten Aufmarsches der drei Armeen gab, sicherten von vornherein den Erfolg.

Es war ein kalter, regnerischer Morgen, die Sonne ganz hinter grauen Regenwolken verborgen, als der König um 5 Uhr früh aus

seinem Quartier trat. Er war in Helm und Überrock, einen Füsiliersäbel umgeschnallt; wie gewöhnlich trug er das Eiserne Kreuz und den Orden pour le mérite; um die Schultern hatte er einen Mantel geworfen. Neben ihm im Wagen nahm der Flügeladjutant vom Dienst Graf Lehndorff Platz. Zu ihm äußerte der König, er könne immer noch nicht glauben, daß Benedek eine im Falle der Niederlage strategisch so ungünstige Position zu einer Schlacht gewählt habe, und fürchte, daß das nun befohlene Zusammenstoßen aller drei Armeen ein Schlag ins Wasser sein werde. In schärfster Gangart ging es vorwärts über Horiz nach Klenitz. Allenthalben begegnete der König den vorwärts strebenden Bataillonen, die, sobald sie an der vorausreitenden Stabswache ihn erkannt, mit freudigem Hurra ihren Kriegsherrn begrüßten.

In $2^1/_2$ Stunde waren die 40 Kilometer bis Klenitz zurückgelegt. Im Kruge des Dorfes vertauschte der König den Mantel mit dem Paletot, da das Wetter nicht nach Besserung aussah, ließ sich Überschnallsporen anlegen, hängte seinen Krimstecher um und bestieg sein Leibpferd, die etwas phlegmatische braune Stute Fenella, die aber nach dem Siege fortan den Namen Sadowa trug.

Eben erst hatte die Schlacht begonnen: zehn Minuten nach 7 war bei Lipa der erste Kanonenschuß gefallen. Der Morgenwind vertrieb den Nebel etwas, und man vermochte nun am jenseitigen Ufer der Bistritz die Stellung der Österreicher zu erkennen. Sie bildete von dem Dorfe Prim bis zu dem Dorfe Horenowes eine 10 Kilometer lange, hakenförmig eingebogene Linie. Das Zentrum befand sich vor Chlum, dessen Kirchturm sich deutlich am Horizonte abzeichnete. Kein Zweifel, daß es die ganze Armee des Feindes war, die man vor sich hatte.

Der König ritt von Klenitz neben der nach Sadowa führenden Chaussee eine Anhöhe dicht bei dem Dorfe Dub hinauf, um einen Überblick über die Schlacht zu gewinnen. Denn jetzt donnerten die Kanonen an der ganzen Bistritz-Linie entlang, so daß der Pulverdampf die Niederungen, alles verhüllend, erfüllte. Von diesem Hügel aus leitete Generalleutnant von Horn den Vormarsch seiner, der achten Division. Sobald er den König bemerkte, sprengte er an ihn heran und rief mit lauter Stimme: „Ich beschwöre Ew. Majestät, diesen Platz zu verlassen; denn der Feind enfiliert die Chaussee auf das heftigste.“ Der König gab ihm eine freundlich ablehnende Antwort und blieb ruhig auf der Stelle halten, während sich die zahlreiche Suite um ihn sammelte. Da kam auch schon eine Granate geflogen, fiel neben der Chaussee nieder und überschüttete krepierend mit den Blättern und Zweigen des Kirsch-

baumes, neben dem der König hielt, ihn und das Gefolge. Der König, die Augen auf das Schlachtfeld gerichtet, beachtete es nicht. Eine zweite Granate sauste indes schon heran: direkt über den König und den hinter ihm haltenden Hofmarschall Graf Perponcher flog sie hinweg und schlug hinter der Suite, in tausend Stücke zerplatzend, ein. Der König folgte ihr mit den Augen. „Das habe ich Ihnen zu danken!" rief er der Suite zu, deren glänzende Uniformen ohne Zweifel die Aufmerksamkeit der österreichischen Kanoniere erregt hatten. Sofort sprengte Graf Lehndorff vor und rief laut hinüber: „Suite sich zerstreuen!" Worauf denn die Herren des Gefolges sich in eine rückwärts gelegene Vertiefung des Geländes zurückzogen. Der König indes blieb ruhig auf der Höhe halten, obgleich die Österreicher noch mehrere Schüsse in der gleichen Richtung abgaben; dann ritt er in scharfem Trabe zu dem näher an Sadowa liegenden Rozkosberge hinüber, der, 230 Meter hoch, einen freieren Blick über das ganze Bistritz-Thal gewährte. Von hier aus leitete er die Schlacht, die sich jetzt jenseit des Dorfes Sadowa so heftig entwickelte, daß sich der Kanonendonner wie ein ununterbrochenes Rollen anhörte und Einzelschüsse gar nicht mehr zu unterscheiden waren. Das Ziel war, die Bistritz-Linie und die an dem Bach liegenden Dörfer und Waldungen in Besitz zu nehmen, um einen Abschnitt gegen etwaiges Vorgehen des Gegners zu gewinnen und um später selbst die Übergänge benutzen zu können. Darüber verliefen natürlich Stunden, ohne daß die Gefechtslinie in östlicher Richtung merklich vorrückte. Denn die sehr wirksame österreichische Artillerie und immer neu herandringende feindliche Infanteriemassen machten es den Preußen schwer, die im ersten Anlauf besetzten Wälder und Terrainabschnitte zu behaupten.

Die meiste Zeit hielt Prinz Friedrich Karl neben dem Könige auf der Höhe des Rozkosberges, um dessen Befehle entgegenzunehmen. Auch andere Fürsten, unter ihnen Graf Bismarck, fanden sich dazu, so daß das Gefolge bald wieder eine auffällige Gruppe bildete und eine feindliche Batterie alsbald etliche Granaten herüberschickte. Bismarck bat den König, sich nicht so rücksichtslos dem feindlichen Feuer auszusetzen. Allein dieser meinte, er zweifele, ob das, was da herumflöge, wirklich Kugeln wären. „Glauben Ew. Majestät denn", fragte Bismarck zurück, „daß es Schwalben sind?" Zum Glück vertrieben die Preußen die österreichische Batterie sehr schnell. Da ward dem Könige die große Freude, seinen Neffen, den Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, zu begrüßen. Der Großherzog war erst am Abend vorher in Reichenberg eingetroffen; allein auf die Meldung, daß eine große Schlacht

mit nächstem zu erwarten sei, hatte er sich schon um 3 Uhr nachts wieder in den Sattel geworfen und die 66 Kilometer bis Sadowa in sechs Stunden zurückgelegt. Er kam zur rechten Zeit; denn kaum eine halbe Stunde darauf meldete sich der Flügeladjutant, Graf Finkenstein, der in nächtlichem Ritte von Gitschin den Befehl vorzurücken dem Kronprinzen nach Königinhof überbracht hatte, bei dem Könige und brachte die Nachricht, daß die Zweite Armee schon im Heranrücken sei. Indes früher als um Mittag konnte ihr Eintreffen nicht erwartet werden. Eine Gefahr für die Erste Armee ergab sich aber daraus nicht im geringsten, da hinter dem Rozkosberge noch die 5. und 6. Division mit zahlreicher Reserveartillerie in Reserve stand. In gefährdeter Lage befand sich nur die Division Franseckỳ, die den Wald von Maslowed auf dem äußersten linken Flügel gegen zwei österreichische Armeecorps zu halten hatte.

In Sorge war der König nur um die Elbarmee, da er die bei Prim und Problus aufgestellten feindlichen Batterien immer aus derselben Position feuern sah: ein Zeichen, daß sie sich gegen die Angriffe Herwarths von Bittenfeld behaupteten. Er sandte daher den Grafen Lehndorff dorthin, um Nachricht zu bringen, wie es stände. Während der König nun auf dessen Rückkehr wartete, sah er kurz vor Mittag einen Trupp von etwa 700 Mann, teils von dem pommerschen, teils von dem sächsischen Armeecorps, sich bunt durcheinander der Reservestellung des brandenburgischen Armeecorps nähern. Da er sich diese Erscheinung nicht zu erklären vermochte, so ritt er dem Trupp entgegen und fragte den Offizier, der ihn führte, nach woher und wohin. Der Offizier meldete, daß sie den Befehl bekommen hätten, sich bei der Reserve zu ordnen, da dies im Gefecht nicht möglich wäre. Unverzüglich stieg der König vom Pferde und kommandierte: „Halt! Front!“ Die Soldaten, den König erkennend, machten natürlich gegen ihn Front. „Wohin ist in der Schlacht die Front?“ fragte der König scharf. Durch eine kurze Wendung korrigierten sich die Soldaten. Nun ließ der König sie nach den Nummern ihrer Regimenter zusammentreten, Vordermann nehmen und sich richten, so daß alsbald die Ordnung wieder hergestellt war. Da sprengte auch schon ein Adjutant herbei, der die zum 2. Armeecorps gehörenden Mannschaften ins Gefecht zurückrief. „Bataillon, Marsch!“ kommandierte der König. „Nun zeigt, daß ihr Pommern seid!“ Und damit schwang er sich wieder in den Sattel.

Die Hartnäckigkeit der Österreicher machte es indessen notwendig, auch die Reserven vorzunehmen. Die Brigade Schimmelmann erhielt daher

den Befehl, mit dem Leibregiment (Nr. 8) und dem Regiment Nr. 48 vorzugehen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel marschierten sie in die Schlacht. Der König ritt ihnen entgegen und ließ, in den Bataillonsintervallen Stellung nehmend, sie an sich vorüberziehen. Der Stabshoboist Pieske ließ, mit dem gezogenen Degen den Takt markierend, „Heil Dir im Siegerkranz!" spielen, aber die Soldaten durchbrachen, sowie sie den König erkannten, mit jubelnden Hurrarufen allen Takt. Das machte einen tiefen Eindruck auf den König, diese Kampfesfreudigkeit, mit der die wackeren Brandenburger gegen die donnernden Geschütze des Feindes vorrückten. Sichtlich ergriffen ritt er im Schritt die Anhöhe wieder hinauf und fragte Moltke, den Chef des Großen Generalstabes, was er von der Sachlage halte. „Ew. Majestät", war dessen ruhige Antwort, „werden heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen." Denn jenseit des Waldes von Maslowed zeichnete sich eine Bergkuppe, auf der zwischen zwei Bäumen ein Steinkreuz sich erhob — die Höhe von Horenowes — scharf gegen den Horizont ab. Dort sah Moltke die weiße Wolke einer feuernden Batterie emporsteigen. Er sagte sich, daß dieses Feuer, da die Anhöhe von der Ersten Armee gar nicht angegriffen war, nur gegen Truppen der Zweiten Armee gerichtet sein konnte: also der Kronprinz war heran! Und in weniger als zwei Stunden zeigte das erkennbare Aufblitzen der Geschütze, daß die Höhe von der Zweiten Armee besetzt sei. Auch in der entgegengesetzten Richtung ließ der Pulverdampf ein Vorschreiten des Generals Herwarth von Bittenfeld gegen den linken Flügel des Feindes erkennen.

Der König, von dem langen Sitzen im Sattel etwas ermüdet, stieg von seinem Pferde ab. Aber die preußische Garde hatte noch vor 3 Uhr das Dorf Chlum eingenommen, den Schlüssel der österreichischen Aufstellung. Damit war die Kraft des Widerstandes der Österreicher gebrochen; das Artilleriefeuer ermattete, die Infanterie ging zurück. Da saß der König auch schon wieder im Sattel. „Das Ganze vor!" kommandierte er, und in einem einzigen ungeheuren Angriff rückte jetzt die ganze preußische Schlachtreihe vor, von Höhenzug zu Höhenzug die Österreicher zurücktreibend. In gestrecktem Galopp sprengte der König den Rozkosberg herab, nahm, kerzengerade im Sattel sitzend, die breiten, steilen Gräben, welche die Chaussee einfaßten, und traf, südwärts reitend, bei Langenhof auf die 2. Gardedivision. Es waren die ersten Truppen der Zweiten Armee, die der König antraf. Es war ein freudig-stürmisches Wiedersehen. „Der Jubel", schrieb der König an die Königin, „welcher hier ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu be-

schreiben; die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gestatten mußte. Und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur andern, und überall das nicht endenwollende Hurrarufen."

Weiter ging es über die flache Hochfläche von Langenhof südwärts auf das Dorf Streschetitz zu. Hier war die Reservekavallerie der Ersten Armee eben im Avancieren. Der König setzte sich selbst an ihre Spitze und führte sie gegen den Feind. Der Boden dröhnte unter den Hufen der Rosse. Mit furchtbarer Wucht traf sie auf die österreichischen Kürassiere und Ulanen. Ein wildes Gefecht entspann sich, bis die feindlichen Reiter geworfen wurden. Ein Trupp von etwa 70 Kürassieren löste sich aus dem Gewühl und jagte so dicht an dem Könige vorbei, daß er in Gefahr war, übergeritten oder mit fortgerissen zu werden. Im Galopp holte Graf Finkenstein die Stabswache herbei, den König zu schützen; aber die Gefahr war schon vorüber. In der Hast der Flucht hatten die Reiter den König nicht erkannt und jagten jetzt zwischen dem ersten und zweiten Treffen der preußischen Infanterie von dannen. Die brave österreichische Artillerie hielt jetzt allein noch, um den Rückzug zu decken, den Kampf aufrecht. So war es denn kein Wunder, daß der König, mit seinen Truppen avancierend, in das heftigste Granatfeuer hineingeriet. Die Suite war zurückgeblieben: Bismarck allein hielt bei seinem Könige aus. Er ritt an ihn heran und sagte mit Nachdruck: „Als Ew. Majestät verantwortlicher Minister muß ich darauf bestehen, daß Sie sich nicht länger aussetzen. Denn wenn Ew. Majestät totgeschossen werden, hilft uns der ganze Sieg nichts!" Der König gab das zu, fragte aber zurück: „Wissen Sie denn, wo wir aus der Feuerlinie kommen?" „Ja", meinte Bismarck, „wenn Majestät da den kleinen Graben nehmen, kommen wir heraus." Wirklich folgte der König; aber bald ritt er doch wieder vorwärts in das Feuer hinein. Da reckte sich Bismarck nur auf dem Pferde und sah den König an. „Ich komme ja schon!" rief dieser ärgerlich hinüber und kehrte um. Aber der leichte Trab genügte Bismarck nicht: er ritt dicht an den König heran, nahm den Fuß aus dem rechten Bügel und versetzte der Fenella, ohne daß es der König merkte, einen kräftigen Tritt. Das war der Stute denn doch noch nicht passiert: sofort setzte sie sich in schlanken Galopp und brachte den Preußenkönig in Sicherheit.

Noch nicht gerade weit war der König geritten, als er auf Truppen der Elbarmee traf, die am Nachmittage über Problus hinaus die Feinde zurückgetrieben hatte. Es waren die Füsiliere des 17. Regiments und



Begegnung König Wilhelms mit dem Kronprinzen am Abend der Schlacht von Königgrätz (3. Juli 1866).
Nach der Zeichnung von F. Kaiser, lithographiert von F. Hartwich.

die rheinischen Jäger. Er befahl ihnen, hinter einer nahen Scheune Deckung zu nehmen, da immer noch österreichische Granaten herüberflogen, während er sich selbst ostwärts wandte, um die Erfolge der Zweiten Armee zu prüfen. Bald begegnete er denn auch südöstlich von dem Borwalde dem General von Bonin, dem Kommandierenden des I., und weiterhin bei Rosnitz dem General von Mutius, dem Kommandierenden des 6. Armeecorps. So befand er sich mitten in der Zweiten Armee. Er suchte den Kronprinzen. Er ritt um das Dorf Wsestar herum und dann so ziemlich den Weg, den er gekommen war, wieder zurück. Das Wetter hatte sich gegen Abend aufgeklärt; von der Abendsonne beschienen, sah der König die Festung Königgrätz daliegen, bis die untergehende Sonne einen rosigen Schein über das ganze Gelände warf. Er gab, da die Österreicher nirgends mehr standhielten, die Befehle für die weitere Verfolgung; dann wandte er sein Roß gerade nordwärts nach Sadowa, wohin die Wagen von Klenitz befohlen waren. Da ward ihm doch um 8 Uhr noch die Freude, auf dem Schlachtfelde südöstlich von Streschetitz dem Kronprinzen zu begegnen. Es war ein ergreifender Moment nach allem Erlebten. Mit tiefer Bewegung umarmte und küßte er den Sohn; dann nahm er den eigenen Orden pour le mérite vom Halse und hängte ihn dem ruhmbekränzten Sieger selbst um. Das Berliner Telegramm hatte den Kronprinzen noch nicht erreicht; so war also die Überraschung vollständig — und vor Rührung und Freude rannen dem Kronprinzen die Thränen über die Wangen: ein ergreifender Moment für alle Anwesenden! Dann schieden mit einem Händedruck die beiden Helden wieder voneinander.

Jetzt erst, als das Tagewerk gethan schien, ward der König inne, daß er den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Allein niemand aus dem Gefolge hatte Proviant bei sich. Nur ein Feldgendarm zog aus seinem Brotbeutel ein Stück trockenes Schwarzbrot, unsicher, ob er es wagen dürfe, seinem Könige es anzubieten. Indes mit freundlichem Dankeswort nahm es der König an. Und nun bot ein Sergeant seine Feldflasche dar, die noch einen Rest sauren Landweines enthielt. Das war an seinem herrlichen Siegestage des Preußenkönigs Mahlzeit.

Es begann zu dunkeln. Die Truppen richteten sich zum Biwak auf dem Schlachtfelde ein. Aber sobald sie den mit seinem Gefolge vorüberreitenden König erkannten, drängten sie sich zu ihm und küßten mit stürmischen Hurrarufen seine Hände. Auch manchem Verwundeten, der noch nicht aufgehoben war, brachte er Trost und sorgte persönlich dafür, daß er so rasch wie thunlich nach dem nächsten Verbandplatze getragen

wurde. Da begegneten ihm drei Bauernwagen mit verwundeten Dragonern, die das Gefecht bei Stresetitz gar übel zugerichtet hatte. Allein der unvermutete Anblick des Königs elektrisierte die braven Neumärker, unter kräftigen Hurrarufen fuhren sie im Schritt an ihrem sie salutierenden Kriegsherrn vorüber.

Endlich war Sadowa erreicht; aber der König beschloß, nicht nach Gitschin zurückzufahren. Denn die der Armee schon in der Nacht nachrückenden Munitionskolonnen nahmen alle Straßen ein. Daher nahm er das Anerbieten des Prinzen Friedrich Karl an, in dessen Quartier in Horiz die Nacht zuzubringen. Allein hier fehlte es an jeder Bequemlichkeit. Nichts weiter als eine Tasse Thee konnte der König zu seiner Erquickung bekommen. Erst spät in der Nacht gelang es, noch einen bescheidenen Imbiß für ihn zu beschaffen. Ein Bett war nicht vorhanden. Nichts weiter als ein Tisch, zwei Stühle und ein uraltes Sofa standen in dem kahlen Zimmer. Aus dem Wagen holte der Leibjäger Kreth ein paar Sitzkissen und bereitete auf dem Sofa daraus für den König ein Lager, auf dem dieser, seine Schreibmappe als Kopfkissen, seinen Mantel als Decke benutzend, bald fest und ruhig eingeschlafen war. Um 3 Uhr in der Nacht traf dann, von Gitschin herbeitelegraphiert, die Bagage des Königs in Horiz in. Der Kammerdiener Schmidtke weckte den König und meldete, daß das Feldbett jetzt da wäre und er es gleich aufschlagen werde. Aber der König meinte, daß es jetzt der Mühe nicht mehr lohnte, dankte Schmidtke für seine Aufmerksamkeit und schlief auf seinem Sofa weiter, bis die Sonne um sechs ins Fenster hereinschien und ihn weckte. Um 7 Uhr saß der greise Held schon an dem Tische und schrieb an die Königin von dem Gewaltigen, was sich tags vorher zugetragen. Denn unablässig kamen die Meldungen und bestätigten in immer umfassenderer Weise die Vollständigkeit des Sieges. Es war die größte Schlacht des Jahrhunderts; denn mehr Kämpfer als bei Leipzig hatten bei Königgrätz gegeneinander im Feuer gestanden. Es war der glänzendste Sieg, den Preußen seit den Tagen Friedrichs des Großen gewonnen hatte.

Eine traurige Pflicht rief den König am nächsten Tage nach Chlum. Hier hatte die Garde sich durch die Erstürmung des Dorfes reiche Lorbeeren errungen; jetzt galt es, die Gefallenen — unter ihnen den Kommandeur der 1. Gardedivision, General Hiller von Gärtringen — auf dem Felde ihres Ruhmes zu bestatten. Als der König, an der Trauerfeier teilzunehmen, dorthin unterwegs war, begegnete ihm ein hoher österreichischer Offizier, den Kopf verbunden, von preußischen Soldaten es-

kortiert. Der König ließ sofort halten, stieg aus seinem Wagen und trat an den Offizier, den er für verwundet hielt, heran. Es war der General Gablenz, der den König an der Stimme erkannte und nun, rasch aussteigend, seines Auftrages sich entledigte. Er war als Parlamentär mit verbundenen Augen zum König gesandt, um Waffenstillstand zu bitten. Der König ließ ihn durch den Grafen Lehndorff nach Horiz geleiten, wohin er selbst, als die Salven über die frischen Gräber bei Chlum verhallt waren, zurückkehrte. Nun saßen in dem Stübchen des Königs um den Tisch herum der König mit dem Kronprinzen, Bismarck und die Generale des königlichen Stabes. Wohl sprach manches für die Gewährung der österreichischen Bitte: allein um Mitternacht entschied der König, daß sie abzulehnen und mit allem Nachdruck der Krieg fortzuführen sei: um so schneller winke der Frieden. So mußte Gablenz denn in der Frühe des 5. Juli unverrichteter Sache zurückkehren.

Da langte noch an demselben Nachmittage eine Depesche des Kaisers Napoleon bei dem Könige an, in der er diesem die Abtretung Venetiens mitteilte und die Abschließung eines Waffenstillstandes zur Herbeiführung des Friedens vorschlug. Wohl stellten dem Könige sofort die Folgen sich vor Augen: die Abtretung Venetiens an Napoleon sollte die gegen Italien kämpfende Armee der Österreicher zur Verwendung gegen Preußen frei machen, und die Ablehnung des französischen Vorschlages konnte immerhin jetzt auch Frankreich auf den Plan rufen. Dennoch war der König alsbald entschieden, durch den Vorschlag Napoleons in seinem Siegeslaufe sich nicht aufhalten und von Italien nicht trennen zu lassen. Das Hauptquartier wurde nach Pardubitz verlegt, wieder 30 km vorwärts: das war deutliche Antwort!

Der Weg nach Pardubitz führte an der Festung Königgrätz, die von der II. Division der Preußen beobachtet wurde, fast vorüber. Sobald der König die Vorposten der Cernierungstruppen erreicht hatte, stieg er zu Pferde und beritt mit seinem Stabe die Truppenaufstellung wie die ganze Umgebung der Festung bis nahe an deren Außenwerke heran; aber kein Schuß von den Feinden fiel auf die auffällige Gruppe. Gegen Abend wurde Pardubitz erreicht. Indes das Schloß vor der Stadt war ganz mit österreichischen Verwundeten belegt, so daß der König in einem Bürgerhause in der Vorstadt an der Eisenbahn sein Quartier nehmen mußte. Bis zum 9. Juli dehnte sich hier der Aufenthalt aus; denn der König erkrankte hier an einer heftigen Erkältung und an sehr empfindlichen Schmerzen in Kreuz und Hüfte, die ihn für mehrere Tage das Zimmer nicht zu verlassen zwangen. Die regelmäßigen Vorträge beim

Könige wurden indes nicht unterbrochen, und auch die Truppen marschierten wacker vorwärts: die Erste Armee rückte über Brünn, die Elbarmee über Iglau direkt auf Wien los, während die zweite Armee sich zunächst nach Olmütz wandte, wo Benedek mit seinen schwer getroffenen Corps in einem verschanzten Lager Zuflucht gesucht hatte. Das Corps von Gablenz jedoch und eine Kavalleriedivision war nach Wien entsandt worden, um den Bau der Florisdorfer Schanzen und damit den Donauübergang zu decken. Denn ein Teil der österreichischen Südarmee war schon im Anmarsch auf Wien. Um nun für diesen Zeit zu gewinnen, erschien Gablenz zum zweitenmal, um Waffenstillstand zu bitten, als Parlamentär im preußischen Hauptquartier. Allein der König durchkreuzte diesen Gedanken der Österreicher, indem er als Vorbedingung einer Waffenruhe die Forderung aufstellte, daß sämtliche Truppen während derselben ihre Bewegungen einstellten. Das aber lehnten die Österreicher ab.

Von Pardubitz rückte das Hauptquartier über Hohenmauth nach Zwittau vor. Im Begriff, am Morgen des 12. Juli nach Czernahora weiterzufahren, erhielt der König die Meldung, daß der französische Botschafter in Berlin, Benedetti, eingetroffen wäre. In der Nacht war er angelangt und völlig überraschend bei Bismarck eingetreten. Bismarck saß in seinem Quartier, einem öden, verlassenen Hause, bei spärlichem Lichte, den Revolver neben sich, noch schreibend am Tische, als der späte Besuch ihm gemeldet wurde. Bis um 4 Uhr dauerte das Gespräch. Am Morgen empfing der König den Botschafter; allein er hatte schon vor fünf Tagen durch den Prinzen Reuß dem Kaiser Napoleon seine Antwort gesandt: ein weiteres Eingehen hielt er für unzulässig. Er fuhr daher noch am Vormittage nach Czernahora weiter, wo er abends um 7 Uhr anlangte und im Schlosse des Grafen Fries Quartier nahm. Ein Verwandter des Schloßherrn, bei Skalitz durch beide Arme geschossen, lag noch in dem Schlosse. Zu ihm war des Königs erster Gang. Geduldig wartete er an der Thür des Krankenzimmers, bis drinnen aufgeräumt war; denn er wollte den Kranken nicht in Verlegenheit setzen. Dann sandte er ihm sofort den eigenen Leibarzt, des Verwundeten Schmerzen zu lindern.

Schon am folgenden Tage wurde das Hauptquartier, den Truppen folgend, nach Brünn verlegt. Am ersten Hause der mährischen Hauptstadt erwartete den König eine Abordnung der Bürgerschaft, an der Spitze der Bürgermeister Giskra und der Bischof Graf Schaffgotsch. Sie war gekommen, um Schonung der Stadt zu bitten. Der König mit dem neben ihm sitzenden Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin verließ den

Wagen und gab den Bittenden gnädigen Bescheid: „Gott weiß, daß dieser Krieg weder in meiner Wahl noch in meinem Willen gelegen, sondern ich bin dazu durch den Monarchen gezwungen worden, dessen Armee ich jetzt, aber nicht die friedlichen Bürger seines Landes bekriege."

Nach den kühlen Regentagen war jetzt das Wetter auch schön und gleichmäßig warm geworden. Infolgedessen besserte sich von Brünn an auch das Befinden des Königs, der in dem kaiserlichen Palais Quartier genommen hatte, zusehends, so daß er am nächsten Abend mit seinem Gefolge den Augarten, eine Parkanlage bei der Stadt, besuchte und dort inmitten der Bevölkerung eine Stunde verweilte. Der folgende Tag war Sonntag. Auf dem Josephstädter Glacis zwischen dem Palais und der Statthalterei ließ der König am Morgen Feldgottesdienst halten. Recht nach seinem Herzen predigte der Divisionspfarrer Kretschmar über Psalm 115,1: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gieb Ehre!"

Unterdessen hat Benedek drei Corps von seiner Armee mit der Eisenbahn von Olmütz nach Wien gesandt, bis durch das Gefecht bei Tobitschau die Zweite Armee ihm den Weg verlegte, so daß er nunmehr in Gewaltmärschen auf dem Jawornikpasse die Kleinen Karpathen überschritt, um das Waagthal hinab zur Donau zu gelangen. Aber die beiden andern Armeen der Preußen sahen schon in der Ferne, über die Donau herüber den St. Stephansturm von Wien glitzern. Denn bis Stockerau, 26 Kilometer von Wien, drangen die Spitzen der Elbarmee, bis Gänserndorf, 31 Kilometer von Wien, die Spitzen der Ersten Armee vor. Am 18. Juli folgte ihnen das Große Hauptquartier nach.

Von Brünn führt die „Kaiserstraße", eine breite und gut gehaltene Chaussee durch freundliche und wohlkultivierte Gegenden, hin und wieder auch an malerischen Bergzügen hin über Nikolsburg nach Wien. Nikolsburg ist ein kleines Städtchen, dessen langgedehnte Nordvorstadt fast ausschließlich armes Judenvolk bewohnt. Mitten in dem Städtchen erhebt sich ein mächtiger Fels, so steil, daß es Beschwerde macht, zu Wagen ihn zu erklimmen. Den Gipfel des Felsens krönt das alte Schloß, aus dessen Fenstern eine weite Aussicht in die lachende Landschaft sich bietet. Vor der Schlacht bei Austerlitz wohnte Napoleon hier; jetzt verlegte König Wilhelm sein Hauptquartier in das Schloß, in dem nun in den nächsten Tagen ein Stück Weltgeschichte sich vollziehen sollte.

Erst um 10 Uhr abends am 18. Juli langte der König in dem engen und bergigen Städtchen an. Die Einwohner hatten Lichter an die

Fenster gestellt, weil es ihnen so befohlen war, aber die Juden hatten es so reichlich gethan, daß man meinen konnte, sie hätten aus Freuden ihre ärmlichen Vorstadtgassen so strahlend erleuchtet.

In Nikolsburg war es nun, wo nach dem glänzend durchgeführten militärischen Feldzuge ein diplomatischer sich entwickelte, der in wenigen Tagen nicht minder erfolgreich durchgeführt wurde als jener. König Wilhelm war fest entschlossen, nur einen den großen Erfolgen seiner Waffen entsprechenden Frieden zu schließen. In der Depesche des Kaisers Napoleon sah er aber einen Versuch, die Früchte seines großen Sieges ihm zu kürzen. Daher ließ er sich auf den empfohlenen Waffenstillstand nicht ein, sondern strebte unablässig auf Wien zu. Das war für Napoleon eine höchst empfindliche Niederlage: er begriff schnell selber, daß er durch seine Depesche sich allzu sehr auf die Seite Österreichs gestellt hatte, und verlangte nun mit Ungeduld aus dieser schiefen Stellung heraus. Ehrlich genug bekannte er dem Grafen Goltz, dem preußischen Botschafter in Paris, daß die Depesche, die er am 4. Juli an König Wilhelm gerichtet, ein großer Fehler gewesen wäre, und bat nun um Mitteilung der Bedingungen, unter denen Preußen den Waffenstillstand zu gewähren bereit sei: man würde sich darüber verständigen. Prinz Reuß brachte diese denn auch: die Waffenruhe halte König Wilhelm nur für möglich mit Zustimmung Italiens und mit der Gewähr, daß sie wirklich zum Frieden führe. König Wilhelm, obgleich entrüstet über Napoleons unberufene Einmischung, wünschte doch die Möglichkeit eines gleichzeitigen Krieges gegen Österreich und Frankreich zu vermeiden. Denn wenn auch die militärischen Streitkräfte Frankreichs, durch den Krieg in Mexiko sehr geschwächt, nicht eben furchtbar waren, so konnte ihnen doch der Anschluß der Streitkräfte Süddeutschlands eine sehr beachtenswerte Stärke geben. Er war daher entschlossen, das französische Selbstgefühl so weit zu schonen, wie es mit der Ehre Deutschlands und mit dem Interesse Preußens nur irgend verträglich wäre. Demgemäß sandte auf seinen Befehl Graf Bismarck durch einen Feldjäger an den Grafen Goltz die preußischen Forderungen: Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bunde, Suprematie Preußens in Deutschland, endlich Annexion Sachsens und der norddeutschen Gegner Preußens und Zahlung der Kriegskosten. Als ein Schreckbild würde der öffentlichen Meinung Frankreichs, meinte Napoleon, das einige deutsche Reich unter Preußens Führung erscheinen; auch gegen die Einverleibung des dänisch redenden Nordschleswig hatte er Bedenken. Man müsse demnach Süddeutschland unabhängiger stellen, als der preußische Reformplan vorschreibe, und den Nordschleswigern die

Entscheidung über ihr Schicksal überlassen. Im übrigen bezeichnete er die preußischen Annexionen als ihm „gleichgültig."

Auf die Einladung des Kaisers schrieb nun Graf Goltz das Ergebnis der Unterredung nieder: „Österreich erkennt die Auflösung des alten Deutschen Bundes an und widersetzt sich nicht einer neuen Organisation Deutschlands, an der es keinen Teil nimmt. Preußen bildet eine Union Norddeutschlands, welche alle Staaten nördlich des Main umfaßt; es wird den Befehl über die Truppen derselben erhalten. Die deutschen Staaten südlich vom Main haben die Freiheit, unter sich eine süddeutsche Union zu schließen, die eine internationale, unabhängige Stellung genießt. Die zwischen der nördlichen und der südlichen Union zu erhaltenden nationalen Bande werden durch freies, gemeinsames Einverständnis geregelt. Die Elbherzogtümer werden mit Preußen vereinigt außer den Bezirken Nordschleswigs, falls deren Einwohner in freier Abstimmung die Rückabtretung an Dänemark wünschen würden. Österreich und dessen Verbündete ersetzen Preußen die Kriegskosten." Mit dieser Friedensgrundlage erklärte sich der Kaiser am 14. Juli völlig einverstanden, nur in der letzten Zeile änderte er, um Österreich nicht abzuschrecken, „einen Teil der Kriegskosten." Die Annexionen hatte Goltz absichtlich weggelassen: er wollte Napoleons Begehrlichkeit nicht wecken. Und so sehr war Napoleon mit diesem gewonnenen Einverständnis zufrieden, daß er es noch in derselben Stunde an König Wilhelm wie an Kaiser Franz Joseph mit dem dringenden Ersuchen telegraphierte, auf dieser Grundlage nunmehr den Waffenstillstand abzuschließen. Auch Benedetti, der noch in Brünn weilte, erhielt den Befehl, sich sofort nach Wien zu begeben, um dort zusammen mit dem Herzoge Gramont, dem französischen Botschafter, auf raschen Friedensschluß zu dringen. Sehr wesentlich unterstützte sie dabei das mutige Vordringen der Italiener, die gegen Napoleons Befehl das jetzt französische Venetien besetzten und auch Welschtirol zu gewinnen trachteten, so daß Österreich von seiner Südarmee kaum die Hälfte, um Wien gegen die Preußen zu schützen, heranziehen konnte.

Im preußischen Hauptquartier in Nikolsburg dagegen nahm man die französische Friedensgrundlage vom 14. Juli nur mit Mißtrauen auf; man argwöhnte, daß Napoleon, wenn man sie annähme, noch mit irgend welchen Kompensationsforderungen hervortreten würde. Es schien also ratsam, eine direkte Verhandlung mit Österreich zu versuchen. Natürlich konnte diese nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn man Österreich günstigere Bedingungen anbot, als sie ihm der napoleonische Vorschlag

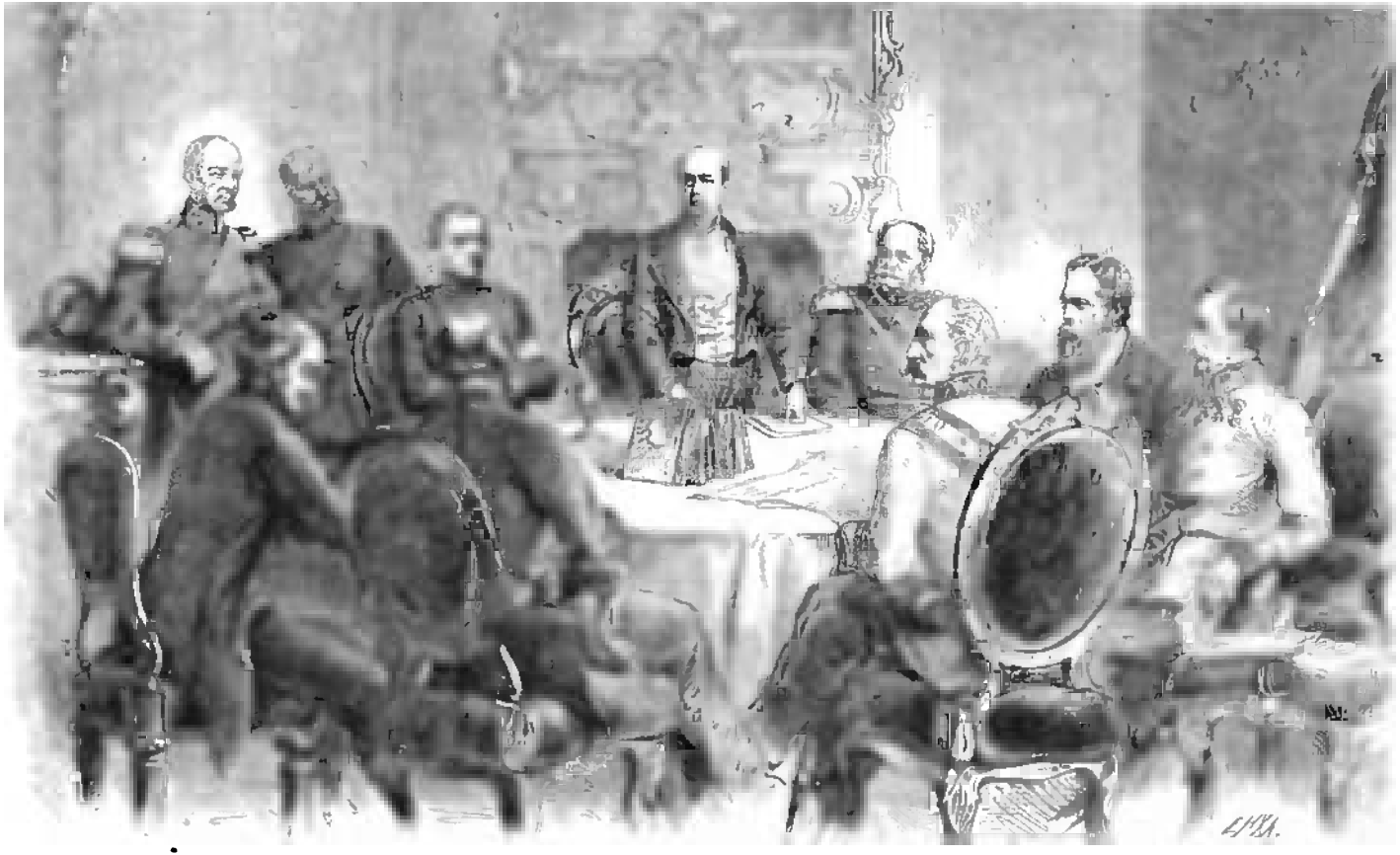
vom 14. Juli gewährte. König Wilhelm legte überhaupt auf die geplanten Annexionen mehr Gewicht, als auf die Einengung Österreichs. Demgemäß wurde der Präsident des Brünner Handelsgerichtes, Baron von Herring, nach Wien mit der Erklärung gesandt, daß Preußen bereit wäre, sofort in Brünn mit Österreich Frieden zu schließen. Es böte an, daß Österreichs gesamtes Gebiet außer Venetien unversehrt bleiben, die Grenze für die preußische Vorherrschaft in Deutschland der Main bilden, die süddeutschen Staaten freie Hand behalten und es Österreich überlassen bleiben solle, sich mit denselben in beliebige Verbindung zu setzen, dazu verzichtete es auf alle Kriegskosten. Dies Anerbieten Preußens verursachte anfangs in Wien helle Freude, und Gramont erkannte aus den Bedingungen den Gedanken König Wilhelms, den besiegten Gegner jetzt zum verbündeten Freunde zu gewinnen. Um so mehr setzte er mit Benedetti alles daran, die Mission Herrings zu vereiteln, und erreichte auch durch die Drohung, daß Frankreich sonst Österreich seinem Schicksal überlassen würde, daß Kaiser Franz Joseph nicht das Anerbieten Preußens, sondern das französische Programm vom 14. Juli annahm.

Mit diesem Programm indessen war König Wilhelm sehr wenig zufrieden. Er sah in den in Aussicht genommenen Annexionen eine Notwendigkeit: nur durch sie konnte Preußen ein geschlossenes Staatsgebiet und diejenige militärische und finanzielle Stärkung gewinnen, die ihm die Führerschaft Deutschlands wenigstens für die Zukunft gewährleistete. Ja, in einem Momente der Verstimmung sagte er: „Ich will lieber abdanken, als ohne bedeutenden Ländererwerb für Preußen zurückkehren.“ Und nun stand in dem französischen Programm nichts von Annexionen! Er verlangte daher die Unterstützung Napoleons für dieselben, bevor er selbst das französische Programm annehmen und es dem verbündeten Italien empfehlen könne. Umgehend traf denn auch durch Vermittelung des Grafen Goltz die Zustimmung Napoleons zu den preußischen Annexionen telegraphisch in Nikolsburg ein. Das genügte indessen dem Könige noch nicht: er verlangte die ausdrückliche Anerkennung und Empfehlung der Annexion nicht bloß der Elbherzogtümer, sondern auch Hannovers, Sachsens, Kurhessens, Nassaus und der Stadt Frankfurt durch eine Erklärung des Kaisers Napoleon. Doch verstattete er die vorläufige Eröffnung der Verhandlungen mit Österreich und bewilligte vom Mittage des 22. Juli ab eine fünftägige Waffenruhe. Infolgedessen mußte das für Preußen siegreiche Gefecht von Blumenau abgebrochen werden, und die österreichische Bevollmächtigten Graf Karolyi,

Baron Brenner und Graf Degenfeld stellten auf dem alten Schlosse zu Nikolsburg sich ein.

Am Morgen des 23. Juli langte auch die von König Wilhelm verlangte Erklärung Napoleons an, daß er die preußischen Annexionen als billig anerkenne und empfehle. Damit war nun die Grundlage gegeben, die Verhandlungen rasch zu fördern; mit gewohnter Energie brachte Graf Bismarck sie in Gang. Nur zwei Einwendungen erhoben die Bevollmächtigten Österreichs: sie verlangten die Herabminderung der auf 35 Millionen Thaler angesetzten Kriegskosten und erklärten es für eine Ehrensache des Kaiserstaates, Sachsen, das als opferwilliger Bundesgenosse Seite an Seite mit ihm gekämpft, die volle Unverletztheit des Gebietes und Selbständigkeit zu erhalten. Die Herabsetzung der baren Kriegskosten auf 20 Millionen bewilligte König Wilhelm ohne weiteres, dagegen bestand er darauf, wenn er auch den Gründen Kaiser Franz Josephs seine Anerkennung nicht versagte, daß von Sachsen wenigstens die Kreise Leipzig und Bautzen an Preußen abgetreten würden. Denn seit Jahren hatte die sächsische Regierung gegen Preußen gehetzt und gewühlt. Der Gerechtigkeitssinn des Königs lehnte sich dagegen auf, Sachsen ganz ohne Strafe dafür zu lassen; ja er sah eine Gefahr für die Zukunft darin. Da traf am Morgen des 24. aus St. Petersburg eine Depesche in Nikolsburg ein, in welcher der dortige preußische Botschafter von Redern meldete, daß der Kaiser Alexander den Zusammentritt eines europäischen Kongresses lebhaft betreibe; denn der Friedensschluß zwischen Preußen und Österreich dürfe nicht ohne die Zustimmung Europas geregelt werden. In kürzester Frist, fügte Redern hinzu, werde die Einladung zu dem Kongresse in Nikolsburg eintreffen.

Was sollte der König thun? Konnte er die Bemessung des preußischen Siegespreises der Entscheidung der neidischen Großmächte überlassen? Bismarck, der getreue Berater, riet, die Präliminarverhandlungen mit Österreich schleunigst zum Abschlusse zu bringen, damit der Kongreß der vollendeten Thatsache sich gegenüber sähe. Denn sicher würde er größere Entsagung Preußen zumuten, als nur auf Sachsen zu verzichten. Der König beschied den Kronprinzen von dessen Hauptquartier in Schloß Eisgrub zu sich. Ohne alle Zeugen besprach er mit seinem Thronerben die Situation. Dieser teilte die Ansicht Bismarcks durchaus und riet zum Verzicht auf Leipzig und Bautzen. Zugleich setzte er alles daran, seinen Königlichen Vater zur Annahme der Kaiserkrone zu bestimmen: dem Kaiser würde der König von Sachsen sich willig unterordnen, wie ja die Aufrichtung des Kaisertums alsbald auch Süddeutschland mit dem Norden



Graf Benedetti. Frhr. v. Werther. General Menabrea. Moltke. Graf Bismarck. König Wilhelm. Graf Degenfeld Graf Karolyi. Graf Mensdorff.

Die Friedenskonferenz zu Nikolsburg (Juli 1866).

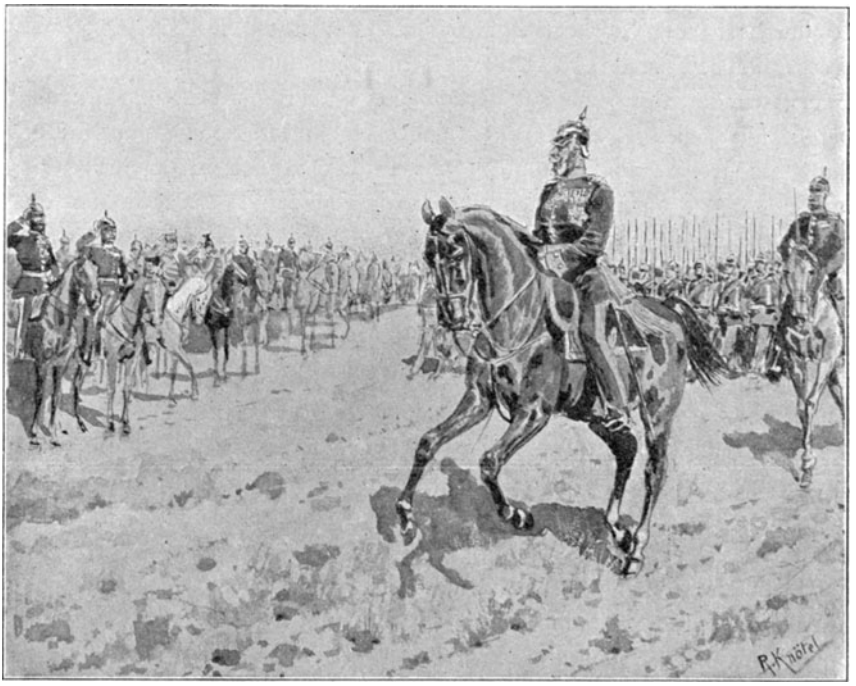
vereinigen würde.*) Allein mit diesem Gedanken drang er bei dem Könige nicht durch; wohl aber entschloß sich dieser, auf Sachsen zu verzichten. Denn in letzter Linie war bei ihm ausschlaggebend das Vertrauen, das er in den Charakter König Johanns setzte, von dem er erwartete, daß, wie er ihm ein entschiedener Gegner gewesen, so auch fortan ein entschiedener Freund sein würde. Und wie sicher hat seine Menschenkenntnis ihn geführt! Einen Ausgleich für den Verzicht fand zudem Bismarck dadurch, daß Sachsen nicht die freie Stellung der süddeutschen Staaten erhalten, sondern dem norddeutschen Bunde eingefügt werden sollte: wodurch die Kraft des Landes doch zu Preußens Verfügung blieb.

Damit waren die Schwierigkeiten gehoben. In rascher Verständigung wurden nun die einzelnen Bestimmungen der Präliminarien durch Bismarck und die österreichischen Bevollmächtigten festgestellt. Am 26. Juli wurde der Vertrag von beiden Seiten unterzeichnet: keinen Tag zu früh. Denn die Kongreßeinladung aus St. Petersburg traf ein, und in Nikolsburg erschien Benedetti, um eine Kompensationsforderung des Kaisers Napoleon auf dem linken Rheinufer (Landau und Luxemburg) anzumelden. Der Hinweis auf den unterzeichneten Präliminarvertrag genügte indes, um Napoleon zu bestimmen, sie sofort fallen zu lassen; denn auf einen Krieg ohne Bundesgenossen konnte er unmöglich es ankommen lassen. Am 28. Juli fand der Austausch der Ratifikationen des Vertrags in Nikolsburg statt. Welche glänzenden Resultate, weit über kühnes Erwarten hinaus, hatte der rasche Feldzug ergeben! Jetzt hielt König Wilhelm die Bestätigung in Händen: der Eindruck überwältigte ihn. Thränen traten ihm in die Augen. Um ihn herum standen die treu bewährten Berater seiner Krone: Roon, Moltke und Bismarck. Und von seiner inneren Bewegung hingerissen, stand er auf und schloß einen nach dem andern in seine Arme, küßte ihn und dankte jedem mit beweglichen Worten. Zugleich, seine Dankbarkeit auch äußerlich zu bekunden, verlieh er Bismarck das Großkreuz des Hohenzollerschen Hausordens, Roon und Moltke den Schwarzen Adler-Orden: für alle ein unvergeßlicher Moment!

Auf der zu Nikolsburg gegebenen Grundlage wurde am 23. August 1866 der Frieden zu Prag zwischen Preußen und Österreich abgeschlossen. In demselben erkannte der Kaiser von Österreich die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an und gab seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates (Artikel 4). Ferner trat er sein Mitbesitzerrecht an Schleswig-

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

Holstein dem Könige von Preußen freilich mit der Einschränkung ab, daß, „falls die nördlichen Distrikte von Schleswig durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben sollten, mit Dänemark vereinigt zu werden, sie an Dänemark abgetreten werden sollten“ (Artikel 5) — eine Einschränkung, die 1877 durch ein Sonderabkommen zwischen Preußen und Österreich wieder beseitigt worden ist. Endlich zahlte Österreich 40 Millionen Thaler Kriegsentschädigung, wovon 20 bar erlegt, 15 für



Feldparade bei Brünn am 1. August 1866: König Wilhelm führt dem Kronprinzen und dem General Steinmetz das Königsgrenadierregiment (Nr. 7) vor.

die Elbherzogtümer und 5 für die bis zum Friedensschlusse zu gewährende freie Verpflegung des preußischen Heeres gerechnet werden sollten.

Nicht mehr als das Notwendige schlossen diese Friedensbedingungen in sich. Auf den Siegeseinzug in Wien verzichtete König Wilhelm. Wohl mußte Österreich der lange geübten mittelbaren Herrschaft über Italien und der noch älteren über Deutschland entsagen; aber dennoch war durch den Friedensschluß weder seiner Ehre noch seiner unmittelbaren Machtstellung eine Wunde geschlagen, die unheilvolle Feindschaft zwischen Preußen und Österreich hätte pflanzen müssen. Vielmehr be-

reitete die Milde des Friedens die Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Großmächten in wirksamster Weise vor: ein Moment, hoch bedeutungsvoll für die Zukunft!

Bevor der König nun aus Feindesland die Heimreise antrat, zog es ihn, seine siegreichen Armeen noch einmal zu sehen. Zuerst ging die Fahrt zur Elbarmee nach Ladendorf, wo er deren Führer Herwarth von Bittenfeld den Schwarzen Adler-Orden persönlich überreichte. Dann ging es weiter zur Ersten Armee nach Gänserndorf. Halbwegs dorthin bei Wolkersdorf stand auf der Höhe eines Weinberges eine Hütte, die sich Generalstabsoffiziere, da die Höhe einen weiten und freien Ausblick nach Süden gewährte, zu einem Observatorium eingerichtet hatten. Hier ließ der König seinen Wagen halten und stieg zu der Höhe hinauf. Dort stand der greise Held ganz allein — das Gefolge war zurückgeblieben — und betrachtete durch sein Fernglas Wien, das, nur 15 Kilometer entfernt, im hellen Sonnenglanze ihm zu Füßen lag. Deutlich traten die hervorragendsten Gebäude hervor. Lange stand er da, wie in tiefe Gedanken versunken: was mochte sein Herz empfinden! Wie viel Unbill und Kränkung war von hier aus seit zwei Jahrhunderten über sein Haus und Land gekommen! Jetzt hatte die stolze Stadt sich gebeugt, und ihm, dem Enkel, war es beschieden, endlich Wandel zu schaffen für alle Zeit!

In Gänserndorf stieg der König zu Pferde und nahm auf einer Hochfläche nördlich von dem Marchfelde im Angesichte Wiens über seine siegreichen Truppen von der Ersten Armee Feldparade ab. Erst spät abends kehrte er nach Nikolsburg zurück. Am nächsten Tage (1. August) galt sein Besuch der Zweiten Armee. Bei Wislau unweit Brünn war sie zur Feldparade zusammengezogen. Als beim Vorbeimarsch der 9. Division des Königs Regiment, das 2. westpreußische Nr. 7, kam, rief er den Grenadieren zu: „Ihr habt euch und mir Ehre gemacht!“ Dann zog er den Degen und setzte sich selbst an die Spitze. So führte er mit den Worten: „Der König seinen kommandierenden Generalen!“ sein Regiment im Parademarsch vor dem Kronprinzen und dem General Steinmetz vorüber, dem er in Anerkennung seiner Siege einige Tage zuvor durch den Kronprinzen ebenfalls den Schwarzen Adler-Orden übersandt hatte.

Bis zum 3. August verweilte der König in Brünn. Dann trat er die Heimreise an. Ein Extrazug brachte ihn am Nachmittage nach Prag, wo auf dem ganzen Wege vom Bahnhofe bis zum Blauen Stern die Einwohner in dichtgedrängten Scharen standen, den siegreichen Herrscher zu sehen. Wirsing, der Direktor des Stadttheaters, hatte eine Festvorstellung

arrangiert, die zu besuchen er den König bitten ließ. Allein leise schüttelte dieser den Kopf und sagte: „Wer so viele seiner braven Soldaten tot und verwundet gesehen wie ich, der kann in kein Theater gehen!"

Mit unendlichem Jubel begrüßten den heimkehrenden Helden am nächsten Tage, sobald der Zug die preußische Grenze passiert hatte, alle Bewohner; selbst auf den Dörfern standen sie an der Bahn, um ihn wenigstens vorüberfahren zu sehen. Ein fortgesetzter Triumphzug war die Fahrt über Görlitz, Guben und Frankfurt. Endlich um $10^1/_2$ Uhr abends lief der Zug in den schlesischen Bahnhof in Berlin ein, wo die Königin, von allen Prinzessinnen des Königlichen Hauses umgeben, den ruhmbekränzten Sieger empfing. So dichtgedrängt stand auf dem langen Wege bis zum Palais des Königs die laut jubelnde Volksmenge, daß die Pferde oft nur im Schritt gehen konnten. In hell strahlendem Glanze begrüßte den Heimgekehrten das Denkmal Friedrichs des Großen vor seinen Fenstern und aus der Ferne die Viktoria auf dem Brandenburger Thor. Aber um Mitternacht sah man den König in seinem Arbeitszimmer bei der gewohnten einsamen Studierlampe sitzen, das Herz sicher von andern Gefühlen erhoben, als sie vor 36 Tagen am Abend vor seiner Abreise ins Feld es erfüllt hatten. Der erste Gang des Königs am andern Morgen aber war in den Dom, um mit seinem ganzen Hause dem Herrn für all das Große zu danken, das in diesen Tagen geschehen war.

Achtes Kapitel.

Nach dem Kriege.

Gegen Österreich hatte Preußen seine ganze Kraft eingesetzt. So hatte es nicht mehr als drei Divisionen den deutschen Bundesgenossen Österreichs entgegenzustellen. Allein diese 53400 Mann mit 96 Geschützen der „Mainarmee" genügten, um der doppelten Übermacht der Gegner die Überlegenheit der preußischen Waffen einleuchtend zu machen. Es war nicht das Zündnadelgewehr der preußischen Infanterie, sondern die Energie und Schnelligkeit des Handelns, die sorgfältige Vorbereitung, die gute Führung und die staunenswerte Leistungsfähigkeit der Truppen, welche wie in Böhmen, so am Main rasch und glänzend den Feldzug entschied. Und doch waren es tüchtige Truppen, die hier den Preußen entgegentraten, tapfer und ausdauernd, aber ohne festen inneren Zusammenhalt und ohne Begeisterung für die Sache, die sie verfochten.

Auf den Antrag Österreichs hatten Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt ihre Bundeskontingente (das 8. Bundesarmeecorps) zum Kampfe gegen Preußen aufgeboten; außerdem wurden diesem Bundescorps die kurhessischen und nassauischen Truppen sowie aus den Bundesfestungen eine österreichische Division zugeteilt. Indessen die kurhessischen Truppen blieben, ohne an dem Kampfe teilzunehmen, in Mainz stehen, und auch Baden beeilte sich mit seinen Rüstungen wenig. Aber auch so zählte das Bundescorps, dessen Führung dem Prinzen Alexander von Hessen übertragen war, 50000 Mann mit mehr als 140 Geschützen. Ebenso stark war die bayrische Armee unter dem Oberbefehle des Prinzen Karl von Bayern.

Dieser Übermacht begegnete General Vogel von Falckenstein, der Anführer der preußischen Mainarmee, dadurch, daß er sich zwischen die beiden feindlichen Armeen einschob, um ihre Vereinigung zu verhindern. Ebenso kühn wie geschickt führte er bald gegen die eine, bald gegen die andere unerwartete Vorstöße und nötigte sie dadurch, immer weiter nach

Süden auszuweichen. Da traf die Siegeskunde von Königgrätz ein: den Süddeutschen wurde es klar, daß sie für eine verlorene Sache kämpften. Die Bayern zogen sich infolgedessen hinter die fränkische Saale zurück, und die Bundestruppen entwichen bis nach Frankfurt.

Von Kissingen bis Hammelburg in einer Länge von 20 Kilometern hatten die Bayern in trefflicher Stellung die fränkische Saale besetzt. Allein am 10. Juli sandte Vogel von Falckenstein die Division Göben gegen Kissingen vor, die Division Beyer gegen Hammelburg. Mit Hartnäckigkeit verteidigten sich die Bayern; allein am Nachmittage hatten die Preußen nach hartem Kampfe Kissingen erobert und vertrieben mit dem Bajonett die Gegner auch von den im Osten der Stadt liegenden Höhen. Alsbald erstürmten sie auch Hammelburg und eroberten den dortigen Flußübergang mit dem Bajonett, während weiter nördlich bei Waldaschach die Division Manteuffel den Übergang über die Saale erkämpft hatte. So waren am Abend die Preußen im Besitze der ganzen früheren Stellung der Bayern und nötigten diese, nach Würzburg hinter den Main zurückzuweichen. Nunmehr wandte sich Vogel von Falckenstein, in höchst anstrengenden Märschen den Spessart übersteigend, gegen das Bundescorps. Dieses hatte sich in Bewegung gesetzt, um den Bayern die Hand zu reichen. Allein Vogel von Falckenstein ließ es durch die Division Beyer bei Gelnhausen festhalten und brach dann mit seinen beiden andern Divisionen unversehens aus dem Spessart hervor und faßte am 14. Juli bei Aschaffenburg den Gegner in der rechten Flanke. Ein heftiger Kampf um die Häuser und Straßen der Stadt entwickelte sich: trotz der starken Überzahl der Feinde bemächtigten sich die Preußen der Mainbrücke und versperrten ihnen dadurch den Rückzug. Mehr als 2000 Mann mußten dem Sieger sich ergeben. Die Folge war, daß Prinz Alexander das Bundescorps bis nach dem Odenwalde zurückführte. So hielt denn am 16. Vogel von Falckenstein an der Spitze seiner Truppen seinen Einzug in Frankfurt. Von den Hansestädten sich trennend, hatte die freie Reichsstadt Frankfurt am 14. Juni ihre Stimme gegen Preußen abgegeben: jetzt hatte sie aufgehört, es zu sein. „Die Länder nördlich des Mains", schrieb der Sieger an seinen König, „liegen jetzt zu Euer Königlichen Majestät Füßen!" Ebenso rasch wie erfolgreich hatte die Mainarmee ihre nächste Aufgabe erfüllt.

An die Stelle Vogel von Falckensteins trat nunmehr der General Edwin von Manteuffel. Zugleich wurde die Mainarmee bis auf 60000 Mann verstärkt, während unter dem Befehle des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin ein zweites Reservecorps

formiert wurde, das bei Leipzig sich sammelte. Demnach konnte Manteuffel jetzt wieder ohne weiteres gegen das Bundescorps vorgehen, das hinter der Tauber eine günstige Stellung eingenommen hatte. Mitten in dem gebirgigen Gelände des Odenwaldes führte er eine geschickte Linksschwenkung aus, die ihn sofort in Fühlung mit dem Gegner brachte. Ohne Anstrengung drängte Flies am 23. Juli bei Werbach die Badener zurück, die, wie es schien, einen ernstlichen Kampf überhaupt vermeiden wollten. Am folgenden Tage griff dann Manteuffel die Tauberlinie an: Flies nahm den Hessen Wertheim, Göben eroberte Tauberbischofsheim, das die Württemberger besetzt hatten. Mit großer Tapferkeit erneuerten diese, von dem General von Hardegg geführt, am Nachmittage den Kampf um das Städtchen: fünfmal stürmten sie an, indes die Preußen hielten fest, was sie hatten. Die Tauberlinie war damit verloren. Um indes sein Corps zu sichern, zog sich Prinz Alexander näher an die bei Helmstadt stehenden Bayern heran, indem er die bewaldete Hochfläche von Herchsheim, 8 km von Helmstadt, mit seinen Divisionen besetzte. So sah sich Manteuffel einer großen Übermacht gegenüber. Dennoch zögerte er nicht, schon am folgenden Tage (25. Juli) mit der Division Göben die Bundestruppen bei Herchsheim, mit der Division Beyer die Bayern bei Helmstadt anzugreifen. Hier wie dort wichen die Feinde dem preußischen Angriff. Die Bayern gingen auf Würzburg zurück. Indes am 26. rückten sie von neuem vor, wurden aber nach hartnäckigem Kampfe bei Roßbrunn nochmals geworfen und zogen sich nun in der Nacht über den Main zurück. Ohne Verzug folgte ihnen Manteuffel und eröffnete gegen die Feste Marienberg, die Citadelle von Würzburg, ein heftiges Feuer. Zugleich erschien in der Flanke der Bayern der Großherzog von Mecklenburg mit seinem Reservecorps, nachdem er am 29. Juli durch das Gefecht bei Seybottreuth sich den Weg nach Bayern hinein eröffnet und am 31. Nürnberg besetzt hatte. Aber schon schwirrten Gerüchte von Waffenstillstand durch die Luft: sofort begann das Bundescorps sich aufzulösen. Schon am 30. Juli berief der Großherzog Friedrich seine Badener in die Heimat zurück.

Schon waren in Nikolsburg die Gesandten der süddeutschen Fürsten mit der Bitte um Frieden erschienen. Sobald der Frieden mit Österreich gesichert war, wurde auch ihnen Waffenstillstand gewährt. Bayern übergab als Friedenspfand das feste Würzburg den Preußen und die Bundeskontingente gingen auseinander. Sie nahmen die ernste Lehre mit, daß ohne eine energische Zusammenfassung und Leitung ihrer Kräfte all ihre persönliche Tapferkeit nichts auszurichten vermöchte. Da bedurfte es denn

nicht erſt langer Verhandlungen, um den Frieden Preußens mit den ſüddeutſchen Staaten herbeizuführen. Schon am 13. Auguſt wurde in Berlin der Frieden mit Württemberg unterzeichnet, am 17. mit Baden, am 22. mit Bayern, das ausdrücklich gewünſcht hatte, nicht in den Friedensſchluß mit Öſterreich aufgenommen zu werden, ſondern mit Preußen durch Sonderverhandlungen ſich zu verſtändigen. Am 3. September folgte Heſſen-Darmſtadt. Nur die Kriegskoſten hatten die ſüddeutſchen Staaten zu erlegen: Württemberg 8, Baden 6, Bayern 30, Heſſen-Darmſtadt 3 Millionen Gulden; dazu kamen einige ganz geringfügige Gebietsabtretungen: von Bayern der Kreis Orb, von Heſſen-Darmſtadt der



Denkmünze auf den Feldzug von 1866. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Kreis Biedenkopf, deren Preußen zur Verbeſſerung ſeiner Grenzlinien bedurfte. Endlich ging auch die Landgrafſchaft Heſſen-Homburg, die Heſſen-Darmſtadt im Frühling ererbt hatte, nunmehr an Preußen über. Den Beſchluß machte derFrieden mit Sachſen am 21. Oktober, das 10 Millionen Thaler an Kriegskoſten zu erlegen hatte.

Mit Recht rief dieſe große Mäßigung in den Friedensbedingungen Befremden hervor; ja manche Stimme in Preußen fand die Milde des Königs viel zu weitgehend. Allein König Wilhelm war frei von dem Verlangen nach Vergeltung, frei von Länderſucht: ihn leiteten bei dem Abſchluſſe dieſer Friedensverträge durchaus höhere nationale Geſichtspunkte. Ihm kam es darauf an, die Gemüter in Süddeutſchland zu verſöhnen und ſie Preußen näher zu bringen, damit ſo die rechte Grundlage für die Schutz- und Trutzbündniſſe gewonnen würde, durch die Preußen ſich mit den ſüddeutſchen Staaten in einem Geheimartikel der Friedensverträge,

um „das künftige Verhältnis der Fürsten und ihrer Staaten möglichst innig zu gestalten", verbunden hatte. In aller Stille war damit die Mainlinie, die Napoleons Politik durch Deutschland gezogen zu haben glaubte, wirksam überbrückt.

Es war ein anderes Preußen, das König Wilhelm aus dem glorreichen Feldzuge heimbrachte, als er vor Jahren überkommen hatte. Ausgesucht ungünstig hatte die Mißgunst Metternichs das wiederhergestellte Preußen gestaltet, sogar in zwei völlig getrennte Reichshälften es zerrissen. Das eben war es, was die Annexionen notwendig gemacht. Sie gaben dem preußischen Staate nicht nur eine Gebietsvergrößerung von 73000 Quadratkilometern mit 4,8 Millionen Einwohnern, sondern — was noch bedeutender war — endlich ein zusammenhängendes, leidlich abgerundetes Gebiet mit Küstenstellung an beiden deutschen Meeren. Jetzt konnte von einem Aufgehen Preußens in Deutschland fürder nicht die Rede sein; so sehr hatte es jetzt das Übergewicht gewonnen, daß nur durch den Anschluß an Preußen die Neugestaltung Deutschlands sich vollziehen konnte.

Und dazu geschah denn nun auch ohne Verzug der erste Schritt Österreich hatte sich verpflichtet, „das engere Bundesverhältnis anzuerkennen, welches Seine Majestät der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird." Dementsprechend richtete die preußische Regierung am 4. August an alle norddeutschen Regierungen, die sie schon am 16. Juni nach dem Aufhören des alten zur Begründung eines neuen Bundes eingeladen hatte, ein Rundschreiben, in welchem sie dieselben aufforderte, da alle außer Sachsen-Meiningen und Reuß älterer Linie ihre Bereitwilligkeit zum Beitritt erklärt, den beigefügten Entwurf eines Bündnisvertrages baldigst zum Abschluß zu bringen. Dieser Entwurf entsprach genau dem Reformplane, den Preußen am 10. Juni den deutschen Regierungen vorgelegt hatte. Wie hätte jetzt König Wilhelm ganz andere Forderungen aufstellen können nach dem, was inzwischen geschehen war: allein er begnügte sich, wie damals, so auch jetzt nicht mehr als das Notwendige zu verlangen: nur das Bundespräsidium in dem neu zu gründenden Bunde nahm er in Anspruch und den Oberbefehl über die Bundestruppen. Die vollziehende Gewalt blieb den im Bundesrat vertretenen Regierungen vorbehalten; die Gesetzgebung sollte gemeinsam dem Bundesrate und dem Reichstage zustehen. Bevollmächtigte aller Regierungen traten nun auf Preußens Einladung in Berlin zusammen, um den Verfassungsentwurf auszuarbeiten, der dann dem zu berufenden Reichstage vorgelegt werden solle.

Damit vollzog sich die Umwandlung des nördlichen Deutschland aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat. Sachsen-Meiningen erwarb sich den Eintritt in diesen durch die Thronentsagung des preußenfeindlichen Herzogs Bernhard Erich Freund, das Fürstentum Reuß dadurch, daß die streitbare Fürstin-Regentin Karoline eine empfindliche Buße von 300000 Mark an die preußische Invalidenkasse zu zahlen hatte. Auf Grund des Friedensschlusses trat das Königreich Sachsen und von Hessen-Darmstadt die Provinz Oberhessen bei. Im April 1867 nahm dann der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangene norddeutsche Reichstag die Bundesverfassung mit großer Majorität an; und am 17. April 1867 wurde diese Verfassung des Norddeutschen Bundes feierlich verkündigt. Sie legte die Leitung des Bundes und den Oberbefehl über die gesamte norddeutsche Wehrkraft in König Wilhelms Hände; sonst aber begnügte sie sich damit, „ein geringstes Maß derjenigen Zugeständnisse zu finden, welche die Einzelstaaten der Allgemeinheit machen müssen, wenn diese Allgemeinheit lebensfähig werden soll."

Unterdessen hatte König Wilhelm auch denjenigen Friedensschluß angebahnt, der seinem warm fühlenden Herzen besonders wohlthuend war: in hochherzigster Weise brachte er den „Konflikt", der seit Jahren zwischen seiner Regierung und der Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses bestand, zum gedeihlichen Abschluß.

Schon im Juni, als König Wilhelm mit der angekündigten nationalen Politik Ernst machte, hatte sich sofort der alte kriegerisch-patriotische Geist des preußischen Volkes erhoben: wie nichtig mußte aller Parteihader, wenn die Ehre Preußens, ja seine Existenz auf dem Spiele stand, erscheinen! Schon die Wahlmännerwahlen ergaben daher ein ganz anderes Resultat als sonst seit Jahren; und als nun unter dem Eindrucke der ersten Siegesnachrichten am 3. Juli die Neuwahlen zu dem Abgeordnetenhause stattfanden, da sagte das Volk sich los von der Führung der stets verneinenden Partei. Mehr als hundert Sitze verlor die Fortschrittspartei in dem Hause. Ein völlig verändertes Antlitz zeigte daher das neue Haus. Von einem leidenschaftlichen Gegensatze gegen die Regierung, wie er die Jahre des Konflikts charakterisiert hatte, war nicht die Rede. Auf Böhmens Schlachtfeldern hatte die Reorganisation der Armee die glänzendste Anerkennung sich erkämpft. Aber wie würde nunmehr der königliche Sieger zu den ihn einengenden Bestimmungen der Verfassung sich stellen? Würde er nicht jetzt den Wunsch haben müssen, sich über sie als königlicher Diktator zu erheben? Die Partei der Kreuzzeitung, die äußerste Rechte, sah darin die naturgemäße Lösung aller

inneren Schwierigkeiten; und die Stimmung der großen Mehrheit des neuen Abgeordnetenhauses war, wenn König Wilhelm nach diesen Erfolgen eine königliche Diktatur in Anspruch nehmen wollte, willig dem zuzustimmen. Und doch, wie sehr verkannte sie damit ihres Königs Sinn!

Seit Jahren war das Staatshaushaltsgesetz nicht zustande gekommen. Ohne Budget hatte der König die Regierung geführt; jetzt war sein Verlangen, daß das Abgeordnetenhaus dazu nachträglich seine Zustimmung gebe und ihn entlaste. So ehrlich fühlte er sich als konstitutionellen König, von allem Verlangen nach Absolutismus fern!

Der Umschwung in der Stimmung des Landes, wie er schon in den Wahlmännerwahlen des Juni sich angekündigt, hatte — wie es scheint — in dem Grafen Bismarck zuerst den Gedanken hervorgerufen, durch einen formellen Friedensschluß mit dem neuen Abgeordnetenhause den Verfassungskonflikt endgültig abzuschließen. In der Thronrede, welche von der Heydt als ältester der in Berlin zurückbleibenden Minister zur Eröffnung des Landtages voraussichtlich zu verlesen haben würde, müsse diese Absicht — meinte er — angekündigt werden. Auf Grund einer Unterredung mit dem Ministerpräsidenten machte daher Graf Eulenburg, der Minister des Innern, einen Entwurf zu dieser Stelle der Thronrede, in dem es hieß, daß der Landtag um nachträgliche Gutheißung angegangen werden solle. Diesen Entwurf benutzte von der Heydt, als er, nachdem die Wahlen zum Landtage geschehen waren, die zu haltende Thronrede zu entwerfen hatte; doch wählte er statt des Eulenburgschen Ausdruckes das Wort „Indemnität." Am 28. Juli fand nun Ministerrat zur Feststellung der Rede, bevor sie dem Könige zur Genehmigung vorgelegt würde, in Berlin statt. Mit lebhafter Entrüstung sprachen sich Graf Lippe, der Justizminister, und der Kultusminister von Mühler gegen das ganze Vornehmen aus. Sie faßten den Antrag auf Indemnität als ein reumütiges Sündenbekenntnis. Bismarck dagegen und Roon, die im Feldlager in Mähren ihre besonderen Nota hinzufügten, nahmen die Indemnität als nachträgliche Zustimmung zu dem Vorgehen der Regierung in den budgetlosen Jahren.

Dies war auch die Auffassung des Königs. Nach seiner Weise prüfte er den ganzen Entwurf der Thronrede genau, fügte hie und da Randbemerkungen hinzu und hielt dann in Prag mit Bismarck eingehende Beratung über alles Einzelne. Zugleich bestimmte er, schon auf der Heimreise begriffen, daß er den Landtag in eigener Person eröffnen wolle. So gab denn Bismarck jetzt nach den Anweisungen des Königs der Thronrede ihre endgültige Gestalt und sandte sie mit der Anordnung

nach Berlin, daß der König eine weitere Verhandlung darüber nicht geſtatte.

Am Sonntag, den 5. Auguſt, am Tage nach der Rückkehr des Königs, um 12 Uhr mittags fand im Weißen Saale des Berliner Schloſſes die



König Wilhelm im 70. Lebensjahr.
Kupferſtich von E. Mandel (Verlag von E. H. Schröder in Berlin).

Eröffnung des Landtages ſtatt. An der Spitze aller Prinzen des königlichen Hauſes durchſchritt König Wilhelm in feierlichem Zuge den Saal und ſtieg unter dem begeiſterten Jubel der Anweſenden die Stufen zum Throne empor. Da ſtand der königliche Held, der in wenig Wochen ſo Großes vollbracht, trotz ſeiner 70 Jahre ungebeugt, Ehrfurcht gebietend

und doch durch den milden Blick des Auges alle Herzen gewinnend: und er war gekommen, den Frieden zu bringen! Mit Spannung hing jedes Auge an seinen Lippen, als Bismarck ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung den Text der Thronrede überreichte. Mit ergreifenden Worten begann der König, indem er in seinem und seines Volkes Namen Gott für die gewaltigen kriegerischen Erfolge dankte und mit warmer Teilnahme der vielen Tapferen gedachte, die siegesfroh den Heldentod gestorben. Aber atemlose Spannung erfaßte die ganze Versammlung, als nach einem befriedigten Blicke auf die günstige Finanzlage des Staates der König fortfuhr: „Über die Feststellung des Staatshaushaltes hat eine Vereinbarung mit der Landesvertretung in den letzten Jahren nicht herbeigeführt werden können. Die Staatsausgaben, welche in dieser Zeit geleistet worden sind, entbehren daher der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt, wie ich wiederholt anerkenne, nur durch das nach Artikel 99 der Verfassungsurkunde alljährlich zwischen meiner Regierung und den beiden Häusern des Landtags zu vereinbarende Gesetz erhält. Wenn meine Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne diese gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt hat, so ist dies nach gewissenhafter Prüfung in der pflichtmäßigen Überzeugung geschehen, daß die Fortführung einer geregelten Verwaltung, die Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Gläubiger und die Beamten des Staats, die Erhaltung des Heeres und der Staatsinstitute Existenzfragen des Staates waren, und daß daher jenes Verfahren eine der unabweisbaren Notwendigkeiten wurde, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann und darf. Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung insoweit zu erzielen, daß meine Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die „Indemnität", um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig erteilt und damit der bisherige Konflikt um so sicherer zum Abschluß gebracht werden wird, als erwartet werden darf, daß die politische Lage des Vaterlandes eine Erweiterung der Grenzen des Staates und die Einrichtung eines einheitlichen Bundesheeres unter Preußens Führung gestatten werde, dessen Lasten von allen Genossen des Bundes gleichmäßig werden getragen werden." Begeisterter Zuruf, sich immer erneuernd, durchbrauste bei diesen Worten des Königs den weiten Saal. Der ruhmgekrönte Sieger, nach den glänzendsten Erfolgen das Budgetrecht der Landesvertretung anerkennend, bot zuerst die Hand zum Frieden! Ein Vorgang, völlig ohne Beispiel in der Weltgeschichte!

„Meine Herren", schloß der König, „mit mir fühlen Sie, fühlt das ganze Vaterland die große Wichtigkeit des Augenblicks, der mich in die Heimat zurückführt. Möge die Vorsehung ebenso gnadenreich Preußens Zukunft segnen, wie sie sichtlich die jüngste Vergangenheit segnete! Das walte Gott!" Wie freudig erregt, wie herzlich zugleich erklangen die Hochrufe auf den König, als er nun von den Stufen des Thrones herabstieg! Mit solchem Jubel war noch nie ein Landtag eröffnet worden; und manchem Patrioten, fern in der Heimat, traten die Thränen in die Augen, als er die Worte las, mit denen sein König den Frieden dem Volke darbot.

Und einen kräftigen Widerhall fanden die Worte des königlichen Vertrauens in dem Abgeordnetenhause selbst. Es beantwortete die Thronrede durch eine Adresse voll begeisterter Anerkennung und freudigen Dankes für König und Heer. Den Präsidentenstuhl des Hauses bestieg nicht Grabow, der Präsident der vergangenen Jahre, dessen Name zu eng mit der Erinnerung an den Konflikt verknüpft war, sondern der viel gemäßigtere Forckenbeck. Einige zwanzig besonnene Männer traten aus der Fortschrittspartei aus, die dadurch fast bis zur Bedeutungslosigkeit herabsank. Mit freiem Blick zeichnete einer von ihnen, Twesten, die völlig veränderte Situation: „Die öffentliche Meinung unseres Landes hat sich kundgegeben durch die Stimmung des Heeres, durch die Wahlen, durch das gehobene Gefühl, welches unser Volk erfüllt. Die Hunderttausende unserer Krieger, welche an den heimatlichen Herd zurückkehren, die werden nicht von dem Budgetstreit sprechen, sondern von den Schlachten, die sie gewonnen, und von den Erfolgen, die sie errungen. Auf diese Stimmung und auf diese öffentliche Meinung haben wir Rücksicht zu nehmen." Das waren die Anfänge der „national-liberalen" Partei, die es sich zur Aufgabe machte, eine Stütze der nationalen Politik König Wilhelms zu sein.

Und nun bewies das Abgeordnetenhaus denn auch durch die That, daß die Zeiten andere geworden. Mit 230 gegen 75 Stimmen sprach es am 3. September die beantragte Indemnität aus. Mit der gleichen Bereitwilligkeit bewilligte es der Regierung einen außerordentlichen Kredit von 180 Millionen Mark für Heer und Marine; es bestimmte, dem Könige die Verteilung überlassend, eine Summe von $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark zu Dotationen für Graf Bismarck, „in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preußischen Politik", und für diejenigen Heerführer, „welche in dem letzten Kriege zu dem glücklichen Ausgange desselben in hervorragender Weise beigetragen", für die Generale der

Infanterie von Roon, von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz und Vogel von Falckenstein. Es genehmigte die Einverleibung der neuen Provinzen und erteilte der Regierung bis zum 1. Oktober 1867, wo die preußische Verfassung in den neuen Landesteilen eingeführt werden sollte, eine Art Diktatur. Mit tiefer Befriedigung sah König Wilhelm das Vertrauen, das die Landesvertretung jetzt seiner Regierung entgegenbrachte; es bot ihm die Gewähr, daß die nationale Neugestaltung Deutschlands, wie sie ihm vorschwebte, ihres Zieles nicht verfehlen werde. Je stärker und in sich gefestigter die Macht Preußens sich hinstellte, um so mehr war sie im stande, den deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu geben, was sie alle brauchten und was doch keiner von ihnen sich selbst geben konnte: sicheren Schutz in Zeiten der Gefahr, wenn sie nur unter die Fittiche des preußischen Aars sich sammeln wollten. „Ich vertraue auf die roten Hosen!" meinte der alte Großherzog Ludwig von Hessen, als Preußen den Abschluß einer Militärkonvention mit Hessen verlangte. Und doch mußte Preußen allein ihm das linksrheinische Rheinhessen vor der französischen Begehrlichkeit retten!

Nur ungern hatte König Wilhelm den vierten Artikel des Prager Friedens sich gefallen lassen, der den süddeutschen Staaten verstattete, in einen Verein zusammenzutreten, „dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleiben" sollte. Nur auf Napoleons Drängen war der Artikel in die Friedensakte hineingekommen; denn seine Meinung war, daß die gegenseitige Eifersucht die beiden getrennten Hälften von Deutschland hinlänglich auseinander halten werde. An der Main-Linie sollte der preußische Einfluß endigen und in Frankreich die süddeutsche Union den stets hilfsbereiten Freund sehen. Allein der kluge Berechner täuschte sich in seiner Erwartung. Preußen gewann nicht nur, den Main überbrückend, durch die geheimen Schutz- und Trutzbündnisse die Verfügung über die Streitkräfte des Südens, sondern schon bei den Friedensverhandlungen ergab sich deutlich, daß an das Zustandekommen einer süddeutschen Union als eines Gegengewichtes gegen Preußen nicht zu denken war. Denn diese hätte jedem der drei Staaten starke Opfer an Souveränitätsrechten auferlegt, ohne ihnen wirksamen Schutz gegen äußere Angriffe zu gewähren. Daher erklärte Württemberg schon in Berlin, daß es einer süddeutschen Union nicht beitreten würde, nahm aber um so bereitwilliger das Anerbieten Preußens an, sich gegenseitig den Bestand ihrer Staaten zu gewährleisten, woraus sich das Schutz- und Trutzbündnis von selbst ergab. Noch entschiedener war Baden gegen die Union; es beantragte vielmehr

seine Aufnahme in den Norddeutschen Bund. Dies freilich konnte nicht geschehen, da der Prager Frieden nicht die Verbindung mit den einzelnen süddeutschen Staaten, sondern nur mit deren Union dem Norddeutschen Bunde freigab. Damit war denn das napoleonische Projekt einer süddeutschen Union beseitigt; denn nur allein Bayern stand noch gegen Preußen.

Bayern wurde in Berlin vor die Wahl gestellt — bis Nürnberg hin hatten die preußischen Truppen es besetzt — entweder das oberfränkische Gebiet rechts vom Main mit 200 000 Einwohnern an Preußen abzutreten oder sich mit Preußen, sein Heer unter König Wilhelms Oberbefehl stellend, zu Schutz und Trutz zu verbünden. Mit Begeisterung, ohne Besinnen ergriff der bayrische Bevollmächtigte, Herr von der Pfordten, das dargebotene Bündnis und umarmte Bismarck mit der feierlichen Versicherung, daß er hieran sähe, wie in Bismarcks Busen ebenso gut wie in dem seinigen ein deutsches Herz schlüge. Und auch Ludwig II. von Bayern bewegte des Siegers Milde tief: zum Ausdrucke dauernder Freundschaft bot er König Wilhelm den Mitbesitz der alten Burggrafenburg in Nürnberg an, von der die Hohenzollern vorzeiten ausgezogen waren, um Brandenburg zu gewinnen. „Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg", schrieb er, „die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen!"

Aber in Wahrheit waren Nord- und Süddeutschland gar nicht von einander zu trennen: das zeigte sich auf der Stelle. Wohl hatte der Krieg den Zollverein gesprengt; allein kaum war der Kanonendonner verhallt, so erhoben sich auch schon im Norden wie im Süden Stimmen, die laut die Wiederherstellung des Vereins verlangten. Ja im Grunde galt diese den Deutschen als ganz selbstverständlich. Schon in den ersten Augusttagen gaben die in Braunschweig versammelten Ausschüsse des deutschen Handelstages und des Nationalvereins dem allgemeinen Verlangen Ausdruck, indem sie vorschlugen, fortan die Verwaltung und Gesetzgebung des Zollvereins einem Zoll-Bundesrate, in den alle deutschen Regierungen Vertreter zu entsenden hätten, und einem Zoll-Parlamente zu übertragen, zu dem alle deutschen Staaten Abgeordnete wählen sollten. Das war also neben den Bündnisverträgen eine zweite Überbrückung der Main-Linie, lediglich durch die materiellen Interessen bewirkt. So wenig wollten und konnten Napoleons Gedanken sich erfüllen!

Unterdes waren die Friedensverträge unterzeichnet und die siegreichen Bataillone in die Heimat zurückgekehrt. Durch den Erlaß einer Amnestie „aus Anlaß des ruhmvoll wiederhergestellten Friedens" gab König Wilhelm am 20. September seiner Freude Ausdruck. Und an demselben Tage fand der Einzug der ruhmbekränzten Armee in die Landeshauptstadt statt: ein Fest, wie es seit mehr als 50 Jahren Berlin nicht erlebt hatte. Am Brandenburger Thor begrüßte der König, von begeisterten Hochrufen empfangen, die Truppen, indem er die Fronten abritt. Dann setzte er sich an die Spitze und führte sie die Linden hinab, durch eine Triumphstraße, wie die Weltgeschichte sie noch nicht kannte. 208 auf dem Schlachtfelde eroberte feindliche Kanonen, paarweis aufgestellt, faßten den ganzen Weg ein. Voran im festlichen Zuge wurden die erbeuteten österreichischen Fahnen und Standarten getragen. Bismarck, Roon und Moltke mit den Generalstabschefs der Ersten und Zweiten Armee, den Generalen Voigts-Rhetz und Blumenthal, ritten unmittelbar vor dem Könige; ihm zunächst folgten der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, in weiterer Reihe die Prinzen Karl, Albrecht, Adalbert und Alexander, denen sich die kommandierenden Generale anschlossen. Vor dem Standbilde Blüchers am Opernplatz nahm der König den Vorbeimarsch ab.

Der Raum verstattete nicht mehr als 50 000 Mann an dem Einzuge teilnehmen zu lassen; um aber doch möglichst vielen von seinen braven Truppen die Ehre und den Festesjubel des Einzugs zu gewähren, führte König Wilhelm in gleicher Weise auch die übrigen Truppen am nächsten Tage durch die Triumphstraße in seine Hauptstadt hinein. Über die herrlich geschmückte Schloßbrücke marschierten sie bis zum Lustgarten vor dem königlichen Schloß, wo zu den Füßen einer gewaltigen Borussiastatue ein Feldaltar errichtet war. Ein Dankgottesdienst unter freiem Himmel beschloß hier die glanzvolle Feier. Kurz und eindringlich predigte der Feldpropst Thielen über das Psalmenwort (118, 23): „Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen." Dann stimmte der aus tausend Personen bestehende Sängerchor, von allen Musikcorps begleitet, während von den Kirchen Glockengeläute ertönte und dumpf die Kanonen dazwischen donnerten, den Ambrosianischen Lobgesang an: „Herr Gott, dich loben wir!" Und all die Tausende, die den weiten Platz einnahmen, stimmten bewegten Herzens voll mit ein, und an Innigkeit gewann der ehrwürdige Sang reichlich zurück, was an Gleichklang ihm vielleicht verloren ging: für alle, die mitsangen, ein ganz unvergeßlicher Moment!

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO5) is provided:



http://Extras.Springer.com

Es waren herrliche, festliche Tage; und der Mittelpunkt aller Freude und alles Jubels war König Wilhelm, als wenn das Preußenvolk sich gar nicht genug thun könnte, ihn zu feiern und ihm zu danken. Aber der König wies allen Dank an die Armee; für sich nahm er nichts weiter in Anspruch, als seine Pflicht gethan zu haben. „Sie haben", sagte er auf dem Festmahle der Stadt Berlin zu dem Oberbürgermeister Krausnick, „in Ihrer Ansprache gesagt, daß die Fürsten Hohenzollerns stets die Pflicht allem andern vorangestellt haben. Das ist richtig! In diesem Pflichtgefühl habe ich die Armee auf den Stand gestellt, auf dem wir sie jetzt siegreich zurückkehren sehen. Aus diesem Pflichtgefühl habe ich allen Anfechtungen widerstanden, die gegen meine Maßregeln erhoben worden sind: und sie sind mit Ruhm gekrönt worden."

Noch stand indessen der Abschluß des Friedens mit Sachsen aus, da König Johann sich sträubte, dem Norddeutschen Bund beizutreten. Endlich jedoch fügte er sich in das Unabänderliche und kam im Dezember persönlich nach Berlin, wo die seit langen Jahren befreundeten Herrscher in vertraulicher Verhandlung die Stellung Sachsens in dem neuen Bundesstaate regelten.

Damit ging das Jahr 1866, das bedeutungsvollste, das König Wilhelm bisher durchlebt, zu Ende. In der Silvesternacht saß er einsam in seinem Arbeitszimmer; er hielt Rückschau und Einkehr und schrieb nieder, was in der Stille der Mitternacht sein Herz bewegte:

„Seitdem ich am 10. April 1857 meinen Abschiedsgruß meinen zu Hinterlassenden niederschrieb, hat das Schicksal mächtig in mein Leben eingegriffen. Die Vorsehung bestimmte in einer ungeahnten Weise über die letzten Lebensjahre meines teuren Bruders und berief mich noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger. Als Gott den vielgeprüften König und Bruder von seinem schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung in tiefster Demut, um Preußen mit seinen neuen Institutionen die irdische Macht zu vergegenwärtigen, die zu dessen Heil fest bestehen müsse. Diese meine gewissenhafte Überzeugung hat mich geleitet und gestählt in schweren Kämpfen, die ich mit jenen neuen Institutionen jahrelang zu bestehen hatte.

„Diese Kämpfe haben mich tief erschüttert, weil ich standhalten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht, die ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte. Ich vergebe allen, die wissentlich und unwissentlich sich meinen auf Gewissensüberzeugung begründeten Absichten

zum Wohle des Vaterlandes entgegensetzten, um die Macht der Krone zu schmälern und die Herzen der Preußen derselben zu entfremden.

„Vergessen mögen meine Nachkommen es aber nicht, daß Zeiten möglich waren, wie die von 1861—66!

„In dem Jahre, welches heute schließt, hat sich Gottes Gnade in einer Art über Preußen ergossen, die für soviel Erduldetes reichlich entschädigt. In Demut erkenne ich diese göttliche Gnade, die mich ausersehen hat, in meinem vorgerückten Alter eine Wendung der Verhältnisse herbeizuführen, die zum Heil des engeren und weiteren Vaterlandes bestimmt zu sein scheint. Das Werkzeug, so großes zu erreichen, die Armee, steht unübertroffen in diesem Augenblick vor der Welt. Der Geist, der sie beseelt, ist der Ausdruck der Gesittung, die eine sorgliche Hand meiner erhabenen Vorfahren der Nation anerzogen hat. Die Armee finde in allen ihren Teilen in dieser ernsten Scheidestunde des Jahres meinen Herzensdank für die Hingebung und Aufopferung, mit der sie meinem Rufe folgte und vor meinen Augen siegte — ein Erlebnis, für das ich Gott meinen demütigen Dank stammle!

„Aber ganz Preußen finde hier meinen Königlichen Dank für die Gesinnung, die es in diesem denkwürdigen Jahre an den Tag legte!

„Wo solche Vaterlandsliebe sich zeigt, da ist der gesunde Sinn vorhanden, der Nationen groß macht, und darum segnet sie Gott sichtlich! Meinen heißesten Dank finden alle hier, die mir halfen, durch schwere Zeiten zu dem Lichtpunkte dieses Jahres zu gelangen!

„Möge Gottes Segen immer auf Preußen ruhen und Preußen sich dieses Segens würdig zeigen!

„Möge mein Sohn und seine Nachkommen solches Volk und solche Armee um sich sehen, und durch besonnenes, zeitgemäßes Fortschreiten das Wohl und Gedeihen beider sorglich fördern und Preußen die Stellung sichern, die ihm von der Vorsehung sichtlich angewiesen ist.

„Das walte Gott in Seiner Gnade!!!

„Mitternacht 1866—67. Wilhelm.“

Neuntes Kapitel.

Preußen und Frankreich.

Es war im August des Jahres 1857. Der Kaiser Napoleon weilte zum Besuche der englischen Königsfamilie in Osborne. In vertraulichem Gespräch saß er eines Tages nach dem Diner mit dem Prinzgemahl zusammen, als ihn, indem er sich eine Zigarre ansteckte, die Laune anwandelte, von seinen Zukunftsplänen zu sprechen. „Nur eins noch", meinte er lächelnd, „ist unerläßlich für die Befestigung meines Thrones: Belgien und das linke Rheinufer muß ich an Frankreich zurückbringen!" Erschrocken warf Prinz Albert ein: „Aber der Widerstand des Parlaments! Der Widerstand Preußens! Einen ungeheuren Krieg wird das entzünden." „Durchaus nicht", erwiderte der Kaiser ganz ruhig. „Nicht ein Pistolenschuß wird darum abgefeuert werden. Ihrem Parlamente gebe ich einen günstigen Handelsvertrag; Preußen aber versteht seinen Vorteil, es wird mir gern zwei Millionen Seelen abtreten, wenn es dafür zehn oder zwölf sich selbst in Deutschland nehmen darf." Durchaus beherrschte den Kaiser dieser Gedanke; mit aller Zähigkeit hielt er in der Stille ihn fest, der günstigen Gelegenheit wartend, ihn zur Ausführung zu bringen. Aber der kluge Rechner hatte das Selbstgefühl des preußischen Volkes dabei außer Ansatz gelassen, das gegen einen solchen Länderhandel mit Leidenschaft sich aufbäumen würde; er hatte vor allem nicht das redliche Herz König Wilhelms bedacht, dem die Ehre seiner Krone mehr galt als der größte Gewinn. Dies war der starke Fels, an dem Napoleons verhängnisvoller Plan und damit sein ganzer Thron in Stücke brechen sollte.

Für seinen Plan erschien dem Kaiser der Ausbruch des Krieges der beiden Großmächte sehr günstig. Er erwartete zwar, daß Preußen siegen, aber dann doch so geschwächt sein würde, daß es dem französischen Verlangen nach „Kompensationen" keinen Widerstand entgegenzusetzen vermöchte. Darum verursachte der rasche und glänzende Sieg Preußens

ihm „patriotische Beklemmungen", und hastig erraffte er die Rolle des Vermittlers, die König Wilhelm nur mit tiefem Unmut sich gefallen ließ. Kaum aber war dieser im strahlenden Siegerkranze in seine Hauptstadt zurückgekehrt, als auch schon Graf Benedetti, der französische Botschafter, am 5. August auf Befehl seines Kaisers bei dem Grafen Bismarck die schon in Nikolsburg zur Sprache gebrachten Kompensationsforderungen Frankreichs anmeldete. Er verlangte die 1814 von Frankreich abgetrennten Gebietsteile Preußens auf dem linken Rheinufer, ferner die linksrheinischen Gebiete Bayerns und Hessens mit Mainz, endlich Luxemburg und Limburg. Und am folgenden Tage erschien er selber bei dem Grafen, um die Forderung durch Kriegsdrohungen zu stützen. Allein König Wilhelm entschied kurz dahin, daß bei der Stimmung der Nation kein Zoll breit deutschen Landes abgetreten werden könne. Benedetti reiste nach Paris, diese Antwort Napoleon zu überbringen. Und an der Festigkeit und Furchtlosigkeit des Preußenkönigs scheiterte die französische Begehrlichkeit. Napoleon entließ den Minister des Äußern Drouyn de l'Huys und sandte Benedetti mit der Erklärung nach Berlin zurück, man möge dort die Sache als „nicht geschehen" betrachten.

Dieser glänzende diplomatische Sieg machte, als König Wilhelm ihn dem Kaiser Alexander II. mitteilen ließ, auf diesen einen solchen Eindruck, daß er den Abschluß eines Bündnisses mit Preußen ins Auge faßte. Allein der König zog es vor, mit der Freundschaft Rußlands sich wie bisher zu begnügen.

Aber auch Frankreich umwarb das sieggekrönte Preußen. Die Zurückziehung der Kompensationsansprüche benutzte Napoleon nur zur Handhabe, um sie in etwas veränderter Gestalt alsbald wieder aufleben zu lassen. Er bot Preußen ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis an, auf Grund dessen er Belgien in Besitz nehmen wolle; der Preis des Bündnisses solle in der Wiederherstellung der französischen Grenzen von 1814, also in der Abtretung von Landau, Luxemburg und des oberen Saargebietes bestehen. Es war eine unverschämte Zumutung, die damit an Preußen gerichtet wurde. Napoleon selbst hatte die Empfindung, daß er zu weit gegangen; er ließ sich daher zu der Einschränkung herbei, daß er kein deutsches Gebiet begehre, vielmehr auch mit Belgien und Luxemburg unter der Voraussetzung zufrieden wäre, daß Preußen den Großherzog von Luxemburg entschädige.

Die Situation war sehr ernst. Ein nochmaliger Mißerfolg konnte aus Sorge um seinen Thron nur allzu leicht den Kaiser Napoleon zum Kriege drängen. König Wilhelm wußte dem zu begegnen. Auf der

Stelle schloß er den Frieden mit Bayern ab und sandte die Mainarmee und das Zweite Reservecorps, die dadurch frei wurden, in Eilmärschen gegen die österreichische Grenze. Das wirkte: Österreich, das immer noch auf ein Eingreifen Frankreichs gehofft hatte, unterzeichnete jetzt zu Prag den Frieden. Zugleich erging die Anfrage an Rußland, ob es geneigt wäre, im Falle eines preußisch-französischen Krieges Österreich zu neutraler Unthätigkeit zu nötigen. Die Antwort lautete zufriedenstellend. Jetzt kehrte daher Preußen zu den Verhandlungen mit Frankreich zurück, in dessen Namen Benedetti dem Grafen Bismarck den Entwurf eines Vertrages vorlegte. Von vornherein stand der Entschluß des Königs wie seines Ministers fest, nichts zu bewilligen, ohne daß sie doch den Kaiser Napoleon zu Gewaltmaßregeln reizen wollten. Denn der Gesundheitszustand desselben stellte einen baldigen Thronwechsel in Aussicht, der voraussichtlich den Kompensationsgelüsten ein Ende machen würde. Mit höflicher Entschiedenheit gab daher Preußen die Erklärung, daß es dem französischen Vertragsentwurfe nicht näher treten könne, da dieser keinen andern Zweck zu verfolgen scheine, als Preußen mit England in Zwiespalt zu bringen, das ja das Königreich Belgien unter seinen besonderen Schutz genommen hatte. Da wurde es denn dem Kaiser klar, daß Preußen ihn nur hinzuhalten, aber nicht zu befriedigen wünsche. Enttäuscht schrieb er in sein Tagebuch: „Ich sah deutlich, daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich war.“ Der ersten Militärmacht Europas hielt er aber seine Armee jetzt noch nicht für gewachsen. Er erließ daher am 16. September ein Rundschreiben an die französischen Gesandten, durch das er sich als den entschiedenen Freund Preußens hinstellte, der sich glücklich über Preußens Erstarkung fühle. Allein die Umtriebe ließ er deswegen doch nicht. Auf Luxemburg richtete er die begehrlichen Augen. Das Großherzogtum, mit den Niederlanden durch Personalunion verbunden, hatte bis 1866 zum Deutschen Bunde gehört, war aber bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse nicht in den Norddeutschen Bund aufgenommen worden; doch blieb es im Zollvereine, und Preußen behielt mit Zustimmung des Königs der Niederlande das schon seit 1815 geübte Besatzungsrecht der Festung Luxemburg.

Dem holländischen Könige schien das Anerbieten Napoleons, das Großherzogtum ihm für eine bedeutende Geldsumme abzukaufen, nicht unwillkommen zu sein. Er fügte zu seiner Zustimmung aber die Bitte, „sich mit Preußen zu benehmen.“ Allein König Wilhelm weigerte sich, durch das Zurückziehen der preußischen Besatzung das in 99 Prozent der Bevölkerung deutsche Land der Fremdherrschaft auszuliefern; und das

ganze deutsche Volk stand darin auf seiner Seite. Die französische Eitelkeit dagegen geriet über den Gedanken ganz außer sich, daß ein französischer Kaufvertrag deshalb, weil Preußen ihm nicht zustimmte, unausgeführt bleiben solle. Die überhitzten Köpfe abzukühlen, befahl daher König Wilhelm, die bisher geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündnisse Preußens mit den süddeutschen Staaten am 19. und 23. März 1867 im Preußischen Staatsanzeiger zu veröffentlichen. Das war eine ernste Warnung für die Franzosen und zugleich eine schmerzliche Enttäuschung, wenn sie auf die Sympathien Süddeutschlands gerechnet hatten: nicht Preußen, sondern ganz Deutschland trat ihnen gegenüber: Die militärischen Autoritäten in Berlin waren auch übereinstimmend der Ansicht, daß Preußen den ihm freventlich hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen solle; denn zweifellos war jetzt die deutsche Armee der französischen, deren Reorganisation Napoleon eben erst begonnen hatte, überlegen. Allein König Wilhelm war dem Kriege, den er noch für vermeidbar hielt, durchaus abgeneigt; er willigte daher darein, daß durch die Vermittelung der übrigen Großmächte das drohende Unwetter beschworen würde. So wurde denn in London am 31. Mai 1867 ein Vertrag dahin abgeschlossen, daß Frankreich auf den Ankauf Luxemburgs und nunmehr Preußen auf das Besatzungsrecht verzichtete, während die übrigen Großmächte eine Gesamtgarantie für die Neutralität des Großherzogtums unter Schleifung der Befestigungen der Festung übernahmen. Es war damit erreicht, was Preußen erstrebt hatte: das deutsche Land war der Begehrlichkeit der Franzosen unzugänglich gemacht.

Es war aber nicht bloß das Verlangen nach einer Gebietsvergrößerung, das nach wie vor Napoleons Sinnen erfüllte; sondern immer brennender mischte sich das Begehren nach einem Triumph über Preußen, es sei, worin es sei, hinein. Denn nur dadurch glaubte er die verletzte französische Eitelkeit, die den Niedergang des Ansehens Frankreichs ihm allein schuld gab, mit seiner Regierung wieder aussöhnen zu können. Darum versuchte Napoleon es auf alle Weise zu erreichen, daß Preußen durch die Zustimmung zu irgend einer Gebietsvergrößerung Frankreichs, zu einem Gewinne ohne Einsatz, seine indirekte Anerkennung der Oberhoheit Frankreichs ausspreche, daß es dadurch Frankreich Dank schuldig zu sein bekenne dafür, daß dieses es 1864 und 1866 frei habe gewähren lassen. Nur so, rechnete er, würde dem Eigendünkel der Franzosen Genüge geschehen. Allein mit voller Entschiedenheit widerstrebte König Wilhelm, die Gedanken Napoleons alsbald durchschauend, auch der leisesten Anerkennung eines französischen Übergewichtes; beharrlich trat er

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO6) is provided:



http://Extras.Springer.com

eben darum allen Vergrößerungsgelüsten Frankreichs entgegen. Aber er beschränkte sich durchaus auf eine kühle Abwehr der Zumutungen Napoleons und ließ alles vermeiden, was den Charakter einer Provokation hätte annehmen können. Denn einen Bruch mit Frankreich, solange es nur Preußens Ehre zuließe, war er entschlossen zu vermeiden. Er fürchtete den Krieg nicht, wie es Napoleon that; aber die schweren Opfer, die er auch von dem Sieger fordert, schreckten ihn. Nicht für irgend welche Vorteile, sondern nur für die bedrohte Ehre Preußens sie zu bringen, galt ihm allein für gerechtfertigt. Aber mit Bestimmtheit hoffte der siebzigjährige Herrscher, daß für seinen Lebensabend ihm und seinem Volke der Segen des Friedens bewahrt bleiben würde.

Wohl mochte das auch Napoleon hoffen. Aber die Sorge für die Sicherung seines Thrones und die Befestigung der Dynastie hielt ihn in Unruhe. Die diplomatischen Mittel, die er angewendet, hatten versagt. Von persönlicher Besprechung versprach er sich besseren Erfolg. Mit hellem Glanze umgab ihn die Weltausstellung, welche die kaiserliche Regierung 1867 in Paris ins Werk gesetzt. Zahllose Gäste rief das großartig gelungene Unternehmen aus allen Landen nach der Seinehauptstadt. Auch der preußische Kronprinz hatte mit der Kronprinzessin sich dorthin begeben. So lud denn der Kaiser auch den König Wilhelm zum Besuche der Weltausstellung ein. Bereitwillig entsprach dieser der Einladung; doch nahm er in der Erwartung, daß es sich um mehr als Feste und Ausstellung handeln würde, seinen Ministerpräsidenten Bismarck auf die Ausstellungsfahrt mit.

Bis Compiègne war das kronprinzliche Paar dem Könige entgegengefahren. Auf dem Nordbahnhofe in Paris waren Tribünen errichtet, dicht gedrängt mit Zuschauern gefüllt, die den grimmigen — wie sie meinten — Preußenkönig sehen wollten. Als der Zug in die Halle einlief, stand der Kaiser Napoleon, seinen hohen Gast selbst zu empfangen, mit glänzendem Gefolge auf dem Bahnsteig. Er eilte, während der König aus dem Wagen stieg, auf ihn zu, reichte ihm beide Hände dar und begrüßte ihn auf das herzlichste, während das Publikum auf den Tribünen Hüte und Tücher zur Begrüßung schwenkte. Wiederholt dankte der König lächelnd mit militärischem Gruße. Dann nahm der Kaiser den Arm des Königs und führte ihn so zu den bereitstehenden Hofwagen. Im ersten derselben nahmen die beiden Herrscher Platz, ihnen gegenüber der preußische Kronprinz mit dem Prinzen Joachim Murat. Bis zum Boulevard Magenta bildeten die Truppen Spalier, hinter denen in unabsehbaren Scharen die Menge sich drängte. Auch auf dem Louvre-

platze, dem Karuſſellplatze und im Tuilerienhofe waren Truppen in Doppelreihen aufgeſtellt. Anfangs fuhren die Wagen, denen Garde-Lanciers voranritten und folgten, ganz langſam, ſo daß die Zuſchauer die Herrſcher ſehr gut ſehen konnten und nach Pariſer Art lebhaft ihre Bemerkungen austauſchten. Mit Le voilà machten ſie ſich auf den König, der ihr ganzes Intereſſe erregte, aufmerkſam. „Quelle bonne figure!“ riefen die Damen voller Bewunderung. Von einer feindſeligen Stimmung war nicht das geringſte zu bemerken; vielmehr rief man ſich zu, wie freundlich er blicke und wie gut er ausſehe, ganz im Gegenſatze zu der bleichen, ernſten Miene des ruſſiſchen Kaiſers, der vor einigen Tagen angelangt war. Auch nach Bismarck fragte man ſich in der Menge; aber in der weißen Küraſſieruniform, die er trug, erkannte ihn niemand. Da erhob ſich auf dem Boulevard de Straßbourg eine ſtarke Stimme: „Vive l'Empereur d'Allemagne!“ Und laut ſtimmten die Umſtehenden mit ein. Es war ein Deutſcher, der ſeinem Herrſcher die Huldigung darbrachte: aber König Wilhelm wollte nichts gehört haben.

Am Fuß der großen Ehrentreppe empfing die Kaiſerin Eugenie in den Tuilerien, umgeben von ihrem Hofſtaat, ihren hohen Gaſt. Er reichte ihr den Arm und führte ſie in den Empfangsſalon, von wo nach kurzem Verweilen der Kaiſer ſelbſt den König nach dem Pavillon Marſan in die für ihn in Bereitſchaft geſetzten, koſtbar ausgeſtatteten Gemächer geleitete. Aber auch jetzt noch geſtattete König Wilhelm ſich keine Ruhe. Er fuhr zu der Prinzeſſin Mathilde, ihr ſeinen Beſuch zu machen, und dann nach dem Eliſée, um den Kaiſer von Rußland, der dort wohnte, zu begrüßen. Ein Galadiner von mehr als 100 Gedecken in den Tuilerien beendete den wechſelvollen Tag.

Gleich am nächſten Morgen beſuchte der König die Ausſtellung. Am Eingange zu dem Kaiſerlichen Pavillon erwarteten ihn die Leiter derſelben mit mehreren Miniſtern und den preußiſchen Kommiſſarien. Dadurch aufmerkſam gemacht, hatte ſich eine vielköpfige Menge angeſammelt, die den König, obgleich er ebenſo wie der Kronprinz in Zivilkleidung war, dennoch ſofort erkannte und mit ſympathiſchen Hochrufen begrüßte. Er beſichtigte zuerſt den Oberbau der Maſchinengalerie, dann begab er ſich durch den großen ſchleſiſchen Marmorpavillon nach der preußiſchen Ausſtellung, wo ihn die verſammelten Ausſteller mit freudig-herzlichem Hurra empfingen.

Durch Feſtlichkeiten aller Art, durch große Schauſtellungen war das franzöſiſche Kaiſerpaar bedacht, ſeinen hohen Gäſten den Aufenthalt in

Paris abwechſelungsvoll zu geſtalten. So wurden die Herrſcher bald den Pariſern bekannt. Allein während die Bevölkerung dem König Wilhelm gegenüber niemals die geziemende Ehrfurcht aus den Augen ſetzte, war der Kaiſer von Rußland wiederholt frechen Beleidigungen ausgeſetzt. Nicht genug, daß von Polen und Polenfreunden ihm mehrmals ein unverſchämtes „Vive la Pologne!“ zugerufen wurde, ſo ertönte auch, wenn er vorüberfuhr, wiederholt der Ruf „à bas Alexandre!“, der nur durch maſſenhafte Verhaftungen zum Schweigen gebracht werden konnte. Das ſchrecklichſte aber war, daß ſogar ein Mordverſuch gegen den Kaiſer Alexander unternommen wurde. Als die Monarchen von der großen Truppenrevue im Boulogner Gehölz zurückkehrten — im erſten Wagen die beiden Kaiſer, im zweiten König Wilhelm mit der franzöſiſchen Kaiſerin — gab ein junger Pole, Bereczowsky mit Namen, mit dem Rufe: „Vive la Pologne!“ aus geringer Entfernung einen Piſtolenſchuß auf den ruſſiſchen Kaiſer ab. Das Piſtol indeſſen, mit gehacktem Blei geladen, zerſprang bei dem Schuſſe, riß dem Thäter die Hälfte der Hand weg und verwundete, ohne die beiden Kaiſer zu verletzen, eine zufällig in der Nähe ſtehende Frau aus dem Volke. „Sire“, ſagte Napoleon, „wir ſind zuſammen im Feuer geweſen!“ Ruhig erwiderte Alexander: „Unſere Geſchicke ruhen in den Händen der Vorſehung.“ Auf das tiefſte bewegte die Gefahr, in der ſein von ihm ſehr hoch geſchätzter Neffe geſchwebt hatte, das teilnehmende Herz König Wilhelms; er ſprach der Kaiſerin den Wunſch aus, direkt in die Tuilerien zurückzukehren. Und jetzt waren auch die Pariſer taktvoll genug, den Kaiſer Alexander, als er einige Stunden ſpäter im offenen Wagen nach dem Grand Hotel fuhr, ſeine Schweſter, die Großherzogin Marie, zu beruhigen, mit lebhaften Hochrufen zu begrüßen; ja viele erleuchteten am Abend, um ihre Freude über die Errettung des Zaren kundzugeben, feſtlich die Fenſter. Am Morgen des nächſten Tages wurde in der Kapelle der ruſſiſchen Botſchaft ein Tedeum gehalten, dem auch König



Prinz Wilhelm (Kaiſer Wilhelm II., 1869).

Wilhelm mit dem Kronprinzen beiwohnte. Kurze Zeit danach verließ Kaiser Alexander das ungastliche Paris; am 14. Juni folgte ihm König Wilhelm.

Wir wissen nicht, was während des zehntägigen Aufenthaltes in Paris Napoleon mit seinem Königlichen Gaste besprochen hat. Aber er scheint doch die Überzeugung bekommen zu haben, daß es unmöglich sein würde, den König für irgend einen seiner vergrößerungsdurstigen Pläne zu gewinnen. Wenigstens hütete er sich während der nächsten Jahre, die freundliche Stimmung, welche zwischen den beiderseitigen Regierungen nun wieder herrschte, durch neue Projekte zu trüben. Freilich begann er zugleich durch den Marschall Niel die französische Armee, die durch den mexikanischen Feldzug stark mitgenommen war, nach Zahl und Ausrüstung zu reorganisieren und mit dem Chassepot, das dem preußischen Zündnadelgewehre entschieden überlegen war, auszurüsten: was denn doch, wenn auch nicht auf Kriegsabsicht, so doch auf Kriegserwartung hinzudeuten schien. Aber auch für Deutschland waren diese Friedensjahre wertvoll; denn nun konnte der Norddeutsche Bund sich ausgestalten und festigen und die militärische Kraft Deutschlands auf Grund der gewonnenen Erfahrungen entwickelt werden.

Allein mit jedem Jahre deutlicher erkannte Napoleon, ein scharf blickender Beobachter der Dinge, daß mit erschreckender Schnelle das Kaisertum in Frankreich den Boden unter den Füßen verlor. Er begriff, daß etwas geschehen müßte. Aber er war ein schwerkranker Mann, der kaum noch die Kraft zu einem großen und festen Entschluß in sich fand. Mit erstaunlicher Offenherzigkeit hatte er 1867 die Lage, in der er sich befand, bei Gelegenheit des Ausstellungsbesuches dem Grafen Bismarck dargelegt. Denn daraus, daß dieser durch teilweise Nachgiebigkeit den Krieg um die luxemburgische Angelegenheit zu vermeiden möglich gemacht, schloß er auf ein Interesse des preußischen Staatsmannes für die Erhaltung der bonapartischen Dynastie auf dem Throne Frankreichs. Man riete ihm, sagte der Kaiser, das bisherige absolutistische Regiment aufzugeben und eine parlamentarische Regierung in liberaler Weise in Frankreich einzuführen. Dem könne er nur beistimmen, war Bismarcks Meinung; aber zugleich sei es dann nötig, daß der Kaiser sich mit einem zuverlässigen, der kaiserlichen Dynastie durchaus ergebenen Heer umgebe, namentlich die Garde in treuer Gesinnung an sein Haus fessele. Nur so werde er die Ausschreitungen, zu denen liberale Institutionen in Frankreich leicht verführen könnten, erfolgreich zurückzuweisen im stande sein.

Der Rat war gut; aber doch zögerte der Kaiser, ihm zu folgen. Ihn beherrschte der Gedanke, vor allem seine Stellung nach außen hin so zu stärken, daß Preußen sein stolzes Selbstgefühl, durch das er sich in den Augen der Franzosen herabgesetzt fühlte, ihm gegenüber aufgeben müßte. Schon im September 1867 suchte er daher in Salzburg sich mit dem Kaiser Franz Joseph zu verständigen. Auch den König Victor Emanuel von Italien strebte er nach langer Entfremdung wieder mehr an sich heranzuziehen: wenn nur die französische Besatzung in Rom nicht gewesen wäre, die den Italienern den Einzug in Rom, ihre naturgemäße Hauptstadt, verbot! Als das Haupt einer solchen Tripelallianz Frankreich-Österreich-Italien, meinte er es erreichen zu können, daß Preußen sich vor seinen Wünschen beuge, und damit die Franzosen zufrieden gestellt würden. An Krieg dachte er nicht; kriegerischen Gedanken war er durchaus abgeneigt.

Nun entschloß Napoleon sich auch, nachdem er das Volk Frankreichs durch ein Plebiscit befragt, zu Anfang 1870 liberale Reformen und eine liberale Verfassung einzuführen. Allein lärmend erhob sich sofort die Opposition. Vorsichtig that daher der Kaiser einen Schritt weiter. Er berief im Mai in das liberale Ministerium Ollivier als Minister des Auswärtigen den streng klerikalen Herzog von Gramont, der seit Jahren französischer Botschafter in Wien und durch seine Zuneigung zu Österreich ebenso wie durch seine Abneigung gegen Preußen bekannt war. Österreich sich zu nähern, war der Zweck der Ernennung.

Allein auch in Berlin blieben diese Projekte einer sich bildenden Tripelallianz kein Geheimnis. Gegen wen, als gegen Preußen, konnte sie sich richten? Ohne Verzug begab sich daher König Wilhelm, von Bismarck begleitet, zu dem Kaiser Alexander von Rußland, der damals in Ems zur Kur weilte. Er erreichte, daß ihm dieser für den Fall, daß Preußen angegriffen würde, die wohlwollende Neutralität Rußlands zusicherte, vorausgesetzt, daß es keinerlei Zwang gegen die süddeutschen Staaten übe. Damit schien denn, als der König am 4. Juni nach Berlin zurückkehrte, das bedrohte Gleichgewicht wieder hergestellt und der Frieden wieder gesichert zu sein, so daß die meisten Minister auf Urlaub gingen und auch König Wilhelm sich, wie er pflegte, am 20. Juni nach Ems zur Badekur begab. Indes wie schnell täuschte sich aller Erwartung!

Die äußerste Rechte in der französischen Kammer bildeten die „Arkadier", hochkonservative Leute, die großenteils dem kaiserlichen Hofe nahestanden. Ihnen war das liberale Ministerium im höchsten Grade verhaßt; auf jede Weise strebten sie danach, es zu stürzen. Das sicherste

Mittel dazu schien zu sein, wenn es gelänge, das Ministerium in irgendwelche kriegerischen Verwickelungen zu drängen. Denn dann war es klar, daß, wenn es dem Drängen nachgäbe, der friedliebende Kaiser es entlassen würde; wenn es aber dem Drängen nicht nachgäbe und auf friedlichem Sinne beharrte, daß es dann von der öffentlichen Meinung gerichtet werden würde, die, von den Zeitungen aufgehetzt, laut nach Wiederherstellung des französischen „Prestige" durch Demütigung des „undankbaren" Preußen verlangte. So klar die Rechnung indes schien, so ergab doch die erste Gelegenheit, daß sie unrichtig war. Das Ministerium traute sich Gewandtheit genug zu, auf zwei Rossen zu voltigieren; es wollte durch kriegerisches Gebaren die öffentliche Meinung für sich festhalten, ohne doch die Dinge wirklich bis zum Kriege zu treiben. Aber waren sie auch die Meister, die dem Aufwogen der Volksstimme gebieten konnten? Und selbst wenn sie es konnten, so standen eine Linie weiter zurück, die den Krieg aufrichtig endlich einmal wollten, gerade die entschiedenen Anhänger des Kaisertums, die durch einen auswärtigen Krieg am leichtesten die erschütterte Disziplin in der Armee wiederherzustellen, die Demokratie einzudämmen, zu dem früheren Absolutismus zurückzukehren und vor allem durch Kriegsruhm den Thron Napoleons zu befestigen hofften. Sie vertrauten auf das Chassepot, auf die Überlegenheit der französischen Marine und hielten die Berichte des Barons Stoffel, des französischen Militärattachés in Berlin, von der Vortrefflichkeit der preußischen Armee für übertreibende Voreingenommenheit. Diese Leute sind es gewesen, die das klarere Urteil des Kaisers getrübt und seine Friedfertigkeit, gerade weil er sie als ergebene Anhänger der Dynastie kannte, zu dem verhängnisvollen Entschlusse des Krieges fortgerissen haben.

Es war am 5. Juli 1870, als in der französischen Kammer der Deputierte Cochery erklärte, er wünsche das Ministerium über die spanische Thronkandidatur zu interpellieren. Das war der rote Lappen, den die Arkadier unauffällig — denn Cochery gehörte nicht zu ihrer Gruppe — dem liberalen Ministerium hinhielten. Und sofort senkte der Stier die Hörner: der Herzog von Gramont erklärte sich bereit, am nächsten Tage die Interpellation zu beantworten. Denn er glaubte einen Fallstrick für das Ministerium darin zu erkennen.

Seit Jahr und Tag suchten die Spanier, nachdem sie den Thron der Bourbons umgestürzt hatten, einen neuen König. Allein von Parteiungen zerrissen, wie das Land war, fand es niemand, der auf das Abenteuer sich einlassen wollte. Der Staatsrat Salazar schrieb eine eigene Broschüre, in der er eindringlich seinen Landsleuten den Erbprinzen Leopold

von Hohenzollern-Sigmaringen zum Könige empfahl. Jedoch als er sich im September 1869 nach Schloß Weinburg in der Schweiz begab, wo damals der Erbprinz weilte, lehnte dieser durch die Aufstellung unerfüllbarer Bedingungen die dargebotene Krone ab. Indes General Prim nahm den Gedanken Salazars wieder auf und sandte den Staatsrat im Februar 1870 mit einem Schreiben an König Wilhelm und an den Grafen Bismarck nach Berlin. Der König lehnte es jedoch ab, den Abgesandten zu empfangen; nur einen Familienrat der Hohenzollern-Prinzen berief er, das Anerbieten zu erwägen. Auf diesem sprach sich Bismarck, der gleichfalls zugegen war, mit Entschiedenheit für die Annahme der Königskrone aus; doch vermochte er den Entschluß des Erbprinzen nicht ins Wanken zu bringen. Da war es nun dessen Vater, der Fürst Karl Anton, der auf die Möglichkeit hinwies, bei seinem jüngsten Sohne Friedrich — der zweite war der Fürst Karl von Rumänien — größere Geneigtheit zu finden. Infolgedessen wurden im April der Geheime Rat Lothar Bucher und der Major von Versen nach Spanien gesandt, um an Ort und Stelle die Verhältnisse zu prüfen. Ihr Bericht lautete so günstig — „rosenrot" nannte ihn König Wilhelm — daß nunmehr am 20. Juni der Erbprinz Leopold die ihm dargebotene spanische Krone annahm und nach Ems kam, wo König Wilhelm soeben zur Badekur eingetroffen war, um diesem persönlich seinen Entschluß mitzuteilen. Der König, durch den Wechsel überrascht, antwortete ihm doch, er könne einem inneren Berufe des Prinzen keinen Widerspruch entgegensetzen. Denn die schwäbischen Fürsten von Hohenzollern, die sich schon 1226 von der fränkischen Hauptlinie, dem späteren preußischen Königshause, abgezweigt hatten, standen zu dem preußischen Staate in gar keinen weiteren Beziehungen, als daß König Friedrich Wilhelm IV. ihnen 1849 nach der Abtretung ihrer Fürstentümer an Preußen den Rang von nachgeborenen preußischen Prinzen erteilt hatte. König Wilhelm sah daher mit Recht die ganze Angelegenheit als eine Privatsache des schwäbisches Hauses an. Und in der gleichen Auffassung antwortete der Staatssekretär von Thile dem französischen Geschäftsträger Le Sourd, der den beurlaubten Botschafter in Berlin vertrat, daß für die preußische Regierung die spanische Angelegenheit „nicht existiere". Napoleon freilich schon hatte 1869 das lebhafte Interesse, das er an der Sache nahm, zum Ausdruck gebracht; aber er dachte nicht daran, Schwierigkeiten zu bereiten. Denn mit dem Fürsten Anton, der mütterlicherseits ihm nahe verwandt war, stand er auf durchaus vertrautem Fuße.

Nun wurde am 3. Juli die Kandidatur des Erbprinzen Leopold in Madrid öffentlich verkündigt; am folgenden Tage brachten Pariser Zeitungen die Nachricht und am 6. erhob sich der Herzog von Gramont, um auf Cocherys Interpellation zu antworten. Nachlässig, die Hand in der Hosentasche, gab er die Erklärung ab, er hoffe nicht, daß durch die Hohenzollersche Kandidatur die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährdet würden. „Sollte es aber anders kommen", schloß er, „so würden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen haben." Das war eine Drohung, nach Berlin gerichtet. Mit lautem Beifall nahm die ganze Kammer sie auf. Und sie gewann noch an Gewicht, als nun Ollivier, der Ministerpräsident, die Erklärung hinzufügte, daß dies nicht nur Gramonts Meinung wäre, sondern daß diese Antwort tags zuvor im Ministerrate beschlossen sei. Ja, er verschärfte sie noch, während Gramont das Wort Krieg vermieden hatte, durch die Erläuterung, daß diese Antwort klar zeige, ob die Regierung den Frieden wolle, oder den Krieg herbeiführe. Denn so brachte es die Rolle, die das Ministerium zu spielen gedachte, mit sich.

Die Aufregung, in welche diese kriegslustigen Reden die leicht entzündliche Bevölkerung von Paris versetzten, spiegelten am andern Tage die Zeitungen wider. Selbst der amtliche „Moniteur" schrieb, es sei Zeit, der preußischen Anmaßung ein Ziel zu setzen. Aber der Kaiser Napoleon griff ein: er befahl Gramont die Erklärung abzugeben, daß ein freiwilliger Rücktritt des Prinzen Leopold von der Kandidatur die glücklichste Lösung der schwierigen Frage sein würde. Allein der Herzog besaß gar nicht die geistige Kraft, sich innerhalb der Linie des Ministeriums zu halten; das Tosen der öffentlichen Meinung riß ihn fort, und unablässig schürten dazu die Arkadier seinen Kriegseifer. Diese Gelegenheit glaubte er auf jede Gefahr festhalten zu sollen, um die ersehnte Demütigung endlich über Preußen zu bringen. Er gab daher dem Grafen Benedetti die Weisung, sich nach Ems zu begeben und den König aufzufordern, wenn nicht durch einen Befehl, so doch durch einen Ratschlag den Prinzen zum Rücktritt zu bewegen. Am 9. Juli erteilte König Wilhelm dem Botschafter die erbetene Audienz. Mit würdevoller Gelassenheit legte er dem Grafen seinen Standpunkt in der Frage dar, indem er zugleich mit ernstem Tadel der provokatorischen Sprache gedachte, die Gramont in der Kammer geführt. Er lehnte es ab, als Familienhaupt den Prinzen zum Rücktritt zu bestimmen, sagte jedoch zu, an den Vater des Prinzen zu schreiben, um dessen Ansichten über die Sache zu hören. Unablässig drängte indes Gramont den viel besonne-

neren Botschafter, die Entscheidung des Königs zu verlangen, so daß dieser den Eindruck gewann, als sei es von seiten Frankreichs durchaus auf einen Konflikt abgesehen. Er beschied daher den Grafen Bismarck, der ruhig auf seinem Gute Varzin weilte, zu sich nach Ems.

Unterdessen erklärte der Erbprinz Leopold auf die Kunde von den entstandenen Verwickelungen sofort seinen Rücktritt von der Thronkandidatur, und der spanische Gesandte in Paris überbrachte Gramont unverzüglich die amtliche Meldung. „Wir haben jetzt", sagte Ollivier, „was wir wünschen: es bleibt Friede!" Und befriedigt teilte er die Nachricht der Kammer mit. Allein die Arkadier waren keineswegs von dem Verlaufe der Sache befriedigt. Sofort richtete der Deputierte Duvernois an das Ministerium die Frage, welche Bürgschaften es sich ausbedungen habe oder ausbedingen werde, um die Wiederkehr fortwährender Verwickelungen mit Preußen zu verhüten. Das hieß den Herzog von Gramont wieder vorwärts drängen: als ob er es an sich fehlen lassen könnte, die Gelegenheit zu einer Demütigung Preußens selbst auf die Gefahr eines Krieges hin auszunutzen. Ohne zu merken, wie die Arkadier fortfuhren ihn zu gängeln, sah er in der Frage einen Zweifel an seinem Mute und erklärte daher am Nachmittage desselben 12. Juli noch dem preußischen Botschafter von Werther, daß der Verzicht des Erbprinzen Nebensache sei, da Frankreich doch niemals seine Thronbesteigung würde zugelassen haben; vielmehr sei es notwendig, daß der König von Preußen in einem Briefe ausdrücklich erkläre, er schließe sich der Verzichtleistung des Prinzen an und versichere, daß er die Kandidatur nicht von neuem genehmigen werde. Und sofort setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb den Entwurf zu einem solchen Entschuldigungsbriefe nieder. Werther hatte nicht den Mut, die Demütigung, die für seinen König in einem solchen Briefe lag, auf der Stelle mit Entschiedenheit zurückzuweisen, sondern sandte den Entwurf wirklich nach Ems an den König, während auch Gramont am Abend telegraphisch den Botschafter Benedetti anwies, eine derartige schriftliche Entschuldigung von dem Könige zu verlangen.

Am 12. Juli hatte der König dem Botschafter mitgeteilt, daß telegraphischer Meldung zufolge das erwartete Antwortschreiben des Fürsten Anton am nächsten Tage eintreffen werde, und hatte ihm zugesagt, daß er gleich nach Eingang desselben ihn werde rufen lassen. Nach dem Empfang der Abenddepesche Gramonts wartete indessen Benedetti den Ruf des Königs nicht ab, sondern suchte den König auf der Promenade, wo der König seinen Kurspaziergang machte, schon am Morgen des 13. auf. Sobald König Wilhelm nun des Botschafters ansichtig wurde, ging

er auf ihn zu und teilte ihm mit, daß zwar die amtliche Anzeige vom Rücktritte des Prinzen noch nicht bei ihm eingegangen wäre, aber doch ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung, das in einem Telegramm aus Sigmaringen den Verzicht des Prinzen melde. Benedetti erwiderte, daß er diese Nachricht schon gestern Abend aus Paris erhalten habe. Damit sehe er die Sache als erledigt an, entgegnete der König und wandte sich zum Weitergehen. Nunmehr aber richtete Benedetti der erhaltenen Weisung gemäß das Verlangen an den König, die Rücktrittserklärung des Prinzen ausdrücklich zu billigen und die Versicherung auszusprechen, daß er niemals wieder seine Einwilligung geben werde, wenn diese Kandidatur wiederaufleben sollte. Natürlich lehnte König Wilhelm eine solche Erklärung mit aller Bestimmtheit ab und ließ sich auch nicht wankend machen, als Benedetti mit dringenden Worten das unverschämte Ansinnen wiederholte; und als dieser gar noch einen dritten Anlauf nehmen wollte, wies er ihn ernst zurück und setzte seine Morgenpromenade fort.

Am Vormittage lief nun bei dem Könige das Schreiben Werthers mit dem Gramontschen Entwurfe des Entschuldigungsbriefes ein. Der König war entschlossen, nunmehr den französischen Botschafter nicht mehr zu empfangen. Als daher um Mittag auch das Schreiben des Fürsten Anton eintraf, sandte er es durch seinen Adjutanten, den Fürsten Anton Radziwill, an Benedetti mit dem Bescheide, er sehe hiermit diese Angelegenheit als abgemacht an. Gleichwohl bat dieser um eine nochmalige Audienz, allein König Wilhelm gewährte sie ihm nicht, sondern ließ ihm durch den Prinzen Radziwill sagen: er könne sich nur auf das beziehen, was er am Morgen dem Botschafter selbst gesagt habe; das sei sein letztes Wort. Zugleich übergab er dem Geheimen Rat Abeken eine kurze schriftliche Darstellung der Vorgänge des Morgens, die er selbst niedergeschrieben hatte, und wies ihn an, sie Bismarck telegraphisch mitzuteilen.

Bismarck war auf seiner Fahrt von Varzin bis Berlin gelangt, als er die Nachricht von dem Verzichte des Erbprinzen erfuhr. Er glaubte damit die Sache erledigt und die Weiterreise überflüssig geworden. Abends um 6 Uhr (am 13. Juli) saß er mit Roon und Moltke zu Tisch. Da traf Abekens Depesche ein. Sie lautete:

„Seine Majestät schreibt mir: ‚Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn ermächtigen, sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn, zuletzt



Auf der Promenade zu Ems am 13. Juli 1870.

etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.' Seine Majestät hat inzwischen ein Schreiben des Fürsten (von Sigmaringen) bekommen, und da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchst derselbe mit Rücksicht auf obige Zumutung auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern nur durch den Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. Seine Majestät stellt Euer Exzellenz (Bismarck) anheim, ob nicht diese neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als auch in der Presse mitgeteilt werden sollte."

Durchaus war Bismarck für die sofortige Veröffentlichung der Depesche. Sogleich an der Tafel strich er die schärfsten Ausdrücke und einige unwesentliche Zusätze und las sie dann seinen Gästen in folgender Gestalt vor:

„Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Prinzen Hohenzollern der französischen Regierung mitgeteilt worden, stellte der Botschafter in Ems an den König die Forderung, ihn zu ermächtigen, daß er nach Paris telegraphiere: der König verpflichte sich für alle Zukunft, niemals wieder zuzustimmen, wenn die Hohenzollern auf diese Kandidatur zurückkämen. Der König lehnte jedoch ab, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen: „Seine Majestät habe dem Botschafter weiter nichts mitzuteilen."

Roon sowohl wie Moltke waren mit dieser verkürzten Fassung, welche nur fortließ, aber nicht zusetzte, durchaus einverstanden. „Das klingt besser!" meinte Roon. Und an demselben Abend noch schickte Bismarck die Depesche an die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung"; zugleich aber wies er Herrn von Werther an, Paris ohne Verzug „aus Gesundheitsrücksichten" zu verlassen.

Die Zeitung veröffentlichte die Depesche in einem Extrablatt. Bismarck ließ dies an sämtliche preußische Gesandte senden. Doch teilten nur die in Bern und München es den Regierungen, bei denen sie beglaubigt waren, amtlich mit: ein Vorgang, den die dortigen französischen Gesandten sofort nach Paris telegraphisch meldeten, als enthielte er eine Bloßstellung

Frankreichs. Auch Ollivier nannte die Nachricht „eine Ohrfeige, die Frankreich bekommen."

Noch am 13. hatte Benedetti die Vorgänge des Tages nach Paris ganz friedlichen Sinnes gemeldet. Der Ministerrat gab sich infolgedessen zufrieden, indem er die Forderung des Entschuldigungsbriefes fallen ließ. Damit schien der Frieden erhalten zu sein. Am folgenden Tage trat er indes zu einer neuen Sitzung zusammen. Gramont legte in derselben eine Nummer der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vor, in welcher eine kurze Notiz dahin lautete, daß Benedetti in Ems die Regeln des diplomatischen Anstandes verletzt habe, da er sich nicht gescheut, den König in der Badekur zu stören und auf der Promenade zu interpellieren, um ihn zu Erklärungen zu drängen. Er sah in dieser Notiz wie in der Mitteilung der Emser Depesche an fremde Regierungen eine Beleidigung Frankreichs und behauptete, die Stimme des französischen Volkes verlange mit Ungestüm den Krieg gegen Preußen. Ihm stand der Kriegsminister Leboeuf zur Seite, indem er die französische Armee für „archiprête" erklärte. Die Entscheidung aber gab zumeist die Kaiserin Eugenie, die einzige Rettung der Dynastie in einem auswärtigen Kriege sehend, rief sie ihrem Gemahl zu: „Dein Thron fällt in den Kot!" Der Krieg gegen Preußen wurde beschlossen. Erdfahlen Angesichts, ganz gebrochen in der Haltung verließ der Kaiser Napoleon die Sitzung. Ihn erfaßte die Ahnung des Endes. Aber noch einmal ermannte er sich. Am Abend um 10 Uhr berief er nochmals den Ministerrat, um den gefaßten Beschluß wieder aufzuheben. Aber der Beschluß des Vormittags, die Reserve einzuberufen, war bekannt geworden; die Menge sah darin ein sicheres Anzeichen des Krieges: johlend und lärmend durchzogen Volkshaufen die Stadt. Und dieser Äußerung des Volkswillens gegenüber wagte der Ministerrat trotz des Drängens des Kaisers es nicht, jetzt seinen Beschluß zu ändern.

Wie würde sich aber dazu die Kammer stellen? Wohl waren die Köpfe erhitzt, als am 15. Juli die Minister ihr die Kriegsfrage vorlegten. Einem diplomatischen Triumphe über Preußen würde sie einstimmig zugejubelt haben. Aber den Krieg? Nein! Die Stimmung der Mehrheit ging durchaus auf Frieden. Ungestüm verlangte sie die Mitteilung der aufregenden Depeschen, von denen Ollivier, der den Beschluß des Ministeriums vertrat, sprach. Allein er hütete sich zu verraten, daß damit nur jene Zeitungsnotiz gemeint sei, und begnügte sich, die in dem letzten Ministerrat abgefaßte Erklärung vorzulesen, durch die der Antrag des Ministeriums, den Krieg zu beschließen, begründet werden

sollte. Da war denn aus dem Extrablatt der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ eine amtliche Note gemacht, die Preußen, um Frankreich herabzusetzen, an die übrigen Regierungen erlassen hätte; da war dreist behauptet, daß Preußen durch die Abberufung des Norddeutschen Botschafters den diplomatischen Verkehr mit Frankreich schroff abgebrochen und auch bereits mit der Mobilmachung seiner Armee begonnen hätte. Das war von Anfang bis zu Ende nicht wahr: ein Zeitungsblatt ist keine Note; mit der Vertretung des auf Urlaub geschickten Herrn von Werther war ordnungsmäßig der erste Botschaftssekretär Graf Solms beauftragt, und an Mobilmachung vollends dachte niemand in Preußen. Allein die Lügen wirkten: von den Ministern getäuscht, beschloß die Kammer den Krieg; und auch der Senat, in dem Gramont dieselbe Erklärung vorlas, stimmte zu. Der Krieg war da! Und Paris hallte von dem Rufe wider: „Nach Berlin! Nach Berlin!“

Gewaltig aber lohte auch diesseit des Rheines die Erregung auf. Mit ruhiger Würde hatte König Wilhelm der unverschämten Zumutung Frankreichs widerstanden; aber in seinem geliebten Könige fühlte jeder Preuße sich selbst beleidigt. Mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßte ihn, zu den Bahnhöfen zusammenströmend, sein treues Volk, als er am Vormittage des 15. Juli Ems verließ, um angesichts der drohenden Zeitlage nach Berlin zurückzukehren. Auch Benedetti war auf dem Bahnhofe. Und so wenig rechnete in seiner Herzensgüte König Wilhelm ihm an, was er doch im Auftrage seiner Regierung gethan, daß er mit einem kurzen freundlichen Wort sich von ihm verabschiedete. Ein Triumphzug ohne gleichen war für den König die Heimfahrt. Stundenlang stand wie Mauern das Volk, um wenigstens einen kurzen Moment unter brausendem Jubelruf „unsern Wilhelm“ vorüberfahren zu sehen.

Bis Brandenburg fuhr der Kronprinz mit Bismarck, Roon und Moltke dem Könige entgegen, um unterwegs schon mit ihm Rates zu pflegen. Denn jetzt waren selbst Stunden kostbar. Mit Entschlossenheit wollte der Kronprinz, nachdrücklichst von Bismarck unterstützt, den freventlich von Frankreich hingeworfenen Fehdehandschuh aufheben. Aber der König hielt die Hoffnung fest, seinem Volke doch noch den Krieg ersparen zu können.

Kurz vor 9 Uhr abends lief der Zug, ohne in Potsdam zu halten, in den im Umbau begriffenen Potsdamer Bahnhof in Berlin ein. Kopf an Kopf gedrängt stand, den König erwartend, die Volksmenge auf dem Bahnsteig und vor dem Bahnhof; nur ein schmaler Gang von dem Salonwagen nach dem Königlichen Wartezimmer wurde mit Mühe frei

gehalten. Aus dem auswärtigen Ministerium hatte sich der Staatssekretär von Thile selbst aufgemacht, um dem Könige die neuesten, aus Paris eingegangenen Depeschen sogleich auf dem Bahnhofe zu übergeben. Graf Solms meldete in ihnen den Kriegsbeschluß der französischen Kammern und die Einberufung der französischen Reserven. Allein es gelang Thile nicht, die Menschenmauer zu durchbrechen; nur bis in die Nähe des freien Ganges gelangte er. So rief er denn, als der König ausstieg, mit halblauter Stimme dem Kriegsminister zu, daß die Franzosen den Krieg beschlossen hätten. Und mit seinem dröhnenden Baß antwortete Roon, so daß alle Umstehenden es vernahmen, ohne auch nur die Miene zu verziehen: „Dann wollen wir es ihnen bestens besorgen!" und folgte ruhig dem Könige nach. Jetzt erst gelang es auch Thile, sich hindurchzudrängen.

Es war ein sehr schlichter Raum, der während des Umbaues zum Wartezimmer des Königs eingerichtet war. Unter dem Kronleuchter stand der König, als ihm jetzt Bismarck die Depeschen vorlas. Da mußte auch des Herrschers mildes Herz der Friedenshoffnung entsagen. Nur einer kurzen Beratung mit den Getreuen bedurfte es jetzt noch. „Halb seitwärts neben dem Könige" — erzählt Roon — „stand der Kronprinz da wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild teutonischen Zornes, mit zurückgeworfenem Haupte und drohend erhobener Rechten." Der König sprach das entscheidende Wort, und leuchtenden Auges trat der Kronprinz auf den Bahnsteig hinaus und rief laut in die brausende Menge hinein: „Die Mobilmachung der Armee ist befohlen!" Und wie ein Donnerruf, von tausend Stimmen aufgenommen, rollte, mächtig anschwellend, das Wort weiter, daß die Fensterscheiben erklirrten.

Anfangs nur im Schritt konnte der Wagen, in dem der König mit dem Kronprinzen nach dem Königlichen Palais fuhr, durch die aufgeregte, mit ungestümen Hochrufen ihn begrüßende Volksmenge seinen Weg finden. Je weiter er fuhr, desto stürmischer wurden die Huldigungen. „Bei einer solchen Begeisterung meines Volkes", sagte der König mit bewegter Stimme zu seinem Sohne, „ist uns der Sieg sicher. Wir können der Zukunft ohne Furcht entgegengehen."

Der Wagen fuhr die Rampe zum Palais hinauf. Der König stieg aus und, an die vordere Brüstung derselben vortretend, wollte er zu dem dichtgedrängten Volke sprechen. Allein die begeisterten Hochrufe der nachdrängenden Tausenden machten es ganz unmöglich. Er verneigte sich mehrmals und trat in das Palais. Da stimmte einer „Heil Dir im Siegerkranz" an, und mit Kraft sangen die Umstehenden die National-

hymne mit. Von einer andern Stelle tönte brausend das Preußenlied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ herüber. Da erklang aus weiterer Ferne „Es braust ein Ruf wie Donnerhall.“ Immer mehr stimmten kräftig mit ein; wie mächtige Wogen drangen die Töne herüber, bis auch die Sänger des Preußenliedes und zuletzt die der Nationalhymne mit einfielen und zuletzt alles wie ein Mann sang: „Zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wir alle wollen Hüter sein!“ Aber nicht als Kunstlied in vierstimmigem Tonsatz, wie sonst nur nach Wilhelms Komposition das vor einem Menschenalter gedichtete Lied Schneckenburgers in Gesangvereinen gesungen war, sondern einstimmig als Volkslied, wie es dann von hier aus rasch seinen Weg zu allen deutschen Herzen gefunden hat.

Ein Flügeladjutant trat unter die Menge, die immer wieder durch Gesang und Hochrufe auf den allgeliebten König dem übervollen Herzen Luft zu machen suchte, und bat sie auseinanderzugehen, da der König noch zu arbeiten habe. Rasch flog das Wort weiter, und in kurzer Frist war der weite Platz leer; aber noch bis in die späte Nacht durchzogen, die „Wacht am Rhein“ singend, Gruppen die Straßen der Stadt.

Noch am späten Abend berief der König die Minister zu sich. Der Beschluß, der gefaßt wurde, ging dahin, daß die gesamte Armee des Norddeutschen Bundes ungesäumt planmäßig mobil zu machen sei. Und der Telegraph trug den Befehl noch in derselben Nacht hinaus in alle Lande.

Einstimmig schloß sich der Bundesrat des Norddeutschen Bundes allen Beschlüssen des Bundespräsidiums an. Am 19. Juli wurde der telegraphisch einberufene Reichstag von dem Könige von Preußen eröffnet, nachdem schon am Abend zuvor alle Fraktionen des Reichstages übereingekommen waren, ohne Debatte alle Vorlagen der Regierung zu bewilligen. Mit tief bewegter Stimme las König Wilhelm im Weißen Saale die Thronrede. Wieder und wieder unterbrach ihn der jubelnde Beifall der Abgeordneten, aber an keiner Stelle begeisterter, als wie der Königliche Besieger Österreichs betonte, daß Deutschland, das so manche Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre von Frankreich früher schweigend ertragen, jetzt in sich selbst den Willen und die Kraft trüge zur Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Da zitterte in dem greisen Helden die Mahnung der Königin Luise nach, welche seine unvergeßliche Mutter einst in Schwedt auch an ihn gerichtet: den Ruhm Preußens von Frankreich zurückzuerobern. Andachtsvoll — es war ihr Todestag — hatte er am Morgen im Mausoleum in Charlottenburg an dem

Grabe der Frühverklärten geweilt; jetzt knüpfte er die begeisterungsvolle Gegenwart an die begeisterte Vergangenheit, indem er an diesem denkwürdigen 19. Juli den Orden des Eisernen Kreuzes für jegliches Verdienst in dem bevorstehenden Kriege erneuerte.

Eben wollte Bismarck in die Reichstagssitzung, die der Eröffnung sofort sich anschloß, sich begeben, als der französische Geschäftsträger La Sourd ihm gemeldet wurde. Er überreichte dem Grafen die Kriegserklärung Frankreichs: das Verhängnisvolle war geschehen!

Hochaufgerichtet trat Bismarck in die Sitzung, die eben erst begonnen hatte. Sofort verlangte er das Wort; atemlos lauschte alles. Er begann: „Ich teile dem hohen Hause mit, daß mir der französische Geschäftsträger soeben die Kriegserklärung Frankreichs —." Hundertstimmiger, begeisterter Zuruf unterbrach ihn; die Abgeordneten sprangen von ihren Sitzen auf, und Händeklatschen, Hurraruf durchbrauste minutenlang den Saal. Endlich winkte er um Stille und fuhr fort: „Nach den Worten, die Seine Majestät soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Thatsache nichts weiter hinzu." Und von neuem ertönte Bravo und Hurra ungestüm von allen Seiten.



Das Eiserne Kreuz von 1870.

Am folgenden Tage beantwortete der Reichstag in einer debattelos einstimmig angenommenen Adresse an den König die Thronrede, in der er mit warmen Worten die Opferfreudigkeit der Nation, das Vertrauen zu der bewährten Kriegsleitung, den Glauben an die gerechte Sache Deutschlands aussprach. „Möge der Segen des allmächtigen Gottes", schloß der Präsident Simson die bewegte Sitzung, „auf unserem Volke ruhen auch in diesem heiligen Kriege!" Und zwei Tage später bewilligte der Reichstag auch mit allen Stimmen gegen die der beiden Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht die 360 Millionen Mark, welche die Regierung für den Krieg forderte.

Nun konnte das Werk der Waffen seinen Lauf nehmen. Da erbot sich in einem eigenhändigen Schreiben an König Wilhelm noch in letzter

Stunde der Papst Pius IX. zum Friedensvermittler. Konnte der König aber ohne weiteres darauf eingehen? Hatte er denn den Krieg entzündet? Seine Antwort lautete:

„Sehr erhabener Papst!

Ich war nicht erstaunt, sondern tief bewegt, als Ich die von Ihrer Hand aufgezeichneten rührenden Worte las, um Mich die Stimme des Gottes des Friedens hören zu lassen. Wie könnte Mein Herz einen so mächtigen Ruf nicht hören! Gott ist Mein Zeuge, daß weder Ich noch Mein Volk den Krieg gewünscht oder hervorgerufen haben. Indem Wir den geheiligten Pflichten, welche Gott den Souveränen und den Nationen auflegt, gehorchen, ergreifen Wir das Schwert, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen, und Wir werden immer bereit sein, es niederzulegen, sobald diese Güter bewahrt sein können. Wenn Ew. Heiligkeit Mir von seiten dessen, welcher den Krieg so unvermutet erklärt hat, die Versicherung aufrichtig friedlicher Gesinnungen und Bürgschaften gegen die Rückkehr eines ähnlichen Angriffes auf den Frieden und die Ruhe Europas geben könnten, so würde Ich sicher Mich nicht weigern, sie aus den verehrungswürdigen Händen Ew. Heiligkeit zu empfangen, mit der Ich durch die Bande der christlichen Liebe und einer aufrichtigen Freundschaft verbunden bin.

Berlin, den 30. Juli 1870.

Wilhelm."

Von solcher Versicherung indessen war man in Frankreich fern. Wie sehr aber das großmütige Herz des Königs zum Vergeben und Vergessen gern bereit war, bewies er gerade in diesen Tagen in sprechendster Weise. Die Welfenlegion, durch die der König Georg von Hannover seinen verlorenen Thron sich zurückzuerobern gedachte, war von diesem, als finanzielle Verluste in Wien ihn trafen, aufgegeben worden. Die Mannschaft war auseinander gegangen; aber die Offiziere der Legion befanden sich in Paris, von allen Mitteln entblößt, in drückendster Lage. Die Heimkehr hatten sie sich abgeschnitten und gegen ihr Vaterland zu kämpfen konnten sie sich auch nicht entschließen. Da griff König Wilhelm ein: hochherzig verstattete er ihnen nicht nur die Rückkehr, sondern bewilligte auch einem jeden ein Jahrgeld von 3600 Mark, um ihm die Möglichkeit zu geben, zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft sich auszubilden. Thränen traten den Mißleiteten ins Auge, als ihnen so ohne ihr Zuthun Hilfe von der Seite geboten wurde, von der sie es am wenigsten erwartet und auch verdient hatten.

Und nun beugte sich das gesamte deutsche Volk vor Gott, um an dem allgemeinen Bettage, den der König auf den 27. Juli angeordnet hatte, um den Sieg der gerechten Sache zu beten. Die Kirchen vermochten nicht die Scharen der Andächtigen zu fassen: so sehr entsprach die Anordnung dem allgemeinen Verlangen. Im Gebet stärkten sie ihre Zuversicht. Und in allen öffentlichen Gottesdiensten während der ganzen Dauer des Krieges — so wollte es des Königs frommes Gemüt — wurde gebetet, daß Gott die deutschen Waffen zum Siege führen, daß er den Deutschen Gnade geben möge, auch gegen die Feinde sich als Christen zu erweisen, und daß er das deutsche Volk zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen lasse.

Der Krieg war da. Schon im Feldanzuge mit hohen Reitstiefeln erschienen am 28. alle Taufgäste bei dem Kronprinzen, der sein jüngst gebrenes Töchterchen, die Prinzessin Sophie, bevor er ins Feld zöge, taufen ließ. Auch König Wilhelm war in Kriegsausrüstung. Es war eine ernste Feier, auf die der Krieg seinen Schatten warf. „Wer von uns wird wiederkehren?“ schrieb der Kronprinz am Abend in sein Tagebuch; aber getrost setzte er hinzu: „Wir siegen!“

Zehntes Kapitel.

Abrechnung mit Frankreich.

An Mein Volk!

„Indem Ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich im Hinblick auf die einmütige Erhebung Meines Volkes eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen erteilen. Ich habe das Staatsministerium beauftragt, Mir einen Erlaß in diesem Sinne zu unterbreiten.

„Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

„Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes.

„Berlin, den 31. Juli 1870.

Wilhelm."

Das waren die Worte, mit denen König Wilhelm von seinem Volke Abschied nahm, als er sich ins Feld begab. Am Abend des 31. Juli verließ er Berlin. Ein Gewitter brach los, als der Zug abfuhr. Aber die begeisterten Hochrufe der unabsehbar versammelten Volksmenge übertönten den rollenden Donner. Man sah dem greisen Helden die tiefe Bewegung an, in die ihn das versetzte: wiederholt strich er, die Rührung zu meistern, nach seiner Gewohnheit mit der Hand über den weißen Schnurrbart.

Schon hatte nach seiner Art Graf Bismarck den Krieg gegen Frankreich eröffnet. In den „Times" hatte er die Dokumente der Vergrößerungspläne Napoleons veröffentlicht, durch welche dieser schon vor Jahren Preußen hatte ködern wollen, Gebietserweiterungen Frankreichs zu unterstützen. Er enthüllte damit vor der ganzen Welt die ihre Nachbarn unaufhörlich bedrohende Begehrlichkeit der napoleonischen Regierung.

Den Süddeutschen zunächst galt die Warnung; aber es bedurfte ihrer nicht. In der gleichen Begeisterung für Deutschlands Ehre wie der Norden machten sie ohne jeden Verzug ihre Truppen mobil und stellten sie den Bestimmungen der Bündnisse gemäß unter preußischen Oberbefehl. Und alle Herzen durchzitterte die Ahnung, daß jetzt oder nie das deutsche Vaterland zu seiner Einigung gelangen müsse und würde. Und doch meinten die französischen Kriegsschürer mindestens der wohlwollenden Neutralität Süddeutschlands sicher zu sein! Aber auch sonst erwies sich deren Rechnung als falsch. Die Tripelallianz verwirklichte sich nicht. Italien erklärte sich schon am 24. Juli für neutral; und der Eifer, den manche Kreise in Österreich zeigten, wurde sehr stark durch die Erklärung Rußlands abgekühlt, daß, wenn eine der andern Mächte sich auf die Seite Frankreichs stellen sollte, es seine Neutralität aufgeben und das Schwert für Preußen ziehen würde. So traten denn die beiden Gegner, Deutschland und Frankreich, jeder ohne Bundesgenossen in den Kampf.

In elf Tagen war die Mobilmachung der deutschen Heere beendigt, und acht Tage später standen sie schon auf dem linken Rheinufer. Ihre Stärke, Feldarmee, Ersatztruppen und Besatzungsmannschaften zusammengerechnet, sollte nach dem Mobilisierungsplane 882990 Mann mit 2046 Geschützen betragen, aber sie stieg bald, da sämtliche Staaten erheblich mehr leisteten, als ihnen vertragsmäßig oblag, auf 1 183 389 Mann und 250 373 Pferde.

Schon im Winter 1868—69 hatte Moltke in Erwartung der Dinge, die da kommen würden, einen Kriegsplan entworfen, König Wilhelm genehmigte ihn, so daß er den ersten Operationen zu Grunde gelegt wurde. Danach sollten die Deutschen, dreifach geteilt, in gemeinsamer Operation gegen den Feind vorrücken und ihn besiegen, wo sie ihn träfen. Den rechten Flügel des gewaltigen Aufmarsches bildete die Erste Armee, zwei Armeecorps umfassend, unter dem Befehle des greisen Steinmetz. Die Zweite Armee, mehr als dreifach so stark, rückte, von dem Prinzen Friedrich Karl geführt, in der Mitte von der Pfalz aus vor. Nur wenig schwächer war die Dritte Armee, die den linken Flügel des deutschen Heeres darstellte. Zusammengesetzt aus zwei preußischen Armeecorps und den süddeutschen Truppen, hatte sie in dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem gefeierten Sieger von Königgrätz, gerade den rechten Anführer erhalten. Denn gerade die Süddeutschen galt es bei aller Begeisterung, welche sie für die deutsche Sache zeigten, doch mit dem preußischen Oberbefehle auszusöhnen. Und wer hätte das besser vermocht, als „unser

Fritz", dem die ungekünstelte Art sich zu geben ebenso wie die schneidige Energie, die er im rechten Moment zu entwickeln wußte, in wenig Tagen schon das volle Vertrauen auch der süddeutschen Truppen gewann? Aber auch das erschwerte die Führung gerade dieser Armee, daß sie, um zugleich die linke Flanke der Zweiten Armee und Süddeutschland gegen Unternehmungen des Feindes aus dem Elsaß zu decken, von vornherein auf ein angriffsweises Vorgehen in einer von den Bewegungen der beiden andern Armeen anfangs abweichenden Richtung angewiesen war. „Große Unternehmungen werde ich schwerlich ausführen können", meinte daher der Kronprinz. Allein, sobald er mit seiner Armee die feindliche Grenze überschritten hatte, bewies er sofort das Gegenteil.

Den Oberbefehl über die gesamten deutschen Heere übernahm natürlich wieder König Wilhelm selbst. Von Mainz aus kündigte er am 2. August es den Truppen an:

„Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein. Wilhelm."

Einfach als seine Pflicht faßte der König die Führung des Oberbefehls auf. Er achtete seiner 73 Jahre nicht. Das war selbst in der Geschichte der Hohenzollern, des kriegerischesten Herrschergeschlechtes, das die Weltgeschichte kennt, ohne Beispiel. Denn Friedrich der Große zählte doch erst 66 Jahre, als er in den Bayrischen Erbfolgekrieg hinauszog. Und nimmer sich schonend, führte König Wilhelm den Oberbefehl höchst wirksam. Er übte auf die militärischen Operationen, die er genau überwachte, den maßgebenden Einfluß aus; in der Armeeverwaltung und der Verwendung des Armeepersonals traf er die entscheidenden Bestimmungen. Er war es, der das gewaltige Heer geschaffen hatte; und er zeigte, daß er es zu gebrauchen wußte. Gewisse strategische Grundgedanken, die der König schon in dem badischen Feldzuge durchzuführen gestrebt hatte, kehren auch in dem französischen Feldzuge wieder. Denn wenn er auch für den Aufmarsch und die ersten Operationen den Kriegsplan Moltkes billigte, so führten doch sehr bald die Ereignisse dahin, daß der König in sich selbst, was notwendig war, finden mußte. Einen Kriegsrat hat König Wilhelm während des ganzen Krieges, ebensowenig wie Friedrich

der Große, gehalten: er verlangte die genauesten Berichte, trug meist selbst das Nötige in seine Karte, eine Kopie der französischen Generalstabskarte, ein, hörte auch wohl die Ansicht seiner erfahrenen Berater, gab aber dann ohne Schwanken selbständig die Entscheidung.

Auf einige Stunden bemächtigten sich die Franzosen, indem sie mit ihrer dreißigfachen Übermacht die geringe preußische Besatzung zurückdrängten, der Stadt Saarbrücken; am Abend indessen kehrten sie wieder



Kronprinz Friedrich Wilhelm (1870).
Kupferstich von E. Mandel (Verlag von E. H. Schröder in Berlin).

auf die Höhen von Spichern vor der Stadt zurück. Nur noch als Kriegsgefangene haben sie seitdem den deutschen Boden betreten.

Auch Napoleon führte in Person den Oberbefehl über die französische Armee. Sein Gedanke war, bei Maxau den Rhein zu überschreiten, um Nord- und Süddeutschland auseinanderzuhalten. Er ließ daher die vor Metz stehende Armee sich weiter südwärts nach dem Elsaß ziehen. Da brach auch schon der Kronprinz mit der Dritten Armee vor und zertrümmerte am 4. August bei Weißenburg die Avantgarde der Franzosen und damit den ganzen Plan.

Das war so schnell gekommen, daß die Siegeskunde bei der Bevölkerung auf Unglauben stieß. Aber im Großen Hauptquartier erregte sie helle Freude, und aus den Worten, mit denen der König sie der Königin Auguſta mitteilte, spricht die Genugthuung des Oberfeldherrn zugleich mit dem Stolze des Vaterherzens zu uns:

„Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisberges. — Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter!“

Infolge dieses Sieges verlegte der König das Große Hauptquartier am 7. Auguſt von Mainz näher an den Feind heran nach Homburg in der Pfalz. Die kurze Eisenbahnfahrt versetzte ihn mitten in den Krieg hinein. Das kleine Städtchen war mit Einquartierung überfüllt; nur ein paar kleine Zimmerchen konnten für den König beschafft werden. Aber eine stille Freude erhob ihn: hatte er doch noch kurz vor der Abfahrt die Nachricht von dem zweiten, noch glänzenderen Siege des Kronprinzen bei Wörth erhalten! Und jetzt traf Depesche um Depesche ein, aus denen immer klarer sich ergab, daß der Kronprinz das ganze Corps des Marschalls Mac Mahon vernichtet und zersprengt hatte. „Welches Glück“, telegraphierte der König an seine Gemahlin, „dieser neue große Sieg durch Fritz. Preise Gott für Seine Gnade!“ Aber auch die neue große Freude machte ihn nicht vergessen, was er als seine Pflicht ansah. Stundenlang stand er in Homburg im Regen, um das sächsische (12.) Armeecorps durch das Städtchen marschieren zu sehen.

Am Nachmittage des 9. Auguſt rückte das Große Hauptquartier nach Saarbrücken weiter. In einem einfachen Landauer, den vier starke Braune zogen, von Postillonen aus dem Sattel gefahren, während den Bockſitz seine zwei einzigen Kammerdiener einnahmen, machte der greise Oberfeldherr die Fahrt; und nicht anders hat er seinen Siegeszug bis nach Versailles gemacht.

An dem Siegestage von Wörth war auch Steinmetz mit der Ersten Armee vorgegangen und hatte in sehr blutigem Ringen die Franzosen von den Höhen von Spichern vertrieben. Jetzt biwakierten die Truppen auf den Feldern. Aber auf die Kunde, daß der König komme, stürmten sie herbei und stellten sich am Wege auf. Manche hielten sich mühsam an Bäumen und Gesträuch fest, um nicht von den steilen Höhen zur Seite des Weges hinabzustürzen. Aber mit begeistertem Hurra in heller Freude begrüßten sie ihren allgeliebten Herrscher, der mit freundlichem Winke den Braven dankte. Er besuchte das Schlachtfeld vom sechsten. Er würde

es nicht für möglich gehalten haben, meinte er, daß diese Höhen von Spichern, auf denen sich die Franzosen verschanzt gehabt hatten, überhaupt genommen werden könnten. Aber aus den Eisenbahnzügen hatten sich die Pommern in den Kampf gestürzt und unter dem Feuer des Feindes die unersteiglich scheinenden Höhen erstürmt! Freilich nicht wenige lagen jetzt in den Lazaretten der Stadt, wo sie der König in der Frühe des nächsten Morgens besuchte und die Tapferen mit freundlichem Zuspruch erquickte.

Im Begriff jetzt den Boden Frankreichs selbst zu betreten, richtete der König von Saarbrücken aus am 11. August eine Proklamation an das französische Volk. „Ich führe Krieg", kündigte er ihm an, „mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen, und zwar so lange, als sie Mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben werden, ihnen Meinen Schutz angedeihen zu lassen."

Zwischen Saarbrücken und Forbach führte die Landstraße über die französische Grenze. Aber die vorbeimarschierenden deutschen Soldaten hatten, der Zukunft vorgreifend, die französischen Grenzzeichen umgestürzt. Allein an den finster-drohenden Mienen der Bewohner mochte der König erkennen, daß er sich jetzt in Feindesland befand. Für die Nacht blieb das Hauptquartier in dem Städtchen St. Avold. Die Situation war nicht ohne Gefahr; denn von den rasch vorrückenden deutschen Truppen waren außer zwei Kompanien des Leib-Grenadierregiments keine in dem Städtchen, während in den benachbarten Wäldern und Bauernhöfen sich Hunderte von versprengten französischen Soldaten verborgen hielten. So nahe lag die Gefahr eines nächtlichen Überfalles, daß der König seinem Kammerdiener den Befehl gab, ihm die Reithosen zurechtzulegen, falls „es in der Nacht etwas geben" sollte.

Indessen der Frieden der Nacht blieb ungestört. Dagegen langten sehr wichtige Nachrichten über die Vorgänge bei der französischen Armee an. Napoleon hatte nach der zweifachen Niederlage am 6. August die „Rheinarmee" bis hinter die Nied zurückgenommen und suchte die vier Corps, aus denen sie bestand, durch die Heranziehung des sechsten von Chalons zu verstärken. Zugleich hatte er jetzt den Oberbefehl an den Marschall Bazaine abgegeben. Dieser aber hielt es für notwendig, die gesamten Streitkräfte bis nach Paris zurückzuführen und erst unter den Mauern der Hauptstadt in eine Entscheidungsschlacht sich einzulassen. Es war daher für die Deutschen von höchster Wichtigkeit, vor der Ver-

einigung aller feindlichen Streitkräfte die Entscheidung herbeizuführen. Demgemäß befahl König Wilhelm, um den Abzug der Franzosen zu verhindern, den allgemeinen Vormarsch der deutschen Heere gegen die Mosel. Das Hauptquartier rückte zugleich am 13. August in der Richtung auf Metz bis Herny vor. Freilich fand in dem kleinen Örtchen nur die nächste Umgebung des Königs Unterkunft; selbst der König hatte so wenig Raum, daß seine Kammerdiener auf dem Flur vor der Thür des Königs schlafen mußten.

Da langte auch schon von Steinmetz die Meldung an, daß er Fühlung mit dem Feinde habe. Denn sein Weg war der kürzeste gewesen: die Ostseite der Moselfestung Metz war ihm als Ziel gegeben. Und kurz danach traf auch vom Prinzen Friedrich Karl die gleiche Meldung ein. Zugleich ließ der Prinz bei dem Könige anfragen, wie die politische Situation sei; er müsse das wissen, bevor er sich zu der unmittelbar bevorstehenden Schlacht entschlösse. Aber der König ließ ihm antworten: vor der Hand sei der Sieg in einer rangierten Schlacht ohne alle Rücksicht auf anderweitige Verhältnisse das nötigste; aus einem solchen werde weiteres sich leichter vorteilhaft entwickeln lassen, als wenn man jetzt schon die etwa drohenden politischen Verhältnisse berücksichtigen wolle. Als Ziel wurde der Zweiten Armee Pont-à-Mousson gegeben, während der Kronprinz, nachdem er die Wasgaupässe überschritten, in der Richtung auf Nancy vorrückte.

Jedermann fühlte die Entscheidung nahe. In Wahrheit aber hatte der große Entscheidungskampf schon begonnen. Wie friedlich indes sah in Herny am 14. August noch alles aus! Die Ruhe des Sonntags lag über dem Ort; Glockengeläut tönte aus den benachbarten Dörfern herüber. Nach mehreren Regentagen stand die Sonne strahlend am Himmel. Da, am Nachmittage, vernahm man in der Ferne von Westen her Kanonendonner. Bald steigerte er sich; aber niemand legte ihm großes Gewicht bei. Denn die allgemeine Meinung war, daß erst morgen, den Napoleonstag zu feiern, die Franzosen etwas Großes unternehmen würden. Sehr überraschend wirkte daher die Meldung, die Steinmetz am Abend sandte, daß er seit Mittag mit den Franzosen im Kampfe liege. Die Erste Armee war auf die Nachhut Bazaines gestoßen, die eben, um abzurücken, die Zelte abbrach. Sofort war Steinmetz zum Angriff vorgegangen und hatte dadurch Bazaine, um seinem angegriffenen dritten Corps Hilfe zu leisten, gezwungen, auch das schon abmarschierende vierte Corps wieder kehrt machen zu lassen. Bis auf das Glacis von Metz waren am Abend die Preußen vorgedrungen; dann aber hatte sie Steinmetz, zahl-

reiche Verwundete aufgebend, 10 Kilometer bis nach Pange zurückgehen lassen, wo sie bessere Unterkunft finden sollten, als Biwaks auf dem Schlachtfelde sie boten.

Damit waren aber die Truppen sehr wenig einverstanden. Dadurch daß sie in die Stellungen, die sie vor der Schlacht inne gehabt hatten, zurückkehren mußten, kamen sie sich wie besiegt vor und zweifelten nicht, daß die Franzosen sich jetzt den Sieg zuschreiben würden. Aber auch König Wilhelm fand die Maßregel bedenklich. Sobald er die Meldung erhalten, fuhr er nach Pange, wo er zu Pferde stieg. In Pange sah es wüst aus. Die Männer aus allen Dörfern der Umgegend waren zum Schanzenbau nach Metz berufen worden, die Weiber hatten sich geflüchtet, und in den leeren, mit Verwundeten überfüllten Häusern fanden die Deutschen nichts, als was sie selbst mitbrachten. Sofort befahl der König, daß alle Verwundeten, deren Zustand es nur irgend zuließ, weiter zurückgefahren werden sollten, um in Pange Luft zu schaffen. Dann beritt er während des ganzen Nachmittags das Schlachtfeld, an Ort und Stelle den Gang der Schlacht sich veranschaulichend. Wo er sich zeigte, begrüßten ihn die Truppen mit so begeistertem Hurra, daß Augenzeugen versichern, es auf vier Kilometer Entfernung gehört zu haben: es war, als wenn sie sich sicher fühlten, daß ihnen jetzt keine Unbill mehr zugemutet werden würde.

Am Abend kehrte der König nach Herny zurück und versammelte nach dem Diner die Generale um sich. Man berichtete ihm, was die französischen Gefangenen ausgesagt hatten, zumal auch von dem Mißtrauen und der Abneigung, welche die ganze französische Armee gegen den Kaiser Napoleon zeige. Mit Klarheit stellte sich sein Schicksal schon jetzt dem geistigen Auge König Wilhelms dar. „Eigentlich thut mir Napoleon leid", sagte er, „denn er hat Frankreich besser als irgend einer seiner Vorgänger regiert und erleidet nur die Folgen davon, daß er sich einer parlamentarischen Regierung in die Arme geworfen hat. Am besten wäre es, wenn wir mit ihm Frieden schließen könnten; denn weder eine Republik, noch die Orleans oder Bourbons werden das Land so gut regieren, wie er es regiert hat. Aber freilich, einen gedemütigten Napoleon wird Frankreich auch nicht ertragen wollen!"

Und nun, nachdem er alles selbst geprüft, sprach der König auch sein Urteil über das Zurückgehen der Ersten Armee auf Pange offen aus. Er mißbilligte es, daß Steinmetz die gewonnenen Stellungen nicht behauptet hatte; aber freilich, setzte er hinzu, für den weiteren Gang des Krieges sei das gleichgültig, da die Entscheidungsschlacht doch erst jenseit Metz

stattfinden würde. Demgemäß befahl er, daß am nächsten Mittage das Große Hauptquartier nach der Stadt Pont-à-Mousson vorrücken solle.

Der Sieg der Ersten Armee bei Colombey hatte doch insofern zu der Entscheidung beigetragen, als er Bazaine kostbare Zeit gekostet hatte. Denn erst am 16. kam dieser jetzt dazu, sein Heer an der Westseite von Metz aufzustellen. Er wartete nur noch auf das Heranrücken seines 3. und 4. Corps, um dann gemeinschaftlich mit diesen den Marsch nach der Maas westwärts anzutreten. Allein ohne Säumen, sobald er nur die Mosel überschritten hatte, griff Prinz Friedrich Karl mit dem 3. Armeecorps den dreifach überlegenen Feind an, erstürmte die Dörfer Mars la Tour und Vionville und behauptete sie mit unerschütterlicher Tapferkeit gegen die feindliche Übermacht. Während des Kampfes aber zieht Bazaine die beiden erwarteten Corps heran, und auch die Preußen erhalten vom 4. und 10. Armeecorps Hilfe. Aber immer noch stehen nicht mehr als 69000 Preußen gegen 150000 Franzosen. Allein trotz dieses Mißverhältnisses gelingt es dem Prinzen durch die Wucht gewaltiger Kavallerieangriffe den Gegner festzuhalten.

In Pont-à-Mousson wartete auf den König, als er gegen Abend dort anlangte, schon die Meldung des Prinzen, daß er seit Mittag mit den Franzosen in ein Gefecht verwickelt sei. Aber es schien, daß eine große Schlacht erst für den nächsten Tag zu erwarten sei.

Der König wohnte in Pont-à-Mousson in einem Privathause, Ecke der Rue Militaire und der Rue Raugraf. Die Musik des sächsischen Regiments Prinz Georg brachte ihm eine Serenade; aber die feindselig gesinnten Einwohner hielten sich fern: man sah in der breiten Rue Militaire nur deutsche Soldaten und Offiziere.

Von dem Städtchen Gorze, wo sich das Hauptquartier der Zweiten Armee befand, bis Pont-à-Mousson sind 30 Kilometer. Tief in der Nacht langte daher erst die Meldung des Prinzen Friedrich Karl von dem glücklichen Ausgange der Schlacht und der jetzt veränderten Stellung seiner Corps im Großen Hauptquartier an. Schon am Abend hatte man hier, da es windstill geworden, deutlich von Nordwesten her Kanonendonner gehört und mit großer Spannung der Meldung entgegengesehen, allein, da sie nicht kam, sich doch zur Ruhe begeben. Jetzt — um 2 Uhr nachts — war die Siegeskunde da! Man weckte den König. Er befahl sofort die Reitpferde nach Gorze vorauszuschicken. Zwei Stunden später, als der Morgen eben graute, saß er schon selbst im Wagen, in schärfster Gangart dem Schlachtfelde zufahrend. Bei der Hochfläche von Flavigny verließ er den Wagen und bestieg den Romeo,

der den greisen Helden, bis die große Entscheidung gefallen war, getragen hat. Hier erwarteten Prinz Friedrich Karl und der kommandierende General des 3. Armeecorps von Alvensleben den König, der nun das ganze Schlachtfeld des 16. beritt und sich an Ort und Stelle von jenen über den Gang der Schlacht Bericht erstatten ließ. Die Truppen, denen der König begegnete, waren alle in kampfesfreudigster Stimmung; sie glaubten, daß, nachdem der König bei ihnen eingetroffen, nun der Kampf bis zur letzten Entscheidung alsbald fortgeführt werden würde. Etwa um 10 Uhr machte der König einen kurzen Halt; er stieg vom Pferde. Rasch wurden einige französische Tornister zusammengesucht, übereinander gelegt und mit einem Stück Zeltleinwand überdeckt. Darauf ließ sich der König nieder und verlangte etwas zu essen. Zum Glück hatte der Leibreitknecht in der Satteltasche etwas kalte Küche mitgenommen. Nachdem der König in guter Laune davon gegessen, bestieg er wieder den Romeo und ritt weiter.

Das Heranrücken der deutschen Corps, die zum Teil noch die Mosel zu überschreiten hatten, verzögerte sich indessen so, daß Prinz Friedrich Karl es nicht mehr für ratsam hielt, an demselben Tage noch — dem 17. August — den Kampf zu erneuern. Dieswar auch die Meinung des Königs. Er gab daher den Befehl, heute nicht weiter anzugreifen, aber sich auf morgen zu einer wahrscheinlich großen Schlacht vorzubereiten. Und für diese traf der König gleich an Ort und Stelle die wichtigsten Dispositionen. Dann ritt er nach Gorze zurück und bestieg dicht vor dem Städtchen seinen Wagen, um nach Pont-à-Mousson zurückzukehren.

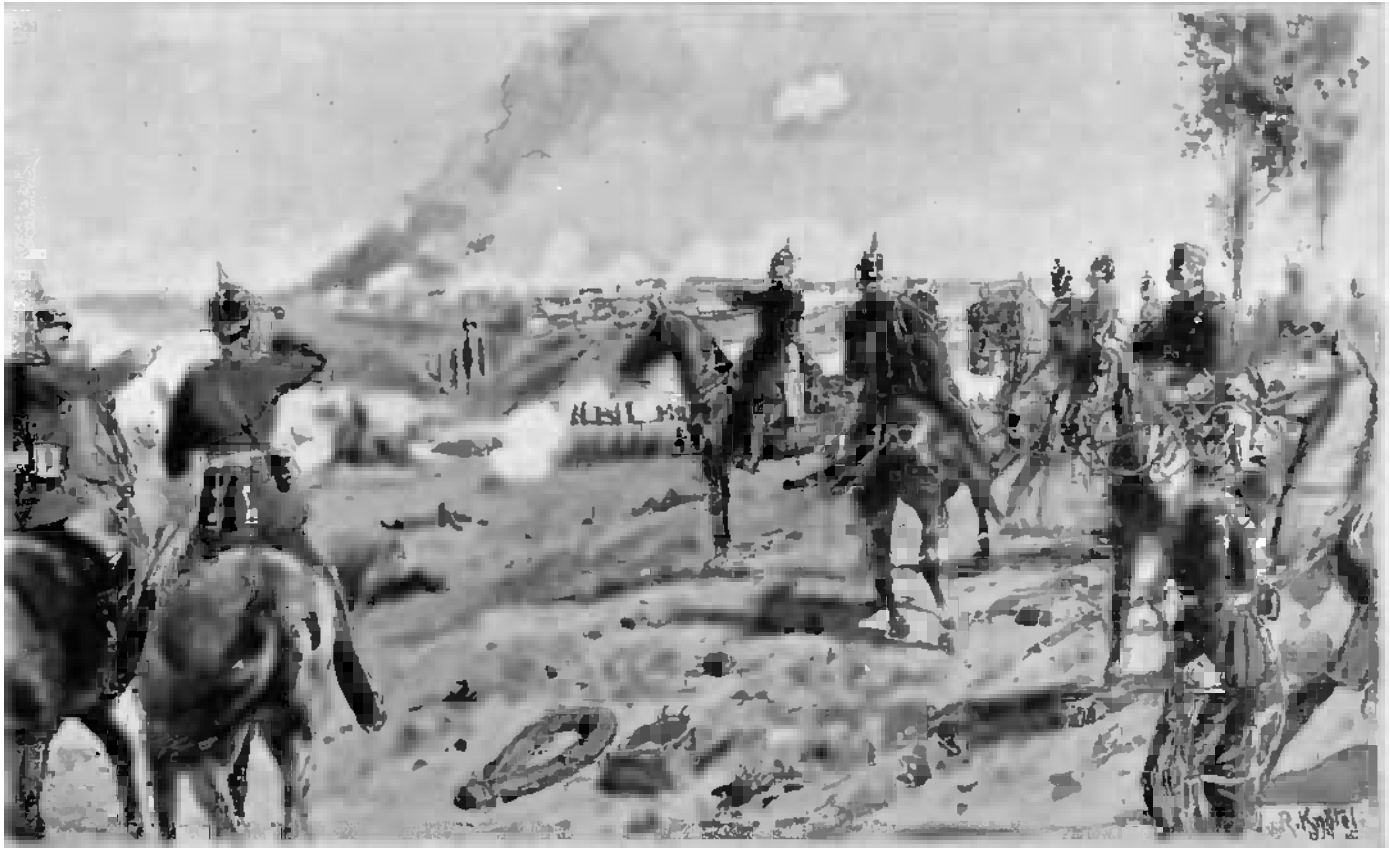
Gorze war so mit Soldaten und Kriegsmaterial überfüllt, daß der Wagen des Königs beim Hindurchfahren einige Augenblicke anhalten mußte. In diesem Moment trat eine Ordonnanz an den Wagen und überreichte dem Könige im Auftrage eines Offiziers, der, in dem nächsten Hause schwer verwundet untergebracht, von dem Vorüberfahren des Königs gehört hatte, eine schöne rote Rose. Es war der Hauptmann von Zedtwitz vom 72. Infanterieregiment, der seinem Könige diese sinnige Huldigung darbrachte. Sie machte diesem eine so große Freude, daß er, als es wieder Frieden geworden, dem Wiederhergestellten „in dankbarer Erinnerung" als Gegengabe sein Bild übersandte, in dessen Goldrahmen eine in mattem Silber getriebene Rose angebracht war.

Der Sieg der Deutschen bei Vionville hatte der französischen Armee den Abmarsch nach Chalons verlegt und sie gezwungen, sich näher an Metz heranzuziehen. Hier hatte sie nun vor den Forts St. Quentin und Plappeville auf der steil ansteigenden Hochfläche von Amanvillers, Front

gegen Westen, eine starke Defensivstellung eingenommen. Etagenförmig waren am Abhange Schützengräben angelegt und auf der Höhe die Batterien aufgefahren. Den linken Flügel schützte überdies die enge Schlucht von Mance. Die Aufgabe der Deutschen war demnach, aus dieser Stellung die Franzosen in die Festung Metz hineinzudrängen. Freilich ihrer ganzen Kraft bedurften sie dazu. Indessen war nach den Meldungen mit Sicherheit anzunehmen, daß das Gardecorps und das pommersche Armeecorps schon soweit heran waren, um mit Erfolg in diese letzte Phase des Entscheidungskampfes bei Metz mit eingreifen zu können.

Wieder mit dem ersten Morgengrauen verließ der königliche Oberfeldherr Pont-à-Mousson, um persönlich den gewaltigen Kampf zu leiten. Um 6 Uhr bestieg er bei Gorze den Romeo und ritt zu der Hochfläche hinauf, die zwischen Gorze und Flavigny sich erhebt. Hier nahm er die Meldungen entgegen, die über den Stand der deutschen Armeecorps wie über die Aufstellung des Feindes ihm überbracht wurden. In gespannter Erwartung verging der Vormittag; denn wenn die Franzosen standhielten, so mußte es bei der Überlegenheit ihrer Stellung und ihrer Bewaffnung eine sehr blutige Schlacht werden. Das 7., 8. und 9. Corps standen zum Angriff bereit. Da gab denn um Mittag der König den Befehl zum Vorrücken. Unter seinen Augen gingen sie gegen die Wälder Bois des Oignons und de Vaux vor und griffen die Aufstellung der Franzosen in der Front an. Nun langte auch die Meldung des Generals Franseckv an, daß er mit den Spitzen seines pommerschen Armeecorps um 3 Uhr auf dem Schlachtfelde eintreffen würde.

Die Franzosen standen fest. Mit der größten Heftigkeit entbrannte bald der Kampf. Der König ritt von seinem Standorte herab und stellte sich weiter nach rechts, seitwärts von dem Dorfe Rezonville auf, von wo er das ganze Schlachtfeld südlich von Gravelotte übersehen konnte. Die angreifenden Corps hatten den Befehl bekommen, nicht zu stark zu drängen, da der König erst durch den Flankenangriff der Garden und des sächsischen Armeecorps, die noch nicht heran waren, die Entscheidung der Schlacht herbeizuführen gedachte. So machten sie bei dem tapferen Widerstande der Franzosen nur geringe Fortschritte. Der König ritt daher, um den Stand der Dinge besser zu erkennen, auf der Chaussee bis dicht vor das Dorf Gravelotte. Hier nun war es, wo er um 6 Uhr abends die Meldung erhielt, daß die Umgehung des rechten Flügels des Feindes durch die Garden und Sachsen vollständig gelungen und bei St. Privat der Kampf in der Flanke der Franzosen heftig entbrannt sei. Der König ritt daher zu der hochliegenden Ferme Malmaison hinauf, um



König Wilhelm bei Gravelotte (18. August 1870).

einen freieren Überblick zu gewinnen, kehrte dann aber in die Nähe von Rezonville zurück. Es fing schon an zu dunkeln, als das Geschützfeuer der Franzosen, das seit fast einer Stunde geschwiegen, mit größter Heftigkeit wieder begann. Der König befand sich im Bereiche der feindlichen Granaten; in seinem Gefolge wurde der Rittmeister von Buddenbrock verwundet. Und nur den ernsten Vorstellungen Roons gelang es, den König zu bewegen, auf seine Sicherheit Rücksicht zu nehmen. In langsamem Schritt ritt der König nach dem Dorfe. Die Franzosen machten einen letzten gewaltigen Vorstoß; allein die Pommern, nach 16 stündigem Marsche soeben an der Schlucht von Mance angelangt, dringen hindurch und treiben durch einen Bajonettangriff die Feinde zurück; bis zu dem Standplatze des Königs tönt ihr siegesfreudiges Hurra herüber.

Der gewaltige Sieg ist errungen: bis unter die Kanonen von Metz sind die Feinde zurückgeworfen. Es ist Abend geworden. Um den königlichen Sieger sammeln sich seine Paladine. Zur Seite brennt in dem Dorfe eine große Wollspinnerei und erhellt die ganze Umgebung mit unheimlichem Lichte. Da sitzt der König auf einer Leiter, deren eines Ende auf einer Dezimalwage, das andere auf einem toten französischen Grauschimmel ruht. Jetzt nach dem Siege, nach dem spannungsvollen Tage verlangt auch ein jeder nach einer Erquickung. Ein Marketender wird herbeigeschleppt. Der König trinkt aus einem Tulpenglase, von dem der Fuß abgebrochen ist. Lebensmittel sind kaum zu beschaffen. Für den greisen Herrscher werden einige Koteletts zurecht gemacht; dazu giebt es etwas trockenes Brot. Nur dem findigen Bismarck ist es gelungen, noch ein paar Eier aufzutreiben, die er vergnügt an seinem Degenknopf aufschlägt und roh austrinkt.

Nach Pont-à-Mousson zurückzukehren, ist es zu spät geworden. Der König bestimmt daher auf dem Schlachtfelde zu übernachten. Er wollte in seinem Wagen schlafen; doch gelingt es noch, in einem halbzerstörten Hause ein Zimmer für ihn ausfindig zu machen. Von dem Krankenwagen des Königs wird eine Bahre herbeigeschafft, und auf dieser schläft er, völlig angezogen, nur mit dem Mantel zugedeckt, die Nacht nach seinem großen Siege.

Es war spät geworden, bevor der König sich niederlegen konnte; denn von allen Seiten trafen noch am Abend die Meldungen über die erlangten Erfolge, aber auch über die gehabten Verluste ein. Dennoch war er am nächsten Morgen schon um halb 7 Uhr wieder ganz munter. Seine Absicht war, wie er pflegte, das Schlachtfeld abzureiten. Aber als nun aus den weiter eintreffenden Berichten neben der Größe des Erfolges auch die Schwere der Verluste sich immer deutlicher herausstellte,

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO7) is provided:



http://Extras.Springer.com



König Wilhelm übergiebt dem Kronprinzen in Pont-à-Mousson
das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

da fühlte er sich zu tief erschüttert, um den Ritt zu unternehmen. Er ließ sich nur von den Generalen Vortrag halten, bestimmte, was weiter geschehen sollte, und bestieg dann seinen Wagen, um nach Pont-à-Mousson zurückzufahren. Ein Gewitter stieg unterdessen herauf; unterwegs brach es los, und unter Blitz und Donner kehrte der Sieger von Gravelotte, gleichsam unter dem Salut des Himmels, in sein Quartier zurück. Glückwünschend suchte ihn hier am nächsten Vormittage der Kronprinz auf. Welche Freude für den König, dem ruhmbekränzten Sieger von Wörth persönlich das Eiserne Kreuz 1. Klasse zu überreichen! Es war das erste dieser Klasse, das in dem Feldzuge zur Verleihung kam.

Schon in Rezonville hatte der König befohlen, daß die Erste Armee unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl treten sollte, dem die Einschließung der Festung Metz und der darin gefangenen französischen „Rheinarmee" übertragen war. Dafür aber gab dieser von seiner Armee das Gardecorps, das 4. und 12. Armeecorps sowie 2 Kavalleriedivisionen her, aus denen die „Maasarmee" unter dem Oberbefehle des Kronprinzen Albert von Sachsen gebildet wurde. Ihre Aufgabe war, im Verein mit der Dritten Armee, die der preußische Kronprinz führte, gegen die Armee zu operieren, die der Marschall Mac Mahon in einer Stärke von 130 000 Mann in dem Lager von Chalons zusammengebracht hatte. Bei dieser befand sich auch der Kaiser Napoleon. Schon reichten nach einem Marsche weniger Tage die beiden „Kronprinzen-Armeen" zu gemeinsamem Angriffe auf das Lager von Chalons sich die Hand, als die überraschende Meldung einging, daß das Lager leer sei. Napoleon hatte dem Marschall befohlen, es zu verlassen und längs der belgischen Grenze vorzugehen, um den in Metz eingeschlossenen Bazaine zu entsetzen. Das Ziel der beiden Kronprinzen war demnach, die Armee des Marschalls zwischen sich zu bringen, bevor sie Metz erreichen könnte. Die Dritte Armee schwenkte daher rechts nordwärts ein: eine höchst schwierige taktische Bewegung, die der Kronprinz ohne jede Stockung mit erstaunlicher Schnelligkeit vollzog, während die Maasarmee in gerader Richtung westwärts vorrückte. Sie hatte den kürzeren Weg und mußte also zuerst auf den Feind treffen.

Das Große Hauptquartier blieb unterdessen noch bis zum 23. August in Pont-à-Mousson; dann rückte es nach dem Städtchen Commercy vor. Durch Zufall wurde hier für den König in demselben Hause Quartier gemacht, in dem er in dem Feldzuge von 1815 im Gefolge seines königlichen Vaters gewohnt hatte. Der Vergleich der Zeiten drängte sich ihm auf: aber wie ganz anders als damals war jetzt die Stellung Preußens!

Schon am nächsten Tage fuhr der König weiter nach Bar-le-Duc, einer höchst malerisch gelegenen Stadt, die durch manche Reste mittelalterlicher Architektur interessant ist. Die Einwohner hatten noch nichts von den großen Siegen der Deutschen bei Metz gehört, und als man ihnen davon erzählte, glaubten sie es nicht, wie sie denn nicht den geringsten Zweifel hegten, daß Frankreich siegreich aus dem Kampfe hervorgehen würde. Die widersprechendsten Meldungen gelangten hier an den König. „Es scheint fast", äußerte er, „als wolle Napoleon sich nicht nach Paris, sondern nach dem Norden zurückziehen. Unsere Kavallerie ist schon in Chalons eingerückt und hat erfahren, daß die Armee Mac Mahons von dort mit der Direktion auf Reims und die Festungen im Norden abmarschiert ist." Diese Unklarheit der Situation veranlaßte den König, auch den folgenden Tag noch in Bar-le-Duc zu bleiben; dann aber ließ er am 26. das Große Hauptquartier gleich um 45 Kilometer bis nach Clermont in den Argonnen vorrücken. Die Bewegung Mac Mahons war jetzt klar. Der Gedanke der Generale war, ihn über die belgische Grenze zu drängen und dadurch zur Niederlegung der Waffen zu nötigen. König Wilhelm nahm diesen Gedanken an; er befahl, daß die Spitzen der beiden „Kronprinzen-Armeen" eine Rechtsschwenkung ausführen und dadurch den Gegner zugleich von Paris und von Metz abschneiden sollten, so daß ihm nichts anderes übrig bliebe, als auf neutrales Gebiet überzutreten oder sich zu ergeben. Und nun eilte er, dem Schauplatze des Ereignisses nahe zu sein. Kurz vor dem Aufbruche nach Clermont traf der Kronprinz Friedrich Wilhelm im Großen Hauptquartier ein und empfing mündlich die Instruktion seines königlichen Vaters für die veränderte Operation.

Clermont ist ein ärmliches Bergstädtchen, in dem notdürftig nur die engere Umgebung des Königs untergebracht werden konnte. So sehr fehlte es an allem, daß die Lichte in Weinflaschen gesteckt wurden, dem Könige zu leuchten. Dazu kam andauerndes Regenwetter, das alle Wege aufweichte.

Am 29., als beide Armeen in ihre Marschschwenkung eingetreten waren, wurde das Große Hauptquartier gerade nordwärts nach Grand Pré vorgeschoben. Aber schon unterwegs in Varennes erhielt der König die Meldung, daß die Spitzen der vorrückenden Armeen bereits vollständig Fühlung mit dem Feinde hätten. Eine Schlacht stand also nahe bevor. Um 4 Uhr langte der König in Grand Pré an, wo er in der Apotheke des kleinen Ortes wohnte. Nach dem Diner versammelte er die Generale um sich. Denn ein französischer Generalstabsoffizier war von den 3. Garde-Ulanen abgefangen worden, dessen Brieftasche wichtige Nach-

richten über die Absichten und Bewegungen des Feindes enthielt. Nun kam es darauf an, den möglichsten Nutzen daraus zu ziehen.

Am 30. August verließ der König, um der erwarteten Schlacht beizuwohnen, schon in der Morgenfrühe Grand Pré und stieg schon eine Stunde davon bei Sommauthe zu Pferde. Unter seinen Augen warf der Kronprinz Albert die beiden ihm gegenüber stehenden französischen Corps bei Beaumont zurück und nötigte dadurch Mac Mahon, mit seiner ganzen Armee hinter der Maas Deckung zu suchen. Aber unmittelbar hinter den Franzosen überschritt auch die Maasarmee den Strom. Da zog auch schon mit der Dritten Armee der Kronprinz Friedrich Wilhelm heran, um von Süden und Westen den Feind zu umfassen und ihn dadurch von Chalons und Paris abzuschneiden.

Fast den ganzen Tag blieb der König zu Pferde, kehrte aber am Abend nicht nach Grand Pré zurück, sondern nahm sein Nachtquartier in Buzancy, wohin am Nachmittage das Große Hauptquartier vorgerückt war. Der ganz kleine Ort war so gedrängt voll Truppen aller Art, daß die Diener und Pferde des Hauptquartiers unter offenen Thorwegen oder im Freien die Nacht zubringen mußten. Auch für den König war nur ein kleines Zimmerchen vorhanden, in dem man ihn bis Mitternacht am Tische sitzen sah. Er schrieb einen langen Brief an den Kaiser Alexander von Rußland, eingehend ihm von dem bisherigen Gange des Kampfes zu berichten.

Gleichwohl war er am nächsten Morgen schon um 5 Uhr wieder auf. Er ritt zu derselben Höhe wieder hinauf, von der er am vorhergehenden Tage die Schlacht bei Beaumont überschaut hatte. Sie gewährte einen weiten Überblick über das Maasthal, in welchem Mac Mahon seine Armee um die kleine Festung Sedan zusammengezogen hatte. Tiefe Ruhe lagerte über dem Gelände. Gegen 11 Uhr indessen sah man hinter dem Dorfe Bazeilles über den dunkel bewaldeten Höhen kleine weiße Rauchwolken sich emporkräuseln. Es war das Zeichen, wenn auch wegen der weiten Entfernung Kanonendonner nicht zu hören war, daß die Dritte Armee heran sei. Während der König nun das Schlachtfeld beritt, traf er bei La Besace mit Moltke zusammen, der ihm genauen Bericht über die Bewegungen der beiden „Kronprinzen-Armeen" gab. Die Umfassung des Gegners war im Begriff sich zu vollenden: und König Wilhelm gab den Befehl zur Schlacht bei Sedan! Am nächsten Tage sollte von allen Seiten her der Angriff auf die französische Armee erfolgen, falls diese es nicht vorzöge, über die nahe belgische Grenze zu entweichen. Eine solche Entscheidung ohne neues Blutvergießen war aber König Wilhelms lebhaftester Wunsch.

Das Hauptquartier der Dritten Armee war schon bis Chemery vorgeschoben. Dorthin begab sich von dem Schlachtfelde der König. Mit seinem Heldensohne hatte er eine lange Unterredung. Denn eine Schlacht ist unter allen Umständen ein sehr ernstes Ding. Darüber war es spät geworden; erst mit Einbruch der Dunkelheit langte er in Vendresse an, wohin er, um der Entscheidung nahe zu sein, das Große Hauptquartier vorgeschoben hatte. In dem prachtvoll eingerichteten Hause des Kaufmanns Haumont hatte hier der König sein Quartier. Zum Thee beschied er die Generale zu sich: und nun gab er ihnen die Dispositionen für die bevorstehende Schlacht und ließ sie sogleich durch Ordonnanzen an die Armeecorps befördern.

Ein dichter, weißer Nebel lag in der Frühe des 1. September über dem breiten Thale der Maas. Hier und da blitzte im Süden ein Feuerschein hindurch: es war der Angriff der Bayern auf Bazeilles. Um 6 Uhr früh verließ der König Vendresse. In Cheveuges am Fuße des Bergrückens, der hier das Maasthal begrenzt, stieg er zu Pferde. Es war 8 Uhr. Er ritt den Bergrücken hinauf und nahm dann seine Aufstellung zwischen Frenois und Wadelincourt. Allein bald bemerkten ihn die Franzosen und richteten in der Festung ihr schweres Geschütz nach der Stelle. Mehrere Granaten schlugen in der Nähe des Königs ein, so daß er den Befehl gab, die Pferde hinter den Rand der Höhe zurückzuführen.

Um 11 Uhr war die Schlacht auf der ganzen Linie im Gange. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte persönlich von der Höhe bei Donchery das Vorrücken seines linken Flügels geleitet; jetzt kam er von dort zu dem Könige herüber und blieb bis zum Ende der Schlacht in seiner Nähe. Um halb 4 Uhr war die völlige Einschließung der Franzosen vollendet; und jetzt kam denn auch die Meldung, daß alles in die Festung aufgelöst hineindränge. Allein kein Zeichen erschien, daß sie an Ergebung dächten. Da befahl denn der König, um dem schon wankenden Feinde den letzten Halt zu nehmen, daß die schweren bayrischen Batterien ihr Feuer auf die Festung konzentrieren und sie in Brand schießen sollten. Das wirkte indessen auch noch nicht. Dennoch ließ der König, sobald an mehreren Stellen in der Stadt die Flammen aufschlugen, das Feuer einstellen und sandte den Oberstleutnant Bronsart von Schellendorff als Parlamentär in die Stadt, um Festung und Armee zur Ergebung aufzufordern. Zugleich meldete er der Königin in Berlin durch den Feldtelegraphen die „siegreich fortschreitende Schlacht."

Bronsart wurde in die Festung eingelassen und auf seine Frage nach dem Oberstkommandierenden vor den Kaiser Napoleon geführt, der ihm sofort einen Brief an den König übergeben wollte. Der Kaiser fragte

ihn, was er für Aufträge habe. Als Bronsart erwiderte: „Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern", wies ihn Napoleon an den General von Wimpffen, der für den blessierten Mac Mahon soeben das Kommando übernommen habe, und fügte hinzu, daß er nunmehr seinen Generaladjutanten Reille mit dem Briefe an den König absenden werde.

Es war 7 Uhr, als Bronsart und Reille bei dem König anlangten. Zu seiner Überraschung vernahm dieser, daß Napoleon, den er fern geglaubt hatte, in der Festung anwesend sei. In einiger Entfernung sprang Reille vom Pferde und überreichte dem Könige den Brief Napoleons, indem er hinzufügte, daß er sonst keine Aufträge habe. Allein bevor der König den Brief noch öffnete, sagte er zu Reille: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege."

In dem Schreiben erklärte Napoleon, daß er sich dem König ergebe, alles weitere ihm anheimstellend. Auf der ganzen Gefechtslinie war das Geschützfeuer verstummt; kaum daß auf den entferntesten Punkten noch vereinzelte Kanonenschüsse fielen. Atemlose Stille herrschte in der ganzen zahlreichen Umgebung des Königs; er winkte ihr zurückzutreten, als Reille ihm den Brief übergab. Nur ein wirres Summen von den Tausenden vom Kampfe ruhender Krieger tönte aus dem Thale herauf. Der König las den Brief; ohne ein Wort zu äußern, übergab er ihn dann Bismarck, der ihn dem Kronprinzen, Roon und Moltke vorlas. Der König trat herzu, wechselte einige Worte mit ihnen und befahl dann, Schreibzeug herbeizubringen. Das war nicht leicht: indes der Großherzog von Weimar hatte Tinte und Feder bei sich, der Kronprinz Papier in der Satteltasche. Ein Tisch wurde dadurch hergestellt, daß der Flügeladjutant von Alten zwei rasch herbeigebrachte Strohsessel aufeinandersetzte und der Leutnant von Gustedt seine Säbeltasche darauf legte. Darauf schrieb der König nach einer kurzen Besprechung mit jenen ihm zunächst stehenden Männern seines Vertrauens stehend die Antwort:

„Monsieur mon frère!

„En regrettant les circonstances dans lesquelles nous nous rencontrons, j'accepte l'épée de Votre Majesté et je vous prie de bien vouloir nommer un de Vos officiers muni de Vos pleins pouvoirs, pour traiter la capitulation de l'armée qui s'est si bravement battue sous Vos ordres. De mon côté j'ai designé le général Moltke à cet effet. Je suis de Votre Majesté le bon frère

Devant Sédan le 1. Septembre 1870.

Guillaume."



General Reille überbringt dem König Wilhelm den Brief Kaiser Napoleons (1. September 1870).

Den Brief übergab der König selbst dem General Reille; dann wechselte er noch einige Worte mit ihm als einem alten Bekannten und entließ ihn. Mit Glückwünschen drängten jetzt alle Anwesenden herzu; die Spannung löste sich in eine unbeschreibliche Begeisterung auf; König und Kronprinz fielen sich um den Hals; manchen flossen Thränen. Äußerlich wohl erschien der König ruhig; doch konnte man die tiefe Bewegung seines Innern in seinen Zügen, im Ausdruck seines Auges lesen. Freundlich reichte er diesem und jenem die Hand. Aber auf Bismarcks Glückwünsche antwortete er ernst: „Dies welthistorische Ereignis, fürchte ich, bringt uns den Frieden noch nicht." Und nun, als die Aufregung sich ein wenig gelegt, schrieb er rasch eine Depesche nieder, der Königin daheim das Große, was geschehen war, mitzuteilen.

Auf dem Schlachtfelde vor Sedan, 1. Sept. 70, $7\frac{1}{4}$ Uhr.

„Die französische Armee ist in Sedan eingeschlossen und der Kaiser Napoleon hat Mir den Degen dargeboten. Ich habe ihn angenommen und verlange die Kapitulation der Armee als Kriegsgefangene. Gott hat uns sichtlich gesegnet.

Wilhelm."

Allein an die Königin ist diese Depesche niemals gelangt; daher fehlt sie in der Reihe der Kriegsdepeschen König Wilhelms. Die Ordonnanz, der sie zur Besorgung übergeben war, verirrte sich in der Nacht und vermochte auch am folgenden Tage den Feldtelegraphen nicht aufzufinden. Schließlich gelangte sie statt nach Varennes, wo die Telegraphenstation des Großen Hauptquartiers war, nach Donchery in das Hauptquartier der Dritten Armee. Sie übergab hier die Depesche dem Feldtelegraphen, der dieselbe sofort weiter telegraphierte; allein in Berlin ist das Telegramm niemals angelangt. Indes als am 2. auf Befehl des Königs in Berlin Viktoria geschossen wurde, da begriff auch so ein jeder den großen Sieg.

Kehren wir auf das Schlachtfeld zurück!

Als der Abend hereinbrach, fuhr König Wilhelm zu Wagen nach Vendresse zurück. Aber die wunderbare Kunde von der Ergebung des französischen Kaisers war ihm vorausgeeilt; zu jedem Biwak der siegreichen Heere war sie gedrungen, und unbeschreiblicher Jubel erhob sich überall, wo der König vorüberfuhr. Die Soldaten zündeten Freudenfeuer an, und in Vendresse hatten sie auf dem Markte aus Mangel an Holz einen großen Strohhaufen aufgetürmt, den sie unter Hurrarufen in Brand steckten, als der König nahte. Das Musikcorps der Königsgrenadiere

Nr. 7 zog vor das königliche Quartier, dem allgeliebten Sieger eine Serenade darzubringen. In allen Häusern des Städtchens waren Soldaten einquartiert: sie illuminierten die Fenster, so gut es die Verhältnisse zuließen, und zogen in ihrer Herzensfreude die halbe Nacht, singend und Hochrufe ausbringend, durch die Straßen. Auch der König versammelte seine Umgebung um sich und trank mit ihr auf das Wohl der Armee, „die solches Ereignis erkämpfte".

Am andern Morgen war der König frisch und ruhig, wie immer. Aber die Tiefe seiner Seele bewegte doch gewaltig der große Sieg und seine Folgen. „Wenn man nur wüßte", sagte er, „mit wem man nun Frieden schließen soll, da der Kaiser mein Gefangener ist. Furchtbares Schicksal für einen Mann, der doch eigentlich Frankreich gut regiert hat." Auch der Kaiserin Eugenie gedachte er voll Teilnahme, was sie in Paris nun thun werde. Aber am lebhaftesten weilten seine Gedanken doch bei seinen siegreichen Truppen: mit großer Anerkennung gedachte er der geschickten Führung des Kronprinzen, der den rechten Flügel des Feindes so nachdrücklich umfaßt und zur Unthätigkeit gezwungen hatte; er freute sich, daß auch die Süddeutschen alle zu dem Siege mitgewirkt; aber dann umwölkte sich seine Stirn in Trauer, wenn er an die Verluste dachte, über die jetzt bald die Meldungen ihm zugehen mußten.

In Donchery waren Moltke und Bismarck zurückgeblieben, um die den Franzosen angebotene Kapitulation zum Abschlusse zu bringen. Allein die Kapitulation verzögerte sich, da der Kommandant Schwierigkeiten erhob. Infolgedessen blieb die Meldung des Abschlusses, die der König erwartete, aus. Dadurch beunruhigt, bestieg er um 8 Uhr seinen Wagen, um sich auf das Schlachtfeld zu begeben. In Chemery stieg der Kronprinz in den Wagen des Königs. Fortwährend begegneten dem Wagen schwere Batterien von der Dritten Armee mit endlosen Munitionskolonnen, die während der Nacht den Befehl erhalten hatten, gegen Sedan vorzugehen. Dann langte auch Graf Moltke, dem Könige entgegenkommend, an, um Meldung zu erstatten. Der König verließ daher auf der Höhe von Cheveuges unweit eines kleinen Gasthauses seinen Wagen und begab sich mit seinem Gefolge auf den Acker rechts von der Chaussee. Hier berichtete nun Moltke, daß er den entstandenen Schwierigkeiten gegenüber alle Reservebatterien näher an die Stadt herangezogen und sie zur Beschießung Position habe nehmen lassen, um sofort, wenn die Kapitulation nicht bis 12 Uhr mittags von den Franzosen unterzeichnet in seiner Hand wäre, die Beschießung der Festung zu beginnen: eine Entschiedenheit, die der König durchaus billigte.

Zugleich berichtete Moltke, daß der Kaiser Napoleon sich in Donchery befinde. Dieser hatte schon um 5 Uhr früh die Festung zu Wagen verlassen. „Wo ist der König?“ fragte er selbst in deutscher Sprache den Offizier der ersten preußischen Feldwache, und wurde von diesem nach Donchery gewiesen. Dort fand er indessen den König nicht, wohl aber Bismarck und Moltke. Er blieb daher einstweilen da. Vor einem kleinen Hause in der Vorstadt des Städtchens saß er auf einer Bank mit Bismarck; aber die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen, ja Bismarck meinte später, sie sei geschraubt und langweilig gewesen: nur zu begreiflich unter diesen Umständen!

Unterdessen war König Wilhelm wieder in den Wagen gestiegen, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung nach der steilen Höhe über Donchery, von der aus der Kronprinz tags zuvor die Operationen seiner Armee geleitet hatte. In tiefster Ruhe, hell von der Sonne beschienen, lag jetzt das breite Thal der Maas zu den Füßen des Siegers. Auf einer von dem Strome umflossenen Halbinsel lagerte, von der tapferen Gegenwehr des gestrigen, von der Hoffnungslosigkeit des heutigen Tages ermattet, die französische Armee, und aus der Festung wirbelten Rauchstreifen in die Luft, wie von verglimmenden Feuersbrünsten. Nur auf der steil abfallenden Chaussee, die nach Sedan führt, jagten in ununterbrochener Folge die schweren Geschütze der Deutschen hinab, um noch rechtzeitig die ihnen zugewiesene Stellung zu erreichen. Ihr Rasseln tönte bis zu der Höhe herauf, auf der jetzt der König stand.

Hierher überbrachte nun Bismarck die Bitte Napoleons um eine Unterredung mit dem Könige und zugleich dessen Erbieten, zum Könige auf die Höhe zu kommen. Allein König Wilhelm wünschte dem besiegten Gegner die Demütigung zu ersparen, zugleich besorgte er, daß dem körperlich schwer leidenden Kaiser das Reiten sowohl wie das Sitzen in dem steil aufwärts fahrenden Wagen Schmerzen verursachen möchte. Er lehnte daher das Anerbieten Napoleons ab, indem er sich dafür entschied, sobald das Schicksal des Tages, sei es durch Kapitulation, sei es durch Bombardement, entschieden sein würde, dem Kaiser selbst einen Besuch zu machen, gleichsam den des Kaisers erwidernd. Er schlug dafür das kleine Schlößchen Bellevue unweit Donchery vor.

Unbedingte Waffenstreckung der französischen Armee verlangte der König. Es war halb 12 Uhr. Ruhig setzte er sich auf einen Grenzstein und frühstückte. 700 Geschütze standen bereit, ein vernichtendes Bombardement gegen die Festung zu eröffnen. Da erschien der Hauptmann von Alten und meldete dem Könige, daß Graf Bismarck und General

Moltke mit der vollzogenen Kapitulation ihm folgten. Das Gesicht des Königs erheiterte sich, als er von diesen die Kapitulation entgegennahm. Nachdem er sie gelesen, ließ er sie durch den Generaladjutanten von Treskow seiner Umgebung laut vorlesen. Schon während der Schlacht hatten die Deutschen 21 000 Mann gefangen genommen. Jetzt ergab sich ihnen durch die Kapitulation eine Armee von 84 450 Mann, darunter 1 Marschall und 39 Generale, mit sämtlichen Adlern, Geschützen und Pferden kriegsgefangen: ein Triumph für die Deutschen, völlig ohnegleichen in der Weltgeschichte! Was wollte hiergegen die Kapitulation der 24 000 Österreicher bei Ulm, die bisher für die größte gegolten, bedeuten!

„Sie wissen nun, meine Herren", wandte sich nach der Verlesung der König an seine Umgebung, in der sich auch eine Anzahl von deutschen Fürsten und Prinzen befand, „welch großes, weltgeschichtliches Ereignis sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade in diesem Augenblicke gedrungen fühle, meinen königlichen Dank auszusprechen — um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und meine andern Verbündeten, deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Momente zahlreich um mich versammelt sehe, mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unsern Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurteilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt sage ich jedem meinen Dank, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes beigetragen."

Der König hatte geendet. Tief ergriffen von dem großen Moment schwiegen alle. Die Pferde wurden vorgeführt, und den ruhmbekränzten Sohn, der ganz besonders zu dem Erfolge beigetragen, zur Seite, während je ein Zug der Stabswache voranritt und folgte, ritt der König die Doncheryhöhe hinab nach Bellevue zu, wo sein hoher Gefangener auf ihn wartete. In gebeugter Haltung, fahlgrau im Gesicht, barhäuptig mit verworrenem Haar trat der Kaiser auf die Treppe vor dem Schlößchen, als König Wilhelm, hochgewachsen, in kräftiger Haltung, mit frischgerötetem Gesicht, den Helm auf dem schneeweißen Haar, auf seinem Rappen in scharfem Trabe mit dem Kronprinzen herangeritten kam. Stumm reichten die Herrscher sich die Hand, Napoleon drückte sein Taschentuch gegen die Augen, und sie traten durch den Glaspavillon des Schlöß-

chens in das Empfangszimmer daneben. In dem Pavillon blieb der Kronprinz zurück, während das Gefolge zu Pferde neben der Treppe hielt.

In dem kleinen Empfangszimmer stand König Wilhelm, in der Campagneuniform, Überrock, den Helm in der Hand, frei, die rechte Seite dem Fenster zukehrend; Napoleon dagegen in kleiner Generalsuniform, den Stern der Ehrenlegion auf der Brust, lehnte sich an eine Kommode, die links von der Verandathür an der Wand stand.

Der König eröffnete die Unterredung. Nachdem das Schicksal des Krieges, sagte er, sich gegen den Kaiser gewandt und dieser ihm seinen Degen anbiete, so sei er gekommen, um ihn zu fragen, welches jetzt seine Absichten seien.

Napoleon stellte seine Zukunft lediglich dem Könige anheim.

Dieser erwiderte, daß er mit aufrichtigem Mitgefühl seinen Gegner in solcher Lage sehe, zumal ihm nicht unbekannt sei, daß es dem Kaiser nicht leicht geworden, sich zum Kriege zu entschließen.

Diese Äußerung that Napoleon offenbar wohl. Mit Wärme beteuerte er, daß er nur der öffentlichen Meinung gewichen sei, als er sich zum Kriege entschlossen habe.

„Daß aber die öffentliche Meinung", entgegnete der König, „diese Richtung genommen, das haben diejenigen verschuldet, welche Sie zu Ihren Ratgebern berufen."

Napoleon schwieg. So fragte denn der König, auf den unmittelbaren Zweck des Besuches eingehend, ob der Kaiser jetzt irgendwelche Unterhandlungen beabsichtige.

Napoleon verneinte dies; denn ihm als einem Gefangenen stehe keinerlei Einfluß auf die Regierung zu.

Wo denn diese Regierung sei, fragte der König.

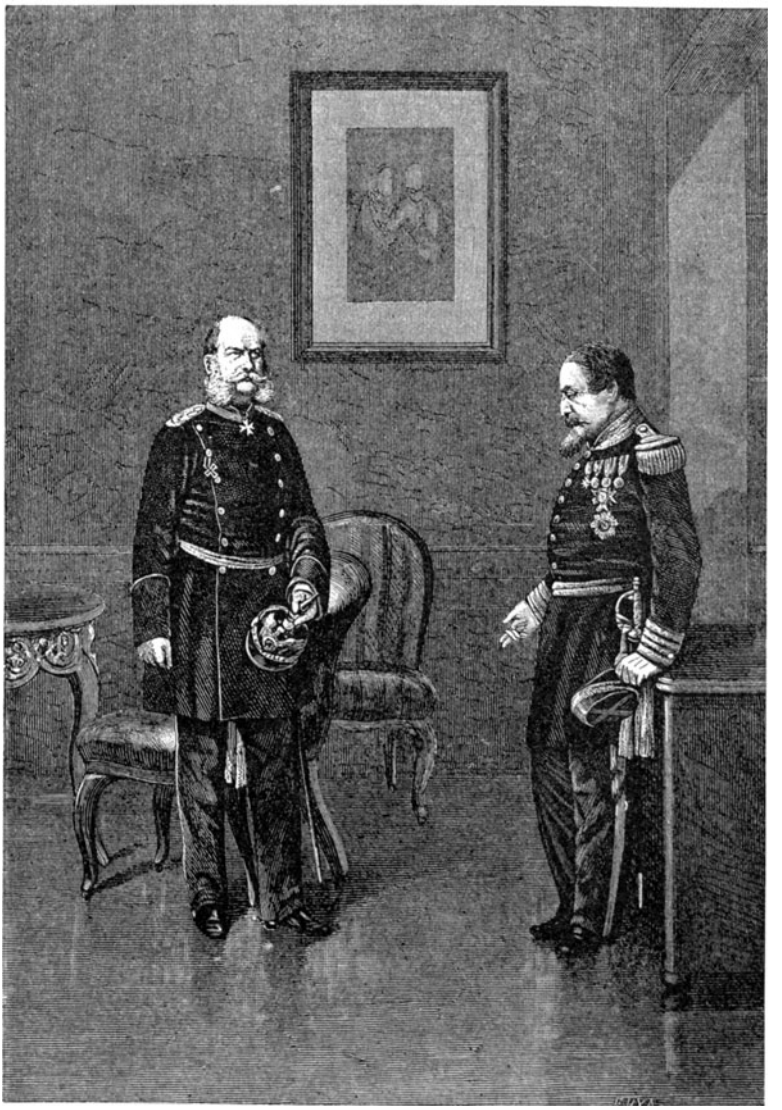
„In Paris!" entgegnete Napoleon.

Der König leitete nun die Unterredung auf die persönliche Lage des Kaisers und bot ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthalt an.

Napoleon nahm dies sofort an; besonders schien ihn dabei die Bemerkung des Königs zu befriedigen, daß ihm zur Sicherheit eine Ehrenwache über die Grenze beigegeben werden würde.

Im weiteren Verlaufe der Unterredung sprach er die Vermutung aus, daß er die Armee des Prinzen Friedrich Karl sich gegenüber gehabt habe. Der König berichtigte ihn: es sei sein Sohn und der Kronprinz von Sachsen gewesen, die bei Sedan gefochten.

„Und wo ist denn Prinz Friedrich Karl?"



Zusammenkunft König Wilhelms mit Napoleon III. im Schlosse Bellevue bei Sedan am 2. September 1870.

„Mit sieben Armeecorps vor Metz!“ antwortete der König, scharf die Worte betonend.

Da trat Napoleon mit allen Zeichen schmerzlicher Überraschung einen Schritt zurück. Ein schmerzliches Zucken fuhr über sein Gesicht; denn jetzt erst ward ihm klar, daß er nicht die ganze deutsche Armee gegen sich gehabt habe.

Den tief Gebeugten aufzurichten, sprach der König von der Tapferkeit, mit der die französische Armee gefochten habe.

Gern bestätigte Napoleon das; aber — setzte er hinzu — ihr fehle die Disziplin, welche die deutsche Armee so sehr auszeichne. Die preußische Artillerie sei die erste der Welt: ihrem Feuer hätten seine Truppen nicht widerstehen können.

Die Unterredung war zu Ende. 21 Minuten hatte sie gedauert. Die Herrscher traten aus dem Zimmer in den Pavillon. Napoleon war in tiefer Bewegung. Er reichte dem Kronprinzen die Hand, indem er mit dem Handschuh, den er in der andern trug, sich die Thränen aus den Augen wischte. Voller Dankbarkeit gedachte er dabei der Worte und der großmütigen Art überhaupt, mit der König Wilhelm ihm begegnet wäre.

Mit einem Händedruck verabschiedete sich der König an der Treppe von seinem kaiserlichen Gefangenen. Auch er war durch das Geschick Napoleons sehr bewegt, den er vor drei Jahren auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte. Der tiefe Ernst in seinen Zügen hellte sich erst auf, als er zu den Biwaks der Truppen kam. Fünf Stunden hindurch beritt er das weite Schlachtfeld von einem Corps zum andern; und alle begrüßten ihn mit einem Jubel, daß er selbst lächelnd sagte, so etwas hätte er denn doch noch nicht erlebt.

Darüber kam die Nacht. Mitten im Walde la Garenne brach überdies mit heftigen Regenschauern ein Unwetter los, so daß der König den weiteren Ritt aufgeben mußte. In dem Wagen des Prinzen Albrecht, seines Bruders, der in der Nähe biwakierte, kehrte er nach Bazeilles zurück, wo die Wagen des großen Hauptquartiers warteten. Allein die Heimfahrt war bei der Dunkelheit und den vielfach versperrten Wegen so schwierig, daß der König erst um halb 2 Uhr nachts in Vendresse wieder eintraf. Sechzehn Stunden war der greise Held in anstrengender und aufregender Thätigkeit ohne eine andere Stärkung gewesen, als ein wenig kalte Küche in Donchery zum Frühstück: jetzt zog er sich müde und abgespannt in sein Zimmer zurück, während das Gefolge nebenan zu einem rasch improvisierten Souper sich niedersetzte. Da, nach kurzer Weile,

öffnete sich die Thür: König Wilhelm trat herein, um in froher Stimmung noch im Kreise seiner Getreuen zu verweilen.

Dennoch saß er am nächsten Morgen schon um halb 8 Uhr früh wieder am Schreibtisch: er schrieb an die Königin den berühmten Brief vom 3. September, in welchem er ein Bild der Schlacht und ihrer Folgen ihr entwirft. „Nun lebe wohl", schloß er, „mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes."

Still, nach so großen weltbewegenden Ereignissen, verging der Tag. Aber eine Feier hatte sich der König noch vorbehalten. Er ließ beim Diner — zum erstenmal in diesem Feldzuge — Champagner bringen; dann erhob er sich, seine Mitarbeiter an dem großen Werke durch einen besonderen Trinkspruch zu ehren. „Sie" — sagte er — „Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geführt, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht!" Und damit trank er auf das Wohl der drei Getreuen; er konnte sich gar nicht genug thun, sie recht zur Anerkennung zu bringen.

Am nächsten Tage, als die abwägende Überlegung wieder in ihre Rechte trat, wurde in Gegenwart des Königs gegen den Trinkspruch eingewandt, daß nicht Moltke, sondern der König selbst das Schwert „geführt." „Nun ja", gab der König nach, „geführt habe ich das Schwert. Aber", setzte er gleichsam sich entschuldigend, hinzu, „ich hatte im Augenblick kein anderes Wort." Sicher war es das nicht, sondern nur wieder einmal das Bestreben des selbstlosen Fürsten, seine Getreuen in den hell beleuchteten Vordergrund zu stellen auf die Gefahr, daß sein eigenes Verdienst dadurch nicht zu vollem Rechte käme.

Der Vormarsch der siegreichen Armeen gegen die feindliche Hauptstadt vollzog sich nunmehr, da keine französische Armee mehr im Felde stand, durchaus ungestört. Und damit rückte denn auch das Große Hauptquartier stetig nach Südwesten vor. In Rethel machten die aus Berlin eintreffenden Zeitungen, die alle voll Jubels über die gewaltige Niederschmetterung des französischen Kaiserreichs waren, dem König herzliche Freude. „Wie nun", sagte er, „wenn damals die Herren von der Opposition ihre Absichten gegen meine Reorganisation der Armee durchgesetzt hätten! Welche furchtbaren Erfahrungen würde Preußen haben machen müssen! Jetzt wird man einsehen, warum ich so fest geblieben bin."

In Reims verlängerte sich der Aufenthalt. Denn nachdem in Paris die Republik ausgerufen war, wollte der König abwarten, „wer sich an die Spitze einer etwaigen Verteidigung stellen und sich die Macht

anmaßen würde, über einen Frieden zu unterhandeln." Aber das Bild, das er in den nächsten Tagen aus den französischen Zeitungen von der Gestaltung der Dinge in Paris gewann, erfüllte ihn mit ernster Sorge. „Jetzt fängt der Krieg erst an", meinte er, „jetzt werden die Wortführer eine levée en masse predigen, wie 1814 die bewaffneten Bauern, mit denen wir damals genug zu thun hatten. Wir werden vielleicht noch schwere Tage zu durchleben haben."

Und wirklich trat schon in den nächsten Tagen das Unwesen der Franctireurbanden zu Tage, die, rasch auftauchend und verschwindend viel Schaden im kleinen thaten und das Land in Unruhe erhielten. Mit Infanteriepiketts mußte daher die Landstraße besetzt werden, als der König am 10. September nach Chalons fuhr, um das dortige Übungslager zu besichtigen. Er besuchte dort den Pavillon des Kaisers, das Kasino, die Chalets der Generale; aber alles lag in greulichster Verwüstung. Die Bewohner der benachbarten Dörfer hatten alles geplündert und zerschlagen. So ganz hatte in der Bevölkerung das napoleonische Kaisertum allen Halt verloren!

Als Undank erschien das dem Könige. Denn die Verlegung des Großen Hauptquartiers (am 14. September) nach Chateau Thierry führte ihn in das reizende Marnethal. Allenthalben sah man hier den Segen der zwanzigjährigen napoleonischen Regierung, vortreffliche Landstraßen, wohlhabende Bauern, sorgsame Kultur. Aber die undankbaren Franzosen erschienen dem Könige als ein Volk, „das alles vergesse und nichts lerne" — wie er sagte.

Immer klarer stellte sich dem Könige, während seine Umgebung nahen Friedenshoffnungen sich hingab, die Erkenntnis heraus, daß nach allen großen Erfolgen die definitive Entscheidung doch in Wahrheit erst in der Einnahme der feindlichen Hauptstadt liegen werde. Und diese war entschlossen, sich auf das äußerste zu wehren! Die ganze Umgegend von Paris war in eine Einöde verwandelt. Noch vor Meaux, dem nächsten Ziel des Großen Hauptquartiers, kam der König durch Dörfer, die von allen ihren Bewohnern verlassen waren. Nur hin und wieder schlich eine hungrige Katze um die leer stehenden, von allem Hausrat entblößten Wohnungen. Nirgends eine lebende Seele außer den deutschen Soldaten! Das erfüllte den König mit schwerer Sorge; auf das genaueste verfolgte er den Anmarsch aller Corps auf der Karte und berechnete alle Möglichkeiten; ja er war auf einen Winterfeldzug gefaßt. Am 16. kam der Kronprinz nach Meaux, wo nach dem Vortrage der Generale der König den Plan für die Einschließung von Paris im ein-

zelnen feststellte: fürwahr ein Gedanke von überraschender Kühnheit, mit 150 000 Mann eine Stadt von 1¾ Millionen Bewohnern, von denen mindestens 400000 zur Verteidigung die Waffen trugen, in einer 80 Kilometer langen Linie einschließen zu wollen, um ihre Ergebung zu erzwingen!

Bis zum Abend des 19. sollte nach dem Plane die Einschließung von Paris vollendet sein. Da meldete der Flügeladjutant Fürst Radziwill dem Könige, daß der Kronprinz von Sachsen im Norden von Paris auf Truppen gestoßen wäre, so daß ein Gefecht wahrscheinlich sei. Mit der Elastizität eines Jünglings sprang bei diesen Worten der König vom Stuhle auf und gab die nötigen Befehle. Die Reitpferde sollten nach Clave sofort abgehen und das Hauptquartier nach Ferrières vorrücken: Indessen als der König auf dem Schlachtfelde ankam, war das ganz unbedeutende Gefecht schon vorüber. Er beritt daher nur die Stellungen der Truppen; und bei diesem Ritte war es, daß er, die Chaussee nach Lille hinaufreitend, unweit des Pont d'Iblon östlich von St. Denis von einem geringen Hügel aus Paris vor sich liegen sah. Auch 1814 hatte er von derselben Seite aus der Stadt sich genähert: er suchte daher nach Erkennungspunkten; doch war er nicht sicher, ob er den Triumphbogen und das Pantheon wiedererkenne.

Das Schloß in Ferrières, das dem Baron Rothschild gehörte, war mit erstaunlicher Pracht eingerichtet. „Ich kann mir", sagte der König, „so etwas nicht erlauben. Darum habe ich mich auch in das einfachste Zimmer zurückgezogen." In der That machte er das Badezimmer, in welchem nur die Badewanne in eine Art Chaiselongue verkleidet war, zu seinem Arbeitszimmer. Über Truppenbesichtigungen, über mancherlei Sorgen über die Verproviantierung des Heeres, über der Freude, daß Straßburg kapituliert, kam der 30. September, der Geburtstag der Königin, heran. Es war das erste Mal seit seiner Vermählung, daß der König ihn nicht mit seiner erlauchten Gemahlin zusammen feierte — und es ist auch das einzige Mal geblieben — aber die sämtlichen fürstlichen Verwandten, die bei der Armee sich befanden, lud er zur Festtafel nach Ferrières. Nur der Kronprinz fehlte. Die Besatzung von Paris hatte in der Richtung auf Villejuif einen Ausfall unternommen, den ersten, den sie wagte; aber die 12. Division genügte, ihn zurückzuweisen. Dann warf sich der Kronprinz auf ein Ordonnanzpferd und erschien mit der Siegesnachricht, wenngleich verspätet, auf dem Feste, das seiner königlichen Mutter galt.

Der Kronprinz blieb die Nacht in Ferrières, da der König am Abend sich unwohl fühlte und an dem Thee nicht teilnahm. Indes die

Nachtruhe stärkte den greisen Herrscher, und mit lebhaftem Interesse besprach er mit seinem sieggekrönten Sohne den Verlauf des gestrigen Gefechtes, dessen Ausgang ihn besonders erfreute, weil der Sieg trotz des noch mangelhaften Zusammenhanges und der Unfertigkeit der Einschließungsarbeiten errungen worden war. „Wir werden", meinte er, „bald mehr von solchen Ausfällen zu hören bekommen, namentlich wenn sie erst erfahren, daß wir auf zwölf Meilen Umfang auf jedem einzelnen Punkte viel schwächer sind als sie. Sie haben ja Leute genug." Und daraus ergab sich ihm denn der Wunsch, das Große Hauptquartier näher an die Umfassungslinien heranzulegen. Das Ergebnis der Besprechung mit dem Kronprinzen war, daß das Große Hauptquartier nach Versailles, wo sich schon das Hauptquartier der Dritten Armee befand, verlegt werden, der Kronprinz aber die dortige Präfektur dem Könige überlassen und selbst in die Villa aux Ombrages vor der Stadt übersiedeln solle.

So erfolgte denn am 5. Oktober die Verlegung des Großen Hauptquartiers nach Versailles. Beim Übergang über die Seine bei Villeneuve St. Georges erwartete der Kronprinz mit seinem Stabe seinen königlichen Vater zur Begrüßung. Dann fuhren sie miteinander nach dem alten Königssitze der Bourbonen.

Wohl waren auf den Befehl der republikanischen Regierung auch bei Versailles die prächtigen Alleebäume umgehauen und über die Straßen geworfen, wohl waren auch hier die Brücken zerstört und das Chausseepflaster aufgerissen worden; aber die Stadt war doch nicht verödet. Die Einwohner waren in ihren Wohnungen geblieben, die Läden waren offen, die Cafés besucht, und auf den Straßen standen eine Menge Menschen, selbst Damen in eleganten Toiletten, um den König von Preußen zu sehen, als er, seinen ritterlichen Sohn zur Seite, abends um 6 Uhr ohne alles Gepränge in Versailles seinen Einzug hielt, ahnungslos, daß dort sich in kurzer Frist das größte Ereignis des Jahrhunderts ihm vollziehen würde. Eine Kaiserkrone schwebte über seinem Haupte: aber nur erst sein erlauchter Begleiter ward sie gewahr.

Viertes Buch.

Unſer Kaiſer.

Erstes Kapitel.

Kaiser und Reich.

Zu neuer Herrlichkeit war im Schwabenlande die Hohenzollernburg durch die Fürsorge König Wilhelms erstanden. Wie ein Symbol mochte das manchen wohl anmuten, der sie stark und stolz auf ihrem Berge ragen sah. Der König, die wiedererstandene einzuweihen, war auf der Fahrt dorthin. Da trat, als der Zug in Geißlingen hielt — es war im September 1867 — aus der dichtgescharten Volksmenge auf dem Bahnhof ein angesehener Bürger der Schwabenstadt vor und rief mit weit hallender Stimme: „Der Kriegsherr des Norddeutschen Bundes, der von der Vorsehung berufene deutsche Kaiser: hoch!" Und hundertfach stimmte alles mit ein in den Ruf. Denn auf „Kaiser und Reich", auf eine feste und starke Vereinigung der deutschen Stämme ging im Süden wie im Norden das Sehnen des deutschen Volkes.

Und jetzt nun, Schulter an Schulter stehend, hatten die Söhne des Nordens und des Südens in gemeinsamer Anstrengung, mit gemeinsamer Gefahr den französischen Erbfeind niedergeworfen: war es denkbar, daß die treuen Kampf- und Siegesgenossen von Wörth und Sedan, wenn der Krieg vorüber wäre, wieder zu kühlen Nachbarn auseinandertreten sollten?! Das erschien selbst unter den Fürsten im Heerlager, die doch „dem Reiche" ihre Sonderrechte abzutreten hatten, mehr als einem unmöglich. Und in der Tagespresse erhoben sich Stimmen: jetzt sei der rechte Moment. Mit freudigem Eifer erfaßte ihn der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Nur gefestigt hatte sich ihm seit Nikolsburg die Überzeugung von der hohen idealen Kraft des Kaisertums. Und am Abend in Ferrières, als die Geburtstagsgäste wieder auf ihre Posten vor dem Feinde zurückgekehrt waren, redete er in vertraulicher Zwiesprache seinen königlichen Vater darauf an. Wenig ermutigend klang die Antwort: „Davon verstehst du nichts, Fritz!" Denn dem schlichten Sinne des Königs widerstrebte der „Kaiser"*). Er

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

betrachtete die Kaiserfrage als gar nicht in Aussicht stehend, indem er sich auf die Äußerung des großen Naturforschers Du Bois-Reymond berief, der Imperialismus liege zu Boden, so daß es in Deutschland künftig nur einen König von Preußen, Herzog der Deutschen, geben könne. Der Kronprinz wendete dagegen ein, daß die tausendjährige Kaiser- oder Königskrone nichts mit dem modernen Imperialismus zu thun habe, daß vielmehr die drei deutschen Könige es notwendig machten, den Supremat durch die Kaiserwürde zu ergreifen. Damit war der Stein ins Rollen gebracht und sollte trotz des Widerstrebens König Wilhelms nicht wieder zur Ruhe kommen.

Unterdessen vermochte auch das republikanische Frankreich nicht den deutschen Waffen zu widerstehen. Am 27. Oktober kapitulierte Metz; 170000 Mann, darunter drei Marschälle, gaben sich kriegsgefangen. Infolgedessen konnte die Armee des Prinzen Friedrich Karl nach Paris zur Verstärkung der Belagerungsarmee gezogen werden. Aber auch so blieb es für diese eine schwere Aufgabe, zugleich die Ausfälle der ihr doppelt überlegenen Besatzung von Paris abzuwehren und die zum Entsatze der Hauptstadt aufgebotenen Armeen zurückzuschlagen.

Zwar gelang es der neugebildeten Loirearmee, die Bayern von Orléans abzudrängen; aber am 5. Dezember nahm der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin Orléans wieder ein und schlug im Verein mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl die Armee Chanzys bei Le Mans in völliger Auflösung zurück. Nicht besseren Erfolg hatte die Armee, die unter Faidherbes Befehl von Norden her die belagerte Hauptstadt entsetzen sollte. General von Manteuffel schlug ihn bei Amiens, und als er nochmals, um den Ausfall bei Le Bourget zu unterstützen, angriff, an der Hallue. Die Zurückweisung dieses Ausfalles hatte zur Folge, daß am 27. Dezember das Bombardement gegen den Mont Avron eröffnet wurde. Und nach dem vernichtenden Erfolge desselben begann am 5. Januar 1871 die Beschießung von Paris selber. Doch wurden täglich nur 200 bis 300 Granaten in die Stadt geworfen; denn es kam nicht darauf an zu zerstören, sondern nur zu schrecken und den Entschluß zur Kapitulation zu beschleunigen. Auch von Osten her konnte Paris auf keinen Entsatz rechnen. Denn die Scharen Garibaldis trieb General von Werder bei Pasquez zurück und zersprengte die auf Dijon heranrückende Rhonearmee völlig bei Nuits.

Nur allein die Wasgauarmee unter Bourbaki stand gegen die Deutschen im Felde. Sie sollte durch einen Einfall in Süddeutschland den Entsatz der Hauptstadt bewirken. Allein Werder hielt an der Lisaine

mit unerſchütterlicher Tapferkeit den heftigen Angriffen des dreifach überlegenen Gegners ſtand, bis Manteuffel mit dem Zweiten und Siebenten Armeecorps in Eilmärſchen herbeieilte, dem Gegner die Rückzugslinie durchſchnitt und die Päſſe des Jura ihm ſperrte. Damit war denn auch das Schickſal der Armee Bourbakis beſiegelt und für Paris die letzte Hoffnung auf Entſatz zertrümmert.



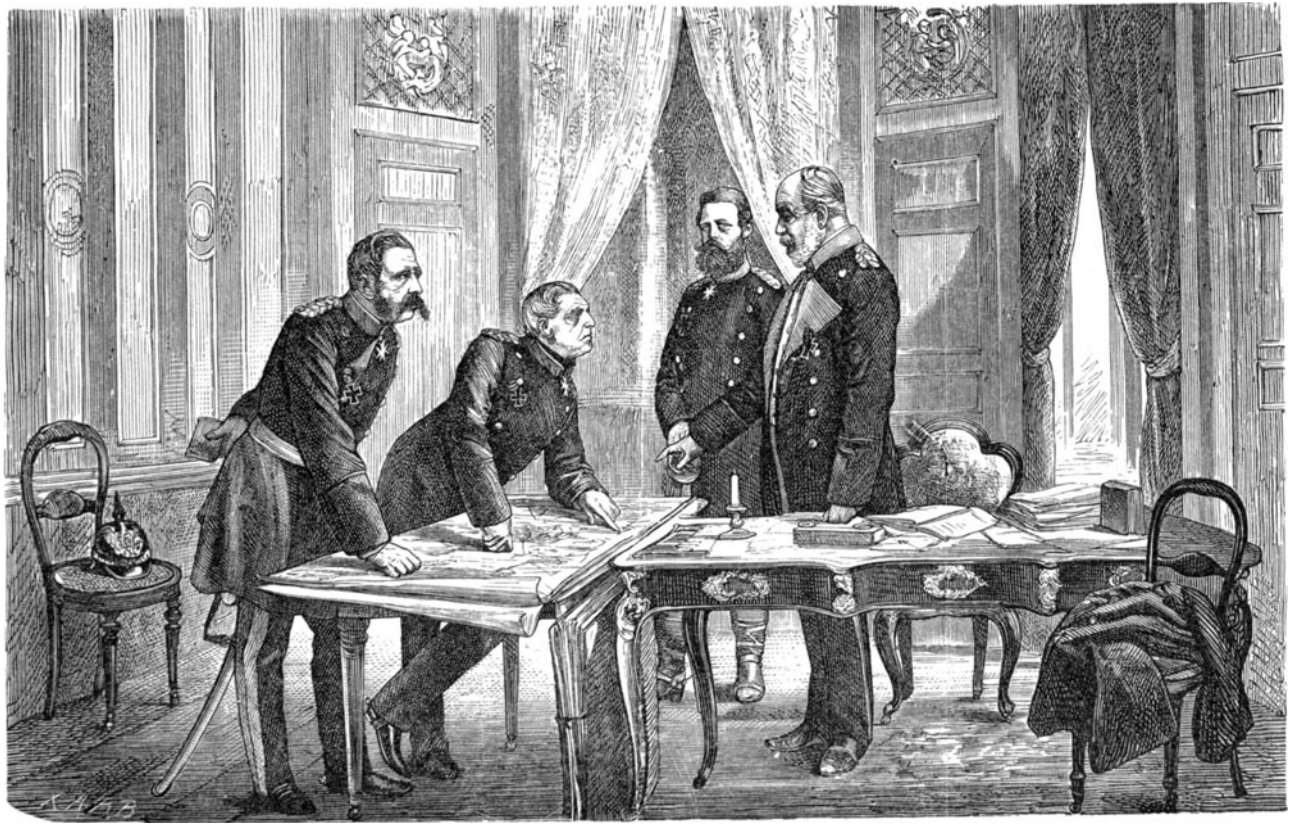
Prinz Friedrich Karl.

Während ſo die eiſernen Würfel rollten und Siegespoſt auf Siegespoſt in Verſailles eintraf, hatte dort die Frage der Neugeſtaltung Deutſchlands mit nichten geruht. Der Großherzog Friedrich von Baden war zu Anfang des November angelangt, nachdem er ſchon am 3. September die Aufnahme ſeines Landes in den Norddeutſchen Bund beantragt hatte. Das ſchien ja die einfachſte Löſung, daß die ſüddeutſchen Staaten in den Norddeutſchen Bund einträten. Auch Heſſen folgte bald mit einem ähnlichen Antrage. Ja auch Bayern begann Verhandlungen, um durch einen freieren Anſchluß an den Bund aus ſeiner vereinſamten Stellung herauszukommen. Zu gleicher Zeit wirkte Großherzog Friedrich unermüdlich

unter den Fürsten für die Wiederherstellung von Kaiser und Reich, und der greise König Johann von Sachsen erbot sich, die Verhandlungen darüber mit den übrigen deutschen Fürsten zu führen. Dagegen hatte Graf Bismarck mancherlei Bedenken; er meinte, man müsse der Zeit anheimstellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen. Aber mit lebhafter Entschiedenheit widersprach ihm der Kronprinz: man dürfe den weltgeschichtlichen Moment nicht versäumen.

Ohne Zweifel hatte der Kronprinz recht. Er verstand das Sehnen des deutschen Volkes, in dem nach den großen Erfolgen des Krieges das Bewußtsein der Kraft geweckt worden war, die aus der Einheit stammt. Er fühlte sich mitverantwortlich dem Vertrauen gegenüber, mit dem die Deutschen von König Wilhelm jetzt die Erfüllung dessen erwarteten, was einst der Wiener Kongreß ihnen vereitelt hatte. War Deutschland jetzt durch seine Thaten in die erste Reihe der Großmächte eingetreten, so hatte es auch das Recht, die Anerkennung seiner Stellung von den Mächten zu verlangen: und diese, die eben noch auf die ersten Erfolge des Kampfes mit Scheelsucht geblickt, hielten sich seit Sedan in begreiflicher Scheu vorsichtig zurück.

Schon im September hatten eine Anzahl von Führern des Norddeutschen Reichstages mit süddeutschen Gesinnungsgenossen Besprechungen gehalten und eine Verständigung über die gemeinsame nationale Aufgabe herbeizuführen gestrebt; und Süddeutschlands Bevölkerung hatte durch Beschlüsse und Adressen an ihre Fürsten das Verlangen nach einer staatlichen Verbindung mit dem Norden kundgegeben. Ja als der Präsident des Norddeutschen Bundeskanzleramts, der Staatsminister Delbrück, zu Ende des September aus Anlaß der bayrischen Anträge in München weilte, begrüßte ihn die Bevölkerung der bayrischen Hauptstadt bei seiner Rückkehr vom Schlosse Berg nach seiner Unterredung mit König Ludwig II. mit lautem Jubel und brachte freudige Lebehochs auf den „Deutschen Kaiser" aus. Allein die Forderungen, welche Bayern stellte, waren zu hoch, auch der „Deutsche Kaiser" dem König Ludwig unsympathisch. Daher blieben die Verhandlungen erfolglos. Allein die Bewegung war nicht aufzuhalten; denn es war eben der rechte Moment. Konnte es aber Bayern darauf ankommen lassen, vereinsamt zur Seite zu stehen, während die Erneuerung Deutschlands sich vollzog? Sollte es abwarten, daß der Antrag auf „Kaiser und Reich" von dem am 24. November zusammentretenden Norddeutschen Reichstage — wie sicher zu erwarten war — ausginge, oder daß König Johann und Großherzog Friedrich die deutschen Fürsten zu raschen Entschlüssen führten? Bayern schickte



General von Podbielski. General von Moltke. Der Kronprinz. König Wilhelm.

Vortrag beim König in Verſailles.

daher den Grafen Bray und die Minister Lutz und Pranckh mit der Vollmacht zur Wiederaufnahme der Verhandlungen nach Versailles, und König Ludwig dachte daran, selbst im Großen Hauptquartier zu erscheinen, und entsandte den Grafen Holnstein, um eins der Trianons zur Aufnahme für den König einzurichten.

Durch eine eingehende, stellenweise etwas scharf geführte Unterredung, die er am 16. November mit dem Grafen Bismarck hatte, war es dem Kronprinzen gelungen, diesen seinem Standpunkt näher zu bringen. Bismarck nahm infolgedessen die Verhandlungen mit Bayern in die Hand, das seine Forderungen sehr herabgestimmt hatte. Die wesentlichsten der geforderten „Reservatrechte" in Bezug auf Militär, Verkehrswesen und Heimatsgesetzgebung konnten ihm bewilligt werden; und am 23. November wurde in Bismarcks Quartier der Vertrag mit Bayern abends um 10 Uhr unterzeichnet. Befriedigt trat er darauf zu einigen im Nebenzimmer wartenden Freunden. „Nun wäre", sagte er mit bewegter Stimme, „der bayrische Vertrag fertig und unterzeichnet. Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch!" Dann ließ er, seiner Befriedigung Ausdruck zu geben, eine Flasche Champagner bringen. „Es ist ein Ereignis!" sagte er bedeutungsvoll. Aber wie nachsinnend fügte er hinzu: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen: ‚Der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen, er hätte es erlangt, sie hätten gemußt.' Er kann recht haben mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren. Was sind Verträge, wenn man muß? Und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnützen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben. Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem Deutschen Kaiser einzuräumen, als dem benachbarten Könige von Preußen."

Zwei Tage danach wurde nun auch der Vertrag mit Württemberg unterzeichnet, dem ebenfalls nicht unwichtige Zugeständnisse gemacht wurden, welche geeignet waren, dem Vertrage ebenso wie dem bayrischen mehr den Charakter eines Bündnisses zu geben.

König Ludwig als Beherrscher des mächtigsten deutschen Staates nach Preußen nahm nunmehr die Verhandlungen mit den deutschen

Fürsten und Freien Städten in die Hand, und richtete, als alle bereit der Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich zustimmten, an Bismarck die Bitte um den Entwurf eines an den König von Preußen zu richtenden Schreibens, da man in München die richtige Fassung nicht zu finden vermöchte. Ohne Verzug entsprach Bismarck diesem Wunsche; und schon am 3. Dezember kehrte Graf Holnstein von Schloß Berg mit diesem Schreiben König Ludwigs zurück. Noch an demselben Tage überreichte es Prinz Luitpold von Bayern auf Befehl seines königlichen Neffen dem Könige von Preußen. Als im Einverständnis mit allen deutschen Fürsten und Freien Städten bat darin König Ludwig den preußischen Herrscher, daß fortan die Ausübung der Präsidialrechte mit Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden werde, damit die dem Bundespräsidium zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der Deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche der König von Preußen im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausübe.

König Wilhelm gab nicht ohne einiges Widerstreben seine Zustimmung; dem Wunsche der Fürsten wollte er sich fügen. Damit war denn Kaiser und Reich in deutschen Landen unwiderruflich hergestellt; und der Kronprinz und Bismarck reichten sich die Hand, als sie miteinander das Zimmer des Königs verließen. Mit Begeisterung nahm das deutsche Volk die Wiederaufrichtung des Deutschen Kaisertums auf und mit allen Stimmen gegen die 6 der sozialdemokratischen Abgeordneten nahm der Norddeutsche Reichstag die Adresse an, in der er seinerseits König Wilhelm bat, durch Annahme der Deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. Eine Abordnung des Reichstages begab sich nach Versailles, um dem Könige die Adresse zu überreichen. Im großen Saale der Präfektur empfing der König die Deputation; zu seiner Rechten standen die Prinzen des Königlichen Hauses, zur Linken die regierenden deutschen Fürsten, die in Versailles anwesend waren. Herrliche, tiefergreifende Worte sprach Simson, der Präsident des Reichstages; gar manches Auge wurde feucht; dem Kronprinzen liefen die hellen Thränen über die Wangen. Und von draußen dröhnten dumpfrollend die Kanonenschüsse des Mont Valerien herein. Mit tiefer Bewegung nahm König Wilhelm die Adresse, nachdem Simson sie verlesen, entgegen. In der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und Freien Städte, antwortete er, vor Rührung mehrmals innehaltend, und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde er den Ruf der Vorsehung erkennen, dem er mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen dürfe.

Eine Freude war es dem Könige, schon wenige Tage nach dem Empfange der Kaiserdeputation einen Brief von dem Könige der Belgier zu erhalten, voll Sympathie für Kaiser und Reich, voll großer Erwartungen von denselben; denn König Leopold sah in der Wiederaufrichtung des Kaisertums die Wiederherstellung der Ordnung und des Rechtsbewußtseins in Europa. Wahrhaft herrliche Aufgaben, schrieb er, harrten damit des Kaisers.

Und mitten hinein nun in diese großen Dinge fiel das Weihnachtsfest. Der König ließ es sich nicht nehmen, auch hier in Versailles — wie er es in Berlin gewohnt war — am heiligen Abend für seine Umgebung selbst eine Bescherung zu besorgen und aufzubauen; jedem wußte er eine Freude, eine sinnige Überraschung zu bereiten.

Die Reichsverfassung war unterdessen mit den notwendigen Änderungen in Berlin gedruckt; der Deutsche Kaiser wie das Deutsche Reich hatten darin ihre angemessene Stellung erhalten. Nun meldete der Präsident des Bundesrates, daß sie am 31. Dezember im Bundesgesetzblatte erscheinen, und damit Kaiser und Reich mit dem 1. Januar 1871 verfassungsmäßig ins Leben treten würden. Welche hehre Weihe würde das Ereignis erhalten haben, wenn an dem gleichen Tage in Versailles König Wilhelm die Annahme der Kaiserkrone feierlich proklamierte! Alle Fürsten, die Volksvertretungen aller deutschen Staaten hatten ja zugestimmt; einzig die Erklärung der bayrischen Abgeordnetenkammer stand noch aus. Allein dem Empfinden des Königs widerstrebte es, als eile er mit der Proklamation; er erklärte, daß er für den Neujahrstag keine öffentliche Kundgebung beabsichtige. Vielmehr wurde erst der 18. Januar, der preußische Krönungstag, den der Kronprinz vorschlug, für die Kaiserproklamation ins Auge gefaßt. Eine reichliche Zeit war damit den Bayern bewilligt.

Aber doch blieb auch der 1. Januar nicht ohne Auszeichnung. Der König empfing die Abordnung des preußischen Herrenhauses, die, von dem Grafen Eberhard von Stolberg geführt, ihm eine Adresse gleichen Sinnes, wie die des Abgeordnetenhauses, überbrachte.

„Der Inhalt", erwiderte der König, „der von Ihnen verlesenen Adresse des Herrenhauses kann mich nur erfreuen, und Sie legen mit Recht dem Orte und dem Tage, an welchem ich dieselbe von Ihnen entgegennehme, eine ihren Wert erhöhende Bedeutung bei. Was das Herrenhaus von den folgenschweren Ereignissen sagt, welche uns hierhergeführt, läßt mich der Armee gedenken, der wir diese Erfolge verdanken, läßt mich diesen Dank aber auch dem Herrenhause für die richtige Auffassung und die patriotische Unterstützung meiner Reorganisation der



Feier des Weihnachtsfestes in Versailles 1870.

Armee aussprechen, die so lange anhaltenden Widerstand erfahren mußte, daß fast unsere Zukunft gefährdet erschien. Das werde ich dem Herrenhause nie vergessen! Noch eines anderen hochwichtigen, uns noch bevorstehenden Ereignisses erwähnt Ihre Adresse, welches die so lange erstrebte Einheit Deutschlands darzustellen geeignet ist. Mit Ihnen sage ich, möge sich dieselbe zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen befestigen und bewähren, möge es aber auch nie vergessen werden, daß Preußens ganze geschichtliche Entwickelung es ist, welche auf das jetzt erreichte Ziel hingeführt hat!"

Wer irgend von den Fürsten, die im Felde standen, sich freimachen konnte, war nach Versailles gekommen, um dem Könige zum Jahresanfang seine Glückwünsche auszusprechen. Der Kronprinz war der erste, der sie ihm darbrachte. „Möge es dir dereinst vergönnt sein", erwiderte sie der König, „die Friedenssaat der jetzigen Arbeit zu erleben!" Und als er sie abends bei festlichem Mahle alle um sich versammelt hatte, stand er auf. „Ich erhebe mein Glas", sagte er, „um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Heere, das von Sieg zu Sieg gezogen. Mein Dank aber gebührt den anwesenden deutschen Fürsten, die teils Führer in diesem Heere gewesen, teils sich ihm angeschlossen haben. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes, auf einen ehrenvollen Frieden!"

Sofort erbat sich Großherzog Friedrich von Baden die Erlaubnis zur Erwiderung. Einst habe, entgegnete er, König Friedrich Wilhelm IV. gesagt, nur auf dem Schlachtfelde könne eine Kaiserkrone errungen werden. Dies königliche Wort habe sich heute glänzend erfüllt. Denn heute trete durch das amtliche Erscheinen der Verfassung das Deutsche Reich in Kraft. Aber doch wolle ihm nicht eher, als bis sämtliche Stämme ihre Zustimmung erteilt, der König die Krone aufsetzen; und daß das bald geschehe, sei aller Verlangen. Mit einem Hoch auf König Wilhelm „den Siegreichen" schloß er seine begeisterten Worte, die eines tiefen Eindrucks auf alle Anwesenden nicht verfehlten.

Ohne Zweifel ist die Aufrichtung des Deutschen Kaisertums das größte Ereignis unsres Jahrhunderts. Denn damit ist das Übergewicht in Europa, nachdem es 250 Jahre bei den Romanen gewesen, fortan auf die Germanen übergegangen und das ganze politische Antlitz des Erdteils verändert.

Allein König Wilhelm entschloß sich nur schwer dazu, den neuen Stand der Dinge anzuerkennen und die Proklamation des Kaisertums,

für die der Kronprinz die Spiegelgalerie des Versailler Schlosses ausgewählt hatte, zu genehmigen. In einem Rundschreiben an die deutschen Fürsten legte er seine Auffassung der Kaiserwürde dar. „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an", heißt es darin, „nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwickelung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade giebt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen."

Am Nachmittage des 17. Januar waren beim Könige zu einer Sitzung der Kronprinz, Graf Bismarck und der Minister des königlichen Hauses von Schleinitz versammelt. Denn es war doch so manches noch mit Beziehung auf die neue Würde zu ordnen und festzusetzen. König Wilhelm hätte am liebsten sich fortan „König von Preußen, erwählter Kaiser von Deutschland" genannt. Dagegen indessen war der Kronprinz mit Entschiedenheit: ihm schwebte vor „Kaiser von Deutschland". Hiergegen wandte jedoch Bismarck ein, daß diese Fassung auf eine Territorialmacht hindeute, die der König von Preußen über Deutschland nicht besäße. Darum hätten auch schon die bayrischen Bevollmächtigten dagegen Protest erhoben, so daß sie sich auf die Bezeichnung „Deutscher Kaiser" verständigt hätten. Dem Könige mißfiel sie, ebenso wie dem Kronprinzen; doch stimmten sie endlich ihr zu. Jedoch die Abkürzung „K. K." die ihm in Österreich immer zuwider gewesen, verbat sich der König ernstlich. Auch von einem „kaiserlichen" Heere wollte er nichts hören, gab aber zu, daß die Marine „kaiserlich" genannt würde. Man sah es ihm an, wie schwer es ihm wurde, von dem alten Preußen, an dem er so festhielt, jetzt Abschied nehmen zu sollen. Dem Kronprinzen dagegen erschien die Kaiserwürde nur als das Schlußglied einer langen weltgeschichtlichen Entwickelungsreihe des Hauses Hohenzollern. „Mein Sohn", sagte der König zu den Ministern, „ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stand der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte. Ich sage, er wie seine Nachkommen mögen berufen sein, das hergestellte Reich zur Wahrheit zu machen!"

So fand denn am 18. Januar 1871, mittags um 12 Uhr, dem 170. Jahrestage der Erhebung Preußens zum Königreiche, in demselben Versailler Schlosse, in welchem vorzeiten so viel auf Deutschlands Herabwürdigung gesonnen war, der Deutschen höchster Triumph statt, die Proklamierung der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs. In der Säulenhalle an der „Treppe der Prinzen" empfing der Kronprinz

den König und geleitete ihn in die Spiegelgalerie, in der Deputationen aller Regimenter mit ihren Fahnen, die obersten Führer und Abgesandte aller Offiziercorps versammelt waren. Ein Sängerchor der Mannschaften begrüßte den eintretenden König mit dem Psalm „Jauchzet dem Herrn alle Welt". Gerade vor den Fahnen des Ersten Garderegiments, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet haben, nahm der König auf einem Hautpas seine Aufstellung, im Halbkreise um ihn die zahlreich anwesenden deutschen Fürsten und Prinzen, hinter den Fürsten die Minister und Generale. Der Kronprinz kommandiert: „Helm ab zum Gebet!" und der Gottesdienst beginnt.

Nachdem die kirchliche Feier mit dem Segen und dem Choral „Nun danket alle Gott" beendigt ist, tritt der König etwas vor und verkündet mit kräftiger Stimme, die darüber ausgestellte Urkunde verlesend, die Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreichs. Dann erteilt er dem Kanzler den Befehl, die Proklamation zu lesen, die der neue Kaiser „an das Deutsche Volk" richtet:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen — nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit



Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871.

Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Eine freudige Bewegung geht durch die Versammelten. Der Großherzog Friedrich von Baden tritt vor. Mit lauter Stimme ruft er: „Es lebe Seine Kaiserliche Majestät, der Kaiser Wilhelm!" Und dreimal stimmt die Versammlung begeistert ein, und die mächtigen Klänge von „Heil Dir im Siegerkranz" durchbrausen den Festsaal. Huldigend beugt der Kronprinz ein Knie vor dem Kaiser und küßt ihm die Hand; aber der kaiserliche Vater hebt ihn auf und umarmt ihn mit tiefer Bewegung. Dann die Reihe der im Saale aufgestellten Truppen abschreitend, verläßt der Kaiser unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches den für die Deutschen auf alle Zeiten geweihten Raum.

Das Große war geschehen: Alldeutschland jauchzte seinem Kaiser zu. Jetzt traf auch die Zustimmung der bayrischen Abgeordnetenkammer ein. Wonach sich unsere Ahnen gesehnt, worauf sie in langen, schweren Jahren gehofft, wovon die Dichter geträumt: im Kaisertum war es erfüllt; Deutschland hatte sich selbst wiedergewonnen. Befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens, stieg ein an Haupt und Gliedern reformiertes Reich unter dem altehrwürdigen Namen und dem tausendjährigen Abzeichen aus sechzigjähriger Nacht empor: im glorreichen Hause der Hohenzollern war ein Kaisertum aufgerichtet, glänzender als das der Hohenstaufen, kraftvoller, als je eines in deutschen Landen gewesen war.

Aber durfte man nicht meinen, daß Österreich aus dieser gewaltigen Neugestaltung der deutschen Verhältnisse einen Stachel empfangen würde? Dem zu begegnen, ließ König Wilhelm schon Mitte Dezember in Wien von dem Bevorstehenden mit der Versicherung Mitteilung machen, daß Deutschland nach wie vor wünsche, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich zu erhalten und zu fördern. Und noch war das Jahr nicht zu Ende, als Kaiser Franz Joseph in seiner Antwort dem rückhaltslosen Wunsche Ausdruck gab, daß Deutschland in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Bürgschaften einer glücklichen, für seine eigene wie für die Wohlfahrt des ihm so vielfach verwandten österreichischen Kaiserstaates gleich segensreichen Zukunft finden möge. Kein Zweifel, das Bündnis der beiden Kaiserreiche bahnte sich schon jetzt an.

Am Abend des großen 18. Januar saß Kaiser Wilhelm wie alle Tage an seinem Schreibtische bei der Arbeit. Graf Bismarck hatte ihm Papiere gesandt, auf dem Umschlag mit der Aufschrift „An des Kaisers

Majestät vom Bundeskanzler". Nach seiner Gewohnheit benutzte der Kaiser zur Rücksendung denselben Briefumschlag, nur vertauschte er das An und Vom, strich „Bundes" durch und schrieb darüber „Reichs". In schlichterer Weise ist nie ein Reichskanzler ernannt worden.

Immer aber stand noch mit Frankreich der Frieden aus. Schon vier Monate hatte Paris mit unerwarteter Standhaftigkeit alle Leiden einer Belagerung ertragen. Alle Ausfälle, alle Entsatzversuche waren gescheitert: doch immer noch ließ es von der Hoffnung nicht. Wieder, am 19. Januar, unternahm General Trochu, der Kommandant von Paris, mit 100000 Mann von der Südostseite des Mont Valerien gegen Buzonval einen Ausfall, den ein gleichzeitiger Vorstoß der Nordarmee General Faidherbes unterstützte. Allein diesen schlug Göben bei St. Quentin aufs Haupt, und die Kraft der Ausfallsarmee zerschellte an dem tapferen Widerstande des 5. Armeecorps. Ihre Antwort aber gaben die Deutschen zwei Tage später: sie eröffneten auch von der Nordseite das Bombardement gegen Paris.

Das war mehr, als die Stadt ertragen konnte. Die Widerstandskraft der republikanischen Regierung brach zusammen; mit der Bitte um Waffenstillstand sandte sie Jules Favre am 23. Januar nach Versailles. Mehrere Stunden dauerte die Verhandlung mit Bismarck. Dann begab sich dieser nachts um 11 Uhr zum Kaiser. Als er um Mitternacht wieder die Treppe herabstieg, trat er noch auf einen Augenblick bei dem Flügeladjutanten, Graf Lehndorff, ein: er sagte kein Wort, er pfiff nur die Halali-Jagdfanfare — aber alle verstanden ihn. Am 28. gewährte denn auch als Einleitung des Friedens Kaiser Wilhelm den Franzosen einen dreiwöchigen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß die Pariser Forts ausgeliefert würden, die Besatzung von Paris sich kriegsgefangen gebe und ihre Waffen abliefere, sowie daß in den Waffenstillstand sämtliche Departements mit Ausnahme derjenigen des Doubs, des Jura und Cote d'Or eingeschlossen würden. Denn in diesen Departements vollzog sich gerade jetzt das Schicksal der „Wasgau-Armee". Manteuffels kühner Marsch hatte ihr den Rückweg verlegt: ihr blieb keine andere Rettung, als auf das Schweizer Gebiet überzutreten, wo sie sofort entwaffnet wurde. „Was hier geschehen", rief Kaiser Wilhelm, als er die Nachricht erhielt, freudig erregt aus, „ist ja alles wunderbar und verdienstlich; aber was jetzt dort geschehen, ist entscheidend. Nun wenigstens ist Aussicht auf Frieden!"

Die letzte Hoffnung der Franzosen war gebrochen. Das beschleunigte die Friedensverhandlungen zwischen Bismarck, Thiers, der von der in

Bordeaux tagenden Nationalversammlung zum Präsidenten der französischen Republik gewählt worden war, und Jules Favre, dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Am 20. Februar begonnen, wurden sie am 26. zum Abschlusse gebracht, ohne doch den Wünschen des Kaisers voll gerecht zu werden.

Bei der Besichtigung der Forts Issy und Vanves hatte sich Kaiser Wilhelm am 4. Februar eine heftige Erkältung zugezogen. Die Folge waren sehr heftige rheumatische Schmerzen, die in der Nacht sich einstellten. Gehen und Sichniedersetzen wurde ihm sichtlich sehr schwer; aber eine Klage von ihm hörte man nicht. Er erschien sogar zur Tafel, mußte sich jedoch bald wieder zurückziehen. Wohl trat nach einigen Tagen etwas Besserung ein; allein da der Kaiser auf sein Befinden durchaus keine Rücksicht nahm, so erfolgten immer wieder Rückfälle, so daß schließlich zur Anwendung von warmen Bädern und Schröpfköpfen geschritten werden mußte. Gleichwohl ließ er sich fortlaufend von Bismarck über den Gang der Verhandlungen Vortrag halten. Er wünschte, daß die gesamte deutsche Armee durch den Siegeseinzug in das bezwungene Paris ihre wohlverdiente Genugthuung erhalte. Als aber die französischen Bevollmächtigten sich auf das äußerste dagegen sträubten, stellte er ihnen die Wahl zwischen dem Einzuge der Deutschen in Paris und der Abtretung der Festung Belfort. Da zogen sie denn doch die vorübergehende Demütigung dem dauernden Schaden vor. Am 26. Februar, nachmittags um halb 5 Uhr, unterzeichnete der Kaiser das Abkommen und verkündigte, als er zur Tafel kam, den Anwesenden selber den Abschluß des Präliminar-Friedens.

Am 1. März sollte der Siegeseinzug der Deutschen in Paris stattfinden. Die Zahl der Einziehenden war auf 30000 Mann festgesetzt. Der Kaiser aber bestimmte, daß die zunächst einziehende Abteilung, aus Regimentern des 6., 11. und 2. bayrischen Armeecorps zusammengesetzt, später durch Regimenter der Garde und der andern Armeecorps abgelöst werden sollte, bis die Nationalversammlung in Bordeaux den Frieden angenommen hätte. Denn er wünschte, daß möglichst vielen von seinen Tapferen die Ehre des Einzugs zu teil werden sollte.

Bei herrlichem Frühlingswetter hielt Kaiser Wilhelm auf dem Felde von Longchamps vor Paris über die einziehenden Truppen Parade ab: dann zogen sie durch den Triumphbogen der Elyseischen Felder hinab in den ihnen zugewiesenen Stadtteil unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches von 1814. In den ersten Reihen ritt auch Graf Bismarck, mit Genugthuung seine Zigarre rauchend. Am folgenden Tage folgten

die Garden. Ohne Gewehr, den Helm mit jungem Laube geschmückt, zogen sie unter hellem Gesange einher.

Auch Kaiser Wilhelm, obgleich immer noch von Schmerzen gequält, fuhr mit dem Grafen Lehndorff am 2. März nach Paris. Über Sevres nahm er den Weg nach dem Point du Jour, um von hier aus nach dem Triumphbogen und den Elyseischen Feldern zu gelangen. Allein alles war so unwegsam, verbarrikadiert und zertrümmert, daß mit dem Wagen nicht durchzukommen war. Der Kaiser gab daher den Befehl, bei der nächsten Courtine der Umfassungsmauer wieder in die Plaine de Boulogne hinauszulenken. Er gab die Fahrt auf und kehrte nach Versailles zurück. Da langte auch am Abend noch die Nachricht an, daß die Nationalversammlung in Bordeaux den Präliminar-Frieden angenommen hätte. Am nächsten Morgen war das unterzeichnete Dokument in den Händen des Kaisers. Demzufolge verließen die Deutschen am 3. mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel wieder die französische Hauptstadt. Auch über die ausrückenden Truppen nahm der Kaiser in Longchamps die Parade ab. Nach dem Schlusse derselben ließ er die Generale und Stabsoffiziere zusammentreten.

„Sie werden mit mir fühlen, meine Herren", sagte er zu ihnen, „unter welchen Eindrücken ich heute das Gardecorps wiedergesehen, nachdem es sich mit einem Heldenmute geschlagen, der meine höchste Anerkennung verdient, und die ich mich gedrungen fühle, gerade hier Ihnen auszusprechen! Mit Schmerz vermisse ich viele Tapfere in Ihren Reihen; denn solche Thaten, solche Erfolge verlangen Opfer. Wie ich es immer vom Gardecorps erwartet, hat es auch diesmal das Beispiel in Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer gegeben, aber auch die ganze Armee hat untereinander gewetteifert in Leistungen, die sich nicht allein den ruhmreichsten Tagen der Geschichte anreihen, sondern uns auch zu einem Ziele geführt haben, welches durch den gestern vollzogenen ehrenvollen Friedensschluß für alle Zeit in der Geschichte unseres Vaterlandes fortleben wird. Daher gebührt dieser heldenmütigen Armee und Ihnen, meine Herren, heute und hier insbesondere mein tiefgefühlter Dank und meine volle königliche Anerkennung. Vergessen wir aber nicht, daß wir alle der Vorsehung unsern Dank schuldig sind, welche es gewollt, daß wir die Werkzeuge waren, um so große welthistorische Ereignisse herbeizuführen! — Leben Sie wohl bis zum Wiedersehen in der Heimat!"

Ja, auf die Heimkehr waren jetzt nach dem glorreichen Ende alle Gedanken gerichtet. Wer sich frei machen konnte, reiste ab. Auch Kaiser

Wilhelm verließ am Morgen des 7. März Versailles. Unterwegs nahm er zu Pferde bei Villiers die Parade über die württembergische Division, das sächsische und das 1. bayrische Armeecorps ab. Dadurch indessen hatte sich, als er abends in Ferrières anlangte, sein Befinden so verschlechtert, daß er mehrere Tage das Zimmer nicht verlassen konnte und am 10. sogar den größten Teil des Tages im Bett zubringen mußte. In der hintersten Ecke des schmalen Schlafzimmers war sein Feldbett aufgeschlagen, kaum einen Fuß über den Boden sich erhebend. Dort lag, mit seiner grau und schwarz gewürfelten Decke zugedeckt, der kaiserliche Held; er klagte über heftige Schmerzen auf der linken Seite, sah sehr echauffiert aus und sprach heiser, so daß die Befürchtung einer ernstlichen Erkrankung nur allzu begründet schien. Seine Stimmung war sehr weich und trübe, wozu auch die von den Truppenteilen jetzt eingehenden Verlustlisten das ihrige beitrugen.

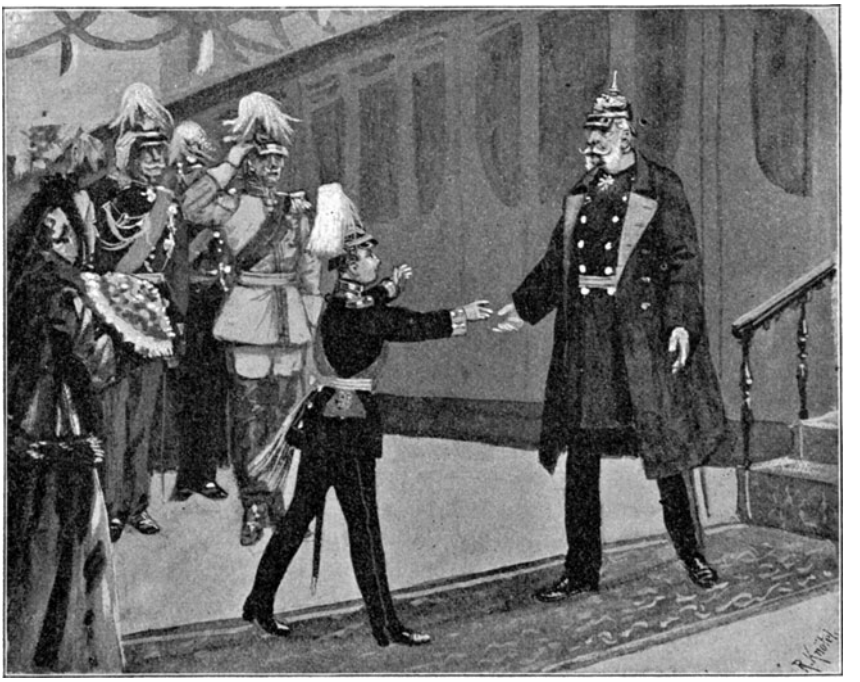
Indes der starke Wille des Kaisers überwand die Schwäche des Körpers. Am Morgen des 13. März stieg er wieder — zum letztenmal — in seinen Campagnewagen und fuhr nach Lagny, von wo nun die Eisenbahn ihn der Heimat zuführte. Sobald er sich wieder auf deutschem Boden befand, fühlte er sofort sein Befinden sich bessern. Doch bedurfte es im Sommer noch einer Kur in Ems und Wiesbaden, um die Folgen des Winterfeldzuges völlig zu heben.

Am Abend des 17. März langte Kaiser Wilhelm wieder in Berlin an. Er stand schon ausschauend am Fenster, als der Zug in den Bahnhof einfuhr. Und sowie er nur den Waggon verließ, umdrängten ihn die Kaiserin und die andern Damen der kaiserlichen Familie. Stürmisch umklammerten seine Enkel Wilhelm und Heinrich, des Kronprinzen junge Söhne, seine Knie und hielten ihn fest. Vor tiefer Bewegung fuhr sich der Kaiser wiederholt über die Augen. Zwei Schritte zurück stand der alte Wrangel; er schwenkte den Federhut und wollte Hurra rufen: aber dem greisen Krieger versagte vor Rührung die Stimme, und Thränen rannen ihm über die tiefgefurchten Wangen.

Vor seinem Palais begrüßte den heimkehrenden Sieger, am Denkmale Friedrichs des Großen befestigt, ein Banner: „Heil, Kaiser Wilhelm, Heil Dir und dem tapferen deutschen Heere!“ Und endlos brachte die Kopf an Kopf den weiten Platz erfüllende Menge auf den geliebten Herrscher in der Freude des Wiedersehens Hoch auf Hoch aus; und immer wieder mußte er mit der Kaiserin auf den Balkon heraustreten; denn immer wieder verlangte das treue Volk ihn zu sehen, bevor es jubelnd durch die festlich geschmückten Straßen sich zerstreute.

Am 21. März eröffnete Kaiser Wilhelm den ersten Reichstag des Deutschen Reiches. Mit dem Danke gegen Gott, der alles zu so wunderbar herrlichem Ende geführt, beginnend, schloß er mit dem Wunsche, daß die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein möge, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.

Während nun der Reichstag beschäftigt war, die Neugestaltung Deutschlands durch Gesetze zu ordnen und das neugewonnene „Reichs-



Rückkehr Kaiser Wilhelms nach Berlin (17. März 1871).

land" Elsaß-Lothringen dem deutschen Reichsorganismus zweckmäßig einzufügen, versuchten bei den Verhandlungen über den definitiven Frieden, die in Brüssel eröffnet waren, die französischen Bevollmächtigten die in dem Präliminarfrieden festgestellten Verpflichtungen Frankreichs hinauszuziehen und abzuschwächen. Erst durch die Drohung mit sehr entschiedenen Maßregeln erreichte es die deutsche Regierung, daß endlich am 10. Mai in Frankfurt am Main der Abschluß des definitiven Friedens auf Grund der Versailler Präliminarien zustande kam. Frankreich trat darin an das Deutsche Reich das Elsaß (mit Ausnahme Belforts) und

Deutsch-Lothringen ab, 14509 Quadratkilometer mit 1½ Millionen Einwohnern, und zahlte fünf Milliarden Frank Kriegskosten. Mit Treulosigkeit und Gewalt war einst das deutsche Land seinem Mutterlande entrissen worden. Jetzt war der Schimpf gesühnt.

Und jetzt ließ der Reichstag sich angelegen sein, dem deutschen Heere und seinen Führern den Dank des Vaterlandes zu bethätigen. Für die Invaliden wurde ein ansehnlicher Fonds sicher gestellt, zwölf Millionen Mark wurden zur Unterstützung von Reservisten und Landwehrmännern angewiesen und die gleiche Summe zu Dotationen für die Heerführer und Staatsmänner bestimmt. Der Kaiser fügte noch andere Ehren hinzu. Der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl hatten während des Feldzuges den Feldmarschallstab, Moltke die Grafenwürde erhalten; jetzt wurden der Kronprinz Albert von Sachsen und Moltke zu Feldmarschällen ernannt, Roon empfing die Grafenwürde und Graf Bismarck den Fürstenhut zugleich mit dem Sachsenwalde, den lauenburgischen Domänen.

Am 15. Juni schloß Kaiser Wilhelm den Reichstag, indem er in der Thronrede ihm den Dank des Vaterlandes aussprach. Und am 16. Juni hielten die aus Frankreich heimgekehrten Truppen ihren festlichen Einzug in die Reichshauptstadt Berlin. Fröhlichen Mutes, ruhmbekränzt schritten sie dahin durch eine Siegesallee von 7441 eroberten französischen Geschützen, während 197 französische Adler und Fahnen im Triumphe ihnen vorangetragen wurden. An der Spitze seiner Tapferen ritt in ungebeugter Kraft der kaiserliche Oberfeldherr — ein unvergeßlich-erhebendes Bild für jeden, der es gesehen hat — neben ihm, doch etwas zurück, den Feldmarschallsstab in der Rechten, die beiden prinzlichen Heerführer, den Fürsten voran in einer Reihe Moltke, Bismarck und Roon: Kaiser Wilhelms Paladine, mit geschwungenem Schwerte Frankreichs Frevelmut zu brechen, mit kräftigem Hammerschlag Deutschlands Einheit zu schmieden.

Die Königgrätzer Straße entlang, die Linden hinauf ging der stolze Siegeseinzug. Er endete im Lustgarten. Denn hier sollte die feierliche Enthüllung des Denkmals König Friedrich Wilhelms III. den Abschluß bilden. So hatte es Kaiser Wilhelms pietätvolle Dankbarkeit bestimmt: als gelte dem königlichen Vater das herrliche Siegesfest. „Was wir im tiefsten Frieden ersonnen und vollendet", sprach er mit bewegter Stimme, als die Hülle von dem Standbilde gefallen, zu den Deputationen am Denkmal, „was wir hofften, im tiefsten Frieden enthüllen zu können, dieses Standbild, ist nun auch zum Denkmal des Schlusses eines der glorreichsten, wenn auch blutigsten Kriege der Neuzeit geworden. Wenn der König

uns sehen könnte, so würde er mit seinem Volke und seinem Heere zufrieden sein. Möge der Friede, den wir mit so vielen Opfern erfochten, auch ein dauernder werden! An uns allen ist es, die Hand anzulegen, daß es also geschehe. Das walte Gott!"

Diesen Frieden zu befestigen und zu sichern, ließ nun Kaiser Wilhelm vor allem seine Sorge sein. Er machte dem Kaiser Franz Joseph am 11. und 12. August in Ischl einen Besuch, den dieser bald darauf in Gastein erwiderte. Der herzliche Verkehr der beiden Herrscher blieb denn auch nicht ohne Einfluß darauf, daß im November Graf Andrassy als Reichskanzler an die Stelle des preußenfeindlichen Grafen Beust trat. In der Freundschaft mit Rußland aber hatte Kaiser Wilhelm von jeher



Medaille auf den Feldzug von 1870—1871.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

das Fundament seiner äußeren Politik gesehen. Und es that ihm wohl, daß diese Empfindung auf das herzlichste von Kaiser Alexander gewürdigt und geteilt wurde. Bei dem Feste der Georgsritter am 8. Dezember brachte dieser auf Kaiser Wilhelm einen Trinkspruch aus, in der Hoffnung, daß die innige Freundschaft, welche die Herrscher verbinde, auch bei der künftigen Generation fortdauern werde; denn das sei die beste Bürgschaft für Aufrechterhaltung des Friedens in Europa.

So waren denn auch, als Kaiser Wilhelm am Schlusse dieses großen Jahres in der Stille der Neujahrsnacht Rückschau hielt und was sein Herz bewegte niederschrieb, seine Empfindungen wie voll demütigen Dankes, so voll Sehnsucht nach Frieden: welch sprechendes Denkmal für ihn! Hier ist, was er schrieb.

„31. Dezember 1871.

„Gott war mit uns!
Ihm sei Lob, Preis, Ehre, Dank!

„Als ich am Schlusse des Jahres 1866 mit dankerfülltem Herzen Gottes Gnade dankend preisen durfte für so unerwartet glorreiche Ereignisse, die sich zum Heile Preußens gestalteten und den Anfang zu einer Neueinigung Deutschlands nach sich zogen, da mußte ich glauben, daß das von Gott mir aufgetragene Tagewerk vollbracht sei und ich dasselbe nun, in Ruhe und Frieden fortbildend, dereinst meinem Sohne Glück bringend hinterlassen würde, vorausseh end, daß ihm es beschieden sein werde, die südliche Hälfte Deutschlands mit der nördlichen zu einem Ganzen zu einen.

„Aber nach Gottes unerforschlichem Ratschluß sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen, wie sie sich nach dem von Frankreich auf das frivolste herbeigeführten ebenso glorreichen als blutigen siebenmonatlichen Krieges nunmehr darstellt! Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 71 geschehen.

„Der deutsch-französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenigen Tagen, und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Dieser Wille stellte mir Männer zur Seite, um so Großes vollbringen zu sollen.

„Dieser Wille stählte die Gesinnung der Kämpfenden in Hingebung und Ausdauer und nie gekannter Tapferkeit, so daß an Preußens Fahnen und an die seiner Verbündeten sich unvergängliche Ehre knüpfte. Dieser Wille begeisterte das Volk zu nie gekannter Opferwilligkeit, zur Linderung der Leiden, die der Krieg unvermeidlich schlägt!

„Mit demütig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Großes nach seinem Willen vollbringen zu sollen! Möge diese Gnade ferner uns zur Seite stehen beim Auf- und Ausbau des neu geeinten Deutschland, zu dem erst der Grund gelegt ist, und Frieden uns beschieden sein „die Güter in Demut zu genießen", die in blutigen, heißen Kämpfen errungen wurden!!

„Herr, Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden!! Amen!

Wilhelm."

Zweites Kapitel.

Der Ausbau des Reiches.

(1871—1878.)

Für das junge Deutsche Reich war es ein außerordentliches Glück, daß dieselben Männer, die es geschaffen hatten, ihm auch fernerhin noch auf eine Reihe von Jahren erhalten blieben, um, nachdem sie den Aufbau zum Erstaunen der Welt zustande gebracht, nun auch den Ausbau zu leiten, der ihm erst Sicherheit und Dauerhaftigkeit verleihen konnte. Die ehrwürdige Persönlichkeit Kaiser Wilhelms allein schon wirkte mäßigend auf die Gegensätze der Parteien im Volke; seine stets rücksichtsvolle Art trug auch viel dazu bei, die deutschen Fürsten mit den Opfern auszusöhnen, die sie zur Förderung des gesamten Vaterlandes hochherzigen Entschlusses dargebracht hatten, und gab ihnen die Gewähr, daß nicht mehr, als das Wohl des Ganzen erheische, von ihnen werde verlangt werden.

Um so gerechter war daher der Schmerz bei hoch und niedrig, als es zu Anfang des Jahre 1872 so scheinen wollte, als wenn er zuerst, wie er denn an Lebensjahren allen seinen Paladinen voranstand, von dem großen Werke, das er geschaffen, werde abberufen werden. Um so größer aber war darum auch die Freude, daß Gottes Gnade vor einer so schweren Prüfung das teure Vaterland bewahrte. Am 13. Januar klagte der Kaiser über ein allgemeines Gefühl von Unwohlsein, das sich rasch so steigerte, daß er dem Ordensfeste fern bleiben mußte. Eine ernstliche Krankheit entwickelte sich; seine Haltung war gebrochen, seine Stimme ganz tonlos und seine körperliche Schwäche zwang ihn, wiederholt den Tag über im Bett zu bleiben. Während des Februar und März nahm die Krankheit so zu, daß die Ärzte einen Lungenschlag befürchteten. Nur wenige Stunden um Mittag konnte er außer dem Bett zubringen. Aber auch dann atmete er schwer und blieb unter dem Banne trüber Stimmung. Nur auf einen Stock sich stützend, konnte er sich bewegen. Dann saß er an dem Mitteltische in seinem Arbeitszimmer

und starrte unthätig vor sich hin. „Auf Wiedersehen!“ sagte er zu seinem Bibliothekar, der sich verabschiedete. „Vielleicht auch auf Nicht-wiedersehen!“ Indessen im April begann doch die Kraft des Körpers über die Krankheit obzusiegen. Der Kaiser begab sich nach Wiesbaden, dessen heiße Bäder ihm außerordentlich gut thaten. Zur Nachkur weilte er, wie es von jetzt an fast alljährlich geschah, einige Wochen in Gastein und kehrte am Ende des Sommers in seiner ganzen früheren Rüstigkeit nach Berlin zurück.

Noch nach Wiesbaden hatte ihm Graf Roon gemeldet, daß alle Kriegsschäden in der Armee wiederhergestellt, alle Vorräte, alles Material und Kriegsgerät wieder ersetzt sei. Das war dem Kaiser eine große Freude. Er lobte die rastlose Thätigkeit des Kriegsministers. „Ich fange“, setzte er ernst hinzu, „gewiß in meinem Leben keinen Krieg mehr an; aber ich habe auch gesorgt, daß die anderen es sich wohl überlegen werden, ehe sie mit mir Krieg anfangen.“

In diesem Gedanken war auch im Frieden Kaiser Wilhelms unausgesetzte Sorge, durch sein Heer das Deutsche Reich wehrhaft und stark zu erhalten. Es war das gleiche Streben, das ihn am Anfange seiner Regierung erfüllt hatte, aber dem schroffen Widerspruche des preußischen Abgeordnetenhauses begegnet war. Auch jetzt wieder, trotz seiner großartigen Erfolge, trafen die Maßnahmen des ruhmgekrönten Kaisers auf lebhaften Widerspruch. Er verlangte, daß durch ein Gesetz der Friedens-Präsenzstand der Armee und der Militär-Ausgabeetat ein für allemal festgestellt würden; denn weder die Ziffer des Effektivbestandes der Armee, noch die Kosten ihrer Unterhaltung dürften von den schwankenden Abstimmungen parlamentarischer Mehrheiten abhängig sein. Die Linke des Reichstages dagegen sah hierin eine Beeinträchtigung der Machtbefugnis des Hauses; sie stellte die Erweiterung der parlamentarischen Macht über die Sicherung des Reiches. Allein sie hatte dabei die allgemeine Meinung des deutschen Volkes keineswegs hinter sich. Darum konnte sie nicht durchdringen.

Die Friedenspräsenzstärke ist die grundlegende Bestimmung für die Organisation des Heeres. Die Reichsverfassung setzte sie auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 bis zum Schlusse des Jahres 1871 fest und bestimmte, daß sie für die spätere Zeit durch ein Reichsgesetz geregelt werden sollte. Da nun aber 1871 ein solches Organisationsgesetz noch nicht fertig war, so wurde der Termin um 3 Jahre hinausgeschoben und bestimmt, daß bis Ende 1874 demnach die bisherige Präsenzstärke von 401 659 Mann beibehalten werden solle.

Auch 1874 verlangte die Regierung die Beibehaltung dieser Präsenzziffer bis zum Erlasse einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung. Damit stieß sie aber auf den heftigen Widerspruch der Reichstags-Linken, die für den Reichstag das Recht in Anspruch nahm, alljährlich die Kosten und damit auch die Präsenzstärke der Armee zu bewilligen. Da erhob sich aber gegen den Reichstag im Volke selbst eine lebhafte Bewegung;



Reichskanzler Fürst Bismarck.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1880.

die öffentliche Meinung verlangte, daß die deutsche Wehrkraft ungeschwächt erhalten bliebe, daß das deutsche Heer eine dauernde, gesetzlich gesicherte Institution des Reiches sei. Weite Kreise des Volkes sprachen sich in Wählerversammlungen und Adressen so einmütig und entschieden gegen den Reichstag aus, daß die große Mehrzahl auch der Linken die Notwendigkeit einzulenken schnell einsah.

Es war der Abgeordnete von Bennigsen, der einen gangbaren Mittelweg fand, indem er vorschlug, die bisherige Präsenzstärke auf sieben Jahre, nicht auf unbestimmte Zeit, zu bewilligen. Am Kranken-

bett des Fürsten Bismarck hielt Kaiser Wilhelm am 10. April 1874 mit diesem, dem Grafen Moltke und dem Kriegsminister von Kameke, der an Roons Stelle getreten war, eine Beratung über den Vorschlag. Das Ergebnis derselben war, daß Kaiser Wilhelm sich mit dem „Septennat" einverstanden erklärte. Die Nachricht hiervon erregte im Reichstage den größten Jubel, und mit 224 gegen 146 Stimmen nahm der Reichstag die siebenjährige Dauer des Gesetzes an. Eine Krise, die für Deutschlands inneres Leben wie für seine äußere Schlagfertigkeit große Gefahren in sich barg, war damit glücklich vermieden und, wie Kaiser Wilhelm in der Thronrede, mit der er am 26. April den Reichstag schloß, betonte, „dem deutschen Heere war eine seiner Bedeutung für das Reich entsprechende Festigkeit der Gestaltung gesichert".

Im folgenden Jahre erhielt die Wehrgesetzgebung des Deutschen Reiches ihren Schlußstein in dem „Landsturm-Gesetz". Denn dies verwandelte den Landsturm aus einem ungeregelten Aufgebot der gesamten Bevölkerung in eine geordnete und militärisch organisierte Verwendung aller derjenigen Wehrpflichtigen vom 17. bis 42. Jahre, die weder dem Heere noch der Flotte angehörten. Es führte damit der auf dem Kriegsfuße 1283791 Mann zählenden Armee für den Kriegsfall noch eine Verstärkung von 900000 Mann zu, bestimmt zur Besetzung der Festungen und zur Landesverteidigung.

Das war eine gewaltige Rüstung, mit der angethan das Deutsche Reich keinen äußeren Feind zu fürchten brauchte. Nun aber erstand, gerade aus den großen Erfolgen der letzten Jahre heraus geboren, im Innern ihm eine Feindschaft, geeignet und beflissen, Unruhe und Mißbehagen in alle Verhältnisse hineinzutragen. Es war die Feindschaft der katholischen Kirche.

Durch die Einigung Italiens war der Papst des Kirchenstaates verlustig gegangen; nur Rom erhielt ihm die französische Besatzung. Und gerade mit diesem Italien verbündete sich Preußen und schloß durch seine Siege das katholische Österreich aus Deutschland aus. Das evangelische Preußen übernahm allein die Führung. Das erregte bei den Katholiken Mißtrauen und Befürchtungen, so daß schon im Reichstage des Norddeutschen Bundes die katholischen Abgeordneten zu einer geschlossenen Gruppe sich zusammenthaten. So entstand die Zentrumspartei.

Ersatz für den Verlust des Fürstentums, den er erlitten, suchte nun der greise Papst Pius IX. in geistlichen Entwürfen außerordentlichster Art. Er unternahm es, die päpstliche Unfehlbarkeit, wie er selbst daran glaubte, als ein Dogma der Christenheit durch ein Konzil zur allgemeinen

Anerkennung zu bringen. Und wirklich unterwarfen, als er fest auf seinem Sinne beharrte, die anfangs heftig widerstrebenden Kirchenfürsten sich einer nach dem andern; und die Zahl der altkatholischen Gemeinden, welche die päpstliche Unfehlbarkeit nicht anerkannten, wurde bei weitem nicht so groß, wie es anfangs bei der hochwogenden Aufregung den Anschein gehabt hatte. Es war ein großer Sieg, den der Papst gewann gerade zu der Zeit, wo die ewige Stadt, sein letzter Besitz an weltlicher Herrschaft, ihm durch die Siege der Deutschen verloren ging. Denn das große Ereignis von Sedan zwang die französische Regierung, die Besatzung aus Rom abzuberufen, so daß nun die Italiener die Stadt besetzten, und der Papst sich in seinem vatikanischen Palaste als einen „Gefangenen" betrachtete. Da erschien denn im Großen Hauptquartier in Versailles eine Deputation der deutschen Katholiken mit der Bitte vor Kaiser Wilhelm, daß er sich für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes verwenden möchte. Allein der Kaiser lehnte das ab, war überhaupt so entschieden gegen jede Einmischung, daß er auch keinen katholischen Geistlichen hinderte — wie doch in mehreren katholischen Staaten geschah — die Beschlüsse des vatikanischen Konzils zu verkündigen.

Durch das Volk, war nun der Gedanke der Jesuiten, von denen der greise Papst sich völlig lenken ließ, einen Einfluß auf die deutsche Regierung zu erstreben. Für dies Ziel entwickelten sie jetzt eine rührige Thätigkeit. Massenwallfahrten wurden ins Werk gesetzt; die Jungfrau Maria erschien in Marpingen einem Kreise Auserwählter; erstaunliche Wunder geschahen. Die Volksmassen wurden fanatisiert und durch die Kapläne zur Wahlurne geführt. Das Ergebnis war, daß die Zentrumspartei als die zahlreichste in den Reichstag eintrat. Ein Geist des Widerstandes gegen die Maßnahmen des Staates, von den Jesuiten geschürt, machte sich bemerkbar. Der uralte, stets glimmende Gegensatz zwischen Staat und Kirche begann in hellen Flammen aufzuschlagen.

Mit klarer Entschiedenheit antwortete Kaiser Wilhelm den preußischen Bischöfen, die, in Fulda versammelt, sich darüber beschwerten, daß der altkatholischen Gemeinde in Kattowitz eine Notkirche eingeräumt war: „Nichts wird Mich abhalten, auch in Zukunft ebenso wie bisher darauf zu halten, daß in Meinen Staaten jedem Glaubensbekenntnis das vollste Maß der Freiheit, welches mit den Rechten anderer und mit der Gleichheit aller vor dem Gesetze verträglich ist, gewahrt bleibe." Es handelte sich ja für die Regierung nicht darum, ob sie das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes anerkennen oder nicht anerkennen sollte; das

überließ sie der Glaubens- und Gewissensfreiheit der einzelnen Katholiken; sondern darum handelte es sich, ob sie im Bereiche ihrer gesetzlichen Mitwirkung eine Lehre unterstützen sollte oder durfte, die sie als verderblich für den Frieden zwischen Staat und Kirche ansah. Daraus ergab sich denn alsbald die Aufhebung der katholischen Abteilung in dem Kultusministerium, die, 1841 als berufene Ratgeberin der Staatsgewalt eingerichtet, nicht selten mehr als Vertreterin der katholischen Kirche gegen den Staat sich zu betrachten geneigt gewesen war. Am 4. Juli 1872 folgte, durch Hunderte von Petitionen angeregt, die Verbannung der Jesuiten aus dem Deutschen Reiche.

Es wurde überhaupt zumal in Preußen notwendig, der katholischen Kirche gegenüber einen rein staatsrechtlichen Standpunkt einzunehmen. Ihn durchzuführen wurde an Stelle Heinrich von Mühlers, der mit Verwaltungsreskripten den grundsätzlichen Widerstand beugen zu können gemeint hatte, am 17. Januar 1872 Adalbert Falk zum Kultusminister berufen. Und Fürst Bismarck bezeichnete in dem Reichstage den Standpunkt der Regierung mit dem bekannten Wort: „Dessen seien Sie sicher: nach Canossa gehen wir nicht, weder in kirchlicher noch in staatlicher Beziehung." So wurden denn 1873 die „Maigesetze" erlassen, welche die Aufsicht über das Schulwesen dem Staate übertrugen und die den Jesuiten verwandten Kongregationen aus dem Staate verbannten. Widerspenstige Priester wurden in Strafe genommen, Bischöfe, die gegen die Staatsgesetze handelten, verhaftet und abgesetzt. Aber bischöfliche Hirtenbriefe schürten die Widersetzlichkeit, und die katholische Presse reizte zum Widerstand. Ja, Papst Pius erklärte in der Encyklika vom 5. Februar 1873 alle neuen Kirchengesetze für ungültig und verbot, ihnen zu gehorchen. Da stellte Preußen denn in Antwort darauf alle bisherigen Staatsleistungen an die katholische Kirche ein und verbannte sämtliche geistliche Orden mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die sich ausschließlich mit Krankenpflege beschäftigten, aus dem ganzen Staatsgebiet. Zugleich wurden die Altkatholiken als berechtigte Religionspartei staatlich anerkannt. Da glaubte denn der Papst, den klar und fest vorgehenden Kaiser durch ein direkt an ihn gerichtetes Schreiben zum Einlenken bewegen zu können. Am 7. August 1873 schrieb er an ihn: man teile ihm mit, daß der Kaiser das Verfahren seiner Regierung gegen die katholische Religion nicht gutheiße, das dazu führen würde, den Thron des Kaisers zu untergraben. Seine Pflicht aber sei es, allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken seien: denn jeder, der die Taufe empfangen habe, gehöre auf irgend eine Weise ihm, dem Papste, an.



Kaiser Wilhelm und sein Kanzler.

Nach dem Gemälde von F. Siemenroth.

Aber Kaiser Wilhelm war nicht der Mann, durch Überhebung sich einschüchtern zu lassen. Am 3. September gab er bündige, unwiderlegliche Antwort. „Ich bin erfreut, daß Eure Heiligkeit Mir, wie in früheren Zeiten, die Ehre erweisen, Mir zu schreiben. Ich bin es um so mehr, als Mir dadurch die Gelegenheit zu teil wird, Irrtümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Eurer Heiligkeit in den Ihnen über deutsche Verhältnisse zugegangenen Meldungen vorgekommen sein müssen. Wenn die Berichte, welche Eurer Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Eure Heiligkeit der Vermutung Raum geben könnten, daß Meine Regierung Bahnen einschlüge, welche Ich nicht billigte. Nach der Verfassung Meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen Meiner landesherrlichen Zustimmung bedürfen.

„Zu Meinem tiefen Schmerze hat ein Teil Meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisiert, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen.

„Der Wahrnehmung Eurer Heiligkeit wird nicht entgangen sein, daß ähnliche Erscheinungen sich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäischen und in einigen überseeischen Staaten wiederholen.

„Es ist nicht Meine Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, durch welche Priester und Gläubige einer der christlichen Konfessionen bewogen werden können, den Feinden jeder staatlichen Ordnung in Bekämpfung der letzteren behilflich zu sein; wohl aber ist es Meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung Mir von Gott anvertraut ist, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren. Ich bin Mir bewußt, daß Ich über die Erfüllung dieser Meiner königlichen Pflicht Gott Rechenschaft schuldig bin, und Ich werde Ordnung und Gesetz in Meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht halten, so lange Gott Mir die Macht dazu verleiht. Ich bin als christlicher Monarch dazu verpflichtet, auch da, wo Ich zu Meinem Schmerz diesen königlichen Beruf gegen die Diener einer Kirche zu erfüllen habe, von der Ich annehme, daß sie nicht minder, wie die evangelische Kirche, das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit als einen Ausfluß des uns geoffenbarten göttlichen Willens erkennt.

„Zu Meinem Bedauern verleugnen viele der Eurer Heiligkeit unterworfenen Geistlichen in Preußen die christliche Lehre in dieser Richtung und setzen Meine Regierung in die Notwendigkeit, gestützt auf die große Mehrzahl Meiner treuen katholischen und evangelischen Unterthanen, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen.

„Ich gebe Mich gern der Hoffnung hin, daß Eure Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Jesu Christi hat, wie Ich Eurer Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Eurer Heiligkeit angerufenem Panier Ich Mich rückhaltslos bekenne.

„Noch eine Äußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann Ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen, sondern auf Eurer Heiligkeit Glauben beruht, die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem Ich Mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich Meinen Vorfahren und mit der Mehrheit Meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen andern Vermittler, als unsern Herrn, Jesum Christum anzunehmen.

„Diese Verschiedenheit des Glaubens hält Mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht teilen, in Frieden zu leben und Eurer Heiligkeit den Ausdruck Meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen. Wilhelm."

Der Eindruck, den diese mannhafte Abwehr der päpstlichen Ansprüche bei hoch und niedrig machte, war ein ganz außerordentlicher; mit begeisterter Zustimmung begrüßten sie alle Patrioten. Im Berliner Rathause wurde (am 7. Februar 1874) eine großartige Kundgebung veranstaltet, an der auch Abgeordnete des Reichstages wie des Landtages in großer Zahl teilnahmen. Aber auch im Auslande, zumal in dem protestantischen England und Amerika, erfaßte man mit lebhaftem Beifall die Bedeutung des Kampfes, den Deutschland für die ganze Welt kämpfte. Der greise Earl Russel berief in London eine nach Tausenden zählende Versammlung, um dem Deutschen Kaiser die Bewunderung des englischen Volkes und dessen herzliche Teilnahme an dem Kampfe Deutschlands gegen Rom auszudrücken. Mit lautester Zustimmung wurde eine Resolution in diesem Sinne gefaßt und nach Berlin gesandt.

Diese sympathische Kundgebung des englischen Volkes erfüllte den Kaiser mit Freude. In einem eigenhändigen Dankesbriefe schrieb er an Lord Russel: „Mir liegt die Führung Meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen schon frühere deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glück gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat, und deren Sieg in unseren Tagen die Segnungen der Reformation, die Gewissensfreiheit und die Autorität der Gesetze nicht bloß in Deutschland in Frage stellen würde. — Ich führe diesen Mir aufgedrungenen Kampf in Erfüllung Meiner königlichen Pflichten und in festem Vertrauen auf Gottes siegbringenden Beistand, aber auch in dem Geiste der Achtung vor dem Glauben anderer und der evangelischen Duldsamkeit, welche Meine Vorfahren dem Rechte und der Verwaltung Meiner Staaten aufgeprägt haben."

Es konnte nicht ausbleiben, daß von manchen Maßregeln, die der Staat zur Wahrung seiner Stellung der katholischen Kirche gegenüber traf, wie von dem Schulaufsichtsgesetz, auch die evangelische Kirche in Preußen mitbetroffen wurde. Um so mehr lag Kaiser Wilhelm, dem warmen und tiefüberzeugten Anhänger des evangelischen Bekenntnisses, daran, den Ausbau der evangelischen Kirchenverfassung zu fördern und damit diejenige Selbständigkeit, welche die Verfassung ihr zusicherte, thatsächlich ihr zu gewähren. So wurde denn 1873 die Kirchengemeinde- und Synodalordnung für die älteren Provinzen des preußischen Staates verkündigt, und am 20. Januar 1876 folgte die Verkündigung der Generalsynodalordnung für die evangelische Landeskirche. Sie wollte eine größere Teilnahme an dem Leben und der Entwickelung des protestantischen Kirchenwesens und ein regeres Interesse für die religiöse Bethätigung erwecken. Daher wurde dem Laienstande eine solche Organisation gegeben, daß die in demselben vorhandenen, kirchlich handlungsfähigen Kräfte zum Dienste in den Aufgaben des Gemeinwesens möglichst herangezogen und mit dem gebührenden Anteil an der Selbstbestimmung der Kirche ausgestattet wurden. Demgemäß wurde eine stufenmäßige Gliederung des kirchlichen Organismus von den aus freier Wahl konstituierten Gemeindekörperschaften, dem Gemeindekirchenrat und der Gemeindevertretung, durch Kreis- und Provinzialsynoden zu der allgemeinen Generalsynode hergestellt. Die Durchführung dieser Ordnung wurde verbunden mit dem Gesetz über die Führung der Standesbücher durch weltliche Beamte und über die bürgerliche Form der Eheschließung (die Zivilehe).

Auch eine reichlicher zugemessene Ausstattung der evangelischen Kirche ließ Kaiser Wilhelm sich angelegen sein. Er sorgte dafür, daß die Verheißungen, die 1810 bei der Einziehung der Kirchengüter der Kirche gemacht waren, ebenso in ihrem vollen Umfange erfüllt würden, wie die Zusicherungen, die ihr 1874 bei der Einführung der Zivilstandsgesetzgebung erteilt waren. Denn für die Kirche einzutreten, war für Kaiser Wilhelm Herzenssache.

Manche schwere Sorge dagegen bereitete ihm die Einfügung von Elsaß-Lothringen in das Deutsche Reich. Vor zwei Jahrhunderten durch die Praktiken Ludwigs XIV. dem Heiligen Römischen Reiche entrissen, hatte doch die kerndeutsche Bevölkerung bis in den Anfang unsres Jahrhunderts sich unversehrt die deutsche Eigenart bewahrt. Erst Napoleon I. setzte mit Nachdruck die Französierung des deutschen Landes ins Werk; und so nachhaltig war der Erfolg, daß nach zwei Generationen die Bevölkerung sich durchaus als französisch fühlte und mit ihren Gefühlen an Frankreich hing. Zwar Gegenliebe fand sie wenig. Denn wenn man sie in Frankreich auch als Soldaten und kräftige Handarbeiter zu schätzen und auszunutzen wußte, so galt doch dem echten Franzosen der Elsässer mit der Zipfelmütze als Typus der Einfalt und des Ungeschicks. Mit heller Freude begrüßte sie dagegen Deutschland, als die deutschen Siege die entfremdeten Töchter zur echten Mutter Germania zurückbrachten; es schien undenkbar, daß sie nicht deutsche Sympathien sich sollten bewahrt haben. Aber es war nicht anders: die Elsaß-Lothringer wußten Deutschland wenig Dank. Und doch, als jedem freigestellt wurde, sich für die französische Nationalität zu entscheiden, that es nur eine kleine Zahl: nicht mehr als 50 000 von 1½ Millionen! Die große Menge gefiel sich darin, den Mißvergnügten zu spielen, gegen die deutschen Beamten sich ungezogen zu betragen und in den Reichstag Franzosenfreunde zu wählen, die ihre Sitze entweder gar nicht einnahmen oder grundsätzlich ihre Stimmen gegen Kaiser und Reich abgaben.

Es kam also darauf an, zunächst die Bewohner dahin zu bringen, daß sie sich als Elsaß-Lothringer fühlten, um dann allmählich deutsches Fühlen und Denken auch in sie zu pflanzen. Demgemäß wurde auch Elsaß-Lothringen nicht als eine neue Provinz mit Preußen vereinigt, sondern als unmittelbares Reichsland unter eine besondere Verwaltung in Berlin gestellt. Mit der Beendigung der Diktatur trat am 1. Januar 1874 die Verfassung des Deutschen Reiches auch in dem Reichslande in Wirksamkeit, und noch in demselben Jahre wurde ein Landesausschuß zur Beratung der elsaß-lothringischen Angelegenheiten berufen.

Er erfüllte seine Aufgabe mit voller Hingebung. Es bildete sich eine eigene Landespartei, die ohne Rücksicht auf politische Stellungnahme lediglich die Interessen des Landes zu fördern suchte. Sehr förderlich für die Erweckung deutscher Sympathien erwies sich die Gründung der Universität Straßburg; und nicht zum geringsten war es die ebenso ehrwürdige wie herzgewinnende Persönlichkeit Kaiser Wilhelms, die, als er 1877 das Reichsland besuchte, die Gemüter gewann. Auf die freudigste Weise gab die Bevölkerung ihre Liebe und Verehrung kund, als er am 1. Mai in Straßburg, am 4. Mai in Metz weilte. Einem Triumphzuge gleich war die Fahrt durch das schöne Land, dessen Bewohner von weither zusammeneilten, um ihren gütigen kaiserlichen Herrn zu sehen. Wohlbegründet war daher die Hoffnung, mit der er von den Reichslanden Abschied nahm. „Um einer ernsten fürstlichen Pflicht zu genügen", sagte in seinem Abschiedserlasse Kaiser Wilhelm, „bin Ich in die Reichslande gekommen. Allenthalben auf Meinem Wege bin Ich huldigenden Aufmerksamkeiten mannigfacher Art begegnet, welche Ich gern als ebenso viele Beweise dafür betrachte, daß das Vertrauen, mit dem Ich diese Lande betreten, auf gutem Grunde geruht hat. Jetzt nehme Ich von denselben mit dem Bewußtsein Abschied, daß Mein Aufenthalt dazu beitragen wird, die Beziehungen zwischen ihnen und dem Reiche zu befestigen und ersprießlich zu gestalten."

Auszugleichen und zu versöhnen lag ja Kaiser Wilhelm allezeit besonders am Herzen. Darum gereichte es ihm zu hoher Befriedigung, daß nach der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches diejenigen Fürsten, welche 1866 ihrer Throne verlustig gegangen waren, sich zu einem versöhnlichen Abkommen bereit fanden. Zwar der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen verharrte in seinem Groll; aber als er 1875 gestorben war, entsagten für eine angemessene Entschädigung seine Erben auf immer dem hessischen Thron. Auch Herzog Adolf von Nassau entsagte, wie auch Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein. Und so herzlich war die Versöhnung, daß sich die beiden ältesten Enkel Kaiser Wilhelms, Prinz Wilhelm, des Kronprinzen ältester Sohn, mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein und der Erbgroßherzog Friedrich von Baden mit der Prinzessin Hilda von Nassau vermählten. König Georg von Hannover freilich widerstrebte bis an seinen Tod (1878) hartnäckig jeder Aussöhnung.

So war denn, was nach den Zeitumständen zum Ausbau des Reiches geschehen konnte, geschehen. Die junge Einheit der deutschen Stämme war entwickelt, ausgestaltet und auf sichere Fundamente gestellt. Und das

Verlangen des deutschen Volkes, was es in einmütiger Erhebung errungen, seine Einigung, die Wiederaufrichtung des Reiches, in gemeinsamer Feier zu begehen, durch ein nationales Denkmal zu verherrlichen: es ward zur That. Wie Kaiser Wilhelm dem Gedächtnis seiner ruhmreichen Siege 1873 das Siegesdenkmal am Königsplatz in Berlin geweiht hatte, so legte er am 16. September 1877 auf dem Niederwald, auf laubumkränzter Höhe am Rhein den Grundstein zu dem deutschen Nationaldenkmal.



Prinz und Prinzessin Wilhelm von Preußen (1881).

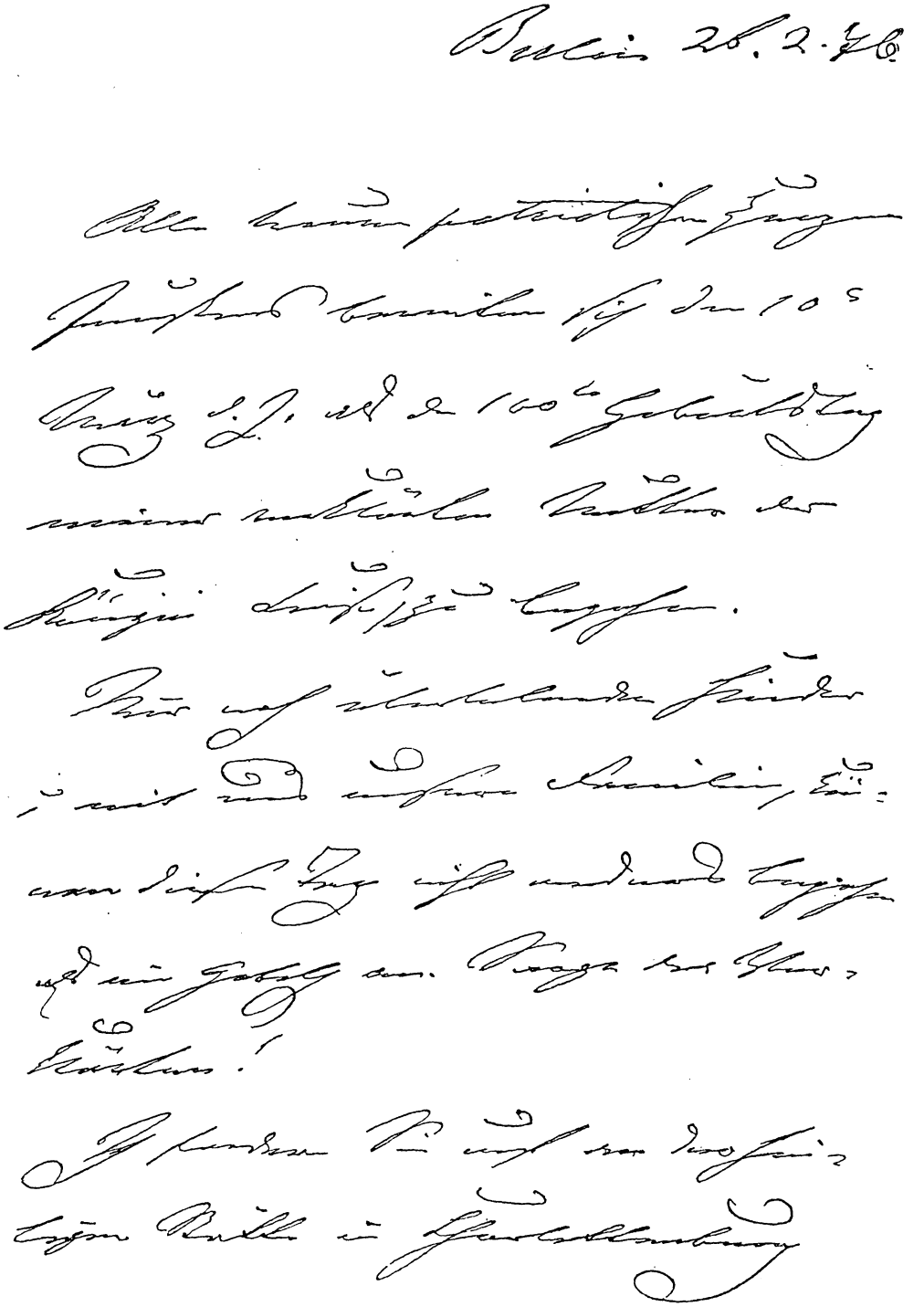
„Wie mein hochseliger Vater", sagte er, „das Denkmal auf dem Kreuzberg, so weihe ich diesen Stein den Gefallenen zum Andenken, den Lebenden zur Anerkennung, künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung!" Und Kanonendonner mit rollendem Widerhall begleitete den Hammerschlag, während jubelnd die unabsehbare Schar der Festgenossen die „Wacht am Rhein" anstimmte.

Ja, der unablässig und aufmerksam die Wacht am Rhein hielt, war Kaiser Wilhelm. Denn das unruhige Verhalten Frankreichs, nachdem 1873 die letzten deutschen Truppen den französischen Boden verlassen

hatten, schloß wie ein unter der Asche glimmender Kohlenhaufen eine Gefahr in sich; zum mindesten hemmte das Geschrei nach Vergeltung an Deutschland, das immer von Zeit zu Zeit über den Rhein herübertönte, die Abkühlung der Gemüter. In ruhiger fester Haltung stützte sich dem gegenüber Deutschland auf die alte Freundschaft mit Rußland und auf die neu gewonnene mit Österreich. Mit Recht sahen daher die Völker, als im September 1872 Kaiser Alexander mit dem Kaiser Franz Joseph als Gäste in Berlin weilten, in dem herzlichen Verkehre der drei Kaiser miteinander eine Gewähr des europäischen Friedens. Auch König Victor Emanuel von Italien kam im nächsten Jahre, um die alte Freundschaft mit Preußen zu befestigen, nach Berlin. Kaiser Wilhelm erwiderte 1875 den Besuch in Mailand, von dem Volke Italiens mit wahrhaft überströmender Begeisterung begrüßt. Auch Belgien und Schweden pflegten gern die alten freundlichen Beziehungen.

Durch das Vertrauen, das man von allen Seiten dem Kaiser Wilhelm entgegenbrachte, war das Deutsche Reich, ohne daß der Kaiser es wollte, die führende Macht in Europa geworden. Durch den Berliner Kongreß trat dies jedermann in die Augen. Auf eigene Hand hatte es Rußland versucht, mit dem Schwerte die orientalische Frage zu lösen. Mit Mühe war es der Türken Herr geworden und hatte, bis vor die Thore von Konstantinopel vordringend, der Hohen Pforte den Vertrag von San Stefano, unbekümmert um die andern Mächte, auferlegt. Von diesen aber sahen sich zumal Österreich und England so empfindlich in ihren Interessen verletzt, daß Österreich seine Armee mobil machte und England ein Kriegsgeschwader in die türkischen Meere entsandte. Ein Krieg schien unvermeidlich: aber würde Rußland den neuen Gegnern gewachsen sein? Da machte Österreich den Vorschlag, den Vertrag der Entscheidung eines Kongresses der Großmächte zu unterbreiten; als passenden Ort nannte es Berlin. Denn von der unparteiischen Vermittelung des Deutschen Reiches versprach man sich den besten Erfolg. Zögernd stimmte Rußland, bereitwillig die andern Großmächte zu, so daß am 13. Juni der Kongreß in Berlin zusammentrat. Aber die Bevollmächtigten Europas begannen ihre Verhandlungen damit, daß sie dem lebhaften Wunsche für die Wiederherstellung Kaiser Wilhelms bewegten Ausdruck gaben. Denn Grauenvolles hatte sich in Berlin zwischen der Einladung zum Kongresse und seinem Zusammentritt zugetragen: die seit langem schleichende sozialdemokratische Bewegung hatte in scheußlicher Schreckensgestalt sich erhoben.

Von einer Spazierfahrt im Tiergarten kehrte Kaiser Wilhelm mit seiner Tochter, der Großherzogin Luise von Baden, im offenen Wagen



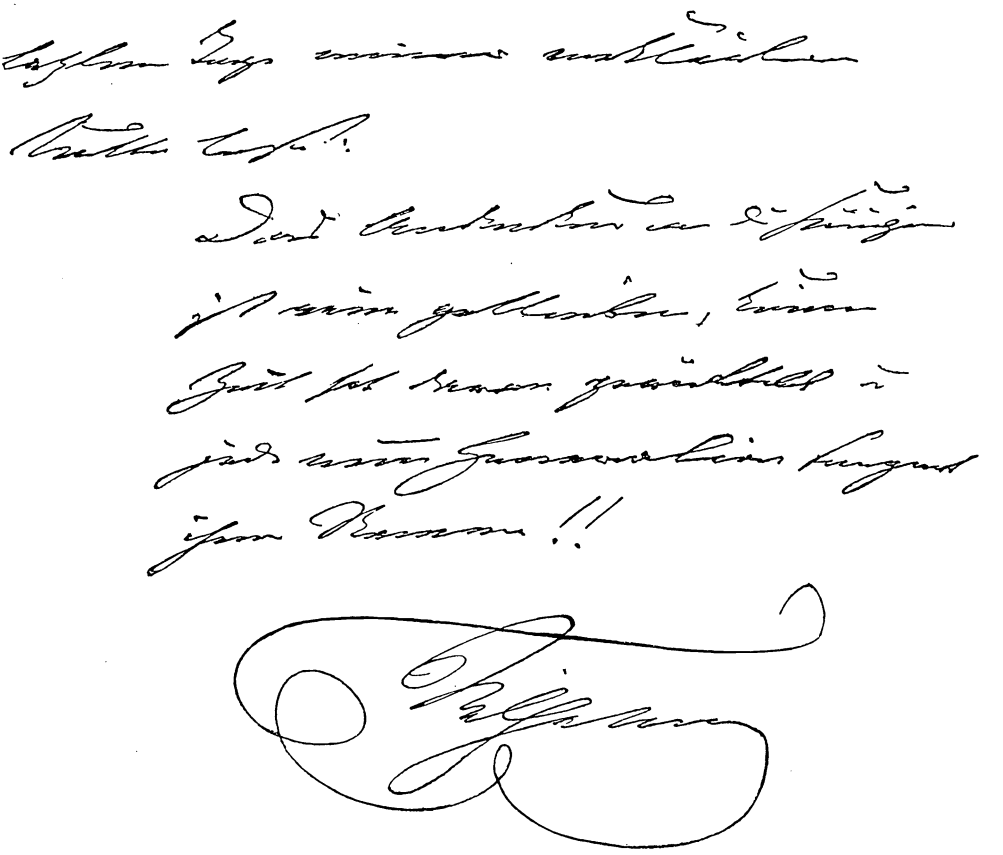
Anordnung Kaiser Wilhelms I. vom 28. Februar 1876,
betreffend die gottesdienstliche Feier des 100. Geburtstages der Königin Luise.

Faksimile der eigenhändigen Niederschrift.

um 10° Uhr, mein Freund Dr. Ch.
allein zu Fuß, am Abend in
Barcelona! um Aufschub der
Verhaftung meiner Leben! —

Mein Vorsatz Aufzeichnungen
während jeden Tag mußte ich Abend
machen; der Tag gegenüber als
Leitfaden und Abstand. Über Dem Gan
Essen war: Indem ich der ganzen
Fragerei Herr werden, meiner Angst
wegen.

Ich stimme mit der Absicht überein
dass in meinem Aufsatz über die



zurück. Es war am Sonnabend, den 11. Mai, um 3½ Uhr nachmittags. Da trat aus einem Thorwege, in dem er sich verborgen gehalten, als der Wagen an dem russischen Botschafterhotel Unter den Linden vorüberfuhr, hinter einem dort haltenden Privatfuhrwerk ein junger Mensch hervor und feuerte, den Revolver mit dem rechten Arm weit vorstreckend, auf etwa vier Schritt Entfernung einen Schuß auf den Kaiser ab. Ohne zu treffen, ging die Kugel über den Kopf des Kaisers weg. Der Leibkutscher hielt sofort die Pferde an, und der Jäger sprang vom Bock. Unterdessen aber war der Mensch hinter dem Wagen herum auf die andere Seite des Fahrdammes gelaufen und gab einen zweiten Schuß auf den Kaiser ab, glücklicherweise wieder ohne zu treffen. Nun kroch er unter der Eisenstange des Geländers des Mittelweges der Linden hindurch und rannte nach dem Pariser Platze zu, von zahlreichen Personen verfolgt. Zweimal drehte er sich im Laufe um und schoß auf seine Verfolger, ohne zu treffen; dann warf er den Revolver, der noch zwei Schüsse enthielt, fort, wurde aber bald eingeholt, niedergeschlagen und der Polizei übergeben, welche die größte Mühe hatte, ihn vor der gerechten Empörung des Volkes zu schützen. Der Verbrecher war der zwanzigjährige Klempnergeselle Max Hödel aus Leipzig, der sich selbst als Anarchisten, als Anhänger der extremsten Richtung der Sozialdemokratie, bezeichnete.

Einen Aufschrei des Abscheus rief die Kunde von dem grauenvollen Mordversuche in dem ganzen Volke hervor; aber gewaltiger bewegte dennoch der heiße Dank gegen Gott aller Herzen, daß er unversehrt den teuren Herrscher seinem Volke erhalten. „Es ist nun das dritte Mal", sagte Kaiser Wilhelm zu den ihn beglückwünschenden Ministern, „daß auf mich geschossen worden. In der Teilnahme der Bevölkerung finde ich aber Trost. Doch darf man solche Dinge in keiner Weise zu leicht nehmen. Ich habe in der Zeit, als ich Mitglied des Staatsministeriums war, stets auf die Gefahren hingewiesen, welche sich aus der Geltendmachung der damaligen staatsfeindlichen Richtungen ergeben müßten. Meine Befürchtungen sind durch das Jahr 1848 leider bestätigt worden. Jetzt wiederum und in erhöhtem Maße ist es Aufgabe der Regierung, dahin zu wirken, daß revolutionäre Elemente nicht die Oberhand gewinnen."

Aus dem gleichen Gedanken gab Fürst Bismarck von Varzin aus, wo er weilte, die Weisung, ohne Verzug ein Gesetz gegen die Sozialdemokratie auszuarbeiten. In zwei Tagen war es fertig, wurde vom Bundesrat genehmigt und am 20. Mai dem Reichstage vorgelegt. Allein mit überwältigender Stimmenmehrheit lehnte dieser es am 24. Mai ab, so daß der Kaiser noch an demselben Tage den Reichstag schließen ließ.

Nur allzusehr sollte er recht behalten! Noch bewegte die Trauerkunde alle Gemüter, daß die Panzerfregatte „Großer Kurfürst" infolge eines Zusammenstoßes mit dem Panzerschiff „König Wilhelm" im Kanal unweit Folkstone gesunken sei und eine Besatzung von 250 Mann mit in die Tiefe genommen habe: als ein neuer Mordanschlag gegen den von seinem Volke so heiß geliebten Kaiser unternommen wurde, den diesmal die verruchte Mörderhand nicht fehlen sollte.

Am Sonntag, den 2. Juni, fuhr der Kaiser gegen 3 Uhr in einem zweispännigen Wagen allein an der Südseite der Linden hinauf, um im Tiergarten die gewohnte Spazierfahrt zu machen; freundlich und leutselig wie immer dankte er den ehrerbietigen Grüßen der Spaziergänger. Da fielen aus einem Fenster des zweiten Stockes des Hauses Nr. 18 zwei Flintenschüsse auf den Kaiser. Mit teuflischer Sicherheit trafen sie ihr Ziel: durch mehr als 30 Schrotkörner war der Kaiser im Gesicht, Kopf, beiden Armen und dem Rücken verwundet. Auch Helm, Mantel und Rock waren von Rehposten durchlöchert. Mit dem Taschentuche versuchte er das von der linken Wange niederrieselnde Blut zu stillen; Totenblässe bedeckte das Gesicht, als wolle er ohnmächtig werden. Sofort sprang der Leibjäger in den Wagen und hielt, den linken Arm um dessen Schultern legend, seinen schwer getroffenen kaiserlichen Herrn aufrecht. Im Schritt kehrte der Wagen an der Nordseite der Linden in das Palais zurück. Es war ein herzzerreißender Anblick. Grenzenlose Bestürzung, mit Zorn und Scham gemischt, daß so verruchte Schandthat hatte geschehen können, erfaßte die Bevölkerung. Der Heldenkaiser, dem die feindlichen Granaten in der Schlacht nichts angethan hatten, sollte er dem Mordblei eines nichtswürdigen Meuchelmörders erliegen? Heiße Gebete bestürmten den Himmel, und Gottes Gnade wandte diese äußerste Schmach von dem deutschen Volke.

Sofort eilten die Ärzte herbei. „Ich begreife nicht, warum immer auf mich geschossen wird", sagte der Kaiser mit matter Stimme zu ihnen. Wann hatte je ein Herrscher ein besseres Recht zu einer solchen Frage? Die Mitglieder des königlichen Hauses, alle hohen Staatsbeamten versammelten sich alsbald an dem Schmerzenslager des kaiserlichen Dulders; lautlos, in banger Erwartung harrte eine unabsehbare Volksmenge des Berichtes der Ärzte. Man atmete auf, als deren Bulletin die Hoffnung auf Wiederherstellung nicht ausschloß: aber der Kaiser war 81 Jahre!

In wilder Erregung war unterdessen eine Schar von Bürgern zu dem Zimmer hinaufgestürmt, aus dem die Schüsse gefallen waren. Sie fanden die Thür verschlossen; während man sie einschlug, fiel ein Schuß,

den der verruchte Verbrecher gegen sich selbst abfeuerte. Einen zweiten feuerte er auf die Eindringenden und verwundete den Hotelier Holtfeuer. Man schlug ihm den Revolver aus der Hand und nahm ihn gefangen. Es war der 30jährige Landwirt Karl Eduard Nobiling aus Kolno bei Birnbaum. Er bekannte, daß er seit Monaten sozialdemokratische Versammlungen besucht; von dorther stammte ihm die freve Ruchlosigkeit, mit der er die grauenvolle Mordwaffe gegen das ehrwürdige Haupt seines Kaisers erhoben hatte. In der Nacht versank er in Bewußtlosigkeit und erlag am 10. September der Wunde, die er sich beigebracht, während Hödel am 16. August auf dem Schafott sein Verbrechen sühnte.

Des schwer verwundet daniederliegenden Kaisers Stellvertretung übernahm am 4. Juni auf 6 Monate der Kronprinz. Alsbald löste er den Reichstag auf. Denn ein Empfinden ging durch das Volk, daß der zweite Mordversuch auf den Kaiser nicht würde geschehen sein, wenn rechtzeitig hätte gegen die Sozialdemokratie eingeschritten werden können. Den neu gewählten Reichstag beseelte daher ein völlig anderer Geist: am 19. Oktober nahm er mit großer Majorität das Gesetz gegen die Ausschreitungen der Sozialdemokratie an.

Unterdessen heilten die Wunden Kaiser Wilhelms leicht und glücklich über Erwarten. Schon im Juli konnte er sich in Begleitung der Großherzogin von Baden nach Teplitz begeben, um durch dessen Quellen völlige Wiedergenesung zu finden. Zur Nachkur nahm er einen mehrwöchigen Aufenthalt in Gastein. Als aber dann die Herbstmanöver bei Kassel bevorstanden, ließ er sich nicht halten. Wiewohl er den Arm noch in der Binde tragen mußte, nahm er doch mit gewohnter Pflichttreue daran teil. Danach weilte er noch einige Wochen in Baden-Baden und in Wiesbaden, dessen heiße Bäder die günstigste Wirkung hatten, und kehrte in alter Kraft und Frische am 5. Dezember nach Berlin zurück. Die Freude und Liebe des Volks hatte den Weg vom Potsdamer Bahnhofe bis zum Kaiserlichen Palais in eine Triumphstraße verwandelt, durch die der Kaiser, von dem hellen Jubel der dichtgescharten Menge geleitet, seinen Einzug hielt. Im Palais angelangt, trat er mit der Kaiserin auf den Balkon, dem freudig erregten Volke zu danken; dann zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, um durch eine Reihe von Gnadenerweisungen seine glückliche Heimkehr zu feiern.

Im Empfangssaale des Palais hatten sich inzwischen, ihrem kaiserlichen Herrn ihre Huldigung darzubringen, die Minister, die Landtagspräsidenten und die Vertreter der Hauptstadt versammelt. Der Kaiser trat in ihre Mitte. „Sie werden mit mir fühlen", sagte er zu den De-



Friedrich Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen (ca. 1875).
Nach dem Gemälde von H. v. Angeli gestochen von H. Meyer (Verlag von Rud. Schuster in Berlin).



Victoria, Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen (ca. 1875).
Nach dem Gemälde von H. v. Angeli gestochen von H. Meyer (Verlag von Rud. Schuster in Berlin).

putierten Berlins, „mit wie gemischten Empfindungen ich in diesem Augenblicke vor Ihnen stehe; denn Sie haben ja mit mir die Zeit, seit jenes schmerzliche Ereignis mich betroffen, erlebt. So schwer aber die körperlichen Leiden waren, die ich zu tragen hatte, so waren sie doch nicht so quälend wie die Wunde, die meinem Herzen dadurch geschlagen wurde, daß es gerade in meiner Residenz, und daß es ein Preuße war, durch welchen mir diese Heimsuchung auferlegt wurde!"

Dann wandte der Kaiser sich zu den Staatsministern: „Die schmerzlichen Erfahrungen, welche mich persönlich betroffen, haben aber auch wunde Stellen in unseren gesamten gesellschaftlichen Verhältnissen aufgedeckt und erkennen lassen, welche nur von der starken Hand des Gesetzes geheilt werden können, dessen Einwirken neuerdings aufgerufen werden mußte. Wird dadurch Heilung auch dieser Wunden erreicht, so will ich gern für das allgemeine Wohl geblutet haben und mich freuen, daß seitdem doch schon so vielen die Augen aufgegangen sind, die nicht an die Tiefe jener Wunden glauben wollten. Ich sage daher allen denen meinen Dank, welche in der Gesetzgebung zu einer weiteren Entwickelung dieser Erkenntnis mitgewirkt, und kann nur noch den Wunsch aussprechen, daß auch die ausführenden Behörden mit energischer und nach allen Seiten hin gerechter Handhabung wirken mögen, die Absicht und den Zweck des Gesetzes zu erreichen. Ihnen, meine Herren Präsidenten der beiden Häuser des Landtages, wird es eine gewiß willkommene Aufgabe sein, in diesem Sinne den Geist und die Ziele der Volksvertretung zu pflegen."

Damit übernahm Kaiser Wilhelm nun selbst wieder die Zügel der Regierung. Während der Stellvertretung, am 15. Juli war der Berliner Kongreß geschlossen worden. Aber bald erhoben sich über die Ausführung seiner Bestimmungen Schwierigkeiten. Da war es denn für Kaiser Wilhelm eine große Genugthuung, daß seine ausgleichenden Bemühungen von allen Seiten Entgegenkommen fanden, so daß noch im Dezember die vollständige Durchführung des Berliner Vertrages gesichert war.

Mit diesem Eindruck schloß für Kaiser Wilhelm das „verhängnisvolle" Jahr 1878. Und in der Stille der Neujahrsnacht finden wir ihn in seinem Arbeitszimmer, wie er aufzeichnet, ein herrliches Zeugnis erhabener Seelengröße und edlen, frommen Sinnes, was am Schlusse eines solchen Jahres sein Herz erfüllt:

„Berlin, 31. Dezember 1878, ½11 Uhr abends.

„Es geht ein Jahr zu Ende, welches für mich ein verhängnisvolles sein sollte. Ereignisse von erschütternder Art trafen mich am 11. Mai und am 2. Juni!

„Die körperlichen Schmerzen traten zurück gegen den Schmerz, daß preußische Landeskinder eine That vollbrachten, die am Schlusse meiner Lebenstage doppelt schwer zu überwinden war und mein Herz und Gemüt für den Rest meiner Tage finster erscheinen lassen! Doch muß ich mich ergeben in den Willen Gottes, der dies alles zuließ, aber zugleich seine Gnade und Barmherzigkeit walten ließ, da er mir nicht nur das Leben erhielt, sondern mich in einer Weise gesunden ließ, die mich zu meinen Berufsgeschäften wieder fähig machte. So preise ich Gott für diese seine Führung, in der ich zugleich eine Mahnung erkenne, mich zu prüfen, ehe ich vor dem Richterstuhl des Allmächtigen erscheinen soll! Daher erkenne ich in den so sichtbar gewordenen Ereignissen eine gnadenvolle Führung Gottes, die zum Guten führen soll, wie alles, was von ihm in Leid und Freude uns trifft. Darum preise ich die Vorsehung für die schmerzensvollen Ereignisse des ablaufenden Jahres. Sie haben mir aber auch Erhebendes gebracht durch die Teilnahme, welche mir von allen Seiten zu teil wurde.

„Zunächst findet hier meine Gemahlin meinen heißen Dank für ihre Liebe und Teilnahme, die sie mir, selbst leidend, schenkte, demnächst meine Tochter, die mit kindlicher Liebe mich pflegte und mir so wohlthat. Alle Familienglieder nah und fern finden hier meinen liebevollen Dank für alles, was sie mir Teilnehmendes in der Schmerzenszeit bewiesen. Allen denen, die in so überraschender Weise meiner gedachten, gebührt hier mein inniger Dank. Und woher kam diese Teilnahme? Von wo anders als vom Allmächtigen, dessen Führung es wollte, daß ich in der Welt so gestellt ward, daß Seine Gnade sich jedermann einprägte, die über mir waltete. Und in dieser Waltung erkenne ich wiederum seine Liebe und Barmherzigkeit, daß er mich ausrüstete, seinen Willen hier auf Erden zu vollführen, und er mich und mein Volk würdig fand, das übertragene Pfund zu verwalten. Also wiederum nur Gottes Gnade preise ich in allem, was mir von Menschen in der Leidenszeit Gutes zu teil ward. Aber nicht bloß in dieser Leidenszeit zeigte sich diese Teilnahme, sondern jederzeit habe ich dieselbe in einem Maße empfangen, die weit über das Verdienst ging, mit dem ich jenes Pfund verwalten konnte. Die Menschen haben meine Schwächen und Fehler übersehen wollen; aber der, welcher sie kennt, wolle mir dereinst ein barmherziger Richter sein, wo ich die Lehren und Weisungen des eingeborenen Sohnes des himmlischen Vaters nicht achtete!

„Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

„Im Glauben ist die Hoffnung, und die himmlische Liebe der Weg dahin. Amen! Wilhelm."

Drittes Kapitel.

Zehn Friedensjahre.

Die Hohenzollern haben von jeher das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit geübt. Der Große Kurfürst brach das Übergewicht der herrschenden Landstände in soweit, daß er das Staatswesen von ihnen unabhängig machte. Unter den Königen des 18. Jahrhunderts begann die Beseitigung des Übergewichts der privilegierten Klassen über Bürger- und Bauerntum. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große führten das Prinzip der Steuergleichheit ein, wenn sie es auch noch nicht völlig durchführten. Das Königtum verschaffte bereits den Domänenbauern erblichen Besitz und sorgte für die Erhaltung des gesamten bäuerlichen Besitzes; selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft nahm im 18. Jahrhundert ihren Anfang. Und die Bauernbefreiung, die das Emanzipationsedikt vom 9. Oktober 1807 einführte, war kein Gedanke der französischen Revolution, sondern die Konsequenz der Fürsorge, welche die preußischen Könige schon im 18. Jahrhundert bethätigt hatten. Auch die Interessen der bürgerlichen Klassen wurden von den Königen wirksam wahrgenommen. In der Auflegung der Steuern verfuhr Friedrich der Große nach dem Grundsatz, daß sie „eine Art Gleichgewicht zwischen den Armen und Reichen herstellen" sollten. Gesellschaftliche Unzufriedenheit, welche aus dem Druck und der Herrschaft der einen Klasse über die andere entstanden wäre, gab es daher in Preußen nicht; namentlich haben die Verirrungen des Jahres 1848 nicht hierin ihren Grund. Vielmehr ist der Frieden der Gesellschaft in Preußen stets durch die vorbeugende sozialpolitische Thätigkeit seiner Herrscher erhalten worden.

Durchaus in dieser Tradition unternahm es nun Kaiser Wilhelm, den zumal durch die industrielle Entwickelung geschaffenen neuen Aufgaben seiner Zeit gerecht zu werden. Schon ein Greis, hinaus fast über die gewöhnliche Grenze des Menschenlebens, hatte er den Mut und das Gottvertrauen, das gewaltige Werk einer Sozialreform, wie es noch

nie ein Herrscher vor ihm versucht, zum Besten der notleidenden Klassen in Angriff zu nehmen: fürwahr das schönste Blatt in dem Ruhmeskranze seiner Friedenswerke.

Auch in Deutschland wie in andern Ländern hatte die Entwickelung der Industrie allgemach die alten soliden Verhältnisse des deutschen Handwerks völlig umgestaltet. Der Handwerker war zum Handlanger an der Maschine herabgesunken, die alten ethischen Bande, die sonst die Handwerksgenossen verbunden hatten, zerrissen. Jede Krankheit, jede Geschäftsstille machte den Arbeiter brotlos; in seinem Lebensabend, wenn das Alter ihn schwach und erwerbsunfähig machte, sah er nur eine Zeit des Darbens und drohender Not. Zudem drückte der Freihandel auf alle Preise und kürzte vielfach dem Arbeiter den schmalen Lohn. Das alles machte die Arbeiter unzufrieden mit ihrem Lose, verbitterte sie gegen die Fabrikherren und ließ sie auf die aufstachelnden Brandreden dreister Agitatoren hören. Und was diese vortrugen, leuchtete den Urteilsunfähigen ein: daß, wenn die Verhältnisse der Arbeiter so schlecht seien, die Staatsordnung, auf der sie beruhten, nichts taugen könne. Sie reizten sie damit auf, diese Staatsordnung, das Produkt tausendjähriger Kulturarbeit der Menschheit, umzustürzen und auf deren Trümmern den sozialdemokratischen Staat zu errichten, der aus Produktivgenossenschaften bestehen solle, die, von Staats wegen geleitet und kontrolliert, die gesamte Industrie und den Ackerbau in sich schlössen, um jedem den gleichen Lohn zu gewährleisten.

Diese deutsche Sozialdemokratie war aus dem „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein" hervorgegangen, den Ferdinand Lassalle 1863 gegründet hatte, um Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe durchzuführen. Allein von dem Arbeitervereine trennte sich nach dem Tode Lassalles die Eisenacher oder die sozialistische Arbeiterpartei ab. Diese ging viel weiter; sie stellte sich auf den Boden der Londoner internationalen Arbeiterassoziation, die, durchaus kommunistisch, eine völlige Umgestaltung der Grundlagen des Staats, der Kirche, der Familie, des Wirtschaftslebens anstrebte. Nur den Staatsbegriff hielten die Eisenacher noch fest, jedoch von allem Einengenden befreit. Indessen 1875 vereinigten sich die beiden Richtungen wieder: auch die früheren Lassallianer nahmen das kommunistische Programm der Internationalen an, das scheinbar die Umwandlung der Privatarbeit in Gesellschaftsarbeit sich zum Ziele setzte, in Wahrheit aber den Umsturz der Staatsordnung und die Vernichtung der Kultur anstrebte. Das hatte die sozialdemokratische Commune in Paris gezeigt, die, nachdem sie sich der Hauptstadt bemächtigt, in Blut und Greueln aller Art förmlich gewatet hatte.

Das also war es, was man von diesen staatsfeindlichen Rotten zu erwarten hatte. Nun hatten sie auch in Deutschland in den verruchten Mordanschlägen gegen Kaiser Wilhelms ehrwürdiges Haupt ihr wahres Gesicht gezeigt. Denn erst durch die Brandreden der sozialdemokratischen Versammlungen war den Mordgesellen der grauenhafte Gedanke aufgegangen, den Herrscher zu töten, in dem sie, weil er so mächtig und so geliebt war, das stärkste Hemmnis für die Durchführung ihrer den Umsturz von Staat und Gesellschaft anstrebenden Pläne sahen. Wohl gab das Gesetz vom 19. Oktober die Handhabe, den Ausschreitungen der Sozialdemokratie mit Nachdruck zu begegnen; und Kaiser Wilhelm war auch gemeint, daß es mit energischer, nach allen Seiten hin gerechter Handhabung angewandt werden solle. Aber sein Auge, man möchte sagen sein Herz sah tiefer: nur zu wehren und zu zügeln genügte ihm nicht; daneben zu bessern und zu heilen war sein hoher Gedanke. Ihn durchdrang die Überzeugung, daß in den Notständen, unter denen der Arbeiterstand schwer rang, nicht zum wenigsten die Ursache für das starke Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung zu suchen sei. Er setzte sich daher zum großen Ziele, dem Arbeiter Sicherung gegen die Not, die gewöhnliche Folge von Erkrankung oder von Unfällen, zu gewähren und eine Versorgung ihm im Alter zu verschaffen.

Wo war ein solcher Gedanke schon gefaßt worden: die Sozialdemokratie durch Sozialreform zu überwinden! Den hochherzigen Kaiser schreckte nicht die Aussicht, daß viele Millionen alljährlich notwendig sein würden zur Durchführung des großen Werkes. Schritt für Schritt ging er vor: erst galt es die Mittel zu beschaffen und dann sie in zweckmäßiger Weise für die ebenso neue wie große Aufgabe zu verwenden.

Seit 1867 herrschte in Deutschland das System des Freihandels. Es wurde aufgegeben und 1879 ein neuer Zolltarif durchgeführt, der eine Menge von Einfuhrwaren, wie Getreide und Eisen, zum Nutzen der deutschen Produktion mit Schutzzöllen, andere, wie Kaffee und Tabak, zum Besten der Reichskasse mit Finanzzöllen belegte. Damit wurde nicht nur der deutschen Arbeit in Ackerbau und Gewerbe zur wirksamen Förderung Schutz gewährt, sondern auch eine jährliche Mehreinnahme von 130 Millionen Mark erzielt. So hatte auch die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen doppelten Zweck. Bisher hatten die Eisenbahnen im Privatbetriebe lediglich den Zweck verfolgt, möglichst hohe Dividenden für die Aktienbesitzer abzuwerfen. Fortan in den Dienst der Allgemeinheit gestellt, brachten sie für Waren- und Personenverkehr durch die Einheitlichkeit der Grundsätze große Erleichterung, ermöglichten zugleich

Durch solche Steigerung der Einnahmen war nun die Grundlage für die Durchführung der Sozialreform gegeben. Schon die „Wilhelmspende", jene Pfennigsammlung, die das deutsche Volk in der Freude über die Errettung des Kaisers 1878 im Betrage von 1¾ Millionen Mark zusammengebracht, hatte Kaiser Wilhelm den Arbeitern als eine Stiftung für Altersversorgung überwiesen, auch den Arbeitern zu gute, als die sich hebenden Finanzen des Staats es zuließen, die untersten Stufen der direkten Steuer in Wegfall gebracht. Jetzt erließ er am 17. November 1881 die mit Recht hochberühmte Botschaft an den Reichstag, in der er diesem die Sozialreform als sein „Vermächtnis" in der Hoffnung ans Herz legte, darin „dem Vaterlande neue und dauerhafte Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." So wurde denn 1883 das Arbeiterkrankenversicherungsgesetz gegeben, das dem Arbeiter, wenn Krankheit ihn erwerbslos machte, zu Hilfe kam, und 1884 das Arbeiterunfallversicherungsgesetz, das den durch Unfälle geschädigten Arbeiter vor Not bewahrte. Noch großartiger war seiner Anlage nach das „Gesetz behufs Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter". Es gewährte dem durch Alter oder sonstige Erwerbsunfähigkeit brotlos gewordenen Arbeiter eine Jahresrente und sicherte ihm dadurch eine bescheidene, aber sichere Existenz. Es erforderte bei einer Zahl von 12 Millionen Arbeitern einen jährlichen Staatszuschuß von nicht weniger als 50 Millionen; aber es stellte den Abschluß der Sozialreform dar. Die wachsenden Staatseinnahmen gaben dem Kaiser die Zuversicht, auch dies größte Werk zu unternehmen. Im November 1887 ließ er es dem Reichstage vorlegen, der ihm freundlich entgegenkam. Aber dem warmherzigen Schöpfer des großen Gesetzes war nicht mehr die Freude beschieden, die Annahme und Durchführung desselben zu erleben. Aber Millionen segnen sein Andenken, deren Lebensabend er vor Not und Sorge bewahrt hat.

Neben der Möglichkeit, die weit und tiefgreifenden Aufgaben der Sozialreform durchzuführen, gewährten die infolge der Steuerreform wachsenden Reichseinnahmen dem Kaiser auch die Mittel zur inneren Befestigung des Reiches. Die „Matrikularbeiträge, die bisher von den Einzelstaaten zur Bestreitung der gemeinsamen Reichsausgaben erhoben waren, wurden allmählich so weit herabgesetzt, daß das Reich in seinen Bedürfnissen von den einzelnen Bundesstaaten unabhängig wurde. Das erwies sich als ein starkes Band der Einheit neben der Gemeinschaftlichkeit von Heer und Diplomatie, neben der durchgeführten Einheit von

durch an sich nicht rentable Sekundärbahnen weite Gebiete an den Großverkehr anzuschließen und brachten doch schon im ersten Jahrzehnt noch einen Überschuß von 330 Millionen Mark, der dem Staate zu gute kam. Maß, Gewicht und Münze. Der Kaiser fügte dazu die Einheit des Rechts. 14 Jahre verwandte die dazu eingesetzte Kommission in angestrengter Arbeit auf die Ausarbeitung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Im Januar 1888 wurde er veröffentlicht: zur großen Befriedigung für den Kaiser. Der greise Herrscher hatte, um sich ein selbständiges Urteil über den Entwurf zu verschaffen, sich Vorträge über Encyklopädie der Rechtswissenschaft halten lassen; ja er hatte sich die Mühe und Arbeit nicht verdrießen lassen, viele Seiten lange Auszüge und Zusammenstellungen aus den ihm vorgelegten Entwürfen der Justizgesetze sich selbst anzufertigen: ein sprechender Beweis, wie redlich er es mit seinem hohen Amte meinte.

Daneben aber hielt der ehrwürdige Herrscher mit unabläßiger Wachsamkeit sein scharfes Auge auf die äußere Sicherung des Reiches gerichtet. In der Streitbarkeit des Heeres und in der Zuverläßigkeit der Verbindungen mit anderen Staaten sah er die starken Grundlagen für den Frieden, den er vor allem dem Reiche zu erhalten strebte.

Auf sieben Jahre hatte der Reichstag die von der Regierung geforderte Friedenspräsenzstärke des Heeres bewilligt; danach wiederum auf sieben Jahre bis zum 31. März 1888. Inzwischen aber steigerten die Nachbarstaaten ihre Friedenspräsenzstärke, was einen unausweichlichen Druck auf Deutschland ausüben mußte. Demgemäß verlangte die Regierung noch vor dem Ende der Septennatsperiode eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke um 41 135 Mann. Allein der Reichstag verwarf die Forderung. Indeßen von ihrer Notwendigkeit überzeugt, löste Kaiser Wilhelm am 14. Januar 1887 den Reichstag auf: er wandte sich an das Volk, und das Volk gab ihm recht. Die Freunde der Regierung bildeten in dem neuen Reichstage von vornherein die Majorität. Dazu kam, daß Papst Leo XIII., um dem deutschen Kaiser sein Entgegenkommen zu beweisen, der Zentrumspartei die Annahme des Gesetzes empfahl. Die Folge war, daß der Reichstag mit geradezu überwältigender Stimmenmehrheit ohne Debatte am 11. März das Gesetz annahm, wofür ihm der Kaiser am Schlusse der Session seinen Dank aussprechen ließ.

Indeßen noch war das bewegte Jahr nicht zu Ende, als dem Reichstage ein „Gesetz, betreffend Änderungen der Wehrpflicht" vorgelegt wurde. Denn war auch die Friedensstärke des Heeres auf 468 409 Mann festgestellt, so machten die drohenden Rüstungen der Nach-

barn im Osten und Westen auch eine Erhöhung der Kriegsstärke des deutschen Heeres notwendig. Dies neue Gesetz stellte ein zweites Aufgebot der Landwehr her, dienstpflichtig bis zum 39. Lebensjahre, und rückte für den Landsturm die Altersgrenze vom 42. bis zum 45. Lebensjahre hinaus. Damit wurden zu der bisherigen Kriegsstärke noch weitere 700 000 Mann gefügt. Einstimmig nahm der Reichstag das Gesetz, das Fürst Bismarck mit hinreißender Beredsamkeit vertreten hatte, am 6. Februar 1888 an; und in freudiger Bewegung unterzeichnete Kaiser Wilhelm es am 11. Februar: es krönte sein nimmer rastendes Bemühen,



Palais Kaiser Wilhelms in Berlin.

es vollendete die Wehrverfassung des Deutschen Reiches. Zugleich bewilligte der Reichstag eine Anleihe von 278 Millionen, um das Kriegsmaterial für die ungeheure Armee zu beschaffen.

Die rasche Entschiedenheit und einmütige Opferwilligkeit des Reichstages machte den größten Eindruck auf alle fremden Mächte. Gesteigert aber wurde dieser noch dadurch, daß gerade in diesen Tagen der Deutsche Reichsanzeiger den deutsch-österreichischen Bündnisvertrag veröffentlichte.

Die Grundlage der äußeren Politik Kaiser Wilhelms war bis zum Berliner Kongreß die schon von den Vätern ererbte Freundschaft mit Rußland gewesen. Hier aber zog der Schiedsspruch Europas im Interesse des Friedens den Ansprüchen Rußlands engere Grenzen, als die besiegte Türkei sie in dem Vertrage von San Stefano hatte zugestehen müssen.

So schieden die Vertreter Rußlands in unverhehlter Unzufriedenheit von Berlin. Unter zügellosen Schmähungen behauptete die russische Presse, daß die Unzuverlässigkeit, ja die Treulosigkeit Preußens verschuldet habe, was doch der Frieden Europas gefordert hatte. Ja, russische Generale erdreisteten sich, Preußen mit Krieg zu drohen.

Dieser Umschwung in der öffentlichen Meinung Rußlands entging dem Scharfblicke des Fürsten Bismarck nicht. Er weilte im August 1879 in Gastein. Dorthin lud er den Grafen Andrassy, den österreichischen Staatskanzler, ein. In regem persönlichen Verkehre schufen hier die beiden Staatsmänner das österreichisch-deutsche Bündnis. Denn gegen das altverhaßte Österreich in erster Linie richtete sich der russische Ingrimm. Kaiser Franz Joseph war daher dem Vertrage, der im Falle eines Angriffs Rußlands die sich verbündenden Mächte verpflichtete, mit ihrer gesamten Kriegsmacht sich beizustehen, und im Falle eines Angriffs von anderer Seite ihnen mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegeneinander vorschrieb, sehr zugeneigt und unterzeichnete ihn am 7. Oktober. Kaiser Wilhelm dagegen war der Sache durchaus abgeneigt. Er hatte mit seinem Neffen, dem Kaiser Alexander II., eine Zusammenkunft in Alexandrowo unweit Thorn, und nun erst, in der Überzeugung, dem Frieden zu dienen und möglichen Störungen desselben wirksam vorzubeugen, entschloß er sich am 15. Oktober, den Bündnisvertrag auch seinerseits zu unterzeichnen. Zunächst war dieser nur auf fünf Jahre geschlossen, wurde aber dann ohne Zeitgrenze erneuert. Die freundlichen Beziehungen zu dem russischen Herrscherhause wurden davon nicht berührt. Zur Freude Kaiser Wilhelms pflegte sie Kaiser Alexander III. ebenso wie sein hochsinniger Vater. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung sandte er zum Geburtstage Kaiser Wilhelms ein sehr herzliches Glückwunschtelegramm. „Vom neuen Kaiser", rief Kaiser Wilhelm, als er es erhielt, freudig bewegt aus, „die alte herzliche Treue und Freundschaft: das thut wohl!" Aber auch später zeigte der Zar bei wiederholten Zusammenkünften mit seinem ehrwürdigen Großoheim, in Danzig 1882, in Berlin 1887, daß er Wert darauf lege, ein gutes Verhältnis zu Deutschland und seinem Herrscher zu wahren.

Unterdessen wurde Frankreich nicht müde, in aufdringlichster Weise seine Freundschaft Rußland anzutragen, das mit ziemlich kühler Herablassung das würdelose Buhlen sich gefallen ließ. Darum war es eine schwerwiegende Verstärkung des deutsch-österreichischen Bundes, daß 1887 Italien auf seinen Wunsch unter den gleichen Bedingungen in die Friedensallianz aufgenommen wurde. Denn jetzt mußte Frankreich den

stets gehegten Gedanken aufgeben, für den Fall eines Vergeltungskrieges gegen Deutschland Italien auf seine Seite zu ziehen. Damit war der mächtige Dreibund geschaffen, die Burg des europäischen Friedens. Und auf der Zinne stand als getreuer Wächter Kaiser Wilhelms ehrwürdige Gestalt!

Der Unkundige mochte meinen, daß die Annäherung Italiens zu einer um so größeren Entfremdung des Papstes vom Deutschen Reiche führen würde. Indes das Gegenteil trat ein. Papst Pius war 1878 gestorben. Sein Nachfolger Leo XIII., vorsichtiger und besonnener, wünschte den Frieden mit dem Deutschen Reiche; war doch nirgends durch den Kulturkampf der Ultramontanismus zum Siege gelangt. Aber doch durchdrang die Mißstimmung der Katholiken tief das öffentliche Leben. Darum war es auch Kaiser Wilhelms lebhafter Wunsch, mit der katholischen Kirche wieder zum Frieden zu kommen. Versöhnliche Schritte wurden angebahnt, die „Maigesetze" milder gehandhabt, und der Kronprinz hatte im Dezember 1883 eine persönliche Zusammenkunft mit dem Papste im Vatikan. Immerhin waren die nunmehr eingeleiteten Friedensverhandlungen schwierig und langwierig. Endlich im Jahre 1887 wurde der Ausgleich gefunden. Der Staat kehrte zu denjenigen Verhältnissen zurück, die vor dem Beginne des Kulturkampfes bestanden hatten: wogegen ihm die päpstliche Kurie das Recht des Einspruches gegen die Anstellung von Pfarrern gewährte, ein sehr weittragendes Zugeständnis, das er früher nicht besessen hatte. Damit war denn der langjährige Streit zur großen Befriedigung für Kaiser Wilhelm beendigt, wenn auch der tiefer liegende Gegensatz von Staat und Kirche unausgeglichen blieb und bleiben mußte.

Auch die unerquickliche Stellung, die das Reichsland Elsaß-Lothringen gegen das deutsche Mutterland eingenommen hatte, erfuhr in dem Jahrzehnte des Friedens eine erhebliche Besserung, wiewohl noch nicht völligen Ausgleich. Der Kaiser gab den lebhaften Wünschen des Landes nach, indem er 1879 den Sitz der Regierung desselben von Berlin nach Straßburg verlegte. Zum Statthalter des Reichslandes wurde zugleich der Feldmarschall Edwin von Manteuffel ernannt. Aber sein Versuch, durch ein weitestgehendes Entgegenkommen die Frankreich zugeneigte Mehrheit der Bevölkerung für Deutschland zu gewinnen, scheiterte völlig; nur um so trotziger erhoben die Franzosenfreunde ihr Haupt, nur um so dreister gaben sie ihrer Sehnsucht Ausdruck, daß das alte deutsche Land unter die französische Fremdherrschaft zurückkehren möge. Viel energischer zog dagegen, als Manteuffel 1885 starb, sein Nachfolger, Fürst Chlodwig

von Hohenlohe-Schillingsfürst, die Zügel der Regierung an; er wehrte der antideutschen Agitation im Lande mit Nachdruck und unterband den allzu intimen Verkehr mit Frankreich. Nichts hemmte ja mehr die Abkühlung der franzosenfreundlichen Gemüter im Reichslande, als das Geschrei der Franzosen nach Vergeltung an ihren deutschen Überwindern, das immer von Zeit zu Zeit gellend über die Berge des Wasgau herüberschallte. Dem gegenüber imponierte die friedliebende, uneigennützige und würdevolle selbstbewußte Haltung des Deutschen Reiches; und vollends nun dies Deutschland an der Spitze des Dreibundes machte auch dem glühendsten Franzosenfreunde die völlige Aussichtslosigkeit der Vergeltungshoffnung einleuchtend. Da schloß denn doch im Reichslande gar mancher ganz im stillen seinen Frieden mit Deutschland.

Aber nicht auf Deutschland, nicht auf Europa nur war das weitschauende Auge Kaiser Wilhelms gerichtet; wo es auf der ganzen Erde deutsche Interessen zu vertreten, den deutschen Namen hochzuhalten galt, da hielt er es für seine Regentenpflicht, fördernd und schützend einzugreifen. In großartigster Weise hatte Kaiser Wilhelm aus den bescheidenen Anfängen König Friedrich Wilhelms IV. die preußisch-deutsche Flotte entwickelt. In dem Schutze des Handels fand sie eine friedliche Bestimmung von weittragender Bedeutung. Deutsche Postdampferlinien wurden zur Förderung des deutschen überseeischen Handels eingerichtet und zahlreiche Handelsverträge mit fremden Mächten abgeschlossen. Aber der allgemach sich vollziehende Übergang Deutschlands von einem ackerbauenden zu einem Industriestaate drängte zu einer Sicherung der Absatzgebiete, die der immer weiter ausgreifende deutsche Handel sich erschloß, um die Ausfuhr der Industrieerzeugnisse wie die Zufuhr der Rohmaterialien ohne störende Belästigungen oder Einengungen sicherzustellen. Das aber konnte nur der Besitz von Kolonien gewähren. So ist aus dem Schoße des deutschen Volkes das Verlangen nach der Erwerbung deutscher Kolonien hervorgegangen.

Schon vor zweihundert Jahren hatte sich der Große Kurfürst auf alle Weise bemüht, das Interesse seines Volkes für seine kolonialen Bestrebungen zu gewinnen. Jetzt war es das Volk, das danach rief. Aber der geniale Hohenzoller war ein junger Mann von 26 Jahren, als er sich im Haag mit dem holländischen Admiral Gijsels van Lier über seine kolonialen Pläne beriet, von denen er sich eine ertragreiche Förderung der Wohlfahrt seiner Länder versprach. Kaiser Wilhelm jedoch war ein Greis von 87 Jahren, als die koloniale Bewegung an ihn herantrat. Um so bewunderungswürdiger ist der Mut, mit dem er den Entschluß faßte,



Erklärende Skizze

zu der Beilage

Kaiſer Wilhelm I. im Kreiſe ſeiner Familie.

1. Kaiſer Wilhelm.
2. Kaiſerin Auguſta.
3. Kronprinz Friedrich Wilhelm.
4. Kronprinzeſſin Victoria.
5. Prinz Wilhelm.
6. Prinzeſſin Wilhelm.
7. Prinz Friedr. Wilhelm
8. Prinz Eitel Friedrich
9. Prinz Adalbert
10. Prinz Auguſt Wilhelm

Söhne des Prinzen Wilhelm.

11. Großherzog von Baden.
12. Großherzogin von Baden.
13. Erbprinz Bernhard von Meiningen.
14. Erbprinzeſſin Charlotte von Meiningen.
15 Prinzeſſin Feodora von Meiningen.
16. Prinz Heinrich.
17. Prinzeſſin Irene von Heſſen.
18. Prinzeſſin Victoria.
19. Prinzeſſin Sophie.
20. Prinzeſſin Margarete.

Additional information of this book

(Wilhelm der Grosse); 978-3-662-22764-0; 978-3-662-22764-0_OSFO12) is provided:



http://Extras.Springer.com

unbekümmert um die Eifersucht Englands, um die Unruhe Frankreichs, dem Deutschen Reiche den kolonialen Besitz zu erwerben, dessen es zu einer gedeihlichen Weiterentwickelung bedurfte, wenn auch den vollen Ertrag erst die Enkel davon haben konnten. Mit weitschauendem Blick ermaß Kaiser Wilhelm die Folgewichtigkeit einer solchen Erwerbung. 1884 wurde mit Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika in Afrika ein Gebiet von $2^1/_3$ Millionen Quadratkilometern unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt, wozu 1885 in der Südsee noch ein weiteres Gebiet von $^1/_4$ Million Quadratkilometern trat, so daß das deutsche Kolonialreich insgesamt um das Fünffache das Mutterland an Ausdehnung übertrifft.

Ein Werk des Friedens schloß sich daran. Nachdem Deutschland sich mit Frankreich verständigt, luden zum Erstaunen Europas die beiden alten Gegner alle seefahrenden Nationen Europas und die Vereinigten Staaten von Amerika zu einer Konferenz nach Berlin ein, um der Konkurrenz der Mächte in Afrika durch gemeinschaftliche Beratung bestimmte Wege zu weisen und Reibungen und Zusammenstößen von vornherein vorzubeugen. Das Ergebnis der Beratungen war die Generalakte vom 28. Februar 1885, gewöhnlich kurzweg die Kongo-Akte genannt. Sie stellt die Bedingungen für die Gültigkeit künftiger Besitzergreifungen in Westafrika fest und giebt eine Reihe bindender Normen für die Verwaltung der in Afrika schon in Besitz genommenen Gebiete. Aber darüber hinaus zeigte sie klar, daß England nicht mehr wie bisher den Ausschlag gebenden Einfluß in überseeischen Angelegenheiten ausübte, daß fortan auch hierin das Deutsche Reich ein schwer wiegendes Wort, das achtsame Berücksichtigung verlangte, mitsprach.

Zur leitenden Macht Europas — das ist das Ergebnis dieser Friedensjahre — war das Deutsche Reich emporgestiegen dank der Weisheit und Mäßigung Kaiser Wilhelms, dank vor allem des tief begründeten Vertrauens, mit dem alle Welt zu der ehrwürdigen Heldengestalt emporblickte.

Viertes Kapitel.

Unser Kaiser daheim.

An jedem Mittag, wenn die königliche Purpurstandarte von dem Palais Kaiser Wilhelms wehte, sammelten sich bei dem Denkmale Friedrichs des Großen Unter den Linden Gruppen von Menschen an, wie es schien, ganz in die Betrachtung von Rauchs Meisterwerk vertieft. Aber in Wahrheit galt ihre Aufmerksamkeit dem „historischen Eckfenster", welches eigentlich das zweite von der Ecke war: denn an diesem zeigte sich zuzeiten, wenn auch nur auf einen Augenblick, die Heldengestalt Kaiser Wilhelms. Nur wenn um 1 Uhr die Wachtparade vorübermarschierte, blieb er am Fenster stehen, bis sie vorüber war. Dann gingen die Leute zufrieden und glückselig nach Hause, oder reisten ab in ihre ferne Heimat: sie hatten ihren Kaiser gesehen, zu dem ja jeder in einem ganz persönlichen Verhältnis sich stehend fühlte. Die Bewunderung für seine Großthaten war längst zu einer innigen Verehrung durchwärmt; und in dieser empfand jeder den Kaiser als einen Teil seines eigenen Ich. Es war unmöglich zu denken, wie man sollte ohne den Mann dort leben können, der das Wohl aller auf dem Herzen trug, und zu dem ein jeder mit unbegrenztem Vertrauen aufschaute.

In einem Gespräche mit General Grant entwarf Fürst Bismarck diesem ein Bild des Kaisers. „Niemals", sagte er, „gab es einen Menschen von einem bescheideneren, großmütigeren und humaneren Charakter als den Kaiser. Er unterscheidet sich ganz und gar von den in so hoher Stellung geborenen Menschen, oder doch von den meisten derselben. Sie legen wenig Gewicht auf die Empfindungen und Wünsche anderer; sie meinen, Menschen ihrer Abstammung sei vieles erlaubt; ihre ganze Erziehung scheint dahin zu zielen, in ihnen die menschliche Seite zu ersticken. Der Kaiser hält sich nicht für einen solchen Olympier; im Gegenteil, er ist in jeder Beziehung Mensch und unterzieht sich jeder menschlichen Pflicht. Er hat nie in seinem Leben jemand Unrecht gethan,



Aufzug der Wachtparade vor dem Palais Kaiser Wilhelms.

nie das Gefühl eines andern verletzt, nie sich einer Härte schuldig gemacht. Er ist einer jener Menschen, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, der sich fort und fort mit dem Wohle seiner Umgebung und seiner Unterthanen beschäftigt, geschmückt mit allen hohen Eigenschaften eines Fürsten und mit allen Tugenden eines Menschen. Es ist unmöglich, sich einen schöneren und wohlthuenderen Typus eines Edelmannes zu denken."

Der Grundzug in dem Wesen Kaiser Wilhelms war seine tiefe Religiosität. Eine schlichte, innige Frömmigkeit, von Hochmut wie von Unduldsamkeit gleich fern, erfüllte sein Herz; sie leitete ihn bei all seinem Thun; sie richtete ihn auf in schweren Stunden. Mit Innigkeit hielt er zu dem Bekenntnisse seiner Väter. „Wenn etwas", sagte er bei dem Jubelfeste des Dom-Kandidatenstifts (am 17. Juni 1879) zu diesen, „im Leben und Treiben der jetzigen Welt Halt geben kann, so ist es der alleinige Grund, welcher in Jesu Christo gelegt ist. Sie wissen, daß ich aus voller und freier Überzeugung der positiven Union angehöre, welche mein seliger Vater gestiftet hat. Der Grund und Fels, an dem ich und wir alle aushalten müssen, ist der unverfälschte Glaube, wie ihn die Bibel uns lehrt." Damit erhob der Kaiser wie zur Bestätigung die Hand. Dann fuhr er fort: „Möge Ihnen allen der heutige Tag dazu gesegnet sein, die Erkenntnis Gottes und seines eingeborenen Sohnes Jesu Christi als die einzige Quelle wahren Heiles in ihnen zu fördern. Es kann ja ein jeder handeln, wie sein Gewissen ihm sagt, aber alle müssen doch aufbauen auf dem einen Grund der Bibel und des Evangeliums."

Aus diesem Glauben stammte das unbedingte Gottvertrauen, das sein ganzes Wesen durchdrang. Er fühlte sich ganz als ein Werkzeug Gottes. Darum empfand er seine großen Erfolge als Handlungen Gottes, der in allem ihn leitete. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" schloß er in diesem Empfinden die Siegesdepesche von Sedan an die Königin Augusta. Und den Bürgermeistern der ihn begrüßenden Residenzstädte erwiderte er am 20. März 1871: „Es war der Wille der Vorsehung, daß diese großen Thaten durch uns sollten vollbracht werden. Wir waren aber nur die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand." Darum war Kaiser Wilhelm stets weit davon entfernt, die Ehre seiner Großthaten sich anzurechnen: Gott vor allem galt sein Dank. „Mein Blick", erwiderte er den am Neujahrstage ihm Glück wünschenden Generalen, „kann sich nicht in die Vergangenheit richten, ohne mein tiefbewegtes Herz von Dank für die Gnade des allmächtigen Gottes überströmen zu lassen, die wahrlich Großes an mir gethan hat." Und nächst Gott be-

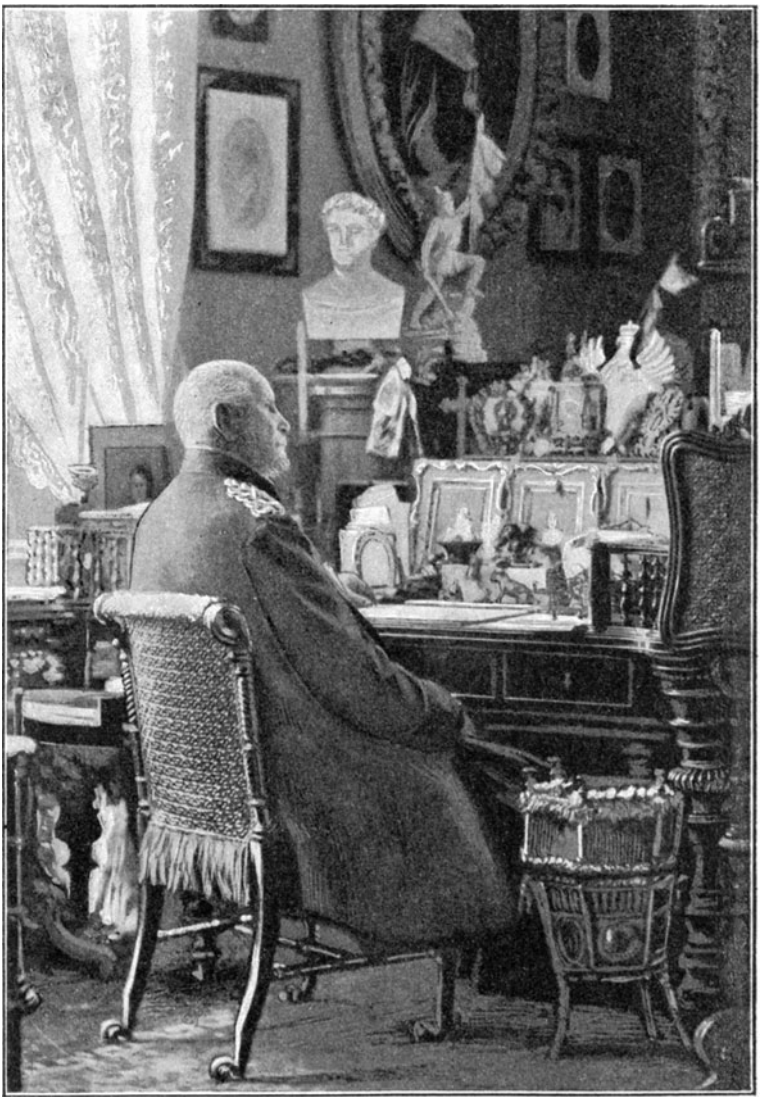
kannte er für den Ruhm seiner kriegerischen Erfolge sich seiner Armee und seinen Paladinen zu Dank verpflichtet. Beim Siegeseinzug in Berlin am 16. Juni 1871 überreichte Fräulein Bläser als Ehrenjungfrau dem heimkehrenden Kaiser einen Lorbeerkranz. „Ich nehme den Kranz an", erwiderte er ihr, vom Pferde die Hand ihr reichend, „aber nicht für mich, sondern für die Armee. Das ist zu liebenswürdig und zu viel Ehre für mich. Es sind noch andere Männer da, die den Kranz mehr verdienen, als ich!" Das war in Wahrheit nicht richtig; denn niemand verdiente in höherem Grade als Kaiser Wilhelm den Lorbeer: aber der Sieger von Königgrätz und Gravelotte war in seiner Selbstlosigkeit stets bedacht, seine Ratgeber möglichst weit in den Vordergrund zu schieben, so daß sie für ein blödes Auge fast ihn selbst verdecken mochten.

Aus dieser Auffassung seiner ganzen Lebensstellung entsprang das tiefe Pflichtgefühl, das Kaiser Wilhelm allezeit bewährte. Er war im höchsten Grade sorgfältig bei jeder Erwägung, unermüdlich fleißig und pünktlich in der Erfüllung seiner hohen Pflichten. „Wozu bin ich denn da?" entgegnete er dem schlesischen Oberpräsidenten von Schleinitz, der den ermüdet vom Manöverfelde zurückkehrenden und sofort wieder an den Schreibtisch sich setzenden König (1867) bat, doch seine Kräfte zu schonen.

Aus der gleichen Quelle stammte auch die absolute Furchtlosigkeit, die Kaiser Wilhelm eigen war. Er wußte sich stets in Gottes Hand; darum hatte das Wort Furcht überhaupt für ihn keinen Sinn. Er verstand die treuen Diener kaum, die ihn aus dem Bereiche der „historischen" Granaten fortzubringen strebten. Im September 1841 inspizierte er das zur deutschen Bundesarmee gehörende österreichische Bundeskontingent, das unter dem Kommando des Fürsten Windischgrätz bei Alt-Kolin in Böhmen Manöverübungen machte. An den Tirailleurslinien hinreitend, erhielt der Prinz einen Schuß in den Oberschenkel, nahm aber, ruhig weitertrabend, gar keine Notiz davon. „Eure Königliche Hoheit bluten ja!" rief Fürst Windischgrätz erschrocken aus, die Wunde bemerkend, und schlug Lärm. Nun erst gab der Prinz zu, daß man sie untersuchte und verband. Überhaupt hat sich Kaiser Wilhelm 37 mal in seinem Leben in Lebensgefahr befunden. Doch dreimal nur trug er eine Verwundung davon. Auf einer Jagd verletzte er durch das zu früh sich entladende Gewehr den Zeigefinger der rechten Hand; nach dem Unfalle bei Kolin nannte er sich selbst, scherzend an Friedrichs des Großen Schlacht erinnernd, den letzten Blessierten von Kolin. Und das letzte Mal war an dem Trauertage des 2. Juni 1878.

Soldat mit Hingebung, sah Kaiser Wilhelm in seinem militärischen Berufe bis zur Regentschaft seine Lebensaufgabe. Als aber dann auch große staatsmännische Aufgaben an ihn herantraten, offenbarten sie bald die außerordentliche Befähigung auch für dies große Gebiet des Wirkens, sie stetig weiter entwickelnd, die bisher in dem Prinzen geschlummert hatte. Er besaß eine unbefangene, realistische Auffassung der Dinge, die sich über alle Vorurteile erhob. In der Verehrung für Österreich erzogen, erkannte er doch schon als junger Prinz, daß der Kaiserstaat in seiner inneren Entwickelung weit hinter Preußen zurückgeblieben sei, weil dort alles „stagnierte". Er schrieb damals (1828) an seinen königlichen Vater: „Österreich hat eine unermeßliche Kluft zwischen sich und der Neuzeit gelassen, deren Forderungen wir in Preußen schon 1808 begriffen. Wenn es einst soweit sein wird, diese Kluft mit einem Satze überspringen zu müssen, so mag es sich in acht nehmen, daß es nicht hineinfällt." Ebenso lagen die Mängel der deutschen Bundesverfassung klar vor seinem Auge; er sah, daß Preußens Geschichte es darauf hinwies, wie er an General von Natzmer 1849 schrieb, an die Spitze Deutschlands zu kommen; er beklagte tief die Olmützer Punktation und war darauf gefaßt, daß er es nicht mehr erleben würde, Preußen in der gehofften Stellung in Deutschland zu sehen. Aber zur Zeit seines Sohnes oder seines Enkels, erwartete er, daß die Einheit Deutschlands unter preußischer Führung sich verwirklichen würde.

Auf praktisches Wirken war das ganze Wesen Kaiser Wilhelms gerichtet. Er besaß die Besonnenheit, was erreichbar war, richtig abzuschätzen und sich damit zu begnügen. Phantastische Luftgespinste hatten für ihn keinen Reiz. In bewundernswerter Weise vereinigte er Festigkeit in seinem Wesen mit einer den Dingen gerecht werdenden Nachgiebigkeit. Als konstitutionell-konservativ bezeichnete er selbst einmal seinen politischen Standpunkt. Ohne Wanken blieb er den konservativen Grundsätzen treu, in denen er groß geworden war; aber er sah zu hell, um nicht zu erkennen, daß ein Erhalten ohne fortschreitende Reform nicht möglich ist: wie der stolzeste Palast ohne stetige Nachbesserung bald Ruine wird. Anfangs voll schwerer Bedenken über den Übergang Preußens zur konstitutionellen Regierungsform, hat er sie doch, nachdem dieser Übergang geschehen war, aufrichtig anerkannt und in uneingeschränkten Ehren gehalten. Denn er erkannte, daß der veränderte Geist der Zeit auch eine solche Veränderung der Staatsform verlange. „Ich will nicht untersuchen", sagte er 1860 zu König Max II. von Bayern, „ob Konstitutionen heilsam sind; aber wo sie existieren, soll man sie halten und



Kaiſer Wilhelm an ſeinem Schreibtiſch.

nicht durch gezwungene Interpretationen verfälschen. Ich habe lange genug gesehen, welchen Schaden das Ministerium Manteuffel auf diese Weise gethan hat. Die konstitutionelle Idee, daß die Regierungsmaßregeln an die Öffentlichkeit gezogen und das Volk gesetzlich zur Teilnahme an der Gesetzgebung berechtigt wird, ist in das Volksbewußtsein eingedrungen. Diesem entgegenzutreten, ist sehr gefährlich, da es Mißtrauen des Herrschers gegen das Volk bekundet. Nicht durch Restriktionen der Verfassung, die eben ein solches Mißtrauen zeigen, sondern durch weises Nachlassen und Anziehen der Zügel ist die Regierung zu befestigen. Sie ist mit der Regulierung eines Flußbettes zu vergleichen. Man muß die Ufer sichern, die Dämme nicht zu eng und nicht zu weit machen, vor allem nicht quer in den Fluß hineinbauen. In England sind sie zu weit, in Kurhessen und in Hannover zu eng. Hoffentlich treffen wir in Preußen die richtige Mitte." *)

Aber bei dieser scharf treffenden Auffassung der praktischen Pflichten eines konstitutionellen Herrschers, die von einem absolutistischen Regimente ebenso fern bleibt wie von einem parlamentarischen, hielt Kaiser Wilhelm darauf, daß das Königtum in Preußen der ruhende Pol inmitten der schwankenden Bewegung sei. Er hielt daran fest, daß die preußische Verfassung eine freiwillige Gabe König Friedrich Wilhelms IV. an das preußische Volk war. Ein Regieren aber nach den Schwankungen der öffentlichen Meinung, wenn jeder Wechsel der Kammermajorität einen Wechsel der Ratgeber der Krone in sich schloß — bedeutete es in dem preußischen, durch seine Herrscher gegründeten, von eifersüchtigen Nachbarn umgebenen Staate nicht eine Gefahr für die Würde der Krone ebenso wie für die Sicherheit des Staates nach außen hin? Waren nicht die großen Erfolge der preußischen Politik nur durch die strenge Wahrung des monarchischen Rechtes errungen worden? Mit bündiger Bestimmtheit trat Kaiser Wilhelm daher dem hie und da sich kundgebenden Drängen des preußischen Abgeordnetenhauses nach parlamentarischer Regierungsweise entgegen. Nachdrücklich betonte er, dem das Königtum von Gottes Gnaden eine reale Wahrheit war, in dem Erlaß, den er am 4. Januar 1882 an das Staatsministerium richtete, sein monarchisches Recht. „Das Recht des Königs", heißt es in diesem Erlaß, „die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben.

*) Eigenhändige Aufzeichnung des Prinzregenten, mitgeteilt von v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches II, 284.

Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind, wie dies auch vor Erlaß der Verfassung geschah, von den Ministern des Königs zu vertreten, aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen und der Seine Willensmeinung durch sie verfassungsmäßig ausdrückt. Es ist deshalb nicht zulässig und führt zur Verdunkelung der verfassungsmäßigen Königsrechte, wenn deren Ausübung so dargestellt wird, als ob sie von den dafür verantwortlichen jedesmaligen Ministern und nicht von dem Könige Selbst ausginge. Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck der monarchischen Tradition des Landes, dessen Entwickelung auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Diese Beziehungen lassen sich nicht auf die vom Könige ernannten Minister übertragen, denn sie knüpfen sich an die Person des Königs. Ihre Erhaltung ist eine staatliche Notwendigkeit für Preußen. Es ist deshalb Mein Wille, daß sowohl in Preußen, wie in den gesetzgebenden Körpern des Reichs, über Mein und Meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik Meiner Regierung kein Zweifel gelassen werde."

In dieser Auffassung duldete Kaiser Wilhelm auch keine Eingriffe in die Beamtendisziplin, wie sie das Abgeordnetenhaus im Mai 1883 angeblichen Wahlbeeinflussungen gegenüber versuchte. Auf den Artikel 45 der preußischen Verfassung, der allein dem Könige die vollziehende Gewalt giebt, sich stützend, verlangte er die genaue Beobachtung der Grenze zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt. An dem Königtum „von Gottes Gnaden" hielt er ohne Wandel fest; aber er empfand, „welch tiefer demutsvoller Sinn" in dem oft angefeindeten Worte ruhe. Vom Altare des Herrn hatte er die Krone genommen und sie — wie er 1869 auf die Anrede des Oberpräsidenten der Provinz Preußen erwiderte — als Zeichen, daß eine Krone, aus Gottes Gnade stammend, zum Segen des Volkes zu werden bestimmt sei, sich auf das Haupt gesetzt.

Die preußische Königskrone war für Kaiser Wilhelm demnach die Grundlage und der Mittelpunkt seines Wirkens. Darüber ging ihm auch die deutsche Kaiserkrone nicht. Und ebenso wenig, wie er eine Verdunkelung seiner königlichen Stellung durch die Volksvertretung zugab, duldete er eine Beschränkung dieser Stellung über das für die Einheit des Deutschen Reiches Notwendige hinaus. Sein gerader Gerechtigkeitssinn machte da keinen Unterschied zwischen Preußen und den übrigen verbündeten Staaten des Reichs. Er verlangte unbedingten Respekt vor den gezogenen Rechtsgrenzen. Als Vorgänge im Reichstage eine Ein-

wirkung des Reiches auf die Politik Preußens herauszufordern versuchten, trat Kaiser Wilhelm mit Entschiedenheit dem entgegen. Er richtete (am 30. November 1885) an den Reichstag eine Botschaft, in der es heißt: „Wir haben gleich jedem der verbündeten Fürsten wesentliche und unbestrittene Hoheitsrechte der Einheit der deutschen Nation willig geopfert und dem Reichstage bezüglich Unserer Staaten weitgehende Rechte eingeräumt. Wir bereuen die von uns gebrachten Opfer nicht. Wir haben die dadurch geschaffenen Rechte und Prärogativen des Reichstages stets unverbrüchlich geachtet und Unsere gegen das Reich übernommenen Pflichten jederzeit bereitwillig erfüllt, auch den Frieden des Reiches mit Erfolg gewahrt und seine Wohlfahrt nach Kräften gefördert. Aber mit gleicher Gewissenhaftigkeit sind Wir auch entschlossen, die Rechte Unserer angestammten Krone so, wie sie nach den Bundesverträgen zweifellos in Geltung stehen, nicht minder wie die eines jeden Unserer Bundesgenossen, unverdunkelt und unvermindert zu erhalten und zu schützen. Es giebt keine Reichsregierung, welche berufen wäre, unter der Kontrolle des Reichstages die Aufsicht über die Handhabung der Landeshoheitsrechte der einzelnen Bundesstaaten zu üben, soweit das Recht dazu nicht ausdrücklich dem Reiche übertragen worden ist."

Das war eine Auffassung, die besser als alles das Vertrauen der verbündeten deutschen Fürsten zu der preußischen Oberleitung stärkte; denn sie wehrte nachdrücklich dem Verdachte, als wolle Preußen mit Hilfe des Reiches sich immer weiter greifende Befugnisse über seine Bundesgenossen aneignen.

In seinem Buche vom Fürsten rechnet es Macchiavelli zu den wichtigsten und notwendigsten Eigenschaften eines Regenten, daß er es verstehe, die rechten Männer an die rechte Stelle zu setzen. Bei seiner fast irrtumslosen Menschenkenntnis besaß Kaiser Wilhelm diese Gabe in ganz hervorragendem Maße; ja man darf sagen, daß die großartigen Erfolge seiner Regierung sehr wesentlich darauf mit beruhen. Und hatte er einmal jemand erprobt, so hielt er mit wahrhafter Treue an ihm fest. Denn wie wenige Fürsten wußte er die fremde Überzeugung, wenn er sie auch nicht teilte, zu achten; er wechselte nicht nach Laune oder um einer störenden Kleinigkeit willen seine Ansicht über Personen. Um Unwesentliches unbekümmert, drang er stets auf den Kern der Dinge. Dabei hielt er darauf, mit jedem nur zu besprechen, was ihn anging: mit Moltke nur militärische Sachen, mit Bismarck politische Angelegenheiten, niemals aber Dinge, für welche sie ihm später nicht hätten verantwortlich sein müssen. Einem jeden ließ er vollen Raum für das

Detail ſeiner Aufgabe und beurteilte die Verdienſtlichkeit nur nach den Reſultaten einer geſamten Wirkſamkeit. Ruhig und unermüdlich hörte er zu, ſelbſt wenn die vorgetragene Anſicht noch ſo weit von ſeiner eigenen abwich. Nur wenn es ſich um die Aufrechterhaltung der Würde ſeiner Krone handelte, ertrug er weder Widerſpruch noch ſchwächliches Vermitteln; und auch in Armeeangelegenheiten, die er freilich beſſer als irgend jemand verſtand, gab er nicht leicht nach. Er betrachtete ſich ſchlicht als den erſten Diener des Staates, aber auch als deſſen erſten Soldaten. Allezeit erfüllte ihn eine lebhafte Empfindung ſeiner Verpflichtung; die Pflichten, die ſich aus ſeinem hohen Amte für ihn ergaben, fühlte er viel lebhafter als die Rechte.



Kaiſerin Auguſta.

Einen Günſtling oder auch nur einen Vertrauten, den er durch über den Dienſt hinausgehendes Vertrauen auszeichnete, hat Kaiſer Wilhelm nie gehabt. Verſuchte einmal jemand mit ihm über Dinge zu ſprechen, über die er keine Meinung verlangt hatte, ſo hörte der Kaiſer, zu wohlwollend, um einen ſolchen Verſuch zu verbieten oder einen Verweis darob zu erteilen, wohl ruhig zu, leitete aber ſehr bald das Geſpräch auf etwas anderes über. Man fragte den Kaiſer einmal, ob er denn nie einen Freund beſeſſen. „O ja!“ erwiderte er, wie nachſinnend. „Ich habe zwei Freunde in meinem Leben gehabt, und zwar in meinen früheſten Mannesjahren, ja eigentlich noch Jünglingsjahren: den Oberſten, ſpäteren General von Brauſe, den mir mein Vater, noch 1815, zum militäriſchen Gouverneur gab, und dann Röder, der mit mir gleichzeitig und in denſelben Truppenteilen ſtand, über den ich wegavancierte, wobei er dennoch ſtets mein militäriſcher Lehrer und Vorbild blieb. Beide haben nie etwas von mir

gewollt, und beide waren vortreffliche Männer. An Röder habe ich sehr gehangen."

Man sieht aus dieser Antwort, wie ernst es Kaiser Wilhelm mit der Freundschaft nahm. So faßte er auch die Verwandtschaft als eine von Gott gewollte Ordnung, der er mit Innigkeit sich hingab. Mit herzerquickender Pietät bewahrte er das Andenken an die Eltern. An ihrer Ruhestatt im Charlottenburger Mausoleum hatte er an der Mutter Sterbetage Kraft und Trost gesucht, als der Ausbruch des Französischen Krieges unmittelbar bevorstand. Eine Pflicht der Dankbarkeit war ihm die Errichtung des Denkmals im Lustgarten für den schlichten und biederen Vater; mit grenzenloser Verehrung hegte er das Bild der früh verklärten Mutter in seinem Herzen. „Von Generation zu Generation", schrieb er 1876, als man den hundertjährigen Geburtstag der Königin Luise in dem ganzen Preußenlande festlich beging, in einem Dankesschreiben, „hat und wird sich das Bild Meiner Mutter vererben, wie ihre Tugenden, ihr festes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, ihre Liebe zum preußischen und deutschen Volke stets unter allen Wechselfällen gleich leuchtend dastand — wenn sie auch die Erfüllung des Gehofften nicht erleben sollte! In Meiner Kindheit und Jugend verstand Ich noch nicht, was sie ahnte, und dennoch hat Gott in Seiner Gnade Mich ausersehen, diese Ahnung zu erfüllen, als Ich kaum noch eine Ahnung hatte, was sich ereignen sollte." Wie war es ihm Herzenssache, daß man über den glänzenden Erfolgen des Jahres 1866 „des königlichen Bruders" und was dieser schon gewollt und vorbereitet hatte, nicht vergäße! Mit den Geschwistern allen blieb Kaiser Wilhelm Zeit seines Lebens in herzlichem Einvernehmen. Tief beugte es ihn nieder, als in Versailles inmitten der Verhandlungen über die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich im Dezember 1870 die Nachricht von dem Tode seiner jüngsten Schwester Luise ihn traf. In stiller Wehmut verbrachte er den Tag zusammen mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl. Und nicht viele Jahre später waren auch die Brüder heimgegangen: nur die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin hat ihren Kaiserlichen Bruder überlebt. Jedes Jahr am 21. März kam die greise Fürstin nach Berlin, um den Bruder zu seinem Geburtstage zu begrüßen. Dann saßen die beiden ehrwürdigen Geschwister im Schlosse allein am Theetisch, vergangener Zeiten gedenkend. Zumal Alexandrinens ältester Sohn, der Großherzog Friedrich Franz II., hatte dem Herzen Kaiser Wilhelms sehr nahe gestanden. Als er 1883, noch in voller Manneskraft, gestorben war, gab ihm Kaiser Wilhelm das schönste Zeugnis. „Sie haben einen



Kaiser Wilhelm und seine Schwester Alexandrine, verwitwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin.

Photographische Aufnahme vom 28. Juni 1883 zu Ems.

Vater verloren, ich einen Sohn!" sagte er zu den auf dem Schweriner Bahnhofe ihn Begrüßenden, wie er dort, die Trauernden zu trösten, am Tage nach dem Hinscheiden des Großherzogs eintraf.

Mit seiner Gemahlin verband den Kaiser ein Band herzlicher Zuneigung. Die Kaiserin Augusta war eine geistig hochbedeutende Frau, deren regstes Interesse der Wissenschaft zugewandt war. Die Vorurteilslosigkeit ihrer Anschauungen sprach ihren kaiserlichen Gemahl sehr an, wenn er auch ihren gemäßigt liberalen Standpunkt nicht ganz teilte. Gern räumte er ihr in privaten Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß ein; aber den Angelegenheiten des Staats blieb sie aus Grundsatz fern. An den mit Arbeit und Vorträgen überreich besetzten Vormittagen nahm Kaiser Wilhelm sich doch die Zeit, die eiserne Wendeltreppe, welche aus der Bibliothek direkt in die Zimmer der Kaiserin im ersten Stock führte, emporzusteigen, um eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft zu verweilen. An sie richtete er aus dem Feldlager ausschließlich seine Siegesdepeschen. Und wo er auch weilte, zu ihrem Geburtstage am 30. September eilte er zu ihr, um den Tag mit ihr zu verleben. Seit Jahren pflegte die Kaiserin die schönen Herbsttage bei ihrer Tochter, der Großherzogin Luise, in Baden-Baden zuzubringen. Dann traf hier auch, meist von den Herbstmanövern kommend, Kaiser Wilhelm ein; nur 1870 fehlte er, der liebste, unter den Geburtstagsgästen. So nahm das ganze Preußenvolk herzlichen Anteil an der Freude, mit der das Kaiserpaar am 11. Juni 1879 das Fest der goldenen Hochzeit beging.

Des Kaisers ganzes Glück waren die Kinder: in ihrem Glück verjüngte sich sein Herz. Um sie erblühte im Laufe der Jahre eine fröhliche Enkelschar. Und als dem Prinzen Wilhelm, des Kronprinzen ältestem Sohne, 1882 ein Sohn geboren wurde, da sah Kaiser Wilhelm auf Generationen hinaus die Thronfolge sicher gestellt. „Hurra! Vier Könige!" rief er mit tiefer Befriedigung.

Man würde den Kaiser sehr wenig gerecht beurteilen, wenn man nach den Erfolgen seiner Regierung ihn für einen rauhen Soldaten hielte, dessen Interessenkreis Militär und Politik vollständig ausfüllten. Vielmehr ist unter keinem Regenten in Preußen soviel für Kunst und Wissenschaft geschehen, wie unter König Wilhelm. Hatten dem Prinzen auch solcherlei Interessen ferner gelegen, so erfaßte er sie doch, sobald er den Thron bestiegen, mit lebendiger Teilnahme, die, aus Pflichtgefühl entsprungen, bei seinem empfänglichen Sinne sich bald zur Freude an dem Gegenstande erwärmte. Allem Dilettantismus abgeneigt, erfaßte er mit Ernst die Aufgaben, die dem Herrscher auf diesen Gebieten erwuchsen.



„Hurra, vier Könige!“

Den Universitäten widmete er seine besondere Sorgfalt und zeichnete ihre Vertreter aus. Den großen Geschichtschreiber Leopold von Ranke erhob er zum Wirklichen Geheimen Rat und schenkte ihm zum 90. Geburtstage sein lebensgroßes Porträt. Über die neuesten Erfindungen der Elektrotechnik ließ er sich eingehende Vorträge halten. Er schuf das ethnologische wie das Kunstgewerbemuseum in Berlin; er gründete die deutsche Seewarte in Hamburg. Von den Künsten blieb keine seinem Interesse fremd. Er studierte mit eingehendem Verständnis die Pläne für das neue Reichstagsgebäude und gab mit dem praktischen Blicke, der ihm eigen war, manche wesentliche Verbesserungen darin an. Die Vollendung der Ausgrabungen in Olympia ist sein eigenstes Verdienst. Die Ministerialkommission hatte sich dagegen entschieden. Dennoch gab Kaiser Wilhelm, wofür die ganze gebildete Welt ihm unvergänglichen Dank weiß, seine Entscheidung dafür. Über die Bedeutung des Zeusaltars von Pergamos ließ er sich ausführlich Vortrag halten; dann befahl er die Erwerbung der kostbaren Reste, durch die er das Berliner Museum mit einem Schlage zu einem Kunstinstitute ersten Ranges erhob. Selbst in der Poesie hat er sich einmal versucht. Am nächsten stand seinem Empfinden jedoch die Musik. Er besaß ein gutes Gehör, so daß er jeden falschen Ton heraushörte, und damit ein sicheres Urteil. Nach dem arbeitsvollen Tage fuhr er abends daher gern in das Opernhaus, wo er, fast unbemerkt, in seiner kleinen Loge neben der Bühne dem Gesange lauschte. Mitunter trat er auch während des Zwischenaktes durch die kleine Seitenthür aus der Loge zwischen die Kulissen, um den Sängern seine Anerkennung auszusprechen oder auch irgendwelche Anordnungen zu treffen.

Das ganze Leben Kaiser Wilhelms war Arbeit, angestrengte Arbeit; aber es war jene Arbeit, die allein reine Befriedigung gewährt, Arbeit für das Wohl der anderen. Darum empfand sie auch der Kaiser niemals als eine Last, sondern als eine reiche Quelle wahrhafter Freude. Seine Seele befand sich stets im vollen Gleichmaß; darum sah man ihn auch niemals ungeduldig, niemals ärgerlich; auch gegen seine Diener war er stets freundlich und rücksichtsvoll: wie ein stiller Gottesfrieden lag es über ihm. Nur einmal sah man ihn tief verstimmt. Er hatte den Ring aus Haaren seiner königlichen Mutter, den er stets an der Hand trug, verloren und vermochte trotz allen Suchens ihn nicht wiederzufinden. Aber die Wolke verzog sich sogleich, sobald der Ring wieder da war. Nachtragen kannte seine reine Seele nicht. Selbst als das ruchlose Attentat des 2. Juni ihn auf das Schmerzenslager nieder-

geworfen hatte, war er so weit von jeder Verbitterung der Stimmung entfernt, daß er am andern Morgen den eintretenden Kronprinzen mit dem heiteren Wort begrüßte: „Na, Fritz, hast du heute schon etwas regiert?“

Anderen eine Freude zu machen, war für Kaiser Wilhelm selbst die größte Freude. In den Tagen vor Weihnachten pflegte er, meist früh morgens, ganz allein auszugehen, um Einkäufe für die Bescherung zu machen. Eigenhändig suchte er für seine Familie, für die Hofstaaten, ja selbst für seine Diener die Geschenke aus, mit denen er sie zu erfreuen hoffte. Selbst baute er dann am heiligen Abend auf den Tischen alles auf, nicht kostbare Sachen, aber sinnig gewählt und zum Herzen sprechend; und herzlich freute er sich, wenn die Beschenkten die Beziehung erkannten, die er hineingelegt, oder die Erinnerung verstanden, die ihn bei der Auswahl geleitet hatte.

Der Leutseligkeit des Kaisers sind auch die großen Subskriptionsbälle entsprungen, die allwinterlich zweimal im Berliner Opernhause zur Zeit der Hoffestlichkeiten stattfanden. Auf diesen sehr beliebten Bällen, die eine Vereinigung der bürgerlichen Kreise und der Hofgesellschaft darstellten, erschien der Kaiser gern, um sich einige Stunden ungezwungen unter den Gästen zu bewegen. Sobald durch den feierlichen Rundgang des Hofes der Ball eröffnet war, liebte es der Kaiser, sich unter die dem Tanze Zuschauenden zu mischen, und war erfreut, stets manchen alten Bekannten wiederzusehen und zu sprechen.

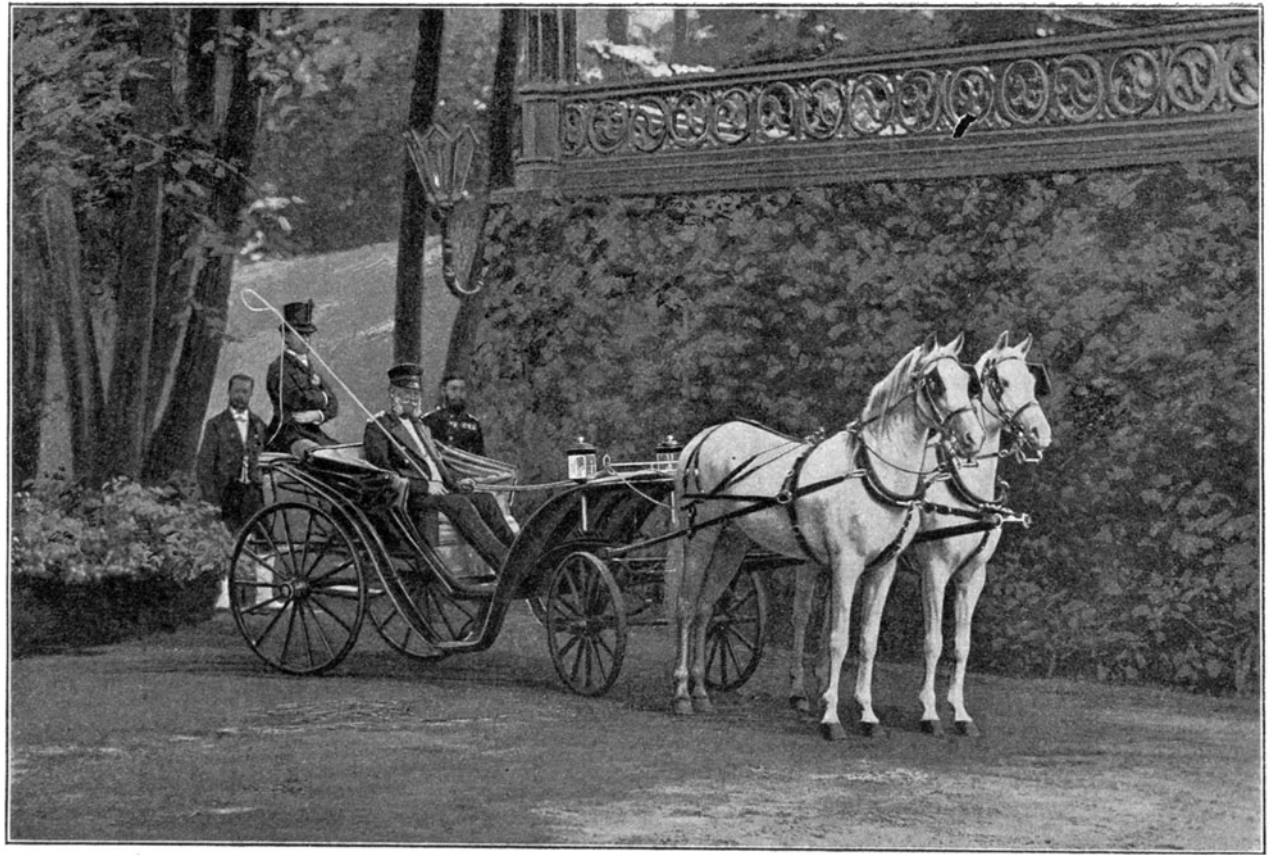
Eine schwere Prüfung aber war es jedesmal für das in der Tiefe so gütige Herz Kaiser Wilhelms, wenn er der schwersten Pflicht seines hohen Amtes sich beugen und bei gefällten Todesurteilen „der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen“ befehlen mußte. „Ich mache es Ihnen zur heiligen Pflicht“, hatte er beim Antritt der Regentschaft zu den versammelten Ministern gesagt, „bei jedem einzelnen Falle, den ich mir in Gegenwart sämtlicher Minister vortragen lassen werde, wenn es sich um meine Unterschrift zu einem Todesurteile handelt, auch den kleinsten Umstand zu erwägen und mich auf denselben aufmerksam zu machen, wenn dadurch die Hinrichtung vermieden und eine Milderung der Strafe herbeigeführt werden kann.“ In jedem einzelnen Falle nun las Kaiser Wilhelm mit größter Gewissenhaftigkeit die Akten selbst, prüfte die Motive des Urteils und ließ sich dann von dem Geheimen Kabinettsrat noch ausführlich über alle einzelnen Umstände Vortrag halten. Danach wurde die Sache dem Ministerrate vorgelegt, und nur wenn dieser einig war, entschloß sich der Kaiser, die Sache nicht gleich zurückzugeben, sondern sie

beiseite zu legen. Erinnerte nun der Justizminister in Berlin daran, so meinte der Kaiser, die Akten lägen in Babelsberg; erinnerte er in Babelsberg, so hieß es, die Akten müßten in Berlin liegen. Und trat nun mittlerweile etwa in der königlichen Familie irgend ein frohes Ereignis ein, so sandte der Kaiser sofort die sämtlichen bei ihm liegenden Todesurteile an den Justizminister mit dem Bescheide, daß alle Verurteilten zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt seien. Mußte aber dennoch einmal der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen werden, weil gar keine Milderungsgründe sich ergeben wollten, so erwog dennoch der mitleidige Herrscher noch tagelang die Sache bei sich, bevor er seine Unterschrift zu geben sich entschließen konnte. Der Tag der Vollstreckung aber durfte ihm niemals mitgeteilt werden.

Wahrheit und Wohlwollen war allezeit der Grundton Kaiser Wilhelms im Verkehre mit jedermann. Allem Phrasentum war er durchaus abgeneigt; seine Sprechweise war schlicht und sachgemäß. „Anekdotenkram" war ihm vollends zuwider. Ungern las er in den Zeitungen „Charakterzüge" von sich; denn die Sache, meinte er, sei doch anders gewesen. An der militärischen Biographie — scherzend nannte er sie seinen „Nekrolog" — die sein Bibliothekar Schneider von ihm verfaßt hatte, lobte er besonders, daß sie alles Anekdotenwesen vermiede. „Dergleichen Zeug", setzte er hinzu, „wird dann Geschichte, weil man doch nicht alles widerlegen kann."

Auf seine eigene Gesundheit nahm Kaiser Wilhelm niemals irgendwelche Rücksicht. Den Mahnungen der Ärzte folgte er nur, wenn er sich selbst wirklich unwohl fühlte. Nach Karlsbad, dessen Kur gebieterisch Ruhe verlangt, nahm er stets das Zivil- wie das Militärkabinett mit und ließ sich dort Vortrag halten, als wenn es für ihn keine Kurregeln gebe. „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen", antwortete er dann wohl auf die Vorstellungen des Leibarztes. „Ich fühle mich ganz wohl in gewohnter Beschäftigung". Auch im Winter, wenn es ihm im Zimmer zu heiß war, öffnete er ohne weiteres das Fenster und blieb ruhig mit aufgeknöpftem Rocke vor dem offenen Fenster sitzen. Bemerkte er aber, daß einem andern die zuströmende Kühle nicht behaglich war, so meinte er heiter: „Wenn Sie das bißchen frische Luft nicht vertragen können, so will ich das Fenster gleich zumachen" — und ließ es schließen.

Trotz dieser Achtlosigkeiten, die freilich nicht selten rheumatische Schmerzen zur Folge hatten, war die Gesundheit Kaiser Wilhelms bis in die höchsten Lebensjahre hinein die allerbeste. Selbst als Siebziger fühlte er noch kaum einen Rückgang der Kräfte. Als Heldengreis feierten



Kaiser Wilhelm im Parke von Babelsberg.

ihn damals nach dem französischen Kriege alle Dichter, groß und klein. Das war dem Kaiser aber gar nicht recht. „Ich weiß gar nicht", sagte er, „was die Menschen immer mit ihrem ‚Heldengreis' wollen. Mache ich denn den Eindruck des Greisenhaften? Ich dächte, nicht. Im Dienst sieht mir hoffentlich niemand mein Alter an. Aber das ist auch so eine Phrase geworden wie ‚Freiheitskriege' statt ‚Befreiungskriege' oder wie der ‚Hohenzollernaar'. Die Hohenzollern haben gar keinen Aar im Wappen; und zu einem Heldengreise gehört doch vor allen Dingen ein Greis!" Man mußte ihm recht geben, wenn man, stattlich aufgerichtet — er war 1,88 Meter groß — seine Gestalt ansah. Aber freilich zehn Jahre später beugte die Last der Jahre sie doch, ohne indessen sein Wohlbefinden merklich zu beeinträchtigen.

Kaiser Wilhelm hielt, wenn die Gelegenheit es mit sich brachte, auf stattliche Repräsentation; aber für seine Person war er sonst sparsam und sehr anspruchslos. Als er zur Huldigung der Stände nach Lauenburg fuhr, hatte er den Waffenrock des 2. Garderegiments zu Fuß angelegt. Man riet hin und her — denn er wählte stets diejenige Uniform beim Empfange von Deputationen, die der jedesmaligen Veranlassung entsprach — was für Beziehungen das 2. Garderegiment zu dem Herzogtum Lauenburg haben könnte, als der Kaiser selbst lächelnd den Streit löste: „Gar keine Beziehungen! Wie wir heute früh aus Berlin abfuhren, drohte sehr schlechtes Wetter, und da ich wußte, daß ich eine Deputation im Freien zu empfangen haben würde, so zog ich den ältesten meiner Waffenröcke an."

Die Lebensweise Kaiser Wilhelms war sehr regelmäßig. Um 7 Uhr stand er auf; erst in den letzten Jahren gab er auf das dringende Verlangen der Ärzte eine Stunde zu. Sogleich legte er Uniform an. Ein Modewarenhändler in Frankfurt am Main hatte ihm einmal einen eleganten seidenen Schlafrock zugesandt; aber der Kaiser ließ ihn ohne weiteres mit dem Bescheide zurücksenden: „Die Hohenzollern tragen keine Schlafröcke!" Vollständig angekleidet, nahm er in dem neben dem Schlafzimmer liegenden Bibliothekszimmer den Thee mit einem leichten Imbiß und überflog dabei die an der Wand befestigten Theaterzettel aller Berliner Theater. Dann sah er die Zeitungen durch, aus denen die wichtigsten Artikel ausgeschnitten und auf große Schreibpapierbogen geklebt waren. Mit einem großen Bleistifte machte er dabei Ausrufungszeichen, auch kurze Bemerkungen auf den Rand und sah dann die gedruckten Vorlagen für das Abgeordnetenhaus oder den Reichstag durch. Danach trat er in sein Arbeitszimmer, in dem schon die Mappen der verschiedenen

Behörden bereit lagen. Der Kaiser war überaus ordnungsliebend. Als einmal vom Vortrage sein Bibliothekar in das Nebenzimmer ging und die Feder weglegte, ohne sie auszuwischen, sagte der Kaiser mit guter Laune im berlinischen Dialekt! „Ordnung muß sind!“ und wischte sie selber aus. Scheinbar aber widersprach das Arbeitszimmer dieser Ordnungsliebe; denn alle Stühle in demselben, selbst das Sofa, waren mit Büchern, Karten, Akten bepackt; aber der Kaiser wußte mit Sicherheit, was er suchte, zu finden. Nun las er Depeschen, Berichte, Staatsschriften. Dazu benutzte er einen hohen Reitbock, auf dem er ohne Lehne, wie zu Pferde, vor einem hohen Lesepulte — erst in den letzten Jahren einer altmodischen Stahlbrille sich bedienend — saß. Couvertierte Berichte sandte er in denselben Briefumschlägen, nachdem er die Adresse kurz geändert und sie selbst zugesiegelt hatte, zurück.

Der erste Gang indessen, wenn Kaiser Wilhelm in sein Arbeitszimmer trat, galt dem Erinnerungskalender, der an der zur Veranda führenden Glasthür seine Stelle hatte. Er umfaßte so viel Tafeln, wie Tage das Jahr. Auf jeder stand oben ein Bibelvers, ein Sprichwort oder ein Dichterspruch; darunter waren Regierungshandlungen, Gnadenerweise, Familienereignisse, Truppenbesichtigungen, wie sie auf das Datum fielen, verzeichnet, so daß sie ihm zurückriefen, was für ihn ein besonderes Interesse hatte. Häufig machte er eigenhändig Zusätze dazu, so daß dieser Kalender mit 1797 beginnend, das getreueste Bild von dem Leben des Kaisers gab.

Um 10 Uhr begannen die Vorträge, die sich meist bis gegen 1 Uhr ausdehnten. Dann nahm Kaiser Wilhelm das zweite Frühstück, etwas Hummersalat, kalten Aufschnitt, auch wohl einmal ein Kotelett; dazu trank er einige Gläser leichten Mosel, an dessen Stelle später auf das Verlangen der Ärzte ein Glas Champagner trat. Nun machte er der Kaiserin einen Besuch und fuhr, wenn das Wetter es erlaubte, eine Stunde im Tiergarten spazieren. Wie gut kannte jeder Berliner das von zwei Trakehner Rappen gezogene schlichte Gefährt, in dem der Kaiser, einen grauen Mantel umgeworfen und einen flachen Helm auf dem Kopfe, saß. Nach der Rückkehr zog er sich sofort wieder in sein Arbeitszimmer zurück. Nur Truppenbesichtigungen oder Revuen unterbrachen die Regelmäßigkeit der Tagesordnung.

Zu dem Mittagsmahl bestimmte Kaiser Wilhelm selbst die Speisekarte. Sie entsprach etwa der eines wohlhabenden Bürgerhauses. Denn er liebte Hausmannskost; zu seinen Lieblingsspeisen gehörte Krebsragout und Kalbskoteletts mit gequetschten Kartoffeln. Frisches Obst und

Süßigkeiten liebte er sehr. Im Bibliothekszimmer stand gewöhnlich eine Sandtorte, von der er sich öfters einmal ein Scheibchen abschnitt. Waren Gäste befohlen, so wurde die Karte nach den Umständen reicher ausgestattet. Der Kaiser rauchte nicht. Um aber den Genuß, den doch nur der Raucher zu schätzen weiß, seinen Gästen zu gewähren, steckte er sich nach Tische eine Zigarette an, legte sie jedoch nach einigen Zügen unmerklich beiseite. Häufig indessen speiste er allein. Dann kam gewöhnlich die Kaiserin nach Tische herab, um mit ihrem Gemahl in dessen Arbeitszimmer ein Viertelstündchen zuzubringen.

Am Abend fuhr Kaiser Wilhelm gewöhnlich ins Theater. Nach demselben nahm er den Thee bei der Kaiserin, bis er sich gegen 11 Uhr in sein Arbeitszimmer zurückzog. Hier las er noch eine Weile oder schrieb Briefe, um meist noch vor Mitternacht sich zur Ruhe zu begeben. Ein eisernes Feldbett war seine Ruhestatt, auf der er, meist nur mit einer wollenen Decke zugedeckt, in halb sitzender Stellung schlief. Eine Öllampe und zwei Wachskerzen brannten auf einem Tischchen zur Seite. Im Nebenzimmer hielt der diensthuende Kammerdiener Wacht. Aber der Kaiser hatte einen so festen und gesunden Schlaf, daß er fast nie dessen Dienste in Anspruch nahm. Doch hatte er häufig sehr lebhafte Träume, die ihn auf das Schlachtfeld führten, indem er den tollkühn vorrückenden Truppen entgegensprengte, um ihren allzu großen Kampfeseifer zu zügeln: der lorbeerbekränzte Held ein Fürst des Friedens, dem Ungestüm des Kampfes zu wehren!

So vollendet sich uns das Bild des großen Fürsten. Einen zweiten Herrscher wie Kaiser Wilhelm weist die deutsche Geschichte nicht auf. Nie standen alle Tugenden des Regenten in einem so glücklichen Gleichmaß und klangen so harmonisch mit den Tugenden des Menschen zusammen, nie verschmolz der Glanz der Krone so glücklich mit der bescheidenen und gehaltenen Würde der Persönlichkeit, nie schmückten einen größere Siege und ein demütigeres Gottvertrauen, nie war in einem mit dem Gefühl der Majestät zugleich die Anerkennung deutscher Freiheit so lebendig, wie in Kaiser Wilhelm. So zwingt das Gesamtbild des Kaisers selbst denen Verehrung und Bewunderung ab, die mit dem Gange, den er der Weltgeschichte gegeben, nicht in allem einverstanden sind. Die Liebe und die Bewunderung des Volkes aber ist für die Fürsten der Jungbrunnen, der, mag das Haar auch bleichen, doch das Herz jung erhält und unablässig mit neuen großen und fruchtbringenden Gedanken es erfüllt.

Letztes Kapitel.

Der Tag hat sich geneiget.

Feste sind die Marksteine eines glücklichen Lebens. Und die innige Anteilnahme des ganzen treuen Preußenvolkes machte Kaiser Wilhelm die Familiengedenktage zu wahrhaften Nationalfesten, als er am 11. Juni 1879 seine goldene Hochzeit feierte, als ihm am 6. Mai 1882 der erste Urenkel geboren wurde, als am 25. Januar 1883 der Kronprinz seine silberne Hochzeitsfeier beging, und vollends als Kaiser Wilhelm selbst am 2. Januar 1886 sein fünfundzwanzigstes Regierungsjubiläum feierte. Für Alldeutschland aber war es ein Fest für Fürst und Volk, als Kaiser Wilhelm, umgeben von den Prinzen des Königlichen Hauses und zahlreichen deutschen Fürsten und Staatsmännern am 28. September 1883 in Gegenwart von Tausenden begeisterter Männer und Frauen das Niederwald-Denkmal enthüllen ließ. Der vollendeten Wiederherstellung des Deutschen Reiches, nicht den ruhmvollen Waffenthaten zum Gedächtnis war es errichtet; die tiefe Befriedigung des deutschen Volkes über die Wiederaufrichtung des Kaisertums, über die in Einheit errungene Macht und Herrlichkeit sprach sich in ihm aus. Und dem, der diese nationale Befriedigung ihm gegeben, jauchzte dankbar das deutsche Volk zu und pries des Himmels Gnade, die über das Maß eines Menschenlebens hinaus sein heilsames Wirken ihm gewährte. So gewann auch die Feier des achtzigjährigen Dienstjubiläums Kaiser Wilhelms am 1. Januar 1887 die warme Färbung eines nationalen Festtages und vollends des Kaisers neunzigster Geburtstag. Den seltenen Festtag dem kaiserlichen Patriarchen besonders festlich zu gestalten, versammelten sich um ihn, innige Wünsche, pietätsvolle Geschenke darbringend, die Mitglieder des Königlichen Hauses, die deutschen Fürsten, die Genossen seines Ruhmes. Es war eine Versammlung so glänzend, wie sie Berlin noch nicht gesehen. An die hundert Fürsten und Prinzen waren zu dem schönen Zwecke zusammengekommen, und unter ihnen fast vollzählig die, welche einst vor

16 Jahren zu der Errichtung des deutschen Kaisertums mit dem Schwert, mit der Feder oder mit eindrucksvollem Worte mitgewirkt hatten. Es war ein Fest ganz einziger Art, diese Geburtstagsfeier, die Kaiser Wilhelm im hellen Glanze der Abendsonne beging. Mit innigem Danke gegen Gottes Gnade schaute er auf sein langes, so reich gesegnetes Leben zurück und verkündete den versammelten Fürsten mit vor Freude leise bebender Stimme die Verlobung seines Enkels, des Prinzen Heinrich von Preußen, mit seiner Cousine, der Prinzessin Irene von Hessen.

Aber es sollte Kaiser Wilhelms letzter Geburtstag sein und das letzte Familienfest, das er mit ungetrübter Freude feiern durfte. Der Tag neigte sich. Ein leiser Schatten legte sich vor die goldene Abendsonne und verdichtete sich mehr und mehr zu düster drohendem Gewölk.

Es war der eigenste Gedanke Kaiser Wilhelms, seitdem er Schleswig-Holstein genommen, die Nord- und Ostsee durch einen für Seeschiffe jeder Größe fahrbaren Kanal zu verbinden, wie es vordem wiederholt erstrebt, aber niemals durchgeführt war. Mit der Zeit gewann der Gedanke Gestalt; nach jahrelangen Vorarbeiten wurde die Grundsteinlegung auf den 3. Juni 1887 angesetzt. Niemand wagte zu hoffen, daß bei seinem hohen Alter der Kaiser an der Feier würde teilnehmen können. Daraufhin wurde das Programm entworfen. Als es aber dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt wurde, war dieser nicht damit einverstanden. „Das ist ja sehr schön," sagte er, „aber warum soll ich nicht dabei sein? Erstens bin ich derjenige, der den Kanal wieder ausgegraben hat. Zweitens bin ich lange nicht in der Provinz gewesen, die ich sehr gern wieder einmal besuchen möchte; und drittens macht sich das jetzt noch sehr gut, weil mein Enkel Heinrich noch unverheiratet ist. Denn wenn der erst einmal geheiratet hat, weiß ich nicht, ob ich noch im Kieler Schlosse unterkommen kann." Somit wurde das Programm geändert. Begleitet von dem Prinzen Wilhelm, traf der Kaiser am Abend des 2. Juni in Kiel ein und vollzog am folgenden Tage persönlich die Grundsteinlegung des Kanals, der nach ihm heute mit Recht den Namen trägt. Allein bei der Feier in Holtenau war der Kaiser längere Zeit mit entblößtem Haupte dem heftig wehenden Winde preisgegeben. Er zog sich dadurch eine bei seinem Alter sehr bedenkliche Erkältung zu, die er nicht mehr überwunden hat. Denn wenn er auch, krank nach Berlin zurückgekehrt, nach längerer Zeit das Bett wieder verlassen durfte, so gewann er doch die alte Widerstandskraft nicht mehr wieder.

Dazu kamen die schmerzlichsten Gemütsbewegungen. Den Kronprinzen, der noch bei der Verlobungsfeier seines Sohnes, des Prinzen

Heinrich, in Kraft und ſtrahlender Manneſchöne heiter unter den erlauchten Gäſten gewaltet hatte, ergriff ein tückiſches Kehlkopfsleiden. Monate vergingen zwiſchen Bangen und Hoffen, bis, ſchmerzvoll verhüllten Antlitzes, die Hoffnung von ihm wich. Am 13. Juni hatte der Kronprinz ſich von ſeinem noch krank daniederliegenden kaiſerlichen Vater verabſchiedet, um mit ſeiner Familie an dem Regierungsjubiläum der Königin von England teilzunehmen; von dort war er nach dem



Kaiſer Wilhelm, 90 Jahre alt.

milden Süden, nach San Remo an der Riviera, gegangen. Hier aber griff das Leiden ſo verderblich um ſich, daß am 9. Februar 1888 ein chirurgiſcher Eingriff zur Öffnung der Luftröhre notwendig wurde. Herzerſchütternd waren die Klagen des ſchwergebeugten greiſen Kaiſers um den einzigen Sohn. Im Wachen wie in ſeinen Träumen verlangte er nach ihm. In der Sorge des väterlichen Herzens drängte es ihn, an das Schmerzenslager des Sohnes nach Italien zu eilen. Auf das rührendſte bat er ſeinen Leibarzt, den Generalarzt von Lauer, ihn nach San Remo reiſen zu laſſen. Und als deſſen Aſſiſtent dorthin geſendet

wurde, bat der Kaiser ihn dringend: „Bitte, nehmen Sie mich mit! Ich will Ihnen unterwegs keinerlei Sorgen machen; ich will ein geduldiger Reisegefährte sein.“ Aber ein Herrscher gehört nicht sich selber. Mit Entschiedenheit sprachen sich die Ärzte gegen die Reise mitten im rauhen Winter aus.

Da erschütterte den greisen Kaiser noch ein anderer Schlag. Sein Enkel, Prinz Ludwig von Baden, wurde am 22. Februar 1888 in hoffnungsreicher Jugendblüte durch eine Lungenentzündung plötzlich dahingerafft. Lauer fiel die traurige Aufgabe zu, es dem Kaiser mitzuteilen. Er begann teilnahmsvoll von einer Verschlimmerung der Krankheit des Prinzen zu sprechen. „Sagen Sie mir alles“, unterbrach ihn der Kaiser, „mein Enkel ist tot?“ Lauer gab keine Antwort. Da rief er klagend aus: „O, meine arme Tochter! Meine arme Tochter!“ Die Thränen brachen ihm aus; er ging in sein Schlafzimmer und weinte dort lange Zeit in ergreifendstem Schmerze.

Mit unentrinnbarer Gewalt erfaßte ihn jetzt die Ahnung, daß er auch den geliebten, rettungslos leidenden Sohn nicht wiedersehen würde; und der Seelenschmerz erschütterte die Widerstandskraft des immer noch nicht ganz genesenen Leibes. Er entsandte des Kronprinzen ältesten Sohn, den Prinzen Wilhelm, dem Vater in seinem Leide Trost zu bringen. Aber als Prinz Wilhelm von San Remo zurückkehrte, wo der Kronprinz mit wahrer Seelengröße gegen die übermächtige Krankheit standhielt, fand er auch den Kaiserlichen Großvater auf das Sterbelager gesunken.

Fast hatte es scheinen wollen, als wenn die eiserne Gesundheit Kaiser Wilhelms, die er durch seine spartanisch-einfache und regelmäßige Lebensweise bis in die höchsten Jahre sich erhalten, noch einmal über die tiefen seelischen Erschütterungen dieser Tage obsiegen werde. Das Nierenleiden, an dem er seit dem Sommer litt, ließ ein wenig nach: am Sonnabend, den 3. März, konnte er wieder in gewohnter Weise um die Mittagszeit sich der zu Tausenden vor dem Palais versammelten Volksmenge am Fenster zeigen und an den huldigenden Grüßen seines treuen Volkes sich erfreuen. Auch am Montag hörte er noch in großer geistiger Frische Vorträge und erledigte verschiedene Regierungshandlungen. Der Dienstag war weniger gut, gab jedoch zu ernsten Besorgnissen noch keine Veranlassung. Allein in der folgenden Nacht zog der hohe Leidende sich eine neue schwere Erkältung zu: seine Herzensgüte brachte die Katastrophe.

Der Leibarzt hatte angeordnet, daß bei dem Kaiser während der Nacht stets einer der Kammerdiener wachen sollte. Aber wenn der hohe

Kranke seinen treuen Diener — sie waren alle mit ihm alt geworden — mit dem Schlafe ringen sah, so schickte er ihn trotz aller Einwendungen ins Bett. „Ich werde mir meinen Thee schon selbst zubereiten", beruhigte er den Zögernden — und blieb allein. In der verhängnisvollen Nacht nun nötigte das Leiden, an dem er litt, den Kaiser aufzustehen. Allein dies ohne Hilfe zu thun, reichten seine Kräfte nicht aus: er sank vor dem Bette auf den Teppich nieder und blieb hilflos liegen, ohne sich selbst aufrichten und das Lager wieder erreichen zu können. Erst nach längerer Zeit fand ihn der unruhig nachsehende Diener in dieser Lage, brachte den Kaiser nun rasch in das Bett zurück und ließ ohne Verzug den Dr. von Lauer rufen. Der Arzt täuschte sich keinen Augenblick über die hohe Gefahr, in welcher der Kaiser schwebte. Die Erkältung war eine so schwere, daß auf der Stelle die bedenklichsten Symptome sich zeigten. Der Puls ging rapide in die Höhe und zusehends traten Erscheinungen hinzu, die eine schnelle Katastrophe befürchten ließen. Noch in der Nacht trat das ärztliche Konzilium zusammen; aber es vermochte an der Lage nichts zu ändern und trug nur Sorge, den Mitgliedern der Königlichen Familie, zumal der Großherzogin von Baden Kenntnis zu geben und sie auf den voraussichtlich traurigen Ausgang vorzubereiten.

Die Sorge um den kaiserlichen Großvater, an dem er mit tiefster Seele hing, hatte den Prinzen Wilhelm nur wenige Tage in San Remo verweilen lassen. Am Mittwoch Morgen traf er wieder in Berlin ein. Zu wiederholten Malen im Laufe des Tages ließ der kranke Kaiser den Prinzen an sein Bett rufen und sprach mit ihm eingehend über das Befinden des Kronprinzen, das der Hoffnung nicht mehr Raum ließ, und dann auch über politische und militärische Angelegenheiten. Denn der greise Kaiser, dessen Herzen Prinz Wilhelm immer besonders nahe gestanden, der große Menschenkenner, der von der scharf treffenden Einsicht und Thatkraft des Prinzen die günstigste Meinung hegte, sah in dem klaren Bewußtsein seines nahen Endes in dem lebensfrischen Enkel schon seinen Nachfolger.

Am nächsten Morgen (8. März) traf nach langer Nachtfahrt auch die Großherzogin Luise, des Kaisers schwergebeugte Tochter, mit ihrem Gemahl in Berlin ein. Mit inniger Rührung sprach der Kaiser mit ihnen von dem heimgegangenen Prinzen Ludwig und von dem fernen Kronprinzen, dabei auch „seines eigenen Kranken- und fast Sterbebettes" gedenkend. Aber nach der sehr unruhigen Nacht hatte sich die schon am Mittwoch bemerkbare Abnahme der Kräfte noch gesteigert, die Eßlust war noch mehr

gesunken. Jetzt war auch in die Stadt die Kunde gedrungen, daß das Leben des Kaisers in Gefahr sei, und eine bang schweigende Menge von Zehntausenden sammelte sich vor dem Palais, angstvoll einer Nachricht harrend.

Am Mittag ließ der Kaiser den Fürsten Bismarck rufen, besprach mit ihm die politische Lage und richtete Worte der Anerkennung und des Dankes an ihn. Dann begannen die Gedanken sich zu verwirren. In der Meinung, daß es Prinz Wilhelm sei, der sich über sein Bett beuge, sagte er zu Bismarck: „den Kaiser von Rußland mußt du nur recht rücksichtsvoll behandeln; das wird nur gut für uns sein." Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „das hast du gut gemacht!"

Das Schlafzimmer des Kaisers, mit dem Bibliothekszimmer durch einen kurzen Gang verbunden, lag nach dem inneren Hofe des Palais. Dem einzigen Fenster des kleinen Gemaches gegenüber in einer Nische der Wand stand das Bett des Kaisers. Hier war um den Kaiser die Königliche Familie versammelt, Bismarck, Moltke, die General-Adjutanten und mehrere der obersten Hofchargen. In schonendster Weise fragte man, als um halb 5 Uhr drohende Symptome sich einstellten, den Kaiser, ob er nicht den Oberhofprediger Kögel sehen wollte. „Ach ja", erwiderte er, „es ist ja die Zeit der nachmittäglichen Gottesdienste". Als Kögel erschien, sprach er dem von der Erde sich losringenden Kaiser einige Kernstellen der christlichen Zuversicht vor: „Ob ich schon wandere im finsteren Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab tröstet mich." „Das ist schön!" bestätigte der Kaiser. Nach einer Pause fuhr der Geistliche fort: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer." „Das ist schön!" bestätigte der Kaiser wiederum. Dann fuhr der Oberhofprediger fort: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein. — Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. — Christus ist die Auferstehung und das Leben." „Das ist richtig!" sagte der Kaiser. Noch andere Kernworte, wie Jesaias 14,27 — Römer 5,1 — 1. Joh. 1,7 — Römer 14, 7—9 sprach der Geistliche vor; dazwischen fügte er Liederverse, wie sie dem Kaiser lieb waren: „Wenn ich einmal soll scheiden — Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. — Mach' End, o Herr, mach' Ende!" „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren", fuhr der Oberhofprediger fort, „wie du gesagt hast; denn meine Augen haben

den Heiland gesehen." Die Großherzogin von Baden fragte den Kaiser, ob er es verstanden habe. Mit leiser Stimme wiederholte er: „Meine Augen haben den Heiland gesehen." Dann nach einer langen Pause sagte er: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen!" Wieder nach einer Weile sprach er wie im Traume vor sich hin: „Wir wollen eine Erbauungsstunde einrichten." Und wie aus dem Traume erwachend, setzte er hinzu: „Ich habe einen Traum gehabt: es war die letzte Feier im Dom."

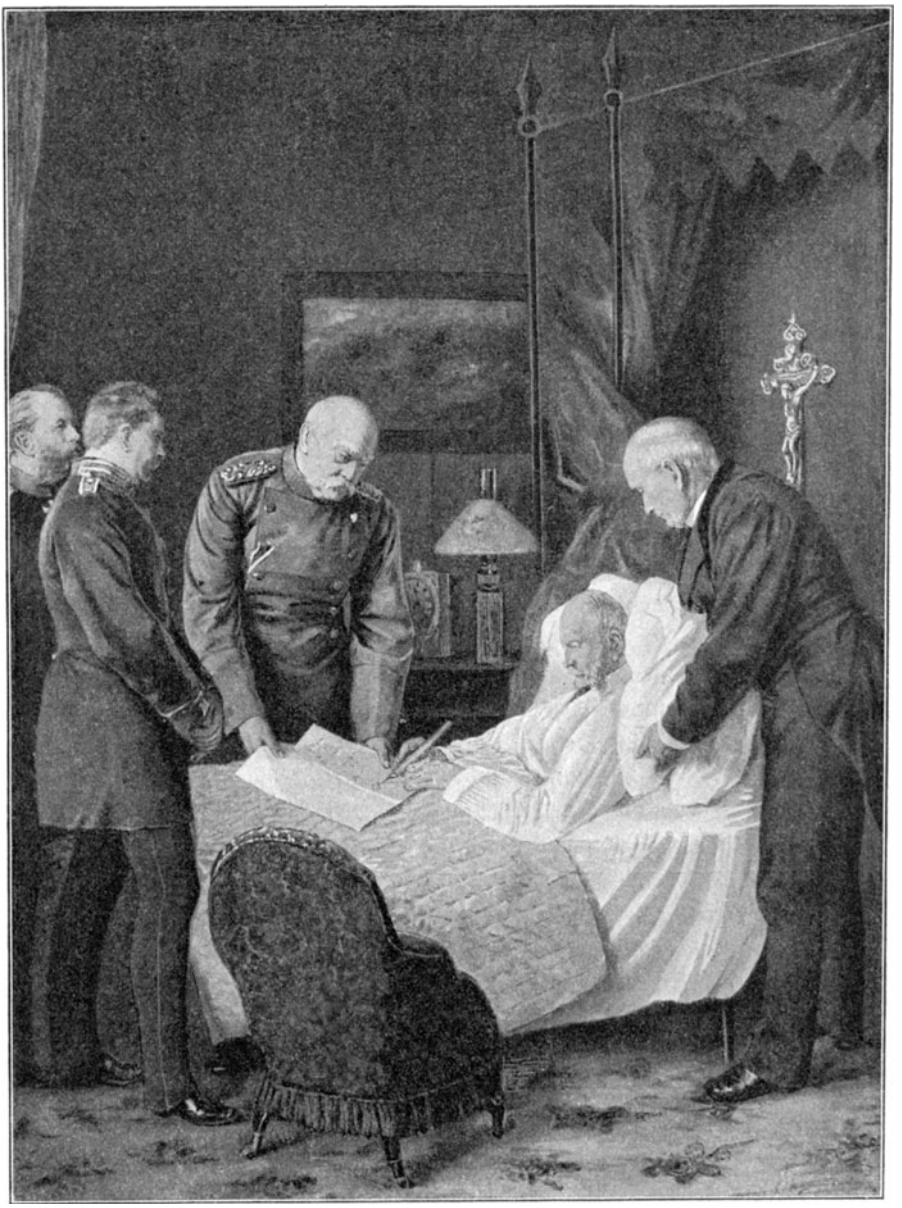
Da trat gegen halb 6 ein Augenblick großer Schwäche ein, der das äußerste befürchten ließ. Allein nach einer Weile erholte sich der Kaiser wieder etwas. Er erkannte die Anwesenden wieder und fragte nach Moltke. Dann ließ er den Prinzen Wilhelm dicht an sein Bett herantreten und sprach mit deutlich vernehmbarer Stimme, immer mit Regierungssorgen beschäftigt, zu ihm von der Armee und von dem Preußenvolke, von den Bündnissen des Reichs, von möglichen Kriegen und von einzelnen militärischen Einrichtungen, die ihn in der letzten Zeit beschäftigt hatten. Die Großherzogin von Baden bat ihn, sich nicht zu sehr anzustrengen, da das anhaltende Sprechen ihn müde machen müsse. Allein der Kaiser antwortete: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein!" Das waren die letzten zusammenhängenden Worte, die Kaiser Wilhelm sprach: giebt's eine schönere Devise für sein langes, pflichttreuester Arbeit gewidmetes Leben?

Sichtlich sanken im Laufe des Abends die Kräfte des Kaisers wieder. Nur in abgebrochenen Worten sprach er, einzelne Namen nennend, von den Truppen und von Erinnerungen aus den Feldzügen. Die Nacht brachte keine Ruhe; gegen Morgen wurde der Puls immer schwächer und das Atmen schwerer; das Bewußtsein verdunkelte sich und setzte zuzeiten ganz aus. Auf die Meldung davon versammelte sich schon vor 4 Uhr morgens am Freitag, den 9. März, die Königliche Familie um das Sterbelager. Die Kaiserin saß vor dem Bette, die linke Hand ihres Gemahls zwischen den ihrigen haltend; am Fußende angesichts des von der Erde sich losringenden Helden stand Prinz Wilhelm. Die Großherzogin Luise richtete von Zeit zu Zeit kurze Fragen an ihren Kaiserlichen Vater; aber sein Ohr schien sie nicht mehr zu vernehmen. Nur ab und zu bewegten sich seine Lippen; aber man vernahm nur undeutliche Worte. Von Schmerzen war der Sterbende frei; von Zeit zu Zeit hellte sich das Bewußtsein auf. „Ich harre des Herrn", betete der Oberhofprediger, „meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort." „Es war schön!" sagte der Kaiser ganz leise. Dann nach einer Weile

schlug er die Augen auf; einen langen klaren Blick richtete er auf die Kaiserin; dann schloß er die Augen, um sie nicht mehr zu öffnen: sein letzter Blick hatte der treuen Gefährtin seines Lebens gegolten. Der Morgen schaute trüb herein. Die Atemzüge des von hinnen strebenden Kaisers wurden immer kürzer: die Anwesenden sanken um das Sterbelager auf die Kniee; man hörte ein tiefes Aufseufzen — es war um 8 Uhr 28 Minuten — und unter ihren Gebeten hatte die große Seele Kaiser Wilhelms sich losgerungen; ohne Todeskampf war sie eingegangen zum ewigen Frieden. Mit stillem Gebet geleiteten sie die enteilende; dann traten sie heran und küßten, Abschied nehmend, dem dahingeschiedenen Kaiser wehmütig die erkaltende Hand.

Kopf an Kopf, nach Tausenden zählend, stand seit dem frühen Morgen draußen eine dicht gescharte Volksmenge vor dem Palais. In lautlosem Bangen harrte sie den Nachrichten über das Befinden des geliebten Herrschers. Da sank die Königliche Purpurstandarte auf dem First des Daches leise auf Halbmast. Wie ein Aufschluchzen ging es durch die Menge; alle nahmen die Hüte ab; manchem starken Mann rannen die Thränen über die Wangen. Die Glocken in der Stadt schlugen an, das Sterbegeläut beginnend; und wortlos im tiefsten Schmerze zerstreute sich die Menge. Wie öde erschien die Welt, nun der Kaiser nicht mehr bei ihnen war!

Um Mittag trat der Reichstag zur Sitzung zusammen. Gleich nach Beginn derselben erschien der Fürst Bismarck, den die letzte Unterschrift, die der heimgegangene Kaiser am 7. noch mit zitternder Hand gegeben, zur Schließung des Reichstags ermächtigte. In sichtlich tiefer Bewegung nahm der Reichskanzler das Wort; in ernstem Schweigen erhob sich das ganze Haus. Mit Thränen im Auge machte er dem Hause die amtliche Mitteilung von dem Heimgange des großen Kaisers, von dem unersetzlichen Verluste, den das Reich erlitten. „Es steht mir nicht zu", begann er mit vor Schmerz bebender Stimme, „von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dazu kein Bedürfnis; denn die Gefühle, die mich bewegen, die leben in dem Herzen eines jeden Deutschen." Und Fürst Bismarck schloß, oft vor innerer Erschütterung inne haltend und laut aufschluchzend, mit dem herrlichen Nachruf: „Die heldenmütige Tapferkeit, das hochgespannte nationale Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert



Die letzte Unterſchrift.

Nach dem Gemälde von P. Beckert.

waren — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, das der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat. Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue treu bewahrt wird."

Als Fürst Bismarck geendet, lehnte er sich, die Hand vor das schmerzvoll zuckende Gesicht haltend, in seinen Sessel zurück. Ein tiefes Schweigen, eine lange lautlose Pause folgte. Dann schloß der Präsident des Reichstages von Wedell-Piersdorf mit dem Worte „Keines Menschen Mund kann dem Schmerze Ausdruck geben, der ganz Deutschland erfüllt" die Sitzung.

In kurzer Frist trug der Telegraph die Trauerbotschaft zu den Enden der Erde. Die Volksvertretungen aller befreundeten Staaten, auch die Schweiz, schlossen beim Eintreffen der Trauerkunde alsbald ihre Sitzungen. Alle politische Erörterung schwieg unter dem schmerzlichen Eindrucke. Eine heilige Stille, gleichsam ein Gottesfrieden legte sich für den Sterbetag des großen Kaisers über Europa. Das war eine stille Huldigung, dem tiefsten Herzen der Völker entquellend, wie sie nie einem lorbeerbekränzten Eroberer zu teil geworden ist. Und in unzähligen Trauerkundgebungen der Fürsten und Völker offenbarte sich dann die Teilnahme der ganzen Welt.

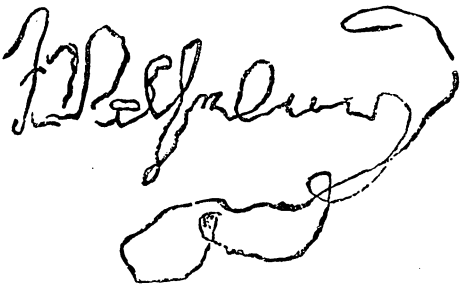
Zur Mitternacht des 11. März wurden die sterblichen Reste des großen Kaisers in feierlichem Zuge von seinem Palais nach dem Dom überführt. Hier fand die Ausstellung vom 13. bis 15. März statt. Ein fast freundlicher Zug tiefen Friedens lag auf den bleichen Zügen des hohen Entschlafenen, während alle die Tausende in ununterbrochenem Strome an dem Purpursarge, ihren so über alles geliebten Kaiser noch ein letztes Mal zu sehen, vorüberzogen.

Am 16. März fand im Dome die Einsegnung der Kaiserlichen Leiche und dann nach dem Trauergottesdienste die feierliche Beisetzung statt. Es war der imposanteste Zug, den Berlin je gesehen, der sich die Linden und dann die Charlottenburger Chaussee hinab entwickelte. Zunächst hinter dem Sarge folgte, da den aus San Remo herbeigeeilten Kaiser Friedrich sein schweres Leiden zurückhielt, Prinz Wilhelm, jetzt Kronprinz. Vertreter aller Fürstenhäuser und Staaten Europas schlossen sich ihm an, denen die Minister und die höchsten Diener des Staates folgten. Und zu den Seiten gab eine unabsehbare Volksmenge in Trauerkleidung dem zu den Eltern heimkehrenden Kaiser das letzte Ge-

leit. Die tieftraurigen Mienen, die zitternde Erregung, die thränenfeuchten Gesichter zeigten, wie tief der Schmerz war, der aller Herzen erfüllte. Von allen Kirchen tönte das Glockengeläut herab, dumpf von Kanonenschüssen unterbrochen: so zog der Kaiser die alte Siegesstraße jetzt zum letztenmal hinab. Am Brandenburger Thor rief Berlin den letzten Abschiedsgruß ihm zu: Vale senex Imperator! Bei der Siegessäule lösten sich dann die dem Sarge vorangetragenen Reichsinsignien von dem Trauerzuge ab, um nach dem Schlosse zurückgeleitet zu werden. Jetzt nahmen, zu den Seiten der Chaussee aufgestellt, die Reihen der Garde-Regimenter die sterbliche Hülle ihres ruhmgekrönten Kriegsherrn in ihre Mitte auf: die Garde, sein Schirm und Schutz in den Stunden der Gefahr, sein Stolz und seine Freude in den Jahren des Friedens, bis zum Schluß auf seinem letzten Gange durfte sie ihrem Kaiserlichen Führer das Geleit geben, bis am Ende der düsteren Tannen-Allee die Pforten des Mausoleums sich ihm öffnen und der Sarg zu den Füßen seiner Mutter, der Königin Luise, niedergesetzt wurde. So hatte es der Kaiser selbst bestimmt: wo er in schweren Stunden Trost gefunden, da wollte er ausruhen von der Unruhe dieser Zeit.

In unserem Herzen aber lebt Kaiser Wilhelms hohes Bild in lichtem Glanze fort. Dem Wohle seines Volkes hatte er sein Leben geweiht; darum gewährte ihm Gott, was er als Lebensaufgabe sich gesetzt, voll zu erreichen und ein reiches Leben voll auszuleben. Und die dankbare Erinnerung schmückt ihn darum mit einer dreifachen Krone: der goldenen des erhabensten Amtes, der silbernen des ehrwürdigsten Alters und der grünen Lorbeerkrone des höchsten Ruhmes.

„Wann wird wieder solch ein Fürst das Diadem adeln?"



Faksimile der letzten Unterschrift Kaiser Wilhelms.

= Dritte = **Spamers** völlig neugestaltete Auflage.

Illustrierte Weltgeschichte.

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung von

Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. Ferd. Roesiger,
Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel

neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel.



Karl V. (nach Tizian).

10 Bände.

Geheftet je 8 M. 50 Pf.

In Halbfranz gebunden je 10 M.

Auch in 170 Lieferungen zu je 50 Pfg., oder 340 Heften zu je 25 Pfg. beziehbar.

In der dritten, völlig neugestalteten Auflage von Spamers illustrierter Weltgeschichte hat sich den nicht allzu zahlreichen guten Werken, welche wissenschaftliche Gründlichkeit mit wahrhaft populärer, d. h. allgemeinverständlicher und zugleich anregender Darstellung vereinen, ein neues hinzugesellt, das ganz dazu angethan ist, auf seinem Gebiete alle ähnlichen Erscheinungen in Schatten zu stellen und einen hervorragenden Platz in jedem Hause, in jeder Familienbibliothek einzunehmen. Klar und übersichtlich, in schöner Sprache und fesselnd, bringt sie nicht nur die Geschichte der einzelnen Länder und Völker, sondern auch deren politische und geistige Beziehungen zur Anschauung. Die Kulturgeschichte ist in ausgiebigster Weise berücksichtigt. Religion und Kunst, der Stand der Wissenschaft und Bildung, Leben und Sitten, all dies wird in lichtvoller Schilderung vorgeführt.

Zu diesen Vorzügen des textlichen Inhaltes gesellt sich eine **Illustration**, die an äußerer Pracht und innerem Wert ihresgleichen sucht. Nicht weniger als 4000 Nummern zählen die Text-Illustrationen; durchaus sachgemäße, nach auserlesenen Vorlagen unter Anwendung aller Hilfsmittel moderner Kunsttechnik ausgeführte Abbildungen, als: ausgezeichnete lebenswahre Porträts nach den besten gleichzeitigen Aufnahmen, Gemälden oder Stichen, vollkommen genaue Nachbildungen wichtiger und interessanter Handschriften und Dokumente, historisch getreue Darstellungen denkwürdiger Ereignisse der Geschichte nach Gemälden hervorragender Meister aller Zeiten und Länder, gute Reproduktionen bedeutsamer Kulturdenkmale, geschichtlich wichtiger Bauwerke, von Orten und Stätten, Altertümern; ferner Karten, Pläne, Tabellen und vieles andre; dazu kommen noch über 300, zum Teil in Farbendruck ausgeführte Beilagen und Karten oft größten Formates, so daß die Gesamtausstattung mit Fug und Recht als eine musterhafte und glänzende bezeichnet werden darf. Unschätzbar geradezu ist dieses so reich gebotene und dabei doch sorgsam ausgewählte Anschauungsmaterial für die Erreichung lebendigen Verständnisses.

So charakterisiert sich die Spamersche Weltgeschichte zugleich als ein Werk **von eminentem Werte als Bildungsmittel** und als ein **Prachtwerk**, das jeder Bücherei zur Zierde gereicht. Der Preis von **10** Mark pro Band ist in Anbetracht der Schönheit des Werkes staunenswert billig.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Leixners

illustrierte

Deutsche Litteraturgeschichte

4. Auflage.

Mit
55 zum Teil farbigen
Beilagen
und
423 Abbildungen
im Texte.



Schiller.

4. Auflage.

135 Druckbogen gr. 8°
mit 1080 Seiten.

Preis:
Geheftet **16** M.
In Prachteinband **20** M.

Leixner besitzt alle Eigenschaften, die den Litterarhistoriker auszeichnen: eine umfassende Beherrschung des mächtigen Stoffes und hervorragende Belesenheit, ein selbständiges, sichergehendes Urteil und eine glanzvolle, abgerundete Darstellung. Sein ästhetisches Urteil ist auf der Erkenntnis begründet, daß die höchsten Schöpfungen der deutschen Litteratur den Einklang der Schönheit der Form und der höchsten, edelsten Sittlichkeit zeigen, sein kritischer Sinn auf Hervorhebung des Idealen, Bleibenden, Tiefen vor dem bloß äußerlich Glänzenden gerichtet — gewiß eine hohe Auffassung, die an sich schon dieses Werk **ganz besonders zur Einführung in die Kenntnis der Litteratur geeignet** erscheinen läßt. **Auf die neuere Litteratur ist die größte Sorgfalt verwendet.** Besondere Hervorhebung verdienen zumal die letzten Abschnitte, in denen Leixner die geistigen Strömungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart kennzeichnet und die Jungen und Jüngsten schildert. Die Verlagsbuchhandlung hat ihrerseits der Ausstattung des Werkes die größte Sorgfalt gewidmet und keine Kosten gescheut, um durch eine mit allen Mitteln der modernen Kunsttechnik hergestellte möglichst vielseitige **Illustrierung** der Leixnerschen Litteraturgeschichte den Ruf der Gediegenheit und Vornehmheit zu sichern. **Der Bilderreichtum ist hinsichtlich der Auswahl, wie der Güte der einzelnen Vorlagen unübertrefflich.** Leixners Litteraturgeschichte ist also ein vortreffliches Bildungsmittel und dabei eine genußreiche Lektüre, sie ist zugleich **ein Prachtwerk edelster Art,** das jeder Bücherei zur Zierde gereicht.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

SPAMERS

GROSSER

HAND-ATLAS

150 Kartenseiten

nebst alphabetischem Namenverzeichnis

Hierzu **150 Folio-Seiten Text**

enthaltend eine geographische, ethnographische und statistische Beschreibung aller Teile der Erde, bearbeitet von Dr. A. Hettner, a. o. Prof. a. d. Universität Leipzig.

Im Text ca. 600 topographische, physikalische, ethnographische, historische und statistische Karten und Diagramme.

Geheftet 16 M. — Elegant gebunden 20 M.

Mit diesem HAND-ATLAS ist zu wirklich billigem Preise ein Kartenwerk geschaffen, das nicht nur gelegentlich als Nachschlagewerk dienen, sondern zugleich ein **Bildungsmittel von dauerndem Werte** sein soll, das man **jederzeit** mit Interesse zur Hand nehmen kann. Die sonst nirgends gebotene Vereinigung der Karten eines grossen Hand-Atlas mit einem von einem ausgezeichneten Fachmanne bearbeiteten **Abriss der Geographie** und mit **Hunderten von kleineren Detail- und Übersichtskarten** ist in ganz besonderem Maasse geeignet, anregend und instruktiv zu wirken, und dürfte für viele, ja die meisten, den Besitz eines derartigen Werkes erst wirklich fruchtbringend gestalten.

Verlag von OTTO SPAMER in Leipzig.